Axel Kabbe

Gottes Geheimnis über meiner Hütte

Roman

AMERICAN FOUNDATION
FOR THE BLIND INC.

C.1

Arel Lübbe

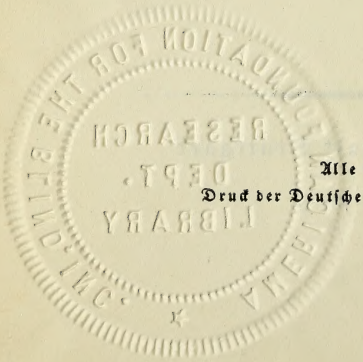
Gottes Geheimnis über meiner Hütte

Roman

Deutsche Verlags-Anstalt Stuttgart
Berlin und Leipzig
1923

AMERICAN FOUNDATION FOR THE BLIND, INC. RESEARCH DEPT. LIBRARY

HV2345
L
cop.1



*

Alle Rechte vorbehalten

Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart

Für Paula
gedichtet als Dank

Vorzeichen

Die Sonne, die als unermeßliches Gold auf Kornfeldern liegt und Händen erntender Menschen; die, abprallend am Waldhorn eines Wandermusikanten überland stürzt mit wehtuender Schnelle wie ein weißblitzendes Mittagsgespenst; die in den Wunden der Tiere brennt als dunkles Feuer; die vom Wege die Kinder treibt zum Schlaf unter schlafende Büsche und den Staub zum Spiele versammelt in abgeblendeten Stuben — die Sonne ist plötzlich im Traum eines alten alten Mannes.

Da öffnet der weit die Augen und ist so erschrocken wie noch nie in seinem Leben. Er weiß gar nicht, wer er ist und wo er ist. Wie vom Traum geblendet ist er; wie einer, der in die dunkle Wirklichkeit nicht mehr hineinwollte. Und nun ist er doch wieder da. Da ist wieder der Schrank mit der bemalten Tür und der Jahreszahl 1777; da die Bank, drauf er nicht mehr sitzen kann; der Tisch mit Speisen, die er nicht mehr essen kann; der schwedische Herd, der noch immer fremd aussieht; und die Standuhr seines Vaters, die aus Deutschland mitgebrachte, drauf er die Zeit nicht mehr erkennt. Aber wie er sich abwendet

von diesen Dingen, sieht er im Fenster den Schein der Felder, der bekannten Felder, die im Mittag schimmern wie das Haar seiner Enkel, und nun erinnert er sich, daß sie alle draußen sind um zu ernten. Er ist allein. Doch er weiß nun wieder: er ist Großvater Holl und hat soeben noch etwas Wichtiges vorgehabt. Oder war es im Traum? Oder ist er schon Urgroßvater? Ururgroßvater vielleicht von Männern, die er nicht mehr kennt, die ihn nicht mehr kennen, die nicht mehr wichtig nehmen, was er ihnen sagen muß?

Sagen muß! Jetzt weiß er es wieder: er muß denen, die seinen Namen tragen, etwas Wichtiges sagen. Er spürt plötzlich eine große Kraft in sich. Er erhebt sich und steht. Ohne Stock steht er heute und denkt: was die anderen für Augen machen würden, wenn sie sähen, wie ich ohne Stock stehen kann! Aber niemand ist da. Er muß hinaus zu ihnen. Er muß eine Mütze sich aufsetzen und hinaus zu ihnen. Seine Mütze hängt an einem Wandnagel, doch das hat er vergessen. Er geht an den Schrank, öffnet, bückt sich, kramt, sucht, und findet mit plötzlicher Freude eine alte, längst vermißte Pelzmütze. Er denkt nicht daran, daß es heute ein heißer Sommertag ist. Er setzt die Pelzmütze auf und geht zur Tür. Nun nimmt er doch einen Stock. Nicht seiner Schwäche wegen. O nein! Er fühlt sich heute wie einer, der mithelfen könnte bei der Ernte. Aber da draußen, wenn man die Tür öffnet, wird man so geblendet, daß man leicht den Weg verfehlen könnte ohne Stock.

Es ist ein seltsamer Tag. Vor lauter Licht sieht man fast nichts vom Dorf. Wären nicht die dunklen Fensterlöcher, könnte man Weg und Wand kaum unterscheiden. Nichts was sich regt ist zu sehen. Eine weiße Katze huscht

dicht vor dem Alten dahin, und das bedeutet Unglück, aber er sieht es nicht. Er geht und geht und ist ganz glücklich, weil er sich heute so stark fühlt. Irgend etwas Gefährliches spürt er wohl in diesem Licht, irgend etwas, das unsicher macht und die Gedanken fortnehmen könnte, aber er findet trotzdem den Pfad, der ins Freie führt, und nun zwischen dem Wachsenden wird er gehen können wie ein junger Mensch. Die Seinen werden Augen machen!

Er beginnt eben, zu überdenken, was er den Seinen sagen wird und wie er es ihnen sagen wird, da bemerkt er seinen Schatten und lächelt. Er erkennt, wie groß und stark sein Schatten noch ist, und deshalb lacht er vor Freude. Jaha, er ist ein Kerl! Er vergißt, weshalb er hier geht und wohin er geht und denkt nur daran, was für ein Kerl er ist. Er ist der größte im Dorf. Es ist zwar kein anderer Schatten da auf dem Wege, daran er dies beweisen könnte, aber solches zu beweisen ist unnötig. Das weiß jeder. Wirklich so ein Schatten, so ein großer Schatten ist doch ein Segen! Und soll einst Grund gewesen sein zu Sorge und Flucht? Vielleicht. Doch das ist lange her. Jetzt ist er hier und geht nach seinem Willen. Lange schon. Ist für immer entwichen den Werbern des preußischen Königs . . . wie hieß er doch? Der Erste oder der Zweite, Friedrich oder Wilhelm oder gar beides, nun das ist jetzt unwichtig. Er, Großbauer Holl, ist für immer entwichen diesem König, der Jagd machen ließ auf die langen Kerle. Es war ja nicht lustig, daß er damals fort mußte aus dem Land, wo man deutsch spricht und verstanden wird; daß er seines Heimathafens Türme und Tore und den Strandweg zum Strohdach, drunter er geboren, nie wiedergesehn hat und vielleicht nie wiedersehn wird, aber ist das ein Unglück? Ist das ein Unglück,

wenn man dafür hinausgehen darf jetzt aufs eigene Feld, wo Sohn und Enkel ernten? Sieht man es solchem Feld etwa an, ob es schwedisch ist oder deutsch? Aha, so wird er es ihnen sagen, ihm, der Heimweh hat, und den jüngeren, die Wunder sich erhoffen dort hinter der Ostsee im deutschen Land. So wird er es ihnen sagen: Ist Acker nicht Acker, Arbeit nicht Arbeit, Ernte nicht Ernte, einerlei, ob hier oder dort? Hat der Mensch seine Heimat nicht überall, wo er etwas vollbracht hat?

Der Alte bleibt stehen, als habe er die Frage laut an jemand gerichtet, und ist nun verwundert, weil niemand antwortet, weil weit und breit niemand zu sehen ist, der antworten könnte. Wo sind denn die Seinen? Nun ist er doch schon ein ganzes Stück gegangen und spürt wieder so etwas wie Schwäche und sieht immer noch nichts von den Erntenden. Hier müssen doch die Felder liegen, die ihm gehören, oder — täuscht er sich?

Rings, soweit der Blick reicht, bewegt sich reifer, leise rauschender Roggen. Das wogt und rauscht: schwindelerregend fast! Da unten liegt das Dorf. Da oben ist die Sonne. Und hier ist der Schatten des großgewachsenen Mannes, der zur Erntezeit, zur Mittagszeit auf fremdem Feld steht, mit einer Pelzmütze, fröstelnd, alt, zu alt vielleicht . . . Nein. Solche Gedanken müssen abgewehrt werden. Es kommt jetzt nur drauf an, nicht lächerlich zu erscheinen. Er hat wirklich Glück, daß niemand da ist, daß niemand sieht, wie er sich verirrt hat am hellen Tage und eine Pelzmütze trägt im Sommer! Er nimmt die Mütze ab und schleudert sie ins Korn. Aber nun ist die Sonne auf seinem Haupt, als wolle sie es zur Erde drücken, und er denkt auch daran, daß er keine Haare mehr hat. Er holt also mit seiner Stockkrücke, obgleich es Atem kostet,

die Mütze aus dem Korn wieder heraus und setzt sie auf. Er wird sie erst abnehmen, wenn er in die Nähe der anderen kommt. Er wird jetzt in anderer Richtung gehen. Er müßte zwar ausruhen, könnte jedoch einschlafen und zum Gespött derer werden, die ihn dann fänden. Also weiter in anderer Richtung, weiter auf einem Rain zwischen diesen Feldern ...

Mühseliger ist das Gehen da, viel schwerer, als auf dem Wege; doch Gott sei Dank! entstammt er einem Geschlecht, drin jeder zu Ende führt, was er sich vorgenommen! Und er hat sich vorgenommen, ohn' Verweilen Sohn und Sohnessohn aufzusuchen und ihnen zu sagen, sie sollen im Land bleiben, wo sie grad ernten; sie sollen nicht, wie beschlossen, ins Ungewisse übersiedeln aus Sehnsucht oder gar Abenteuerlust; nicht den Acker hier, der Brot geben kann für ungezählte Sohnessöhne, zu Geld machen, um damit sich anzukaufen in Deutschland, wo die Zeit gerade günstig sein soll zum leben. Wer kann wissen, was daran wahr ist? Wer kann etwas wissen und sagen über Gunst, Zeit und Leben? Ist Leben nicht Leben, Ernte nicht Ernte, einerlei, ob hier oder dort?

So weit gehen die Gedanken mit dem Suchenden, nun aber wollen sie nicht weiter, weil ein verwirrendes Getön da ist. Eine Melodie ist da im Weiteren irgendwo. Eine Stimme. Ein Musikinstrument. Der Alte bleibt stehen und lauscht. Die Melodie ist fremd. Kein Heimatlied. Die Worte sind schwedisch. Die Stimme die eines Trunkenen: Klang! Ulla, Flaschen sollen — aus unserm Korb, dem übervollen — leer in das Gras hinrollen ...

Großvater Holl wird jetzt ganz zornig. Jetzt weiß er, daß vor ihm Svanekrogen liegt, die Schenke an der Landstraße nach Svedala, und daß er ganz und gar sich

verirrt hat. Grad in entgegengesetzter Richtung hätte er gehen müssen, um die Erntenden zu erreichen! Verwünschte Felder! Ist nicht sein Zu-alt-sein dran schuld, so sind es die Felder. Weil er so lange fern bleiben mußte ihnen und gar nicht mehr weiß, wem sie gehören, und weil sie alle einander gleichen, wenn sie reif sind zur Ernte.

Und fühl den Duft, verflüchtend fein ... klingt es nun hinter ihm, der schon Kehrt gemacht hat und fortstolpert, und dann, langgezogen und traurig: Dein Mittagswein — fließ aus dem Krug ins Helle — beim Fröhlichsein ...

Der Fortwollende bleibt stehn. Trunk und trunknen Sang hat er nie geliebt. Aber ist denn dies ein Trinklied? Singt da ein Nichtstuer, ein Vagabund? Was ist das für ein Sehnen in der Stimme? Was ist das für ein wunderliches Gefühl, stärker als ein Mann, jetzt, da der Anfang wiederholt wird wie eine Bitte: Weile an dieser Quelle ...

Ist da jemand, der mehr weiß als er? Ach, er weiß ja nicht einmal den Weg zu den Seinen auf dem Felde, darauf er ein Leben gelebt! Er sitzt jetzt auf der Kante eines Grenzgrabens. Das Korn ringsum ist das eines Fremden; und auch: was es ihm zuraunt, klingt fremd und fremder. Aber der Singende dort? Ach, nichts mehr wollen ... nichts mehr wollen ... nur immer hören ... hören: Prächtig prangt auf der Aue — was unser Aug am meisten rührt — was unser Aug meist rührt ...

Himmel, wie diese Runde ... jubelt die Stimme, und nun wird dem Lauschenden das Herz so groß; nun werden die Augen so weit und unwichtig; nun kommt die Hand, die nach einem Halm tastet, gar nicht mehr zurück. Ist

man denn noch auf Erden? Himmel, wie diese Runde — sich schmückt mit Blumen aller Art — mit Blumen aller Art . . .

Längst ist die Melodie verklungen, da wird der Lauschende gefunden. Kinder finden ihn. Sie laufen mit erregten Augen ins Dorf und erzählen: Urgroßvater Holl sitze mitten im Kornfeld, habe eine Pelzmütze auf dem Kopf und sähe aus, als sei er tot.

* * *

Eine Viertelstunde vor dem Untergehen legt sich die Sonne wie etwas Prunkendes aufs Königsschloß, und ihr Widerschein tastet nach und nach einiger Bürgerhäuser steil gegiebelte Fenster ab, wobei auch das in ärgerlichen Schlaf verfallne und verkniffne Gesicht eines alten, alten Mannes beleuchtet wird. Nun wird dies warm und rot und fast glücklich, aber der, dem es gehört, reißt es hoch, höher als der Schein ist, und ruft: Zum Donnerwetter!

Er weiß sogleich, daß er der Hofapotheker Zeidel und Stadtrat von Königsberg in Preußen ist, und daß alles, was ihn weckt, ihn zum Ärger weckt. Heute aber ist er besonders ärgerlich. Heute hat er sogar im Traum sich ärgern müssen. Von nichts anderem hat er geträumt als von dem vormittags Erlebten.

Er hat verreisen wollen am Vormittag; nicht aus besonderer Sehnsucht oder zu besonderem Zweck, sondern weil Justine, die Haushälterin, behauptet hat, er sei zu alt für eine Reise mit der Schnellpost — er, der kaum über achtzig ist und außer Hämorrhoiden kein Leiden hat!

Er hat zuerst nur bis Braunsberg fahren wollen zu seinem Stiefsohn, dem Regierungsrat; dann aber, der

albernen Person zum Trotz, einen Besuch seines Sohnes, des Rittergutsbesitzers, beschlossen. Denn das Rittergut Groß-Diepgen liegt im Oberland, im Kreise Wartenberg, und der Weg dorthin ist doppelt so lang, als der bis Braunsberg. Und nun?

Und nun im Schein des Sonnenuntergangs sitzt er, wo er immer saß, an seinem Fenster dem Königlichen Schloß gegenüber. Wer ist schuld daran? Er nicht. Er hat gestern abend schon gepackt und heute früh rechtzeitig begonnen, alles zu ordnen, wie es vor einer längeren Reise sich gehört. Und er weiß genau, daß die Schnellpost um halb elf abgeht. Ihm das zu sagen ist unnötig. Er lebt lange genug in Königsberg. Und was ist nun geschehen? Um halb zehn schon ist Justine gekommen und hat gesagt: Die Schnellpost steht bereits vor dem Hotel de Prusse. Wenn der Herr Stadtrat noch mit will, muß er sich beeilen! Das braucht mir niemand sagen, hat er geknurrt, und nun erst recht gezeigt, daß er Zeit habe. Sämtliche Pfeifen hat er aus dem Pfeifenständer herausgenommen, eine nach der anderen, hat die Perlschnüre daran geordnet, die Köpfe gereinigt und einige mit Tabak gestopft, den er dann, sobald er allein war, wieder herausgeklopft und sorglich gesammelt hat, so daß kein Blättchen verstreut wurde. Als dann das Frauenzimmer abermals erschien, hat er wiederholt, er wisse genau, was die Zeit sei, hat den Kanarienvogel versorgt, die Uhr aufgezogen, den Spucknapf mit frischem Sand gefüllt und schließlich ist ihm die Galle übergelaufen. Da hat er angefangen zu schreien (was, das weiß er nicht mehr), die Justine hat widergeschrien, der Vogel hat angefangen zu singen, und als er mit dem Lineal auf ihn einschlagen wollte, hat er sich selber auf die Hand geschlagen. Nun, da wird er wohl

das Recht gehabt haben, in Zorn zu geraten und das Lineal nach der Justine zu werfen! Er hat aber auch sie nicht getroffen, sondern die große Vase aus der Königlichen Porzellanmanufaktur, das kostbarste Erbstück der Familie. Liegen da etwa die Scherben noch?

Wirklich! Da liegen die Scherben noch immer. Justine hat also die Frechheit gehabt, die Scherben liegen zu lassen, als solle er den ganzen Tag über sehn, daß er Unrecht habe. Jetzt wird er aber aufstehen und ihr das Gegenteil demonstrieren! Jetzt wird er ihr zeigen, wer Herr im Hause ist!

Er tut es. Er führt immer gleich aus, was er denkt. Er geht hin, öffnet die Tür, nimmt die Scherben und wirft sie mit solchem Schwung über die Treppe, daß es auf allen Stufen klirrt und klingt und hüpft und rollt bis unten hin, wo Justine ihr Zimmer hat. Nun liegt das Unrecht vor ihrer Tür. Nun ist er still. Nun lauscht er auf den Eindruck, den seine Tat machen wird. — Die Tür unten öffnet sich nicht.

Schon will er die rote Kordel des Klingelzugs ergreifen, damit sein berechtigter Zorn Sturm läute, da hemmt ihn die plötzliche Überlegung, daß sie, die er ärgern will, die der Scherbenwurf strafen soll, unmöglich da sein kann, sonst hätte längst, wenn nichts anderes, ihre Neugier sie auf den Platz gerufen. Er wird also warten müssen, bis sie von ihren Besorgungen heimkommt. Desto besser! Dann wird es bereits Dämmerung sein, sie wird über die Scherben stolpern und aufschreien müssen über ihr Unrecht. Denn natürlich ist er nach all dem Vorgefallenen zu spät vor dem Hotel de Prusse eingetroffen! Natürlich ist die Schnellpost schon fort gewesen! Und da ist es ihm ganz klar geworden, daß Justine mit

absichtlicher Perfidie, mit bewußtem Raffinement dies sein Zuspätkommen gewollt hat! Daß sie seine Eigenheiten kennt und zu ihrem Vorteil ausnützt! Sie weiß sehr gut, daß sie einen aufhält mit ihrem Mahnen, nicht zu spät zu kommen und hat sich das zunutze gemacht, um ihren Willen durchzusetzen, um seine Reise zu verhindern! Er wird noch den Schlag bekommen vor Ärger über dies Frauenzimmer! Ja, das wird er, wenn er jetzt nicht eine Pfeife raucht.

Bald ist die ganze Stube voll blauen Dunstes und die Sonne ist nur noch draußen auf den Fahnenstangen des Schlosses oder sonst irgendwo. Der Einsame wird dunkler und dunkler. Sein Gesicht im Spiegel gleicht dem eines Urwaldaffen. Er geht mit großen lauten Schritten durch die Dämmerung und den Dunst, und die Diele knarrt wie jene Knarrteufel, womit zur Jahrmarktszeit die Kinder einen wahnsinnig machen. Das Leben ist wirklich so, daß man keinen Gedanken fassen kann! Man muß durch Dämmerung und Dunst über knarrende Dielen.

Plötzlich ist es, als ginge fern noch einer mit, ginge im gleichen Takt, im Takt des Verzweifelten, zwecklos Eilenden, und es ist, als klappere ein Pferdehuf dazwischen. Ei, der Teufel! Das ist ja das Regiment Kronprinz, das von den Herbst-Manoevres heimkehrt! Gerade vor dem Fenster: das Tambourkorps, der Stock mit den Troddeln, und nun, prasselnd und tirilierend, fliegt es hoch, und mit Pauken und Posaunen dann: ein Höllenlärm der Erinnerung!

Der Alte oben steht stramm aufgerichtet, drückt stolz die Brust heraus und schlägt den Takt mit den Hacken. Er selber marschierte einst so als Gemeiner, und nun sieht er seinen Enkel da unten als Lieutenant. Er will ihm

winken, bedenkt aber sofort, daß es unschicklich ist, Gefühle zu zeigen einem, der seine Pflicht tut. Es ist auch zwecklos; denn ein Lieutenant darf den Kopf nicht heben; der hat geradeaus zu sehen und die Richtung einzuhalten. Ja, wenn er erst zu den Kapitäns gehören wird, zu denen, die herausreiten aus der Kolonne und mit musikübertönender Stimme ihre Leute anfeuern, bis alle Beine wie an einem Schnürchen zucken, ja dann ... und dann: ein Urenkel wird vielleicht einmal Oberst sein dieses Regiments und vielleicht schon geadelt sein und dann ...

Wenn sie nur alle anständige Partien machen möchten, die Bengels! Diese verfluchten Bengels, die noch gar nicht geboren sind! Wenn sie nur alle verstehen möchten das Glück zu nutzen, das ihr Ahnherr ihnen gegründet, oder eigentlich, ja eigentlich Seine Majestät. Hätte Seine Majestät damals nicht den Kolikanfall bekommen und Zeidels Pillen benötigt, wäre er, der Erfinder dieser Pillen, jetzt nicht Hofapotheker, besäße sein Sohn kein Rittergut, hätte keine geborene von Lambatz geheiratet, stände der Enkel nicht als Lieutenant beim Regiment Kronprinz ... Die Musik verhallt. Das Schloß ist farblos. Die Straße ist leer.

Der Alte tritt vom Fenster zurück, setzt die Pfeife wieder in Brand und beginnt von neuem seine Wanderung durch den Dunst. Er ist bei seinen Erinnerungen auf etwas gestoßen, das ihn nicht ganz befriedigt. Und dies etwas — ist er. Er selber. Was ist er selber eigentlich? Was hat er selber vom Leben gehabt? Was ist überhaupt das Leben? Man geht durch Dunst, und die Diele knarrt. Er könnte sterben und keiner würde es merken. Er müßte eigentlich vor seinem Sterben alle herrufen, die seinen Namen tragen, um zu sehen, ob er ihnen etwas bedeute,

ob einer von ihnen ... weinen braucht er nicht! Aber vielleicht würde einer erschrecken, wenn er scheiden sähe denjenigen, der für sie alle gelebt, der es gut gemeint mit allen.

Nun aber ist er allein. Und will er fortreisen zu einem der Seinigen, kommt diese Justine und hindert ihn dran, indem sie ihn ärgert mit ihren Mahnungen zur Eile! Er wird sie aber auch ärgern! Er hat ihr die Scherben vor die Tür geworfen, doch das ist nicht genug. Er muß etwas tun, woran sie ihr Leben lang mit Schrecken denken wird, wonach sie sich hüten wird, ihn noch einmal zu reizen! Und er hat plötzlich einen großartigen Einfall.

Er wird tun, als sei er tot. Als habe er sich aufgehängt aus Überdruß an diesem Hierbleibenmüssen, aus Verzweiflung über dies Geärgertwerden, aus Ekel an diesem Zusammenwohnen mit einem intriganten Frauenzimmer. Aus der roten Schnur des Klingelzuges wird er eine Schlinge machen, den Kopf zum Schein hineinhängen, die Glocke wird wie hilferufend durchs Haus gellen, die Justine wird heraufeilen, und wenn sie eintritt, wird er den Leib starr machen und durch die Augenritzen beobachten, wie sein Tod auf sie wirkt. Je nach ihrem Verhalten wird er dann mit ihr reden, vermahnend oder anklagend. Es dunkelt bereits. Kann der Spaß beginnen?

Leise die Tür öffnend und hinaushorchend, hört er, wie jemand in der Küche die Herdringe wirft, und weiß nun: das ist ihr Zorn; sie ist zurückgekehrt; sie hat die Scherben auf der Treppe nicht bemerken wollen. Nun, jetzt soll sie sie bemerken! Jetzt soll sie ihr Unrecht bemerken!

Die Pfeife wird fortgelegt; die Schlinge geknüpft; und der Kopf behutsam hineingesteckt, so behutsam, daß die Glocke nicht ertönt. Jetzt kann er den Arm heben, um

sie in Bewegung zu setzen. Da er aber auf den Zehen steht, gleitet ihm ein Fuß fort, er will das Gleichgewicht wiedergewinnen, macht eine halbe Wendung, die Schlinge schließt sich mit einem Ruck, er strampelt wie ein Kind, hört ein nicht enden wollendes Glockengeläut, hört hastende Schritte auf der Treppe, hört jemand hinfallen über klickernde Scherben und dann — nichts mehr. Dann sieht er nur noch. Er macht die Augen ganz weit auf und sieht.

Sein ganzes Leben sieht er und vermag nichts dazu zu sagen. Alles schwindet so schnell, wie es erscheint: die Mutter, die Amme, die Gespielen, die Geliebte, die Kameraden, die Lehrer, die Meister, Majestät — alles schwindet so schnell wie es erscheint. Nur ein Kind ist da, das länger verweilt; gerade so lang, um zu rufen: Nicht böse sein! Lieb haben! Lieb haben! — Die Worte sind, als sähe er sie. Er sieht auch das Kind noch immer. Er kennt es nicht, aber weiß sich verwandt mit ihm. Nun wünscht er nichts mehr, als antworten zu können: Ich hab' dich lieb. Und den Knarrteufel, der mich bös gemacht, schenke ich dir zum Spielen — da entschwindet auch das Kind. Einsam bleibt er, blind, starr, unbrauchbar, zerbrochen, als wäre er selber ein Knarrteufel, ein fortgeworfener.

Als Justine vom Fall über die Scherben sich erholt hat und den Raum ihres Herrn betritt, weiß er nichts mehr von ihr; und ihr bleibt nichts übrig, als sich zu überzeugen, daß er wirklich tot ist, und es jammernd zu verkünden.

* * *

Die Sonne, wie sie da aufgeht im Osten, hat eine Farbe: mächtiger als Blut. Wenn diese Farbe die Straße überstrahlt, schwindet jede Spur des nächtlichen Mordens, denn der Schnee ist nun himmlischer Purpur, und der ist röter als der Erschlagenen Blut.

Nur wo der Verfolgte sich birgt, ist alles noch blaß, irdisch und von Schatten bedroht wie sein altes Antlitz. Dies Antlitz ruht auf dem Arm wie auf starrer Säule, die man nicht fortschieben kann, sondern nur zertrümmern, und die verkrampfte Hand stützt das Stirngewölbe wie ein krausgeformtes Kapitäl aus Elfenbein. Auch alles andre an diesem alten Menschenbau scheint starr und unabänderlich, nur die Augen nicht. Die Augen strahlen, als wäre hinter ihnen eine zweite Sonne im Aufgehen. Ihr Schein fällt auf die uralten Schriftzeichen der Chronik von Schuld, Not und Verfolgung, und siehe: in der Glut des Gottesglaubens schwindet jede Spur von Unrecht und Angst.

Fürchtet euch nicht! Stehet fest und sehet zu, was für ein Heil der Herr heute an euch tun wird. Denn die Ägypter, die ihr heute sehet, werdet ihr nimmermehr sehen ewiglich. Nur dieser Verheißung Sinn schwebt jetzt über den Zeichen. Nichts Fürchterliches mehr, wie bisweilen in der Nacht, wo alles drohte, jeder Laut und jeder Buchstabe im Gebetbuch; wo jedes Sin aussah wie eine Silhouette von drei torkelnden Kosaken, jedes Mem wie ein anschleichender Mörder, jedes Kaph am Wortende wie ein Beil. Jetzt ist das anders. Jetzt ist das Chet am Anfang des Wortes Sünde wie ein Tor, das der Herr aufgemacht hat zur Rettung wie eine trockene lichte Stelle in dem Meer von Blut, drauf die Verfolgten sicher schreiten und hinüber entkommen können.

Sage den Kindern Israels, daß sie ziehen! Ja, sie ziehen. Die Söhne und Töchter, die fast so viel Leid schon erlebt wie er, der Alte; die Enkel, deren große, stille Augen jetzt hasten müssen und sorgen für jung und alt; die Urenkel, die ihre erste Verfolgung noch verschlafen dürfen in dem zum Wanderbündel gewordenen Bett. Sie ziehen. Sie ziehen wer weiß wohin . . .

Nur er ist geblieben. Er ist der Urgroßvater und hätte eine Flucht nicht mehr ausgehalten. Er hätte vielleicht keine Zeit und keine Kraft gehabt unterwegs, Gottes Stimme zu hören und zu ertragen. Er wäre kein Führer gewesen, sondern ein Hindernis, und die Wogen des roten Blutmeeres wären zusammengeschlagen über den Fliehenden allen. Hier jedoch ist es stille. Hier ist er stark und hört, wie der Herr zu ihm redet, wie er einst zu Mose geredet hat: Du aber hebe deinen Stab auf und recke deine Hand über das Meer und teile es voneinander, daß die Kinder Israel hineingehen mitten hindurch auf dem Trockenen! Das hat er heute nacht schon einmal vernommen, aber nicht gewußt, was er erheben soll zur Rettung und zum Segen über die Davonziehenden, da er doch keinen Wunderstab besitzt wie jener Große, der seinen Namen trägt. Er hat nachgedacht und gegrübelt und sich fast alle Gedanken zerbrochen. Jetzt ist nur noch ein Gedanke da, und siehe: der ist unzerbrechlich und stark wie ein Stab: der Gedanke seines Todes. Auf Gottes Geheiß wird er seinen Tod erheben über dies Meer von Blut, und die Furt der Liebe wird frei und deutlich werden denen, die ihn lieben, und wird locken die Verfolger, und wenn diese darauf treten mit Schritten des Hasses, wird die Flut über sie selber kommen, denn sein Stab, sein Tod wird dann schon erhoben sein

hoch über alle Himmel und wird ruhen in Abrahams Schoß.

Ich will dem Herrn singen, denn er hat eine herrliche Tat getan, Roß und Wagen hat er ins Meer gestürzt. Der Herr ist meine Stärke und Lobgesang und ist mein Heil. Das ist mein Gott, ich will ihn preisen; er ist meines Vaters Gott, ich will ihn erheben. Der Herr ist der rechte Kriegsmann. Herr ist sein Name.

Herr, wenn ich jetzt erheben soll meinen Tod wie einen Wunderstab, so laß du wehen deinen Wind, den Geist, und teile die Flut des Blutes! Gib frei den Weg den Davonziehenden, die mich lieb gehabt! Leite du selber sie ins gelobte Land, sie und alle, die um unsere Liebe wissen! — So betet er und fühlt sich gerüstet für alle Zukunft, und denkt: Jetzt ist es Zeit, über das vergangene Leben nachzusinnen. Aber er sieht es nicht mehr. Nichts Dunkles mehr ist zu finden. Die Tür ist aufgestoßen worden und die junge Sonne stürzt auf den alten Menschen, daß er glaubt, Gott selber habe ihn gepackt. Er ist so geblendet, daß er nichts mehr sieht. Aber als er jetzt Stimmen hört, erhebt er sich und steht wie einer, der Macht hat, seinen Stab auch zu erheben. Das sind die Stimmen der Verfolger, der Pogromleute, der Meister des Gemetzels. Mit der Sonne sind sie eingedrungen, doch sie werden die Furt der Liebe nicht finden. Er wird ihnen nicht sagen, wo sie ist. Er wird nur lauschen, was Gott reden wird.

Gott redet nicht. Ein betrunkener Mensch brüllt ihn an. Bist du der Moses Wasserzug? brüllt der Mensch. Der Alte muß sich besinnen. Er hat so viel Namen sich zugelegt auf früherer Flucht und so viel Namen annehmen müssen auf Geheiß der Gewaltigen, daß er sich besinnen

muß. Dann sagt er: Ja, ich bin der Moses Wasserzug. — Jud verfluchter! Wo sind die Deinen hin? — Ich weiß es nicht. — Sagst du es nicht, wirst du sterben! — Ich weiß es nicht. — Zum letztenmal: Wo sind die silbernen Sabbatleuchter? Wo ist die schöne Rahel? Wo ist die ganze verfluchte Meschpoche? Wohin hat sich gewandt all das, was wir wollen? — Ich weiß es nicht. — Und plötzlich beginnt er zu schreien, gellend und wie einer, der um Hilfe schreit, aber er schreit: Triumph. Dreimal hab ich den Stab erhoben! Sie sind hindurch. Ich sehe ...

Wie er gerade laut herausschreien will, was er sieht, das Wort, das so heilig ist, daß kein Frommer es auf die Lippen nimmt, solange er lebt, rasselt ihm das Mordeisen der Verfolger ins Herz. Hohe rote Flut stürzt heran von allen Seiten. Auf wen wird sie fallen? Wen wird sie decken? Noch ist Licht da, Licht, Liebe.

Ja, es sieht wirklich aus, als sähe der Alte, der jetzt zuckend am Boden liegt, etwas sehr Schönes in weiter Ferne ...

Aber gerade das ärgert die Mörder. Alle nacheinander geben sie ihm Fußtritte, bis draußen jemand ruft: Kommt Brüder! Trinken wir eins! Er ist ja tot.

Die stumme Gabriele

Es gibt keinen Menschen, der Genaues weiß um ihre Herkunft, ihr Alter, ihren richtigen Namen; aber auch keinen, der sie je wo anders gesehen, als im Wartenberger Kreise, jenem fruchtbaren Landstrich des ostpreußischen

Oberlandes, wo es sich gut lebt, wenn man zufrieden lebt, und wo auch sie es gut hat, obgleich sie die Ärmste ist. Man sagt, sie kenne den Kreis besser als die von Amts wegen dazu berufenen, indem sie ihn nicht abgrenze nach Steinen, Gemarken, Tafeln und Gräben, sondern nach uralten, unsagbar geheimnisvollen Zeichen, die sie in dem Gebaren der Menschen finde.

Einige sagen, sie stamme aus weiter Ferne und habe einst reden können laut und trotzig nach Art der Unzufriedenen; als sie aber diese Gegend betreten habe im Revolutionsjahr 1848 — sei sie stumm geworden. Andere meinen, sie sei immer im Lande gewesen und immer stumm, und nur ein einziges Mal seien Worte aus ihrem Mund gekommen damals, als der Engel Gabriel im Traum ihr erschien und sie zur Braut begehrte. Ja, ihr wäre das Glück einer Ehe im Himmel auch zuteil geworden, hätte sie nicht dessen sich gerühmt vor den Leuten. Nur weil sie solches getan, sei die Sprache, die sie einen Morgen lang habe sprechen dürfen, wieder von ihr genommen; und seitdem, da sie des Engels Gabriel wegen die Sprache verloren, heiße sie die stumme Gabriele. Jeder nennt die Unglückliche nun so, aber er hütet sich, sie anzureden mit dem Namen, der an ihr Unglück erinnert; denn obzwar sie selber nicht redet mit dem Munde, weiß sie um jedes Wort, das auf dem Mund der anderen erscheint; sie sieht die Worte. Und sähe sie ihres Unglücks Namen, würde sie einen Racheſpruch raunen, den man nicht abwehren kann, weil man ihn nicht hört; würde die Zukunft künden mit Zeichen, die man fürchten muß, weil man ihren Sinn nicht sieht.

Die stumme Gabriele hat kein Plätzchen, wo sie sagen kann: hier bin ich zu Hause. Im Winter sitzt sie bei irgend-

einem Bauer, um zu spinnen, und man könnte meinen, sie sei längst tot; kommt dann der Sommer, trifft man sie wieder auf allen Straßen und Pfaden, in allen Gutshöfen und Herrschaftsküchen; ja, einmal ist sie in Saalfeld gesehen worden und vom König sogar. Auf einer Reise kommt Friedrich Wilhelm IV. vom falschen Ende hereingefahren ins Städtchen, Bürgermeister und Einwohnerschaft warten am anderen, und nur die stumme Gabriele ist da, wo die Majestät erscheint, humpelt neben dem Wagen her und winkt: es lebe der König! Der ist über den Empfang so betroffen, daß er anhält und der Ärmsten die Hand reicht. Seitdem reicht jeder im Kreise ihr die Hand.

Wenn aber einige meinen, seit dieser Ehrung erkenne sie nicht mehr Unterschiede der Geburt und des Standes und halte sich selber, die Ärmste, für — Gott weiß was, so ist das Irrtum. Alte Leute können es bezeugen, daß sie schon immer so war, wie sie erscheint und vielleicht nur streng darauf achte, daß auch alles andere so erscheint, wie es ist. Sie ist die Ärmste; aber sie ist kein Bettelweib. Sie trägt ihr Bündel nicht, weil sie hungrig ist oder gar gierig nach dem Besitz der schönen Dinge im Hause der Reichen. Sie kommt als ein Gast zu ihnen. Sie kommt, das Ansehen aller zu erhöhen. Und sie kommt, zu berichten von dem, was das Menschenherz am liebsten vernimmt: vom Wunder.

Sie redet ja nicht mit der Rede des Mundes; nicht, wie die anderen, von dem, was man ohnehin vor sich sieht; sie erzählt nicht, daß die Sonne scheint, daß es regnet, daß die Erde fett ist und gut für Weizen, Rübsen und Klee; sie schildert nicht, wie prächtig die Parkanlagen sind und die Roßgärten mit den Stuten und Füllen; wie die Schafe

zu Tausenden über die Weidehügel ziehen; wie die Kühe sich spiegeln in den Teichen, wie auf den Straßen die vierspännigen Postkutschen rollen, und wie dort am Sommerabend singende Mädchenketten dahingleiten, gefolgt von peitschenknallenden Knechten; sie berichtet nichts von den schimmernden Seen in der Ferne, den unermüdlichen Windmühlen und den meilenweiten königlichen Forsten, drin die Hirsche schreien, drin Prinz Friedrich Karl herumfährt zur Jagd, und drin man Nüsse, Pilze und Blaubeeren sammeln kann in Körben, Waschbütten und Wagen. Nichts davon. Höchstens, wenn Blitz oder Menschenhand etwas ändern an diesem Bilde des Landes, erscheint es ihr wichtig und sie verkündet es mit solchen Zeichen, daß man geneigt ist, das Veränderte zu beklagen.

Sie hat Zeichen für alles. Sie kann einen Menschen erscheinen lassen ohne seinen Namen, und jeden Ort unterscheiden nach seinem auffallendsten Bewohner. Vor aller Augen kann sie mit ihren Gebärden eine Sünde deutlich machen, oder ein Unglück, oder den Tod, oder die Liebe. Drum, wenn sie berichtet von Ereignissen, die wunderbarer und schrecklicher sind als Blitz, oder von jener Willkür des Herzens, draus die unsichtbaren Veränderungen entstehen (man weiß noch gar nicht wo), dann spürt man deutlich, daß dies Leben ein Geheimnis ist, daß man nie wissen kann, was einem selber bevorsteht. Gnade Gott dem, der dann lacht! Nicht alle verstehen die Zeichen der Armsten; aber soviel versteht jeder, daß man nicht lachen darf dabei.

Wer könnte lachen, wenn er erfährt, daß Graf Dargerloh auf Warditten ein Hund geworden ist aus Geiz; daß er die richtigen Hofhunde und die Nachtwächter abgeschafft

hat, und nun allnächtlich stundenlang selber bellend und das dumpfe Knurren der Doggen nachahmend seinen Besitz umkreist! Oder wenn er von dem Hirten in Randlau hört, der sich aufhängte, als er die Vergünstigung verlor, den Kotkübel im Herrschaftshause auszuleeren, was doch seit alters her dem Hirten zusteht und einen Scheffel Getreide einbringt. Und die Geschichte von den Windhunden! Man weiß wohl, daß im Herrschaftshaus von Groß-Raucken gehungert wird, weil der Herr alles Geld für das Gepränge der Hetzjagden verwendet, die durchaus den königlichen Jagden in Potsdam gleichen sollen, und man lächelt darüber; aber kommt dann die stumme Gabriele und bringt Kunde von dem grausigen Tod der Groß-Raucker Windhunde, die plötzlich Verlangen hatten nach dem Duft des Brotes statt nach gehetztem Blut, die in des großen Backofens Hintergrund krochen und einschliefen, während vorn Holz geschichtet wurde und angezündet, die dann erstickten und selber gebacken wurden wie Brot, wer könnte da lachen? Man lacht über Juden; aber die Lust dazu wird einem schwinden, wenn die Alte vormacht, wie der Jude, der zum Breitwalder Gutsherrn kommt, um zur Rückzahlung des geliehenen Geldes zu mahnen, von dem gerade betrunkenen Schuldner in den Schweinestall gesperrt wird nachtüber, wie er dort wahnsinnig wird, mit seinem Taschenmesser alle Schweine tötet und am nächsten Morgen blutrot und grunzend herausgelassen wird. Man lacht und spöttelt über den Rittergutsbesitzer Zeidel, der bekanntlich Apothekersohn war und die wohlhabende Adelheid von Lambatz heiratete. Er war ein kluger und guter Herr und verstand auch etwas von der Wirtschaft; nur schien seines Lebens Hauptziel: den elegantesten Kutscher des Kreises

zu haben. Tagelang war er unterwegs und man sagt er habe zuletzt Besuche nur gemacht, um Vergleiche anzustellen zwischen anderen Kutschern und dem seinigen. Nächtelang soll er aufgeblieben sein, um Livreen zu entwerfen und Wappenknöpfe zu zeichnen. Man mag lachen darüber! Aber jeder wird erblassen vor Unbegreiflichem, wenn er aus den Zeichen der Stummen etwas vernimmt von Zeidels letzter Fahrt im eigenen Fuhrwerk. Der Gedanke, daß die Stumme eine gefährliche Macht habe, wird jedem sich aufdrängen, und, weil der Kutscher es bestätigt, wird niemand leugnen können, daß sie selbst dabei war bei dieser Fahrt, ja vielleicht unsichtbare Zügel gelenkt hat.

Viele, viele Jahre schon lebte Zeidel als Herr von Groß-Diepgen im Wartenberger Kreise, als jener Tag kommt, wo er nach Kladitten fährt und nicht sieht, daß es die Ärmste, Unglückliche, Stumme ist, die vor ihm hergeht und ihm den Weg versperrt. Kann das dumme Frauenzimmer denn nicht hören, daß hier ein herrschaftlicher Wagen ankommt? schreit er. Die jungen Schimmel werden aufgeregt. Der Kutscher zieht die Leinen an und flüstert mit ehrerbietiger Kopfwendung: Das ist ja die stumme Gabriele, gnädiger Herr. — Das ist mir ganz egal, wer das ist! schreit der gnädige Herr. Fahr vorbei an dem Frauenzimmer!

Das will nun der Kutscher tun. Aber er kann doch unmöglich die Arme, die nicht hört, streifen, zum Sturz bringen, töten am Ende — sie, die einst die Frau ihm zugeführt, die ihm prophezeit hat, er dürfe so viel Kinder haben, wie er wolle; und deshalb, da er doch gehorchen muß seinem Herrn, sieht er keinen anderen Ausweg, als in den Ralgitter Hafer zu fahren. Um die Räder rauschen

die Halme; auf dem Schmutzblech tanzen und hüpfen die Körner.

Rittergutsbesitzer Zeidel erhebt sich und gibt seinem Kutscher von hinten eine schallende Ohrfeige. Der Geschlagene wird rot, verzieht jedoch keine Miene; er weiß, daß er die Züchtigung verdient hat. Nun aber muß er doch anhalten; denn die Taubstumme hat den Schlag irgendwie gespürt und tritt drohend vor die Pferde. Man hat ja immer gesagt, daß der Groß-Diepger Herr etwas jähzornig sei, aber wie er da geschrien hat! Ein Glück, daß die Stumme das nicht nachmachen kann jetzt nach seinem Tode, man würde meinen, er habe sich totgeschrien! Das ist aber wahr, daß die Alte in jener Minute schon die Zeichen gemacht hat über ihn, die sie jetzt allen wiederholt wie eine Warnung. Jeder sieht, was diese Zeichen bedeuten: Ich bleibe hier auf dieser Stelle, bis du wieder des Weges kommst und so bist, daß du kein Wort wagst gegen die Ärmste, Unglückliche, Stumme! Ja, die Zeichen hat sie vor ihm gemacht. Der Wagen mußte um sie herum, noch einmal in den Hafer hinein, und als nach sieben Stunden Zeidel zurückkommt auf demselben Wege, steht die Stumme auf derselben Stelle. Der Kutscher hält, wendet sich fragend nach seinem Herrn, und sieht, daß er schweigt, blaß ist, tot. Da bewegt sich die Wartende und macht ehrfurchtsvoll Platz. Sie läßt den Toten vorüber, blickt ihm lange nach, und nimmt dann ihre Wanderung wieder auf im Kreise, um überall diese Geschichte zu erzählen, die ihre Macht deutlich ahnen läßt. Nach Jahren, zur Erntezeit, kommt sie in Groß-Diepgen an . . .

Es ist ein heißer Nachmittag. Sie ist auf der Straße von Klengnau gekommen, wo es nur Pappeln gibt und wenig Schatten. Sie trägt ein schweres Bündel und hat oft

ruhen müssen auf einem der weißen Wegsteine, oder gestützt auf den Erlenast, der ihr als Wanderstab dient. Sie hat zugesehen, wie der Groß-Diepger Roggen geerntet wird; wie die goldstrahlenden Lasten langsam den Scheunen zuschwanken; wie die leeren Leiterwagen klappernd und schnell zurückkehren; wie die Garben hochgeschwungen werden von blitzenden Gabeln; wie die Arme der ladenden Mädchen unermüdlich sind. Es ist alles wie immer; nur steht kein Herr auf dem Felde, weder ein alter noch ein junger. Der Inspektor ist an ihr vorbeigeritten, um für den Vesperschnaps zu sorgen, mit abgewendetem Kopf, weil er weiß, sie hat ihn gesehen gestern, wie er betrunken war und viel Geld verspielte im Klengnauer Gasthaus. Nun ruht sie noch einmal; dann geht sie weiter und gelangt in den Schatten des herrschaftlichen Gartens.

In diesem Garten, gleich an der Ecke, von wo man weithin die Felder überblickt, auf einer Erhöhung unter alten Linden, steht ein wackliges bemoostes Holztischchen und eine Bank. Dort sitzt die gnädige Frau und schreibt. Ihre Hängelocken sind grau geworden, und sie trägt immer noch Trauerkleidung.

Die Stumme unten auf der Straße bleibt stehen, macht Zeichen des Bedauerns und Tröstenwollens und, als diese nicht bemerkt werden, beginnt sie die Geschichte von der offenkundigen Untreue des Inspektors. Es ist, als wolle sie etwas gutmachen mit dieser Geschichte, als wolle sie ein Unglück verhüten.

Aber die alte gnädige Frau bemerkt nichts. Sie blickt immer wieder in ein Buch, das wie Gold aussieht dort, wo die Blätter nicht aufgeschlagen sind, und schreibt. Sie hört gar nicht auf, zu schreiben. Es ist, als wolle sie das

ganze Buch abschreiben. So lange kann die Warnende nicht warten.

Sie geht weiter und kommt an die Stelle, wo sie sehen kann, wie die gnädigen Fräuleins mit Holzhämmern und bunten Holzkugeln spielen. Sie sind weiß gekleidet und lachen bisweilen so, daß man merkt: sie haben keine Freude am Spiel. Die ältere, jetzt wohl Ende der Zwanziger, ist Fräulein Maria; die jüngere Fräulein Magda. Dann ist noch eine Fremde da und ein Herr in himmelblauer Uniform.

Die Stumme geht weiter und gelangt auf den Hof. Im Giebelfenster des Herrschaftshauses sieht sie den jungen Herrn Viktor. Er ist Offizier; aber ein blasser. Er sitzt in Hemdsärmeln auf dem Fensterbrett und studiert. An seiner Hose ist ein breiter, blutroter Streifen. Einige Schritte weiter, im Winkel der Wirtschaftsgebäude, findet sie Viktors jüngeren Bruder Leo. Auch er ist Offizier; aber mit einem heißen gesunden Gesicht. Er steht einem langen rotbeinigen Franzosen gegenüber, der aus Pappe ist. Jetzt hebt er die Pistole und will schießen, da humpelt die Taubstumme ihm in die Schußlinie. Zur Strafe oder zum Spaß, sie weiß es nicht genau, muß sie die gespreizten Finger dem Franzosen aufs Gesicht legen. Herr Leo tritt schnell zurück und hebt plötzlich die Pistole gegen ihre Hand. Als sie zurückzucken will, ist die Kugel schon durch den Zwischenraum der Finger hindurch und hat dem Franzosen ein rundes Loch in die Nase gemacht. Die Erschrockene hat keinen Knall gehört, aber über den Pulverdampf macht sie das Zeichen des Fluches. Sie bekommt einen blanken Taler geschenkt und darf weitergehen. Sie geht geradenwegs in die Küche.

Noch sind dieselben Gesichter da wie vor Jahren, und alle sind erstaunt, weil die Stumme solange nicht hier

war. Sie bekommt einen Stuhl, wischt ihn ab und setzt sich. Sie stärkt sich an Speise und Trank, und währenddes füllt die Mamsell die aus dem Bündel hervorgeholten Beutel wie immer. Mehl und Zucker, Erbsen, Graupen, Bohnen, Speck, Brot tut sie hinein, und nun — wartet alles auf die Geschichte, die die Stumme erzählen wird. Alle stehen um ihren Stuhl herum: die Mamsell, die Herrschaftsmädchen, die Leuteköchinnen, die Melkfrauen und der Stallbursche, der gerade des Herrn Leutnants Stiefel zum Putzen holt. Man ahnt, was man heute vernehmen wird; man weiß noch gut, was vor Jahren der Kutscher erzählt hat; man kann sich denken, daß diese Armste mehr ist als eine, die nur im Wege steht; und man ist gespannt darauf, nun endlich die Wahrheit von ihr selbst zu erfahren.

Aber, wie sie beginnt — ist es etwas ganz anderes, als man erwartet hat; ist niemand da, der dies alles versteht. Niemand noch hat die Zeichen gesehen, die sie heute macht; erstaunt und fragend blickt man einander an, holt ältere Personen herbei, des Weges kommende treten hinzu, der Kreis der Verwunderten wird immer größer — niemand ist da, der den Sinn des Ganzen herausbringt.

Einzelnes versteht man wohl. Da ist das Zeichen des Lammes, des Hauses, der Geburt, da sind die verbindenden Zeichen der Zeit; und wenn man das Zeichen für Aufbau richtig deutet, könnte ein Teil dieser Geschichte etwa lauten: ein Haus wird nie wieder aufgebaut, so wie es war; ein Lamm aber wird immer wieder geboren. Solches läßt sich natürlich schwer verstehen, solange man den Zusammenhang des Ganzen nicht kennt, und deshalb ist es besser, sie wiederholt die Zeichen.

Sie tut es. Da, als sie grad das Zeichen der Geburt macht, lacht jemand. Lacht täppisch und dumm; lacht, um eigene Regungen zu unterdrücken, gleichzeitig frech zweifelnd und ängstlich; und doch, wie vom Satan getrieben, das Lachen mit Lachen zu ersticken. Alle erschrecken: das gnädige Fräulein ist es. Das gnädige Fräulein Maria ist unbemerkt eingetreten und hat gelacht über das Zeichen der Geburt. Alle erblassen. Alle fürchten für die, die gelacht hat über das Zeichen der Geburt. Alle wissen, daß jetzt etwas Schreckliches über sie kommt. Sie ist zum Glück schon fort. Sie hat gesehen, wie die Stumme aufstand und sich anschickte, auszuspucken vor ihr, und da hat sie einen großen Schreck bekommen. Sie ist wieder in den Garten gelaufen; gesellt sich aber nicht mehr zu den Spielenden, sondern verbirgt sich in einem Busch am Zaun und weint vor Zorn.

In der Küche versuchen sie die Gereizte zu beruhigen. Sie nehmen das gnädige Fräulein in Schutz. Es habe gelacht, ja, aber nur aus Dummheit. Es sei sonst gutherzig; ganz unbekannt mit sich selbst und der Welt; viel zu streng erzogen von dem Verstorbenen; wisse gar nicht, wann man lachen muß im Leben und wann weinen; wisse nichts von Tod und Liebe und Geburt. Vergeblich. Die Stumme glaubt das nicht. Sie gibt durch kein Zeichen zu erkennen, daß sie das glaube, daß sie an Versöhnung denke. Sie nimmt ihr Bündel wieder auf den Buckel und geht hinaus, fort, wer weiß wohin ...

Am Wege, am Zaun blickt sie der Weinenden ins Gesicht. So unerwartet, daß diese aufschreit und von dannen eilt, um die Tür zu erreichen des schützenden Heimathauses. Hinter ihr her droht der Unheimlichen hoch erhobener Wanderstab.

Die Verkündigung

Wanderwind kommt vorbei am alten Herrschaftshause und wirft von der Sommernacht Süße und Sang etwas in die Träume Marias, der Braut. Etwas von Himmel und Erde ist in dieser Hochzeitsgabe des Heimatlosen: sterbender Rosen berauschende Mahnung und der Eichen hohes Geheimnis; Seufzer aus Sümpfen und Seen und die Winke der Wolken; einer Dorfharmonika Aufschluchzen und das vieltausendjährige Verhallen der Engelsverkündigung; des Liebessterns scheidendes Licht; die Zeichen nahender Sonnengewalt; und vieles, vieles, das noch nicht Namen hat hier, vieles aus Welten, die der Verschenkende nur kennt, die unfaßbar fremd aufschimmern im Traum, aber so schön, daß sie Erinnerung werden könnten der Erwachenden und Trost in der Trauer, die einmal über jeden kommt, der mit Menschen sich verbindet.

Und der Wind verliert sich hinter den grauen Grenzen der Äcker und Erntefluren und dort, wo er herkam, ist Weltenraum, grenzenlos, namenlos, ist Ewigkeit und der Purpurschmuck des sie verkündenden Gestirns.

Maria weiß vom Traum nichts mehr. Sie sieht auch nicht, daß dieser Morgen nur eine Verkündigung der Ewigkeit ist. Sie steht vorm Spiegel und ist ganz und gar unzufrieden mit dem, was sie sieht. Ihr Blick, den ein fremd gebliebener Tänzer träumerisch nannte einst, ist heute wie etwas Hinausgehetztes, hin und her Treibendes, wie etwas, das suchen soll und mehr sehen, als es kann.

Bin denn das ich? fragt Maria immer wieder. Habe ich solch störrischen Blick? Solch müdes glanzloses Haar?

Solch kleines unfeierliches Gesicht? Ist meine Haut verärgert? Mein Mund vertrocknet? Bin das ich?

Sie gönnt ihrem Blick keine Ruhe; ganz ratlos, ohnmächtig wird ihr Blick, hündisch bereit, in eine Flut von Tränen sich zu stürzen; ganz unbeherrscht ist er und plötzlich verschwunden. Maria ist hassenswert einsam; verlassen sogar von ihrem eigenen Blick.

Da wird die Tür geöffnet und, ohne gefragt, ohne geklopft zu haben, tritt jemand ein und nähert sich der vorm Spiegel Stehenden. Frechheit! ruft Maria; wendet sich um und erkennt — ihre Mutter. In dunklem Festgewand, geschmückt mit goldenen Ketten und Medaillons, den Erbstücken der Familie von Lambatz, etwas gebückt, zitternd und gelb vor Erregung, steht die Hochzeitsmutter da, holt tief Atem und hebt wie etwas sehr Schweres die welke, von Ringen glitzernde Hand zum Herzen. Du bist ganz wie dein Vater! sagt sie dann tonlos. Sie setzt sich auf einen Lehnstuhl, verschränkt die Arme und nimmt eine würdige, Autorität betonende Miene an; sie ist sichtlich entschlossen zu bleiben und noch etwas zu sagen.

Laß mich doch in Frieden, Mama! sagt Maria und wendet sich wieder zum Spiegel. Aber nun ist auch im Spiegel die dunkle Erscheinung der Mutter; wird undeutlich und unheimlich; und wie von einem unfaßbaren Schicksalsschatten her kommen die Worte: Ja, du bist noch schlimmer. Du bist wie der alte Großvater Zeidel in Königsberg, der sich aufhängte im Jähzorn.

Maria vermag nicht zu antworten. Sie hat, wie immer, wenn jemand ihre Ähnlichkeit mit Gefürchtetem feststellt, die Gewalt über die Sprache verloren. Sie blickt trotzig und starr und verzerrten Gesichtes in den Spiegel; sieht sich aber nicht. Sie sieht auch die Mutter nicht, den

schwarzen Schatten, der soeben sprach. Sie sieht etwas, das vor vielen, vielen Jahren da war: da sitzt Großvater Zeidel mit Papa und anderen Herren im grünen Kabinett neben dem Saal und spielt L'hombre. Er hat einen gelben affenähnlichen Kopf, trägt eine Hornbrille und pustet laut durch die Nase. Immer wieder sendet er kleine, Unheil vermutende Blicke in den Saal, wo getanzt wird. Plötzlich legt er die Karten hin, zupft erregt an den hohen Zipfeln seines Bindekragens, zuckt mit den Unterkiefern, und ruft dann mit einer Stimme, die an das Knarren und Kreischen einer Tür erinnert: Nicht tanzen will die Beeskrät heut am Geburtstag ihrer Mutter? Na, wart' mal! Weiter sagt er nichts, aber steht schon dicht vor Maria, reißt sie an sich, so daß es weh tut, und tanzt mit ihr, obgleich ein Walzer gespielt wird, eine wütende Polka, ein-, zweimal durch den Saal, und an jeder Ecke bekommt sie eine Ohrfeige. Marias Trotz ist gebrochen. In jämmerlicher Angst und ganz in der Gewalt des Weinens verspricht sie, zu tanzen und sich freuen zu wollen fortan ...

Und nun — nun soll sie selber dem gleichen, der Angst und Weinen über sie gebracht? Nun soll da, wo des gefürchteten, auf fürchterliche Weise ums Leben gekommenen Großvaters Gesicht war, ihr eigenes sein? Sie beginnt sich zu fürchten vor sich selber. Sie wendet sich fort vom Spiegel mit den Schatten und sucht scheuen Herzens das wirkliche, deutlich lebendige Gesicht ihrer Mutter. Ist denn nur Bestätigung des Gesprochenen in diesem Gesicht? Ist drin nichts mehr von der Liebe, die einst auch in Maria etwas Unvergleichliches sah, ein Kind? Ach, der Mutter Gesicht ist heute so feierlich fremd wie das einer Dame, die einen Besuch gemacht und aufbrechen möchte und nach dem passendsten Wort sucht

für den Grund des Abschiednehmens. Aber es gilt ja, Abschied zu nehmen, wirklich Abschied zu nehmen heute! Abschiednehmen. Ein Wort nur. Und doch zwingt es zum Weinen, ist stärker als das Großvatergespenst, und kein Versprechen, daß man tanzen und sich freuen müsse fortan, verlangt es. Maria hat plötzlich die Empfindung, als sähe sie ihrer Mutter Gesicht zum letztenmal, und nun sieht sie darin alle Liebe, die sie nicht gesehen hat bisher. Schluchzend wie ein erschrockenes Kind und Angst empfindend vor der ganzen Welt, flüchtet sie zu dem Schoß, der sie geboren. Aber sie ist ein noch viel unglücklicheres Geschöpf, als sie gemeint. In dem Augenblick, da sie hinsinkt, da sie der Liebe sich überläßt, fühlt sie, daß das unschicklich sei, daß sie eine Erklärung geben müsse für dies ohne Aufforderung aus sich selbst Geschehene. Was aber soll sie sagen? Sie kann doch nicht laut und weinend herausschreien ihres Herzens Willen zur Liebe, ihres Herzens Angst vor der Welt und anderem Leben, ihres Herzens Verzweiflung über die Verwandtschaft mit dem Toten! Wie immer, wenn sie ihre wahre Empfindung verbergen muß, sagt sie etwas ganz anderes, als sie will.

Das habe ich gewußt, sagt sie, daß mir der heutige Tag verdorben wird, daß mir alle Freude verdorben wird im Leben, daß meine Hochzeit nicht sein wird wie andere! Das habe ich gestern schon gewußt. War denn das ein Polterabend? Leo krank. Viktor keinen Urlaub. Seine Kameraden auch nicht. Keine einzige Uniform bei Tisch. Aus der Umgegend die vornehmsten Familien: abgesagt. Nur alte Leute da. Keine Musik. Kein Tanz. Kein Feuerwerk. Nicht mal lebende Bilder. Regen den ganzen Tag. Verdorbene Vanillesauce. Und dann zum Schluß die Langeweile! Ganz recht hatte Magda: Wenn schon der

Polterabend so ist, wie wird dann erst die Hochzeit sein! Und nun ist heute die Hochzeit, und das erste ist, daß du kommst und sagst, ich sei wie Großvater Zeidel und solle mich aufhängen!

Maria! sagt Frau Zeidel, du weißt, ich habe kein unsanftes Gemüt. Ich habe, was nicht leicht war, das Leben an deines Vaters Seite geduldig und treu ertragen, wie es einer Frau unseres Standes zukommt; und habe nach seinem Tode doch noch die Stimmung aufgebracht, mich mit höchsten und schönen Dingen zu beschäftigen. Ich habe Byrons Hours of Idleness übersetzt und ich habe selber Gedichte gemacht. Wenn ich aber nun hören muß, wie du mir die Worte im Munde verdrehst, hätte ich größte Lust, obgleich es dein Hochzeitsmorgen ist, dir ein paar an die Ohren zu geben!

Maria hält den Atem an. In Angst vor dem Schlage wagt sie nicht, den Kopf zu heben vom Schoße der Mutter. Aber sie fühlt, daß sie nun fort müsse, irgendwohin fort müsse. Auch die alte Frau über ihr atmet nicht. Ganz still ist es im Raum. Nur draußen, fern im Parke, ruft ein Regenvogel. Flieh Güt' und Liebe! ruft er — flieh Güt' und Liebe ...

Maria springt auf, und während ihr Schluchzen noch unbeweglich und schmerzhaft im Gesicht steht, wirft sie den Blick über die Mutter hinweg ins Freie. Ein trüber Junitag ist es. Keine Sonne ist da. Die Singvögel haben sich verkrochen und ziepen wie Mäuse. Vorwurfsvoll bewegen sich dunkle Zweige, und wie aus Verzweiflung lauter werdend, ruft der Regenvogel immer wieder: Flieh Güt und Liebe ... flieh Güt und Liebe!

Da eilt Maria, wie sie ist, im Brautgewand, aber noch ohne Schmuck, zur Tür hinaus und Treppen hinunter,

wohin: das weiß sie nicht. Sie blickt nicht vor sich. Sie lauscht zurück und sie hört in boshaft kleinlichem Triumph, wie die alte Mutter mit beschwörenden, fast flehenden Worten, aber langsameren Bewegungen hinter ihr her hastet. Sie flüchtet weiter, immer noch Treppen hinab und ohne aufgehalten zu werden, und nun, am roten Ziegelboden und hochgelegenen vergitterten Fenstern erkennt sie, daß sie des Küchenbaues unterste Räume erreicht hat, wo die Vorratskammern und Keller liegen. Von hier kann sie an der Fensterwand links ein paar Steinstufen hinan zu einer Tür gelangen, die in den Gemüsegarten führt und von da in den Park und von da — ins Freie vielleicht.

Aber der Teufel will, daß diese Tür gerade heute verschlossen ist. Ihr bleiben nur zwei Auswege am Ende des Ganges: entweder die Stufen hinab in den Keller oder die Stufen hinauf in die Küche. Obgleich unschlüssig, welche sie wählen soll, eilt sie dorthin. Da gewahrt sie, daß zu ihrer Rechten von den Vorratskammern eine geöffnet ist und der Schlüssel in der Tür steckt. Es ist also jemand drin, denkt sie und schwankt, ob sie vorbei solle an wer weiß welchem Blick, oder umkehren der Mutter entgegen. Sie entschließt sich zu ersterem und stellt im Vorbeihuschen, halb freudig, halb erstaunt fest, daß niemand sie gesehen, weil da, wo sie es vermutete, niemand war. Gleich darauf aber, gerade als sie erleichtert aufatmet, weil sie nicht zu erschrecken brauchte, erschrickt sie so wie bisher nie im Leben.

Am Ende des Ganges, wo sie wählen müßte zwischen den Stufen hinauf oder hinab, hockt mit einem, wie es scheint, alles durchschauenden Blick, wie ein aus der Tiefe gestiegenes lebendiges Gespenst die stumme Gabriele

und richtet sich langsam auf vor der Nahenden. Ohne Überlegung, fast ohne Besinnung, aber entschlossen, allem schreckhaften Erleben unbedingt auszuweichen, kehrt Maria um und sieht am anderen Ende des Ganges ihre Mutter. Dieser in die Arme sich werfen und demütig den Schreck vor der unerwarteten Erscheinung bekennen — dazu ist sie nicht fähig; dazu ist sie zu stolz; zu sehr in der Gewalt dessen, was sie selber begonnen. Aber doch — denkt sie — kann ich dies neue Peinliche benutzen, um das alte vergessen zu machen! Noch vor der Mutter erreicht sie die offenstehende Vorratskammer, steckt den Schlüssel von außen nach innen und schließt sich ein, während gleichzeitig nicht weit von ihr, aber im Freien irgendwo so laut und unerwartet, daß es ihr den Atem verschlägt, Waldhorngeschmetter beginnt und das Kichern einer Klarinette: Webers Aufforderung zum Tanz.

Erst als die lieblichen wiegenden Takte einsetzen, hört man das Pochen und Flehen der Mutter: Komm heraus, mein Kind! Öffne! Hörst du nicht, die Trompeter vom Königsberger Regiment sind nun doch eingetroffen! Du mußt dich zeigen mit deinem Bräutigam! Öffne! — Nicht, ehe das alte Gespenst fort ist! antwortet Maria. Die Mutter versteht lange nichts. Dann mißversteht sie. Laß doch endlich den unglückseligen Großvater aus dem Spiel! Wir wollen alles Geschehene vergessen. Komm jetzt, mein Kind! — Das Bettelweib mein' ich! schreit Maria, das Bettelweib! — aber nun ruft die Mutter, sie möge still sein, weil jemand käme, und auch Maria hört Schritte auf Stufen und schweigt und tut, als sei sie nicht da.

Es ist die Mamsell. Sie bekommt laute Vorwürfe, weil sie die Tür zur Vorratskammer offen gelassen habe. Sie

wehrt sich. Sie erklärt, sie habe der stummen Gabriele den Beutel füllen wollen, wie es doch immer und erst recht heut sich gehöre und sei nur für eine Minute hinauf geeilt, um die Ankunft der Trompeter zu sehen, und jetzt gehe dies alles nicht mit rechten Dingen zu. Da sitze doch die stumme Gabriele; die Kammer aber sei von innen verschlossen, und wenn nicht der Teufel darin sei, so wisse sie nicht, wer.

Die Vorratskammer habe auch nicht eine Minute lang offen zu stehen, bekommt sie zur Antwort, auch nicht eine Minute! Und es sei niemand darin, und es wäre am besten, wenn sie jetzt ginge!

Gut! ruft die Mamsell —, soll ich gehen nach dreißigjähriger treuer Dienstzeit, dann gehe ich aber auch gleich und für immer! Dann mag das Hochzeitsessen anrichten, wer Lust dazu hat!

Die Trompeten triumphieren. Und nun fordert Marias Herz in so laut pochender Empörung einen Ausweg aus dieser Pein, daß nichts mehr zu verstehen ist, als klägliches Bitten und Beschwören der Mutter. Gilt es ihr, der Eingeschlossenen? Gilt es der fortwollenden Mamsell? Gilt es dem nicht fortwollenden Bettelweib? — Man versteht es nicht. Nur das versteht man: dies Bettelweib, diese stumme Gabriele — hat Schuld an allem. Darüber gibt es nun keinen Zweifel. Sie ist die allein Schuldige! Da! Jetzt hört man es ja! Jetzt wird die Musik wieder leise und lieblich, und jetzt schreit die Mamsell: Ganz gewiß ist es das gnädige Fräulein Maria, das sich da eingeschlossen hat! Sieht die gnädige Frau nicht, wie die Gabriele ein bejahendes Zeichen macht?

Nun, jetzt endlich begreift auch Mama, daß dies Bettelweib hinaus muß! Hinaus mit dem Weib! ruft sie laut. —

Sie geht nicht ohne ihren Wanderbeutel, ruft lauter die Mamsell, und der liegt in der Kammer. Das gnädige Fräulein muß aufmachen. — Ich mache nicht auf, ehe das unheimliche Weib fort ist! — Sei ruhig, mein Kind! Fürcht dich nicht mehr! Das Weib soll hinaus, wie es da sitzt! Ich will doch sehen, ob ich in meinem eigenen Hause nicht befehlen kann, wie ich will. Kommt nur her alle, die ihr da auf der Treppe steht und gafft! Kommt her, packt sie und werft sie hinaus! Mein Kind hat sie mir erschreckt an seinem Hochzeitstage. Nun werft sie hinaus. Augenblicklich! Was? Sie droht mir? Sie wagt es, mir zu drohen in meinem eigenen Hause? — Schick doch nach dem Gendarm, Mama! — Ach, mein Herz, mein Herz ... Ich hab' jetzt genug von all diesem ... Ich hab' jetzt genug.

Während die Aufforderung zum Tanz leise verklingt, fühlt Maria, daß etwas Unheimliches im Gange ist. Viele Stimmen sind da auf einmal, bekannte und fremde, böse und gute, nur die der Mutter ist nicht mehr zu hören. Ist die Mutter vielleicht stumm geworden wie die Ärmste, die jetzt hinausgewiesen wird? Viele Schritte sind jetzt da, bekannte und fremde, böse und gute, nur die der Mutter nicht. Hat die Mutter vielleicht fort müssen wie die Ärmste? Ist sie unbeweglich geworden? Wird etwas gebracht? Wird etwas hinausgetragen? — Bist du noch da? ruft Maria, öffnet und fühlt sich hinausgestoßen von Reue, Angst, Neugier.

Gott sei Dank! Nichts Fürchterliches hat sich ereignet. Die Mutter sitzt auf einem Stuhl, und mit versöhntem Gesicht steht vor ihr die Mamsell und zählt herzstärkende Tropfen, die auf ein Stück Zucker fallen. Die Stumme ist fort. Sie war es, die man hinaustragen hat müssen mit Gewalt.

Mama, schluchzt Maria, daß dich dies Bettelweib so aufregen mußte gerade an meinem Hochzeitsmorgen! Frau Zeidel lächelt. Geh jetzt, mein Kind! sagt sie tonlos. Dein Bräutigam wartet. Ihr müßt euch bei den Trompetern für das Ständchen bedanken! Und dann ... der Pfarrer ist auch schon da. Und das Festmahl ist gleich nach der Trauung. Und dann wirst du davonfahren mit deinem Mann. Ich ... hätte gern noch allein gesprochen mit dir vorher ... als Frau zur Frau; kam eben deswegen vorhin zu dir, aber ... Was ich fragen wollte, ruft Maria und wird rot, wo ist ... Karl? — Der gnädige Herr Holl wartet im blauen Zimmer, sagt die Mamsell, ohne Maria anzusehen, fühlt ihrer alten Herrin den Puls und nickt, zum Zeichen, daß nun vorläufig alles gut sei. Alle gehen sie langsam eine Treppe hinauf, an mehreren Spiegeln vorbei, und vor jedem Spiegel bleibt Maria stehn, um zu prüfen, ob ihr Gesicht schon liebenswürdig genug sei für die bevorstehende Feier.

* * *

Inzwischen wartete im blauen Zimmer Karl Holl, entschlossen und in schlichter Mannesfrommheit bereit zu feierlicher Stimmung, aber etwas verärgert durch Ungewohntes und bedrückt durch Dinge, die ihm grundlos kostbar und überflüssig erschienen, oder an die Bescheidenheit seines eigenen Heims und Lebens in Majeiken erinnerten.

Frackanzug und Handschuhe beengten ihn; die Hochzeitsstiefel brühten; und am Hals, wo der Kragenrand scharf war, spürte er eine Scheuerwunde, die ihn bisweilen zwang, den Kopf schief zu halten.

Ging er auf und ab, fühlte er sich mit Strenge gemustert von mehreren Herrschern Preußens. Friedrich Wilhelm III.

schien am meisten mißvergnügt, und zwar durchaus und ohne Ansehen der Person; Friedrich Wilhelm IV. machte Augen, als sähe er jemand, der (leider, leider!) nicht wert sei des landesväterlichen Segens; und Friedrich Wilhelm Ludwig, jetzt alter gütiger Heldenkaiser, dort auf dem Bilde aber noch Prinz von Preußen, feurig, elegant, gefürchtet und Schneid fordernd von aller Welt, sah aus, als werde er sogleich ein strenges Urteil sprechen über Karl Holl.

Wandte der also Bedrohte sich ab, sah er dem verstorbenen Vater seiner Zukünftigen gerade ins Gesicht. Er kannte ihn jetzt schon gut; nicht vom Leben her, sondern, weil er seinem Bilde in allen Räumen, sogar im Fremdenzimmer und der Bedientenkammer, begegnet war. Dies hier in dem Raume, wo Zeidel einst gelesen, gezeichnet und Löwesche Balladen gesungen hatte, war besonders merkwürdig. Der Herr von Groß-Diepgen saß da vor dem Hintergrund einer phantastischen Landschaft, in karierten Hosen, livreeartigem Frack, stolz auf eine Reitpeitsche, lächelnd wie ein Toter, und etwas spöttisch überlegen wie ein Erlöster.

Vor diesem Bilde mußte man unwillkürlich an des Dargestellten plötzlichen Tod während einer Wagenfahrt denken, falls man darum wußte, und Karl Holl, der es nicht liebte, ans Sterben erinnert zu werden, zumal nicht an ein plötzliches außerhalb des Bettes, sah sich nach anderem um. Er betrachtete die Teppiche, Glaslüster und Säulenspiegel, die Sessel, Tische und Schränkchen, den mit Bildern, Figürchen, Vasen und Schalen beladenen Schreibtisch, die Spieltische, das Spinett und zuletzt auch den Bücherschrank, wobei seine Verstimmung ihm deutlicher bewußt wurde, teils, weil er an vergeudete

Zeit dachte, teils weil er unsicher wurde vor all dem Unbekannten. Zwar die Hinterwand des Büchergestells war aus Spiegelglas, und über den goldschimmernden Namen Gleim, Goethe, Knigge, Mendelssohn, Schiller, Lichtwer, Jakobs konnte er immer sein eigenes Gesicht sehen, das treu bemüht war, sich zu erinnern; aber nur wenig fiel ihm ein bei all den Namen, zumal vor den Büchern in Abständen, wie Offiziere vor der Front, vergoldete Marmorfigürchen aufgestellt waren, die er (von Goethe und Schiller abgesehen) erst recht nicht kannte. So wandte er sich denn schließlich mit einem Seufzer ab, trat an eines der offenen Fenster und lauschte dem Ruf des Regenvogels.

Regen wäre jetzt, wo ich das Heu drin habe, gut für die Kartoffeln, sagte er sich und begann in Gedanken über die Felder Majeikens zu gehen. Befriedigt nickend sah er den Rotkleeschlag hinter der großen Scheune; ging zwischen Erbsen, Buchweizen und Sommergerste zum Stubbenhügel hinauf, von wo er Acker und Arbeit seines Nachbars Brank in Rudowin überblicken konnte; erreichte den Weg, der durch reifenden Roggen zum Torfbruch hinabführte; hörte das Quaken der Unken, das Gnatschen des nachgebenden Bodens, blieb stehen, zählte die Torfpyramiden, warf einen Blick auf den nahen Winrichsburger Stadtwald, und schritt dann, Bremsen und Mücken abwehrend, hügelan auf steinigen Rainen und Wegen, die wieder zum Hof führten. Hier stand überall Roggen und Hafer, dünn leider Gottes, sehr dünn wachsend auf dem sandigen Abhang, drauf beim Pflügen immer wieder Steine sich zeigten. Hier mußte nächstes Jahr etwas Gründliches getan werden! Jetzt war es am besten gar nicht hinzusehen, sondern links in der Ferne die

Kartoffelfelder zu suchen, die so lagen, daß man die Augen schützen mußte vor der Frühsonne, die auf Schloß und Dächern von Winrichsburg funkelte. Ging man dann weiter, gelangte man auf die Höhe, wo zwischen Steinhaufen und schwarzen Wacholderbüschen Preiselbeeren, Blaubeeren und Erdbeeren wuchsen. Hier hatte man weiten Ausblick. Hier sah man alles, was man bisher gesehen, noch einmal und so, daß es als deutlich Nützliches oder Unnützes sich einfügte in das Bild des Ganzen. Hier sah man ganz Majeiken. Den Hof mit den drei Einfahrten, den kleinen Garten am Wohnhaus, das Dorf, die Chaussee nach Winrichsburg, und dahinter die Roßgärten, Tümpel, Weideplätze, Wiesen sowie das Pachtland an der Bjeluttorotzker Grenze. Hier auf dieser Höhe stand jetzt in Gedanken Karl Holl und überlegte gerade, wo heute wohl das Vieh weide und wo die Schafherde, als plötzlich und laut Musik aufsprang irgendwo, wie etwas, das versteckt war, um zu erschrecken und den Erschrockenen mit beharrlich überlegener Lustigkeit zu necken und herauszufordern zu ganz Ungewohntem.

Karl Holl wurde rot vor Zorn und Ratlosigkeit. Was war denn das für ein Unsinn, Musik beginnen zu lassen, während er hier noch stand und auf seine Braut wartete! Und warum kam Maria nicht? War nicht verabredet worden, daß das Brautpaar, ehe es in den Kreis der anderen und vor den Altar trat, hier sich treffen sollte im Zimmer des Verstorbenen? War etwas versäumt worden? Hatte er etwas mißverstanden? Was hatte er denn soeben getan? Wo war er gewesen in Gedanken?

Seltsam! Wieder empfand er, was er in diesem Hause schon mehrmals empfunden: so etwas wie Vorwurf gegen sich selbst, Zweifel an seinem eigenen Wesen, Scheu vor

dem, daran am meisten sein Herz hing bisher. Bisher. Jetzt hing es nur an Maria. Das war ja natürlich. Maria war seit dem Abend, da er zuerst sie gesehen auf dem Gute seines Freundes, also seit langem schon, die Herrin Majeikens in seinen Gedanken; sie wird nun bald und in Wirklichkeit Mutter seiner Kinder sein, seines Sohnes, seines Erben. Wäre Maria nicht, stände er jetzt mitten in der Erntezeit nicht hier bereit, die Unbequemlichkeiten einer Hochzeitsfeier auf sich zu nehmen. Aber sollte er deshalb — —?

Was eigentlich konnte er sich vorwerfen? Er legte die Hände auf den Rücken und betrachtete nachdenklich das, was gerade vor ihm war: eine Fruchtschale auf dem Schreibtisch des Verstorbenen. Die Schale selber war aus dunklem, weiß gemasertem Marmor und wurde getragen von einem wunderlichen Holzschnitzwerk. Das Aufragende stellte ein Stück Baumstamm dar mit Windungen, Rillen, Astknorren und unvermittelt als Zierat angesetzten Blättern; der untere Teil einen Grashügel, umrahmt von Ähren und Reben, wo an dem Fuß des Stammes zwei Gestalten ruhten: ein verschrumpelter müder Zwerg, dem die Geräte des Landbaues aus der Hand gesunken waren, und eine Gärtnerin, die in Liebestollheit die Röcke zurückstreifend, dem Alten sich entgegenbog. Wo beider Körper eigentlich sich berühren sollten, war ein goldenes Schildchen angebracht, darauf eingraviert war: Entworfen und ausgeführt von Rittergutsbesitzer Zeidel auf Groß-Diepgen, Erntefest 1868.

Karl Holl fühlte, wie das Ganze sehr lächerlich und fremd für ihn war; aber gleichzeitig, wie ihm das Blut zu Kopfe stieg und wie es da blieb, weil er sich anstrengen mußte, nicht an das zu denken, was aus der Haltung der

einen Figur ihm vor die Sinne gekommen: das Weibliche, Geschlechtliche, Unanständige. Was eigentlich das Natürlichste und, wenn er seiner Tiere sich erinnerte, Unschuldigste auf der Welt war, hier und zu dieser Stunde und als Denken eines ehrbaren gesitteten Mannes war es — das Unanständige. Er war froh, daß Maria jetzt nicht kam und ihn bei diesem Denken ertappte. Es war gut, daß die Musik da war, leise und lieblich jetzt und bereit, alle Gedanken, die aufdringlichen sowohl als die vergebens gesuchten, vergessen zu machen. Er wurde allmählich dankbar gestimmt und gerührt von der Melodie. Er ergriff eine der vielen Reitpeitschen des Verstorbenen und bewegte sie leicht hin und her im Takt zu den verklingenden Tönen. Dann, als nichts mehr zu hören war von der Musik, trat er wieder ans Fenster, sah die Wolken ziehen und die Bäume zittern, hörte die Vögel ziepen in ihren Verstecken, die Pferde prusten und stampfen in den Ställen, hörte einen Stier brüllen auf der Landstraße, ein Weib keifen im Dorf, und hörte hinter und unter sich im Hause das Geräusch der Vorbereitungen zu seiner Hochzeit. Nun war er wieder ruhig und fühlte sich am richtigen Platz. Ich werde warten, sagte er sich, ich bin mir keiner Schuld bewußt. Ich werde warten.

Und dann plötzlich stand Maria in der Tür und fragte: Bin ich schön so? — und, ehe er antworten konnte, ehe er mit einem Kuß sie erreichte: Hast du die Musik gehört? Trompeter vom Königsberger Regiment! Leider nicht in Uniform. Wir müssen uns jetzt bedanken für das Ständchen, und dann werden sie spielen bei Tisch. Woran dachtest du eben, als ich kam? — Jetzt glaubte er, sie küssen zu dürfen. — Nein! Sie wehrte ab. Nicht jetzt! Du zerstörst mir die Frisur ... und kam ihm wieder ent-

gegen: So stattlich siehst du aus im Frack! Fast wie ein Rittmeister der Reserve. Nur den Kopf darfst du nicht so schief halten! Also, an was dachtest du? — An Majeiken! antwortete er ohne Zögern. — An Majeiken? Nun mußte sie, wie vorhin seinen Kuß, ihre Tränen abwehren: pfui! — Warum sagst du pfui, wenn ich an Majeiken denke? — Nicht deshalb, sondern wegen der Tränen sagte ich pfui. Ich kann nichts dafür. Übrigens: der Pfarrer ist schon da. Ach, ich wünschte, es wäre alles schon vorbei! — Ja, auch ich wünschte, wir wären schon in — — Majeiken, wollte er sagen, räusperte sich aber und schloß um so bestimmter: zu Hause. Allein. Dann blickten sie einander an und wurden rot. Weniger aus Scham als aus Ärger darüber, daß sie beide so unkundig waren der Liebe, und aus Unruhe über das Außerordentliche, das sie voneinander erwarteten am Ende dieses Tages. Fast gleichzeitig wandten sie sich zum Fenster und suchten Erleichterung in einem Gespräch über Kirschen, Johannisbeeren und die beste Art des Safteinkochens. Bis Magda, Marias Schwester, die Tür aufriß und rief: Wo bleibt ihr denn? Der Pfarrer wartet, und wir sind hungrig. Allein sein könnt ihr doch nachher.

Da bot Karl Holl seiner Braut den Arm, und sie gingen in der Richtung auf Mamas roten Salon, wo inmitten von Oleandern, Palmen und Gummibäumen ein Altar hergerichtet war durch Zusammenstellen zweier Notenschränkchen. Sollen wir nicht zunächst den Trompetern Dank sagen? fragte Maria und wollte abbiegen. Nein! sagte Karl Holl und zog sie weiter mit sich. Aber sie hielt auf dem letzten Treppenabsatz nochmals inne: Sei mir nicht böse, aber ich habe eine Bitte: Trag den Kopf nicht so schief! Es könnte jemand lachen. — Da blieb er stehen,

preßte seinen rechten Arm so zusammen, daß sie nicht los konnte von ihm, nahm mit der Linken den Kragen ab, warf ihn in die Ecke, holte ein weißseidenes Schnupftuch hervor, faltete es umständlich und band es so, daß die schmerzende Stelle bedeckt wurde, um den Hals. Dann führte er aufrechten Hauptes und ohne im Kreis der Verwandten und Bekannten zu verweilen, die vor Überraschung Gefügige zum Altar.

* * *

Gottes Wort klang aufrüttelnd fremd in diesem Raum. Wie das eines Eindringlings oder zumindest Unerwarteten, der aus Ferne und Verfemung in den Kreis kommt derer, die sich kennen, und beweisen will, daß er zur Familie gehöre. Nun standen und saßen sie alle: die Herren etwas ratlos und angestrengt bemüht, überlegen zu sein; die Damen geniert in ihrem Aufputz und würdevoll oder gerührt, je nachdem, ob sie die Liebe zu kennen oder nicht zu kennen vermeinten; standen und saßen ohne widersprechen zu dürfen, und obgleich immer wieder ein Wort sie traf, das nachdenklich machte über die Verwandtschaft mit Gott, verweilten sie doch bei dem, was sie schon kannten und wußten und sahen.

Die meisten waren verwandt mit Maria; hatten sie als Kind gekannt und gnädiges Fräulein; und wußten wahrscheinlich mehr von ihr, als sie selber. Ihre Erziehung hatten sie beobachtet, ihre Dummheit und Launenhaftigkeit bemerkt und ihr wunderliches Wesen im Kreise von Fremden. Gar manches hatten sie miterlebt, was die Unglückliche lächerlich machte und die Stolze zum Gespött. Sie wußten, daß sie nie eingeladen wurde dort, wo es sehr vornehm zuging, und sahen, daß außer dem

etwas schwachsinnigen Onkel von Lambatz niemand von den berühmten Adelsfamilien des Landes erschienen war zu dieser Hochzeitsfeier. Ach, und alle ahnten vielleicht etwas von der langen Zeit, da Maria sich gesehnt, eine Liebende zu sein und es sich nicht zugetraut hatte, und sahen sie nun dastehen wie eine, die sich schämt ihrer alt gewordenen Unschuld, und sahen den Mann an ihrer Seite, den von Arbeit und Alter schon etwas gebeugten, bäuerisch breiten, dem man es anmerkte, daß er nie eine Uniform getragen und der jetzt zum Frack ein Halstuch trug.

Maria fühlte deutlich dies Denken und Wissen und Sehen der anderen, und dies war ihr peinlicher, als wenn sie nackt vor Gott hätte hintreten müssen. Gott allein, fühlte sie, hätte ihre Unschuld und ihren Willen zum Gutsein erkannt, und mehrmals in dieser Stunde versuchte sie ihm nahe zu kommen, ihm, dessen Wort hier verkündet wurde. Es gelang ihr nicht. Selbst als der Spruch »Sei getreu bis in den Tod, so will ich dir die Krone des Lebens geben« wie ein Urteil sie traf und um ein beträchtliches zu trennen schien von den anderen, gelang es ihr nicht. Sie war nun so gerührt über ihren Entschluß, diesen Spruch wahr zu machen, daß sie nicht nur die anderen und den fehlenden Kragen, sondern auch Gott vergaß und nur suchte, was ein lautes Herausspringen des im Herzen wartenden Weinens verhüten konnte. Dabei blickte sie auch auf den Pfarrer, den alten bekannten Pfarrer Missert, der so gern Streuselkuchen aß und von Hühnerzucht redete, und sah, wie er, der mit beiden Händen ein schweres Buch halten mußte, von rinnenden Schweißtropfen gepeinigt, wahrscheinlich gekitzelt und zu Grimassen gereizt wurde, die so komisch waren, daß

sich vor das herauswollende Weinen nun fast ein Lachen gedrängt hätte. Deshalb, als ihr dann in wohlgesetzter Rede und bekannt ostpreußischer Mundart das Glück des künftigen Lebens (man verstand nicht recht, ob das himmlische oder eheliche gemeint sei) ausgemalt wurde, jenes Glück, das auf jeden warte, so er nur daran glaube — stand Maria furchtsam und ungewiß ihrer Kraft vor Weinen und Lachen und kam sich während dieses ganzen feierlichen Ereignisses sehr dumm und unglücklich vor.

Endlich fanden ihre Gefühle einen gewissen Halt in der Betrachtung von zwei Bildern, die hinter dem Pfarrer hingen an der Stelle, wo in Kirchen das Altarbild zu finden ist. Es waren zwei Kupferstiche. Der eine stellte dar: Königin Luise in Paretz eine Kuh melkend; der andere: Königin Luise auf der Flucht. Die ländliche Lieblichkeit der Königin und ihre Leutseligkeit empfand die Betrachtende, wie von jeher, als etwas sehr Reizvolles und Nachahmenswertes; auch sie wollte sich überwinden und das Melken erlernen und vormachen in Majeiken; auch sie wollte eine liebliche und doch praktische Helferin in ihres Mannes Wirtschaft werden. Und wenn sie einmal wie die Königin die Kutsche besteigen müßte, um auf Flucht sich zu begeben, würde auch sie — nun darüber nachzudenken war nicht not. Wie sollte sie dazu kommen, auf Flucht sich zu begeben! Sie war die Tochter des verstorbenen Rittergutsbesitzers Zeidel auf Groß-Diepgen und heiratete den zwar nicht reichen aber doch wohlhabenden Gutsbesitzer Holl auf Majeiken. Und wenn auch Majeiken im Polnischen lag unfern der russischen Grenze, so doch im sicheren Deutschen Reich, das von Bismarck bewacht wurde und vom alten Kaiser. An Kriegsnot und Flucht war also nicht zu denken, und es war sehr wohl

möglich, daß man heute und in Zukunft glücklicher werden konnte, als damals eine Königin es war ...

Amen! sagte Pfarrer Missert und dann, auf das junge Paar zutretend: So, nun ist die Feier zu Ende und man darf wohl Glück wünschen! — Er tat es, und nach ihm drängten sich alle heran und wünschten Glück. Nun glaubte Maria ans Glück. Sie wurde von vielen geküßt und nahm wahr, daß sie eigentlich von allen, die ihrem Leben näher standen, geliebt wurde, und daß die Fremden Ehrfurcht ihr erwiesen, indem sie tief sich verbeugten und »gnädigste Frau« sagten. Zuletzt auch versöhnte sie sich aus innerstem Herzensdrang mit ihrem Angetrauten und fand, daß das Halstuch ihn gar nicht so übel kleide, daß er im Gegenteil sehr vornehm und apart damit aussähe. Karl Holls ernstes Gesicht hellte sich auf. Er flüsterte der Glücklichen zu, daß auch er sehr glücklich sei und sie sehr lieb habe und nur wünsche, die Hochzeitsmahlzeit wäre schon vorbei und sie beide dürften fahren. Bis Wartenfeld wollten sie heute ins Hotel (Maria strahlte auf: sie wäre noch nie in einem Hotel gewesen) und morgen nach Majeiken.

Nun aber begann das Mahl. Im Saale war gedeckt und die Geräusche des Anrichtens hatte man schon während der Feier vernommen. Nun roch man bereits die würzigen Pasteten und den Duft der berühmten Groß-Diepger Saucen. Und als man saß und Onkel von Lambatz nach alter guter Preußensitte auch zu Beginn dieser kleinen Familienfeier das erste Glas dem geliebten Landesherrn darbrachte, kam die Sonne hervor und schmückte mit feierlich weißem Licht die nassen Blätter der Bäume vor den Fenstern und das alte Familiensilber auf der Festtafel. Die Vögel im Freien wollten ein Jubellied anstimmen, aber die Trompeter mit ihren Tanz-

weisen gewannen schneller die Herzen der Aufhorchenden, zumal heute nicht getanzt werden sollte, weil zu wenig Jugend da war. Man aß und trank und mußte sehr laut sprechen, um sich zu verständigen. Man rühmte die aus Königsberg frisch eingetroffenen Steinbutt, den Rehrücken und die sieben Kompotts; man rühmte das strahlende Aussehen der jungen Frau und bedauerte das leidende Aussehen der alten; machte einander aufmerksam auf die Bescheidenheit des Hochzeiters und den Appetit des Pfarrers; man erörterte lebhaft Hödels Attentat auf den alten Kaiser, erinnerte an das auf Bismarck in Kissingen und schimpfte auf die Katholiken; dann sprach man von Gicht und Hexenschuß; beklagte und beunkte die Absicht des jungen Linkwalder, Künstler zu werden; und stritt sich über das Für und Wider der Brache, über Drainage und die neu erfundenen Sumpfdraisinen, mit denen das Heu geholt werden konnte von nassen Wiesen, wo Pferde und Ochsen einsanken.

Als der Champagner eingegossen wurde, hielt Onkel Heinrich seine Rede auf das junge Paar. Maria kniff sich im Arm ihres Mannes fest und flüsterte: Ich sitze wie auf Kohlen. Wenn er nur nichts Taktloses sagt!

Natürlich! Da war es schon: Es ist nur recht und billig, wenn bald viel Kinder kommen in einer Ehe, sagte Onkel Heinrich, — und wenn es nun mal schon Kinder sein müssen, soll es auch ein Sohn sein! Und wenn es ein Sohn ist, muß er auch ein Vorbild haben! Und da wüßte ich als alter ehrlicher Mann, der sein Vaterland liebt, keinen besseren zu nennen, als — hier machte der Redende eine Pause und blickte mit Jäger-Ingrimm nach dem Linkwalder hinüber — keinen besseren, als unseren Bismarck. Solange im Deutschen Reich Söhne geboren werden,

die sich unseren Bismarck zum Vorbild nehmen, können die Demokraten, und wenn sie noch so großartig und modern eingerichtete Güter haben — Linkwalde! rief jemand — ich spreche hier nur allgemein und ganz ehrlich — können die Demokraten, sagte ich — nicht gegen uns aufkommen. Merk dir das, meine liebe Maria! Und Sie, mein lieber Holl, Sie sind ja, wie ich eben höre, gebürtiger Niedersachse — Schwede! rief jemand — Niedersachse! sage ich. Also da wird es Ihnen doch nicht schwer fallen — einen Erben Bismarckscher Art in die Welt zu setzen!

Es gab einen lauten Jubel. Man klatschte in die Hände, und eines jeden Glas mußte anklingen an die der anderen. Karl Holl lächelte gutmütig. Maria trank mehrmals aus und versicherte, sie habe sich noch nie so wohl gefühlt wie heute. Oh, war es lustig! Zum Totlachen, wenn Herr Melauschke erzählte von dem Aufstand 1848, wie die verführten Lümmels revoltierten, aber statt des Gutsherrn, seines Vaters, den zufällig als Gast anwesenden Stadtrat Pfaumann aus Elbing, den Demokraten, verprügelten, und der immer schrie: meine Pikeeweste! meine Pikeeweste! Und wie interessant Karls Freund, der Winrichsburger Landrat Hedeck sprechen konnte von seinen Reisen, dem Reichstag und den Zuständen in der Polackei! — Und wie unnachahmlich Tante Linchen von ihrer Liebe zu Chopin! — Und gleich darauf mußten die Trompeter etwas von Chopin spielen; aber sie konnten nichts anderes, als den Trauermarsch und spielten ihn auch wirklich bis zur Stelle, wo die Herren mitsangen: Ach, nun trinkt er keinen Rotspohn mehr! — aber da begann der Pfarrer so komisch sich zu ereifern und verlangte, daß das Spiel aufhöre, und es gab ein lautes Hallo und

Gelächter — und Onkel Heinrich und der Linkwalder, die wieder im Streit über Bismarck und die Demokratie sich gegenübersaßen, mußten ihre Stimmen so anstrengen, daß sie rot wurden wie gesottene Krebse und gar nicht merkten, wie alle anderen sich lustig machten über sie. Oh, es war köstlich!

Die Sonne war längst wieder hinter Wolken verschwunden, vielleicht sogar schon im Sinken; es sah aus, als wäre die Dämmerung bald da, und mehrmals hatte Karl Holl Maria gefragt, ob es nicht Zeit sei zu fahren — nein, sie wollte nicht fort aus diesem Kreis, der sie mit solchem (ach! erst heute bemerktem) Glück umgab. Sie wäre viel zu glücklich, um schon aufbrechen zu können, sagte sie. Im Innersten jedoch empfand sie, daß Furcht sie festhielt, Furcht vor dem Unbekannten, vor der Fahrt, vor der Nacht, vor der Hochzeitsnacht. Sie war deshalb nun selber bemüht, die Zeit der Lust und Festlaune zu verlängern und fand tausenderlei zu fragen und zu besprechen mit denen, die sie verlassen sollte. Als sie jedoch merkte, Mama wolle diese Stimmung benutzen, um sie beiseite zu ziehen und mit ihr zu reden als Frau zur Frau, wußte sie, von Scham überfallen, keinen anderen Ausweg, als nun ihrerseits Karl Holl zum Aufbruch zu mahnen. Nein. Nun wollte er nicht. Nun wollte er bleiben, bis zu seiner Linken die wichtige Erörterung über Stalldüngung, Gründüngung und Fruchtfolge entschieden sei.

Zum Glück für die verlegen dastehende junge Frau hielt es jetzt Landrat Hedeck an der Zeit, das ländliche Fest, wie er sagte, in bewußt angewandter weltmännischer Gewandheit (man möge es verzeihen, aber er liebe Wortspiele!) auf den Höhepunkt zu führen. Er sei weit in der Welt herumgekommen — man möge nicht meinen,

die Welt stände einem im Winrichsburger Kreis geborenen nicht offen! — und er habe noch nie — man möge es verzeihen! — eine Hochzeit mitgemacht, darauf nicht getanzt würde. Und wenn die Jungen ihren Herzen nichts mehr zutrauten, müßten die Alten ein Beispiel geben, und bei diesen Worten winkte er den Trompetern, nahm den ältesten von allen, den in seiner Kognaklaune sofort willigen Onkel von Lambatz fest in den Arm und walzte um den Tisch herum. Man war zuerst verblüfft, klatschte aber bald Beifall im Takt, und als man sah, wie gut Humor und Alter zueinander paßten, wie gewandt die Welt sich bewegte und wie elegant der Adel, konnte man nicht anders, als die Tische beiseite schieben und schrankenloser Fröhlichkeit sich hingeben. Alles kam in Bewegung. Alles beugte sich und knixte, wiegte sich und wendete, hob sich auf Zehen und verlor sich wirbelnd im Gewebe, das die Musik wob. Seht! Wie ein sicher geführtes Muster schwingt sich durchs Ganze das Hochzeitspaar! Links herum dreht sich Onkel Heinrich — rechts herum in seiner Nähe der Linkwalder — hier und da taucht Tante Linchen auf wie eine verschnörkelte Verzierung — hie und da wie ein schwarzes zu dick geratenes Tüpferl der Pfarrer — und sogar die Hochzeitsmutter läßt ein Stückchen weit sich hineinziehen in des Tanzes Verschlingungen, bis ihr Atem abläuft wie ein Faden von der Spule ...

Horcht! Kam da nicht ein Ruf aus der Ferne? — Nein. Es war wohl ein Klagelaut der Klarinette, ein zur Melodie gehörender, oder — — rieb jemand mit feuchtem Finger eines Weinglases Rand? — — oder war plötzlich Wind gekommen und heulte oben im Kamin? Aber warum unterbrechen die in der Ecke dort ihren Tanz und laufen ans Fenster? Warum hat das Gesinde, das an den

Türen sich drängt, so blasse, erregte Gesichter? Warum bewegt sich draußen der Himmel so schnell und dunkel wie Rauch? Reißt die Fenster auf! Winkt ab der Musik! Still! Jetzt kann man verstehen, was gerufen wird —: Feuer! wird gerufen, Feuer! Feuer! Menschliche Stimmen sind's, die da heulen: Feuer! Ganz in der Nähe Feuer! Und jetzt — seht, jetzt schlagen Rauchschwaden, jetzt tanzen Funken schon durch den alten Walnußbaum ——: Groß-Diepgen brennt! Groß-Diepgen?? Das Herrschaftshaus? Nein. Das Herrschaftshaus noch nicht. Aber das nächste Wirtschaftsgebäude, der Wagenschuppen, und vielleicht auch schon der Schafstall, die Scheune, der Pferdestall... Hinunter alle und helfen! Hinunter! Hinaus!

Als sie hinauskamen ins Freie, Mägde, Herren, Trompeter und Damen durcheinander, war die ganze Gegend schon in der Gewalt des Elements. Im Sausen und Donnern der Flammen sah man dastehen zur Vernichtung bestimmt ältestes Gefüge gelöst schon, blind bereit für das Ende und gespensterhaft anklagend alles, was Augen hatte; sah man Bekanntestes formlos zur Erde fallen und das Unfaßliche gen Himmel steigen in Formen, die kein anderer Wille fügte, als der des Windes. Ach dieser Wind! Was war das nur für ein Wind, der plötzlich gekommen war und nicht weiter zu wollen schien, der bald hierhin sprang, bald dorthin, umkehrte, im Kreise tanzte, hochsauste, und dann höhnisch pfeifend alles nach unten drückte! War das derselbe, der heute morgen vorbeigekommen war am Herrschaftshause wie ein müder, Blüten und Erntduft sammelnder Engel? Jetzt wahrlich benahm er sich wie ein Teufel! Jetzt warf er in höllischen Wirbeln den Rauch um das ganze Gut, also

daß die Ferne verhüllt wurde, und man kaum wußte, wo der See lag und das Dorf und das Herrschaftshaus, und woher das Glockengeläut kam!

Aber jetzt fragt doch nicht nach dem Wind, sondern helft, helft alle! Seht! Es brennt schon an drei Stellen, und da ist nicht Zeit zu fragen, ob der Wind dies wollte oder ein rachsüchtiger Mensch! Es ist nicht Zeit zu fragen, woher das Unglück kommt, wenn man seine Ausbreitung noch hemmen kann! Helft, helft alle! Das Gut brennt an drei Stellen. Die herrschaftlichen Wagen sind gerettet. Aber die sechshundert Schafe bekommen wir nicht heraus, weil der Leithammel immer wieder umdreht und zurückrennt zum Futter im brennenden Stall. Die Pferde haben wir losgemacht und laufen lassen. Dort verschwindet der Grauschimmel des verstorbenen Herrn, und dort galoppieren die Majeiker Fuchsstuten. Aber das Vieh im Stall, die Kälber, die Kühe, der Stier! War denn das Vieh schon im Stall, als das Feuer ausbrach? War es so spät schon? Ja, es ist nahe an Abend. Das Fest hat lang gedauert.

Nun aber — warum versucht man nicht zu retten, was noch zu retten ist? Warum läßt man die Spritze nicht arbeiten? Fragt den Inspektor, warum die Spritze nicht arbeitet! — Der Inspektor hat den Schlauch zum Ausbessern gegeben, sagt er, andere aber sagen, er habe ihn versoffen. Jetzt müssen, bis von anderen Gütern Spritzen kommen, die Leute eine Kette bilden vom See zum Feuer und das Wasser weitergeben mit Kübeln. Die Trompeter haben wir auch eingereiht, sie nützen aber nicht viel, weil sie beim Fest waren und voll sind wie die Schweine. Eben noch stand einer da und blies Alarm, bis ihm ein Arbeiter das Instrument aus der Hand schlug. Recht so! Mit anfassen soll der Kerl!

Feuerhaken! Kommt mit Feuerhaken! Es sind noch Menschen drin! Dort im Stall, wo oben das Heu schon davonfliegt in brennenden Fetzen, sind Menschen drin, der Hirt und der Inspektor, die das Vieh losmachen von der Kette, und nun ist das Türgebälk zusammengestürzt, und sie können nicht mehr heraus. Feuerhaken her! Da sind die Leute mit Feuerhaken, aber — es geht nicht! schreien sie, es ist unmöglich! Wir können nicht heran. Zu groß ist die Glut. Und jetzt — springt zurück! Macht Platz alle! Es bewegt sich im brennenden Gebälk! Seht das Schwarze! Es ist Satans Kopf. Satan, der schwarze Stier, hat den Türrahmen auf seine Hörner genommen, hat aufgebrüllt und mit einem Ruck den Ausgang frei gemacht. Er kann mehr als wir Menschen, dieser Satan! Er hat den Weg frei gemacht den Eingeschlossenen. Seht, da sind sie schon! Dem Inspektor ist nur sein Saufbart abgesengt und den Kühen sind die Euter verkohlt, aber der Hirt taumelt, fällt hin und ist nicht wieder ins Leben zu rufen; er bekam zuviel Rauch ins Herz.

Hurrah! Hört das Rattern! Das sind die Spritzen der Nachbargüter und die Fuhrwerke mit Männern! Im Galopp kommen sie heran. Da sind die Spritzen von Linkwalde und Rolgitten und dort eine mit dem Graf Dargerlohschen Wappen. Und Herr von Grenefeld selber ist gekommen und hilft beim Aufstellen der Leitern, und der junge Warditter Graf nimmt selber einen Schlauch zur Hand. Und vor dem Herrschaftshause hält die Equipage der Baronin von Puttenbork. Siehst du, Maria, nun ist doch der hohe Adel erschienen zu deiner Hochzeit!

Maria ist, während Mama auf ihres Bruders Arm gestützt herumgeht, allein und wimmernd dagestanden und

hat dem vergeblichen Rettungswerk der Männer zugeschaut. Bisweilen, wenn ihr Blick ihn verlor, hat sie Karl! gerufen und laut aufgeschrien. Dann hat sie, vor Furcht oder Kälte, sichtlich zu zittern begonnen, und jemand hat aus Mitleid ihr Festkleid umhüllt mit einem großen dunklen warmen Tuch, wie die gewöhnlichen Leute es tragen. In diesem Tuch geht sie nun auf Mutters Geheiß, die Baronin begrüßen. Am fernen Himmel ein Stern, ganz anders leuchtend als das Feuer unten, sagt ihr, daß es Abend sei. Dies begreift sie aber erst, als sie aus dem Schein der Flammen in den Schatten auf der anderen Seite des Herrschaftshauses gelangt, wo das Dunkel den Abend verkündigt. Hier kommt ihr die Baronin entgegen, erkennt sie aber nicht, sondern hält sie, wie aus dem Anruf deutlich wird, für ein gewöhnliches armes Weib. Hilflos in Überraschung und Scham verschwindet Maria, durchs nahgelegene Gartentürchen eilend, im tieferen Dunkel der Büsche am Giebel und hört, wie hinter ihr her gerufen wird, das sei wahrscheinlich eine, die stehlen wolle. In Angst huscht sie um die Hausecke, wirft das Tuch ab, und steht, wieder beleuchtet von Glut, vor den schwarzen Fenstern des Saales, drin soeben ihr Fest gewesen. Aber daran denkt sie jetzt nicht. Sie denkt nicht daran, daß sie schon eine verheiratete Frau ist. Sie kommt sich vor wie ein Kind, das Strafe zu erwarten hat und blickt deshalb, wie sie es oft getan von dieser Stelle des Gartens, hoch zu den Fenstern des Vaters. Die Fenster stehen offen, und ein Stück weißer Gardine bewegt sich im Wind, was aussieht, als winke jemand. Aber es ist niemand. Der Vater ist tot. Maria, sich grauend vor dem dunklen leeren Raum, draus Weißes winkt, atmet heftig, tritt rückwärts und fällt in ein Rosenbeet.

Beim Aufstehen zerfetzt sie sich ihr Festkleid an den Dornen, die man im Dunkel nicht sieht, und während die Geängstigte und Geärgerte sich losmachen will von dem, was noch festhält an der Erde, fliegt oben über sie hinweg etwas Leuchtendes hinein in Vaters Zimmer, und gleich drauf ist dort, wo Weißes winkte, eine Flamme, die nicht Maria zustrebt, sondern den ganzen dunklen Raum, der dem Verstorbenen gehört, plötzlich faßt und gen Himmel schleudert, wo die Funken verlöschen und die Sterne bleiben.

Als Maria auf dem Hof anlangte, wo der Schafstall schon verschwunden und ein anderes Gebäude im Niederbrennen war, als sie dort anlangte, wo die Männer bemüht waren, wenigstens das zu retten, was noch nicht brannte, als sie mit dem Arm in zwei, drei verschiedene Richtungen wies und Feuer! schrie, Feuer! Feuer! — da fürchteten viele, sie wäre irr geworden und riefen nach Karl Holl. Er erschien sogleich, mit ängstlichem Gesicht, naß, schmutzig, in versengtem Gesellschaftsanzug, ohne Halstuch, und fragte, was geschehen sei. Er bekam keine Antwort mehr. Alle liefen schon in Richtung aufs Herrschaftshaus, und als er sie einholte, waren sie schon dabei, den Holzzaun zwischen Hof und Garten niederzureißen, und nun sah auch er die Flammen aus dem Zimmer des Verstorbenen schlagen. Er eilte zurück, um beim Heranziehen der Spritze zu helfen, aber bemerkend, daß schon zu viel Leute dabei waren, kehrte er wieder um und eilte ins Haus, um all das Kostbare zu retten, das er bewundert hatte heute früh. Vor dem Eingang stand Maria und rief, er solle nicht hineingehen, er solle um Gottes willen nicht mehr hinein ins brennende Gebäude! Er aber hörte nicht darauf. Andere kamen ihm schon entgegen und jeder trug

etwas, das er gerettet: der Kutscher das goldgerahmte lebensgroße Bild des Verstorbenen; der Pfarrer ein Notenschränkchen; Tante Linchen eine gepolsterte Fußbank und zwei Marmorfigürchen; die Mamsell einen Haufen getrockneter Palmenwedel und Pfauenfedern.

Karl Holl zündete im Vorraum die Hängelampe an und fand an dieser ein ausgestopftes Wiesel angebunden mit einem welken Blumensträußchen im Maul. Was ist denn das? rief er erschrocken. Das hat der verstorbene Herr dort angehängt. Das darf nicht entfernt werden! krisch eine weibliche Stimme und krisch noch lauter, als das gespenstige Anhängsel gleich darauf doch abgerissen und fortgeschleudert wurde. Karl Holl überlegte nun, Umschau haltend, was er retten sollte. Nichts schien ihm wertvoll genug. Was er heut morgen bewundert, schob er jetzt beiseite und entschied immer wieder: Überflüssig! Nicht nötig! Kann entbehrt werden! — Erst, als er vor verschlossenen Schränken stand, wußte er, was zu tun sei. Er rief nach den Schlüsseln, nach Maria, nach der gnädigen Frau, — und als er keine Antwort bekam, nach einer Axt. Bald darauf sah man ihn beladen mit weißen Stapeln (Jesus! rief eine Abergläubische, der rettet Wäsche aus brennendem Haus — trägt Sorge um sein Totenhemd!) immer wieder ins Freie schwanken zum Platz unter der Birke, wo er Kinder angestellt hatte, das Gerettete zu bewachen.

Als Maria ihn bei dieser Tätigkeit und also nicht gefährdet fand, rief sie erregt, daß sie nun beruhigt sei, und eilte auf die andere Seite des Hauses. Hier ließ man gerade ab von dem Versuch, auf Leitern und mit dem Schlauch in der Hand der Brandstätte sich zu nähern. Es hätte vielleicht alles noch gerettet werden können, wären

die Bücher nicht gewesen! rief man — jetzt sind sie schon Flammen und rasen durchs Haus! Jetzt stürzt auch das Dach bald zusammen!

Maria ruft, sie wolle das nicht mit ansehen und läuft herum, wie um irgendwo ihren Kopf zu bergen. Sie findet das dunkle Tuch wieder, das sie vorhin abgeworfen, und umhüllt sich nun selber damit. Dann, als das Dach wirklich stürzt, wird sie hineingedrängt in den Haufen der schreiend Zurückweichenden und gerät unerkannt an eine Stelle, wo es dunkler ist, wo die Weiber stehen, die, um nicht im Wege zu sein, von weitem zuschauen dem Unglück: die alten, gebrechlichen, abergläubischen. Hier ist man unbekümmert drum, ob jemand glaubt, was man weiß, ob jemand zuhört dem, was man erzählt. Hier vernimmt Maria solches, daß sie eine Zeitlang das Hinsehen versäumt aufs flammende Unglück und kein Weinen mehr wagt in Schauer und Scham.

Wir wissen, warum dort jetzt Flammen fliegen durchs Haus — verkünden mit grausiger Gleichmut die Stimmen, in deren Bannkreis Maria geraten — wir wissen es: die Ärmste, die Unglückliche, die Stumme hat man mit Gewalt gestoßen aus diesem Hause, von diesem Hofe — sie, die keinem Böses getan, die geduldig wartete auf die Abfälle vom Fest, die unschuldig dastand, während das Unrecht einen Ausweg suchte, sie hat leiden müssen, was die Herrschaft befahl. Drum hat sie geweint im Hause, drum hat sie geweint im Hofe, und wo sie am Tage weint (Gott weiß es!), da werden abends Flammen sein. Wie Gott solches macht, das wollen wir nicht untersuchen, das wollen wir gar nicht wissen. Wir sind nur des Glaubens, er bedarf keiner Lampe dazu und keines Blitzes, er kann Flammen bereiten aus betenden Händen, er macht zu Asche die

Wände, die solch Weinen umstanden. Das ist ein Wunder, ja, aber nun hört von noch größerem Wunder: Nach den Wünschen der Unglücklichen macht Gott die Zukunft. Um zu wissen, wie das Leben werden soll, das aus Bösem entsteht, läßt es aufschreien den, der es stumm, aber gut ertragen hat. Drei von uns haben es gehört mit ihren Ohren wirklich und wahrhaftig, und drum ist es ein Wunder. Dort am Ende des Ortes ist sie stehen geblieben, die Stumme, und ihre Worte sind laut hingegangen durch den Wind, so wirklich wie jetzt die Flammen gehen, und haben treffen sollen sie, die heute das Glück der Hochzeit hat und nicht in ihrer Nähe geduldet hat die Unglückliche. Sie wollte mich nicht in ihrer Nähe haben — klagten die Worte laut und drohten dann lauter: Zur Strafe wird sie ein Kind gebären, das mich wird suchen müssen. Es wird gehen mich suchen weit und immer weiter fort von ihr und wird nie mehr zu ihr zurückkehren ...

Über solches und noch anderes, jedoch leiser jetzt und geheimnisvoller reden sie, die in Marias Nähe sind, ohne sie erkannt zu haben. Maria schauert in Furcht vor dem, was sie nicht mehr versteht; aber plötzlich drängt es sie, zu triumphieren im Zorn über das, was sie verstanden hat. Ohne Rücksicht drauf, ob man sie jetzt erkennt oder nicht, stößt sie all diese Wissenden und Raunenden beiseite und eilt davon und herum ums zusammenbrennende Heimathaus wie eine, die wichtige Nachricht zu bringen hat. Endlich entdeckt sie ihre Mutter. Mama! ruft sie, Mama! Ich weiß jetzt, wer dies ganze Unglück verschuldet hat ...

Mama steht da und jammert: Ach, die rote Standuhr mit den Löwenköpfen! Und die geschnitzten Schränke!

Die hundert gemalten Tassen! Und die Doréschе Bibel — Angesteckt ist alles aus Rache! — Ach, und die Spiegel und Leuchter und Ledersessel, und mein Alkoven, mein Alkoven mit den Blumen! — Hörst du nicht, Mama, dort im Dunkeln stehen welche, die wissen, wer das Feuer angelegt! — Ach, und mein blanker Messingmörser in der Küche und das Zinn! Und die bunten Töpfe aus Karlsbad! Und die Öfen, die Öfen mit dem Wappen! Woran sollen wir uns nun wärmen im Winter? Und alle Pelzsachen und unsere Wäsche! — Die Wäsche ist gerettet, sagt Karl Holl. — Aber die Betten! Meine Betten! Das Bett, das ich gewöhnt war, drin ich mich ausruhen möchte! Wer stört mich immer? Was willst du, mein Kind? Was sagst du? Aus Rache? Dies alles sei angezündet aus Rache? Nein, nein! Wer wohl sollte sich rächen wollen an uns? Du siehst Gespenster. Ich aber möchte ruhen! — Wir werden zur Nacht wo anders unterkommen müssen! sagt Karl Holl. — Und alle Bilder sind Asche, und alle Bücher sind Rauch! jammert Mama weiter, meine Briefe habe ich gerettet und meine Gedichte auch. Aber was sind meine Gedichte! Kommt Kinder, wir wollen schlafen gehen! — Ja, seufzt Karl Holl, aber sagte Maria nicht, daß dort welche stehen, die etwas wissen von der Ursache dieses ganzen Unglücks? Wäre es nicht gut, noch heute diese Ursache festzustellen? — Ach, sie sind ja nicht mehr da, antwortet Maria, und vielleicht habe ich nicht richtig gehört oder zuviel gehört in der Aufregung ... — Ja, meine Kinder, wir wollen uns nicht mehr aufregen, entscheidet die Mutter, ich jedenfalls will schlafen gehen ...

* * *

Die Herrschaft schläft heute bei den gewöhnlichen Leuten. Die Einladungen der Nachbarn hat man abgelehnt, weil die alte Gutsherrin nicht fort wollte aus der Nähe des, das sie verloren, und man sie nicht allein lassen konnte im Dorf. Nun ruht sie dort beim Kämmerer auf einem geretteten halb verbrannten Sofa, und nicht weit von ihr, beim Kutscher in der guten Stube, wo das Ehebett steht, sind die beiden untergekommen, die heute Hochzeit haben.

Das Glück der Hochzeitsnacht ist über ihnen angebrochen so unerwartet wie das Unglück am Tage. Mehr aufgereizt von den Flammen des Abends, als dem milden Schein des mittaglichen Festes, haben sie sich ohne Bedenken und Worte erkannt als Weib und Mann, und liegen nun mit pochenden Herzen in dem Raum, der dunkler wird und fremder, je heller und bewußter ihnen vor den Sinn kommt, was geschehen ist. Ist es nun geschehen, daß ich ein Kind bekommen werde? fragt Maria und reißt ihre kleinen Augen auf, um durchs Dunkel hindurch zum Bilde dieses Kindes zu gelangen. — Ja, sagt Karl Holl, und es soll ein Sohn sein, und ich sehe ihn schon so groß, als wäre er Herr von Majeiken. — Und ich habe schon solche Angst, flüstert Maria. — Wovor soll man Angst haben? fragt er, prüft aber gleichzeitig seinen Puls, denn er fühlt sich alt und denkt an den Ruf der Abergläubischen, den er hörte, als er die Wäsche heraustrug aus brennendem Haus, und darum fügt er nach einer Weile hinzu: Glaubst du an das, was die Leute sagen, Maria? — Glaubst du daran? erwidert sie und richtet sich auf. — Wir wollen nicht davon sprechen jetzt, sagt er, wir wollen an etwas anderes denken. Was meinst du, wie ist das Feuer ausgekommen heute? — Ich weiß

es genau, antwortet sie, ich wollte nur Mama nicht erschrecken. Morgen aber werde ich's ihr sagen. Die stumme Gabriele hat das Feuer angelegt. — Die stumme Gabriele? Wer ist denn das? — Wer das ist? Ich weiß eigentlich nicht. Eine unheimliche Person. — Und aus welchem Grunde hat sie das Feuer angelegt? — Maria antwortet nicht; sie tut, als denke sie nach, denkt aber nur daran, daß sie schon zuviel gesagt hat, daß sie selber nicht schön dastehen würde, wenn sie nun von Rache sprechen müßte und gefragt würde nach dem, das zur Rache getrieben hat. — Aus welchem Grunde meinst du, hat sie das Feuer angelegt, Maria? — Um einer Antwort auszuweichen, und weil man wirklich so etwas wie Wind hört draußen, ruft die abermals Gefragte: Ich glaube, es ist jemand am Fenster ... Gleich darauf aber erschrickt sie so, daß sie laut aufschreit. Es wird wirklich ans Fenster gepocht.

Maria zittert am ganzen Leibe. Auch Karl Holl beginnt zu zittern. Es ist aber nur, weil du zitterst, sagt er, steht auf und öffnet das Fenster, obgleich sie ihn zurückzuhalten versucht und jammernd warnt: Tu es nicht! Tu es nicht! — Ach was! Ich bin doch ein Mann! sagt er, öffnet und fragt, ob da jemand sei und etwas wolle.

Ja — antwortet eine Stimme aus dem Dunkel — ich bin es, der Kämmerer. Ich wollte nur sagen, die alte gnädige Frau ist soeben gestorben.

Gegen Ende der Ernte spürte Maria an ihrem Leibe, daß sie ein Kind zur Welt bringen müsse, und nach einer peinvollen Erkundigung bei der alten Frau Richter, Winrichsburgs einziger Hebamme, erfuhr sie, daß die Geburt im Vorfrühling zu erwarten sei. Sie fürchtete sich sehr vor dieser Geburt. Sie war des festen Glaubens, daß sie sterben müsse dabei; und als ihr Mann diesen Glauben nicht teilte, sondern, mühsam Trost suchend, den Gedanken aussprach, er werde vielleicht früher sterben, erzürnten sich beide zum ersten Male so, daß sie den ganzen Tag lang einander nicht sahen.

Karl Holl ging bei den Erntenden umher, aber nicht wie ein Herr, sondern wie einer, der fühlt, daß er eigentlich anderswo sein müsse und hier nur störe. Warum nur Streit? fragte er sich. Warum Streit an solch einem Tage? Es ist ganz prächtig hier draußen. Der Hafer ist so vollkörnig, langhalmig und trocken wie noch in keinem Jahr. Die Leute sind fleißig. Die Pferde sehen nicht schlecht aus. Und am Himmel sind Schönwetterwölkchen wie lauter weiße weiche Daunenkissen, in die ich mich am liebsten hineinlegen möchte. Warum also Streit?

Aber es wurde Mittag; die Arbeitspause kam; die Leute löffelten im Graben oder ratterten auf Leiterwagen den rauchenden Schornsteinen der Dorfkaten entgegen; und auch er, der Herr, mußte irgendwo hin; — er hatte immer noch keine Antwort gefunden auf die Frage: Warum Streit?

Er ging darum nicht nach Majeiken, sondern in entgegengesetzter Richtung, gelangte in den Winrichsburger

Wald, trank bei der Försterin ein Glas Milch, und suchte sich dann eine friedliche Stelle am Rande, wo er Schatten hatte und doch in der Ferne seine Felder sah und die Ernte und ein Stück der Majeiker Scheune und den ganzen Himmel. Hier legte er sich auf den Rücken und wollte an nichts denken, bis sein Herz ruhiger schlug. Als es so weit war, richtete er sich auf und sah vor sich die ganze glückliche Zeit, die er mit Maria bis heute verlebt. Es war keine lange Zeit. Nur wenig höher als heute war die Mittagssonne gestanden damals, als er mit Maria angekommen war in Majeiken. Dort auf der Chaussee waren sie gekommen; ohne Kutscher; er selber hatte den Wagen gelenkt und Mühe gehabt mit den jungen Stuten. In Rudowin vor dem Engel am Tor waren sie scheu geworden, und Maria hatte Furcht gehabt und gerufen: Warum auch ein Engel am Tor? Da hatte er, obgleich er die Tiere kaum halten konnte, ein Späßchen gemacht und geantwortet: Würdest du da wohnen, brauchten sie keinen aus Sandstein! — Ja, so glücklich war er gewesen.

Dann waren sie an den Feldern dort vorbeigefahren, und Maria in ihrem schwarzen Trauerkleid hatte so lieb und rührend dagegen ausgesehn, daß er ihretwegen ganz vergessen hatte, den Kopf zu drehen nach seiner Gerste. Endlich, als sie sich der großen Scheune genähert, die den ganzen Hof verdeckt, hatte die neben ihm Sitzende zugeben müssen, daß sie ein so ungeheueres Gebäude aus Holz noch nie gesehen, daß man fast Angst bekommen könne davor. Auf dies ihr Staunen hatte er sich den ganzen Weg lang gefreut; denn die Scheune war natürlich Majeikens Stolz, Majeikens Wahrzeichen. Solche Scheune gab es in der ganzen Gegend, in ganz Ostpreußen, in ganz Deutschland nicht.

Was sie eigentlich zu dem Hof gesagt und zum Wohnhause, wußte er nicht mehr. Es war jedenfalls lustig gewesen, daß sie das letztere nicht gleich gefunden, weil es ja Platz hatte unter der Krone des alten Ahornbaums und mit seinen grauen Wänden, dem bemooften Dach und den Fenstern, darin nur Grün sich spiegelte, eins zu sein schien mit der Umgebung.

Von den Zimmern hatten ihr wohl Eß- und Schlafzimmer am besten gefallen. Allerliebst! hatte sie gerufen, als sie in ersterem die hellgelben Birkenholzmöbel gesehen, die er von Gefangenen der Strafanstalt Winrichsburg hatte arbeiten lassen, und die trotz ihrer Billigkeit so solide waren, daß sie wohl ein Leben lang halten würden. Und in den beiden Schlafzimmerchen, die zu zeigen er sich am meisten gefürchtet, war sie nicht ärgerlich geworden vor solcher Enge und Unbequemlichkeit, sondern hatte gemeint, es sei gemütlich gerade so wie es sei, und daß in jedem nur ein Bett Platz habe, wäre doch mal was anderes. Und als er gesagt, wenn die Wand nicht wäre, ständen beider Betten ja eigentlich dicht nebeneinander und es sei ja auch eine breite Tür da, dran man nachts sich kaum stoßen könne, da hatten sie sich geküßt und gleich darauf war sie in komische Verzweiflung geraten, hatte ausspucken müssen und immer rufen: Pfui! Nur Schweiß! Nur Staub! Da hatte er sie erst recht geküßt.

Dann war ein Tag immer schöner gewesen als der andere, und manchmal am schönsten die Nacht. Ganz früh schon Sonnenschein; ein sauber und nett gedeckter Tisch; darauf immer etwas, was er gerne aß; dicht bei ihm die junge Frau mit einer niedlichen Wirtschaftsschürze über dem schwarzen Kleid; auf dem Hof die anspannenden Knechte. Dann: im Freien stehen und wissen,

die Scheune wird immer voller; das Haus immer sauberer und gemütlicher. Das Wiederzusammenkommen hier und dort; das gegenseitige Mitteilen und Zeigen dessen, was man geleistet und was zu leisten noch war; das Beisammensitzen und Aneinanderschmiegen am Abend; das Müdewerden zu zweien; das Sichfinden im Schlaf; und dann manchmal die Überraschungen des Blutes. Aber das alles war lange noch nicht das Schönste! Das Schönste war doch gewesen die Kunde vom Kommen seines Kindes, und nun — war Streit gekommen? Warum Streit?

Karl Holl legte sich wieder zurück, sah lange in den Himmel hinein und sagte sich dann: es war ja gar kein Streit. Nicht im Zorn war er fortgegangen. Kein Rechthabenwollen, kein Wort hatte Schuld an diesem Fortgehen, Fernbleiben, Hiersein. Es konnte keine Rede sein von einer Schuld. Was als Schuld ihm erschienen war bis jetzt, war ja gar keine Schuld, sondern — Liebe. Liebe zu dem, das noch gar nicht da war, hatte ihn plötzlich gepackt und — ja. Nun wurde ganz deutlich und zum Gedanken, was ihn gequält und geführt bis hierher: Um des Kindes willen hatte er Marias Aufregung nicht ertragen. Um des Kindes willen hatte er Einhalt tun wollen ihrer Aufregung, war dabei selber in Aufregung geraten, dran wieder die ihrige sich steigerte, und da hatte er schließlich nichts anderes gewußt, als fortgehen und fernbleiben. Ach! Wenn er damit doch Ruhe gebracht hätte über sein werdendes Kind! Wie ruhebedürftig mußte solch winziges Wesen wohl sein, wenn er selber, ein starker Mann, die Ruhe verlor bei Marias Unruhe! Ach, könnte er selber es doch tragen unter dem Herzen!

Er nahm einen langen Grashalm mit schwer überhängender braunvioletter Rispe und scheuchte damit die

Mücken, die mit Stimmen, fein und friedenverheißend wie die der Engel, den Müden, Schlafenwollenden überschwebten.

Nein! Er wollte noch nicht schlafen! Er wollte noch darüber nachdenken, wie sein Kind wohl sein würde. Aber, obgleich er sich bemühte, es ganz klein zu sehen und in der Nähe, war es doch immer groß, undeutlich und fern: eine Erscheinung, die müder und müder machte, so daß er plötzlich doch einschlief und nichts mehr sah.

Währenddessen lag Maria auf dem Sofa, weinend und den Entschluß, nicht mehr aufzustehen, nicht mehr zu essen, in einer Art Schadenfreude genießend. Am liebsten wäre sie gestorben. Nicht bei der Geburt, sondern schon jetzt. Nicht ganz gestorben, nicht so, daß es ihr oder dem Kinde geschadet hätte, aber doch so, daß die anderen einen Schreck bekommen müßten und sich sagen: Es ist schade um sie. Wir haben ihr doch Unrecht getan.

Hat man denn jemals erkannt, wie einsam sie ist und wie lieb sie hat das wenige, das ihr geblieben ist in der Welt? Hat man denn vergessen, daß ihre Mutter erst zwei Monate tot ist? Nimmt man keine Rücksicht auf eine Trauernde? Auf eine Heimatlose? Ist denn das hier eine Heimat zu nennen?

Da ist eine mehr unheimlich als imponierend wirkende Scheune aus wettergebleichten Planken mit schiefem Strohdach und zittrigen Konturen; ein bäuerisch geducktes Wohnhaus mit nur einer Tür nach dem Hof zu; ein Garten mit einer Birke, einem Apfelbaum, drei Pflaumenbäumen, zwei Rhabarberbeeten, verwilderten Nußsträuchern, Unkraut; eine Küche ohne Fenster, eng, verräuchert, mit Arme-Leute-Geruch; halbpolnische Mägde mit zerzaustem Haar, schmutzigen Händen, abgeküßten

frechen Gesichtern, in die man am liebsten hineinschlagen möchte. Ist das eine Heimat zu nennen? Soll sie, die eine Erziehung gehabt hat, Englisch und Französisch kann, Klavierspielen und den Tisch decken für die vornehmste Gesellschaft, ein ganzes Leben lang hier hausen? Wirklich! Sie ist keine, die klagt, aber was zu viel ist, ist zu viel!

Sie steht auf und holt sich ein neues Taschentuch. Das aufgetragene Mittagessen läßt sie sogleich wieder hinaus- und dem gnädigen Herrn ins Schreibzimmer stellen. Sie selbst? Nein, sie selbst will nicht essen. Sie wird überhaupt nicht mehr essen. Sie wird bei der Geburt sterben oder noch heute oder — wenn nicht, wird sie lieber das ganze Leben lang mit einem Stückchen Brot sich begnügen, als noch einmal sich hergeben zu einem Streit über das, was kommen wird, was mit Liebe zu umsorgen doch wohl auch ihr zusteht: das Kind.

Aber das Schlimmste ist: man erkennt ja gar nicht ihre Liebe. Man will es nicht oder mißversteht sie. Man hört gar nicht zu, was sie sagt. Man läßt sie gar nicht ausreden. Man geht so weit, daß man in Aufregung ihr vorwirft, sie schade mit ihrer Aufregung dem Kinde! Ja, wer hat denn Schuld an ihrer Aufregung? — Keiner kam, der Antwort brachte! Keiner, der um sie sich kümmerte. Drei-, viermal erst war die Weinende ans Fenster getreten, und auf einmal war die Sonne tief; der Tag war vergangen, dumpf und wie ein zu hastiger Gedanke.

Als es zu dunkeln begann, wurde ihr Eigensinn Sorge. Sie erfuhr, daß ihr Mann das Mittagessen nicht angerührt habe, daß er überhaupt nicht nach Hause gekommen sei. Nun stand sie und starrte durchs Fenster und hatte nur den einen Wunsch, ihn zu sehen, der ihr Unrecht getan;

dachte nichts anderes, als: wenn ich jetzt ihn sehe, dann wird alles gut, dann sterbe ich nicht, dann wird mein Kind etwas ganz Besonderes.

Da sah sie ihn. Er stand plötzlich auf dem gepflasterten Platz vor den Ställen, kratzte in Gedanken das Unkraut zwischen den Steinen heraus mit der Spitze seines Stockes und hörte kopfnickend dem alten Schäfer zu, ohne auf dessen Hände zu achten, die etwas Ungeheueres zu formen und zu begreifen schienen. Fast noch älter als dieser alte Mann sah er aus in der Dämmerung.

Maria legte sich wieder aufs Sofa und versuchte Freundlicheres sich vorzustellen, als ihre augenblickliche Lage es war. An die Zukunft wollte sie denken und an ihr Kind, aber so sehr sie sich mühte um ein Bild des Gewollten, sie sah immer wieder etwas ganz anderes, und zwar meist und schließlich unverscheuchbar: ihre tote Mutter. Mama lag im Sarge, und ihre Gesichtszüge hatten jenen strengen Ausdruck, der ihr eigen war, wenn sie eine ihrer Poesieen hersagen wollte. Mama lag tief unter der Erde, aber ihre Augen waren oben geblieben als Blumen und blickten Maria an. Maria, innerlichst verzweifelnd, wollte durchaus ihres Kindes Augen erkennen — es waren und blieben Blumen mit dem Blick der Verstorbenen. Sie wollte durchaus ein Wort ihres Kindes erlauschen, einen zärtlichen Klang — es blieb nur das Schweigen der feierlich Aufgebahrten.

Als die Lauschende Karls Schritt hörte, sprang sie auf, stellte sich wieder ans Fenster und blickte hinaus. Nun war er hinter ihr im Zimmer und begann zu sprechen, stockend, so als hemme das Herz die Stimme: Sieh mich doch wieder an, Maria! Ich will auch zugeben, daß ich alle Schuld habe an dem, was zwischen uns war. Zuerst

als ich heute mittag im Walde lag, dachte ich, ich hätte keine Schuld, oder vielmehr, keiner von uns hätte Schuld. Es gäbe überhaupt keine Schuld, sondern nur Liebe. Aber dann, später, gegen Abend fiel mir ein, daß auch aus Liebe ich dich nicht allein lassen durfte den ganzen Tag, daß man durch Fortgehen allein nicht Ruhe schafft dem anderen, daß man ...

Maria hatte ihn noch nie so sprechen hören. Schauer waren nahe, sie zu schütteln. Genau so pflegte Mama zu sprechen seit sie unter der Erde lag. Wenn Maria das hörte, war ihr Herz so voller Antworten, daß sie gestorben wäre, wenn sie alle auf einmal herausgelassen hätte. Deshalb ließ sie lieber keine heraus, sondern suchte mit den Augen, ob aus dem, was sie sah, nicht eine Antwort gemacht werden könnte. Sie sah den Hof, den dunklen hohen Ziehbrunnen in der Mitte, sah, wie der Hirte Wasser goß in den ausgehöhlten bleichen Baumstamm, um den die Herde sich drängte; sah alle einzelnen Quadersteine und Ziegeln im Mauerwerk der Ställe, das krank scheinende Licht des Mondes auf der weiß getünchten Speicherwand, und links den großen Schatten der Scheune, den übergroßen Schatten ... Ach! Alles war plötzlich übergroß und unwirklich wie eine Malerei in Märchenbüchern und taugte zu keiner Antwort auf das, was die Stimme hinter ihr wirklich sprach!

Da lief Maria ins Schlafzimmer, und stellte sich dort ans Fenster. Nun sah sie das Gärtchen, vom Schatten des Hausgiebels und des Ahorns überfallen; der nahe dunkle Teil mit den zerbrochenen Rhabarberstauden, dem verbrannten Rasen, den verkrüppelten Pflaumenbäumen, mit den Gängen, die sie selber angelegt und geharkt hatte, schien ihr viel, viel größer, als der helle, wo die Birke

zitterte im Mondschein, wo die struppigen Sträucher hinauswollten aus dem Zaun ... Der Himmel, der doch überall dasselbe Licht empfing, schien hier gar nicht dazu zu gehören. Unten auf der Erde spielte eine Katze mit etwas Totem, einem Vogel oder einer Maus, und war bald im Hellen, bald im Dunklen.

Ich bin wirklich wie das unglückliche tote Tier da, dachte Maria. Er läßt mich nicht in Ruhe. Da ist wieder seine Stimme!

Du läufst von mir fort, sagte die Stimme hinter ihr, aber das solltest du nicht tun! Ich will ja nichts, als dir sagen, daß ich dich lieb habe und nie, nie mehr vergessen werde, in welchem Zustand du bist, Maria. Maria, denk doch an das Kind!

Maria aber, wie sie da stand und dem Tiere zusah, spielte plötzlich wieder mit dem Gedanken des Todes. An ihre Mutter dachte sie wieder und deren Grab, und hatte als Antwort schon den Wunsch bereit, morgen die sieben Meilen zu Mamas Ruhestätte gehend zurückzulegen, falls er ihr nicht Pferde gebe — da fiel ihr ein, daß er die Pferde ja noch gar nicht verweigert hatte und hörte auch wieder die Stimme: Denk immer daran, daß deine Gedanken jetzt schon das Leben des Kindes berühren und richten können zum Guten oder zum Schlechten!

Ich denke nichts Schlechtes! rief sie nun und hastete aus ihrem Zorn heraus an dem hinter ihr Stehenden vorüber, nicht in seinen Schlafraum, sondern zurück ins Eßzimmer, von da ins kleine noch nicht eingerichtete Wohnzimmer, und dann durch den schmalen, auch tagsüber dunklen Gang an der Küchenwand vorbei zur großen Stube, der »kalten Pracht«, wie Karl im Scherz sie oft nannte. Die Einrichtung hier war kostbar und be-

stand zum größten Teil aus Mamas Mitgiftstücken und den Hochzeitsgeschenken. Da lag Onkel von Lambatzens echter Teppich, da hing Bruder Viktors Ölgemälde: Pferd und Offiziersbursche. Da waren die Lüster mit den klirrenden Glasprismen und die mit rosa Seide bezogenen Sessel aus Mamas Mädchenzeit. Auf einem dieser Sessel sank Maria nieder, hüllte die Augen mit der Hand und schluchzte. Sie bemerkte es nicht, daß Karl Holl auch hierher ihr nachkam; denn das Dengeln einer Sense draußen war lauter als sein Schritt; überdies, als er Maria dort sitzen sah, ging er auf Zehen umher und schwieg, und erst, als die Weinende gar nicht wieder der Wirklichkeit sich zu erinnern schien, sagte er: Eigentlich schade, daß es von diesem Raum keine Verbindung zu meinem Arbeitszimmer dort hinter der Wand gibt!

Maria erschrak ein wenig, erhöhte das Maß ihres Schrecks durch eine Gebärde und begab sich wieder ans Fenster. Von dem Fenster hier sah sie die Chaussee, die Landstraße; zwischen dieser und dem Haus einen Zaun und schmalen Streifen, der noch zum Garten gehörte, darauf aber nichts wuchs als Unkraut und Wucherblumen, und in dessen Mitte der gewaltige Ahornbaum dicht am Hause stand.

Sie wischte sich die Tränen ab, und er wartete eine Weile, ohne zu sprechen. Dann, als er hinausgehen wollte, wandte sie sich ihm zu. Sie war ihm dankbar dafür, daß er nicht wieder vom Geschehenen anfing, und hatte nun auch etwas gefunden, das sie ihm, wenn auch nicht als Antwort, so doch als Zeichen ihrer Versöhnungsbereitschaft, sagen konnte.

Hier an die Straße hin, erklärte sie, gehört der Hauptausgang des Hauses, die Vorfahrt, eine Veranda mit

Treppe, ein Tor im Zaun! Und hinter der Straße muß noch ein Garten angelegt werden! Kein Gemüsegarten, sondern ein richtiger, ein herrschaftlicher, eine Art Park mit Tannen- und Birkengruppen, mit einem Teich und weißen Bänken!

Karl Holl begann auf und ab zu gehen, wie es vor sachlichen Entscheidungen seine Art war. Sie hielt ihn an und bot ihm den Mund zum Kuß: Tu's mir zuliebe! Zum Zeichen, daß du nicht bös bist! — Ich werde mit dem Strafanstaltsdirektor reden, antwortete er; vielleicht gibt er mir zu der Arbeit, damit sie nicht so kostspielig wird, die Gefangenen.

* * *

In der Nacht vor Frühlingsanfang wurde das Kind geboren, während Wind das Wimmern Marias nachahmte und höhnend hinaustrug auf seinen Weg. Niemand und nichts dieser Erde schien Ähnlichkeit zu haben mit dem Neugeborenen, als man zuerst es sah, aber auch später war es schwer, einer Meinung zu werden über die Frage: wem gleicht es nun eigentlich?

Schlief es, dachte man an den Vater; weinte es, deutete man auf die Mutter; und als dann die Zeit kam, da es lächeln konnte und etwas betrachten, sagte man: Nein, weder Vater noch Mutter sieht es ähnlich; einem Verwandten vielleicht, den wir nicht kennen; vielleicht auch vielen oder keinem. Eins zwar war deutlich von Anfang an, wenngleich nicht am Gesicht zu erkennen, nur an den untersten Zeichen des Leibes: es war ein Sohn; es würde ein Mann werden. Der Erbe Majeikens! sagte Karl Holl. Hauptmann — Oberst — General! dachte Maria, die zu schwach war, den Glanz des Weges zu

beschreiben, den einer mit diesen Titeln gehen durfte. Ihr Herbert, ihr goldiges trautestes Herzchen (diese Kosenamen, von Mama einst empfangen, gab sie nun ihm), sollte diesen glänzenden Weg gehen bis zum glänzendsten Ziele: Herbert von Holl, Exzellenz . . .

Aber da kam — nun ja, des Kindes Vater und fragte: Warum eigentlich soll es Herbert heißen? Niemand in unserer Familie heißt Herbert, weder in meiner noch in deiner. — Ich finde es aber schön! erklärte Maria und dachte an jenen fremd gebliebenen Tänzer, der von ihren Augen gesagt, sie hätten etwas Träumerisches. Es war so lange her. Sie konnte nicht mehr sein Gesicht, kaum seine Gestalt sich vorstellen; nur daß er Herbert hieß, hatte sie behalten. Das aber konnte sie ihrem Mann nicht sagen. — Bismarcks Sohn heißt auch Herbert! sagte sie darum; denn sie fühlte: etwas schön zu finden, sei kein vollwichtiger Grund bei einer so ernsten Angelegenheit, als welche er die Wahl eines Namens ansah.

Karl Holl nahm die Pfeife aus dem Mund und betrachtete die vor ihm Sitzende mit einem Ausdruck, der sie empörte. Als er dann noch sagte: Sei doch nicht so albern! — und gleich darauf, als hätte sie gar nicht mehr mitzureden: Lars soll das Kind heißen nach seinem Großvater! — gab es einen Streit, einen so lauten Streit, daß man sich schämte, als unvermutet jemand vors Haus fuhr. Es war Winrichsburgs neuer Pfarrer, der seine Aufwartung machen wollte. Es war ganz unmöglich, ihn abzuweisen.

Der Pfarrer hieß Troll. Er hatte graues Haar über einem roten runden Knabengesicht, war sehr klein und sah so klug aus beim Eintreten, daß man nicht wußte: hat er etwas gehört von den heftigen Reden im Hause

oder nicht? Während Karl mühsam und verlegen ein Gespräch über Landwirtschaft zustande brachte, konnte Maria den Gedanken nicht los werden: er hat alles gehört. Jetzt glaubt er vielleicht, wir seien unglücklich; hätten eine Schimpfszene gehabt miteinander wie die gewöhnlichen Leute im Dorf; säßen jetzt hier und spielten Komödie vor ihm. Ja, ganz so, als sähe er einer Komödie zu, war sein Blick. Das durfte nicht sein! Eine Komödie durfte hier nicht sein! Und plötzlich, nach längerer, schlecht verhüllter Unruhe, begann Maria vor dem fremden Mann alles auszubreiten, was dem Streit zugrunde gelegen, dem lauten Streit, der sicherlich auch ihm, dem draußen Ankommenden, hörbar geworden, und der — das müsse sie jetzt erklären — natürlich kein richtiger, ernstlicher gewesen sei, sondern sozusagen ein Streit zum Spaß. Man würde doch hoffentlich nicht glauben, daß sie . . .

Aber da unterbrach Karl Holl ihre Darlegung, indem er, blaß und seltsam ruhig werdend, behauptete, es sei durchaus ein ernstlicher Streit gewesen. Nun entstand so etwas wie ein Streit über den Streit, und daraus allmählich der letztere wie er anfangs gewesen; nur daß Maria, wollte sie nicht sich selber Lügen strafen, so tun mußte, als sei alles nur Spaß, während sie doch einen Gegner hatte, der alles so ernst nahm wie möglich.

Der Pfarrer hörte zu; geduldig und mit verwirrend klugem Gesicht; bisweilen machte er eine Bewegung oder Gebärde, die andeutete, daß Demut keinen Einwand für nötig erachte, und fragte schließlich, welcher Name wohl ihnen beiden am wenigsten genehm sei für das Kind.

Maria antwortete zuerst. Johann, sagte sie. Ja, Johann würde auch ihm am wenigsten gefallen, erklärte

Karl Holl, und sein Blick verlor das Befremdliche, das Maria darin gefunden. Beide näherten sich einander und machten eine Gebärde der Versöhnung, froh darüber, daß sie einig waren wenigstens in dem, was ihnen nicht gefiel. — Und warum gefällt Ihnen der Name Johann nicht? fragte der Pfarrer. — Gott, ich weiß nicht. Johann heißt jeder Kutscher! rief Maria. Der Pfarrer blickte überrascht auf. Sind Kutscher denn Menschen, die Sie verachten? — Solche Frage hatte Maria, solange sie lebte, noch nicht gehört. Ärger, Scham, Schwäche und Furcht gleichzeitig hinderten sie, auf solche Frage zu antworten. Sie wunderte sich, daß ihr Mann es konnte. Dieser sagte: Johann wird meist abgekürzt in Hans, und das klingt nun einmal für uns, die wir seit Urväterzeit fest auf der Scholle sitzen, so wie . . . Hans in allen Gassen. — Man kann ja auch eine Erweiterung machen aus dem Namen! erwiderte der Pfarrer. Ich meine Johannes. So hieß, wie Sie wohl wissen, der Lieblingsjünger unseres Heilandes oder auch sein Vorläufer. — Er schien eine Antwort zu erwarten; bekam aber keine. Sowohl Vater als Mutter saßen da wie säumige Kinder, die eine Aufgabe zu lösen vergessen. Da fragte der Pfarrer: Darf ich mal Ihr Kindchen sehen?

Ja, gewiß! Das durfte er. Maria selber brachte es herbei, und Karl nahm es ihr ab, weil sie noch zu schwach war, es zu tragen. Das Kind, in einer rosa Matratze, hatte die Augen voller Himmel und blickte dreist, fast feindlich den Pfarrer an. Ein stattliches Kind! sagte dieser — aber nicht wahr? auch nur ein Menschenkind! Ein sterbliches! Wenn es nun stürbe und keinen anderen Namen hätte als den, der Ihnen am häßlichsten erscheint, Johannes, wäre da dieser Name nicht plötzlich

etwas Schönes? Etwas Schöneres vielleicht als Namen, die zum Streite führen?

Auch hierauf bekam er keine Antwort. Maria nahm das Kind wieder an sich und begann zu weinen. Karl Holl wandte sich ab und zum Fenster hin. Das ist ja ein merkwürdiger Pfarrer! dachten beide und, indem sie ihn nicht anblickten, wollten sie ihn so sehen, wie er ihrer Meinung nach war: ungemütlich, ungeschliffen, schonungslos überlegen, unheimlich, aber — statt seiner sahen sie etwas ganz anderes, nämlich ihr Kind, das Kind, das noch keinen Namen hatte und keine andere Eigenschaft, als sterblich zu sein. Maria, obgleich sie es in den Armen hielt, sah es deutlich an Mamas Stelle liegen, tief, tief unter der Erde, und Karl Holl sah einen kleinen Sarg langsam vom Hofe fahren, und fühlte sich innerlichst als ein Schreiender, so daß sein Gesicht zuckte: Nein nein nein! Lieber ich . . .

Ja, so ist es! sagte der Pfarrer. Übrigens — und er erhob sich — ich habe nur meine Aufwartung machen wollen. Nun kam beiden zum Bewußtsein, daß es ihr Gast war, den als schlimmeren zu sehen sie vergeblich bemüht gewesen; sie fühlten sich irgendwie schuldig und begannen zu wetteifern in Bezeigungen ungetrübter Freude am Bewirten: ob er nicht wolle ausspannen lassen; zum Abend bleiben; den Hof besehen; das Haus; einen Vespertrunk nehmen? — Nein. Er dankte herzlichst und erklärte, weiter zu müssen. Karl Holl gab ihm das Geleit zum Wagen, und als die Pferde schon anzogen, sagte er: Da fällt mir ein, Sie werden unseren Sohn ja taufen. Johannes wäre schließlich ebensogut wie Lars! — und ins Zimmer zurückkehrend: Hätt' nie gedacht, daß es solche Pfarrer gibt! Dabei ist der Mensch nur halb so groß wie ich.

Maria sagte gar nichts, aber einige Tage später fuhr sie nach Winrichsburg und suchte Pfarrer Troll auf, um sich und ihren Mann für die Karfreitagsbeichte anzumelden. Dabei kam sie auch auf die Taufe zu sprechen, die für Mitte Mai geplant war, und sagte wie nebenher, der Herr Pfarrer möge ja nicht glauben, daß sie eigensinnig sei. Wenn es ihm gelänge, ihres Mannes Zustimmung zu erlangen, sie wäre sehr für den Namen Johannes! Sie fände Johannes sehr schön!

Der Pfarrer lächelte und bemerkte, Herrn Holls Auffassung stimme ganz mit der ihrigen überein, wonach sie sehr peinlich überrascht war, auf dem Heimweg einen besonderen Schmerz daraus machte für sich und als Gekränkte ihrem Mann gegenüber trat: Gewiß! Es hatte sie gekränkt, daß er ihrer Auffassung sei, ohne daß sie zuerst es erfahren! — Er verteidigte sich mit der Behauptung, es müsse ein Mißverständnis vorliegen. Wohl habe er gesagt, Johannes sei ebensogut wie Lars — damit sei jedoch nichts entschieden! Bis es so weit sei, wolle er die Namensfrage noch sehr sich überlegen. Er werde jedenfalls nach eigenem Entschluß handeln! — Ich dann aber auch! rief Maria.

Dann sprachen sie nicht weiter davon. Man schwieg, um keinen Streit zu haben. Um so mehr liebte es jeder beim Kindchen zu weilen, es zu liebkosen, und mit dem Namen zu nennen, der ihm der schönste schien.

Aber dann, als die Osterbeichte vorbei war und die Zeit der Aprilschauer auch, als das Kindchen im Maisonnenschein sehr zart und schmächtig dalag, fragte Karl Holl, fast als frage er nicht Maria, sondern einen anderen, unsichtbaren: Sollen wir es nun taufen lassen zu Himmelfahrt? Und vielleicht doch . . Johannes? — Ich

möchte die Taufe am liebsten verschieben! antwortete Maria, der Pfarrer ist so ganz anders als die, die ich kenne. Ach! Ich wünschte, er würde versetzt noch vor Himmelfahrt! — Das ist nicht möglich! meinte Karl Holl, er ist ja vor kurzem erst hergekommen.

Am letzten Sonntag vor Himmelfahrt saß Karl Holl am Fenster und las im Winrichsburger Kreisblatt. Es war ein köstlicher Maimorgen. Im Schlafraum nebenan weilte Maria und wiegte das Kindchen; von draußen her, obgleich da noch nichts blühte, kam ein Duft, der andächtig und fromm machte; und selbst die Stimmen der Tiere hatten etwas von einem heiligen Klang. Während er wunschlos in den Himmel blickte, wendete Karl Holl das Blatt.

Plötzlich wurde er blaß. Maria! rief er; rief es sehr laut ohne Rücksicht auf seines Kindes Ruhe. Ein ärgerlich abwehrendes Sssss . . . war die Antwort. Er aber noch lauter, so daß das Kindchen wach wurde und zu weinen begann, eilte zu ihr, die nicht kam, und wies ihr, was er soeben gelesen, die schwarzumrandete Stelle: Gestern verschied nach kurzem schweren Leiden, sanft und im festen Glauben an den Erlöser, der Pfarrer der evangelischen Stadtkirche, Herr Johannes Troll.

* * *

Die Taufe mußte verschoben werden. Es mußte erst ein neuer Pfarrer da sein, den man näher kennen gelernt, und dann, gerade am Himmelfahrtstage, geschah das Aufregende, daß des Kindchens Ernährung gestört wurde.

Maria nährte nicht selber. Ich bin erstens zu schwach, hatte sie gesagt, und zweitens, soll ich, die fast ein Jahr getrauert, nun ebenso lange nähren? Niemand liebt

Herbertchen so wie ich, aber soll ich deswegen selber nichts mehr haben vom Leben? — Dann muß Lars eben eine Amme bekommen! hatte Karl Holl geantwortet, und auch sogleich eine besorgt.

Die Amme hieß Jette. Sie war arm und schmächtig, hatte aber reichlich Nahrung in ihrer Brust, ein gutes Herz und sanfte schöne Augen. Sie war von Frau Richter selber empfohlen worden. Wenn Jette das Kindchen der Majeiker Herrschaft nährte, sah sie es dankerfüllten Blickes an und dachte an ihr eigenes Kind. Ihr eigenes Kind lebte, sollte auch groß und stark werden wie dieses, und die Nahrung ihrer Brust gehörte eigentlich ihm; aber Jette war so arm, daß sie nichts hatte als diese Nahrung. Hätte sie diese dem eigenen Kinde gegeben, wäre sie selber verhungert dabei. Nun aber, das Kind nährend der reichen Eltern, erhielt sie so viel, daß sie gut leben konnte und auch das Pflegegeld zahlen für ihr Söhnchen, das auf den Namen Jasch getauft war. Deshalb war Dank in ihren Augen, und wohl echter Dank, denn das kleine Herrschaftskind an ihrer Brust, wenn es aufblickte mit vor Anstrengung zusammengezogenen Brauen, bekam sofort ein seliges Gesichtchen, darin keine Spur eines Zweifels war, sog sich voll und gedieh prächtig.

Da eines Morgens erhielt Jette aus Winrichsburg die Nachricht, ihr kleiner Jasch sei wahrscheinlich krank, denn er verweigere die Nahrung aus der Flasche. Nun saß sie in Sorgen und Gedanken. Sie dachte: vielleicht ist den Schustersleuten, die es in Pflege haben, doch nicht zu trauen; vielleicht geben sie dem Kleinen gar nicht soviel Milch als ihnen bezahlt wird; vielleicht haben sie etwas falsch gemacht: die Milch kalt werden lassen oder nicht

gekocht; die Flasche nicht gesäubert; die Mahlzeiten zu spät verabreicht. Sie ahnte, daß da irgendeiner eine Schuld hatte, und bald darauf, als sie das Kind an die Brust nahm, das gesunde, nicht ihr gehörende, wußte sie auch sogleich, wer. Niemand anders als sie selber! Sie allein hatte Schuld. Sie hatte ihr eigenes hilfloses Kind verlassen, hatte um Gewinnes willen die Nahrung, die ihm gehörte, die Nahrung, die alle Krankheit verhütet, einem anderen gegeben, und nun zur Strafe dafür würde das verlassene sterben. Ganz sicher würde es sterben. Sie wußte ja, wie es zuging auf Erden: damit eines lebe, muß das andere sterben. Und das andere — ist immer das arme. Mein armes Kindchen! dachte sie und sah ganz deutlich, wie es starb. Nicht den Säugling auf ihrem Schoß sah sie, sondern das andere, das starb. Jeder Tropfen, den sie hingab an dieses hier, war vom Herzblut des anderen. Und im Saugegeräusch des Gesunden hörte sie deutlich das Veratmen des Kranken. Bis alles zu Ende war. Nichts mehr zu hören.

Mit Augen, so traurig, als seien sie schon über dem Totenbettchen, blickte Jette nieder auf das lebende in ihren Armen und jetzt erst erschrak sie darüber, wie fremd es war. Es sah nicht mehr selig aus wie sonst, sondern als fürchte es sich. Es hatte ganz große Augen und schien nicht schreien zu können vor Furcht. Es war nicht mehr zu bewegen, der Brust sich zu nähern. Es war, als fürchte es sich vor der Nahrung, die dem Toten gehörte.

Aber wer hatte denn gesagt, daß ihr Kindchen tot war? Jette schimpfte sich selber eine Dumme. Ganz in Gedanken und Sorgen hatte sie sich etwas Fürchterliches ausgemalt, das noch gar nicht geschehen; hatte darüber vergessen, was ihr anvertraut war, was sie nicht minder

liebte als ihr eigenes Kind; und fühlte sich nun wirklich schuldig, weil das noch nicht Satte ihre Nahrung verschmähte. Als nichts half, weder Tätscheln noch Zureden, noch Bestreuen der Brust mit Zucker, mußte sie es in die Wiege zurücklegen und warten, bis sein Hunger größer würde. Aber Stunden vergingen, der halbe Tag verging, immer wieder legte sie es an, das Kind schien keinen größeren Hunger zu verspüren. Da mußte sie es der Herrschaft sagen. Sie könne es sich gar nicht erklären, sagte sie.

Es gab laute Aufregung im Hause und dann im Hofe. Die schnellsten Pferde wurden vor den leichtesten Wagen gespannt, und in einer Stunde war die Hebamme da, die alte Frau Richter, die Rat schaffen sollte. Ja, da sei guter Rat teuer, sagte sie; der Amme sei aus irgendeinem Grunde, wahrscheinlich infolge Aufregung, die Milch plötzlich fortgeblieben, und eine andere Amme könnte man vorläufig nicht herbeischaffen. Das Kind müsse Kuhmilch bekommen. Denn natürlich habe es Hunger, wenn es auch nicht schreie. Nun mußte Jette ihren Schreck und ihren Schmerz laut bekennen, fuhr unter Tränen mit Frau Richter nach Winrichsburg zurück, und für das Kindchen in Majeiken wurde unter ungeheurer Aufregung die erste Flasche Kuhmilch zubereitet. — In der Nacht darauf wurde es krank. Nach mehrmaligem Erbrechen lag es plötzlich da, teilnahmslos und verändert, mit aufgetriebenem Leib, mit versinkenden Augen.

Maria lief hin und her zwischen Wiege und Küche und Haustür; nichts sehend als die Ohnmacht ihrer Liebe; unfähig, einen Gedanken zu finden und festzuhalten; den Mägden befehlend und bald so, bald so handelnd, je nachdem sie sich festklammerte an dies oder jenes

ihrer Gefühle, die wie lauter schmerzende Splitterchen waren.

Auch Karl Holl hatte seine Ruhe verloren in dieser Nacht. Bald saß er an der Wiege und wischte sich den Schweiß von der Stirn; bald stand er am Hoftor, fröstelnd unter dem weich bewegten Frühlingshimmel, und horchte hinaus auf die Chaussee, ob noch nichts zu hören sei von dem Majeiker Fuhrwerk, das den Arzt bringen sollte. Aber immer wieder vernahm er hier nichts, als das beharrliche Bellen eines Hundes in der Ferne, und als er zum drittenmal ins Haus zurückkehrte, müde und mutlos, stand da der alte Schäfer und sagte, das sei kein richtiger Hund, der belle, sondern einer, der das Sterben eines Menschen spüre, ein sogenannter Totenhund, und es sei wohl nötig, das kranke Herrschaftskind durch Besprechen zu schützen. Karl Holl, sich besinnend auf manch Unheimliches, das er erlebt in seinem langen einsamen Leben, fand nicht sogleich eine abweisende Antwort, und der Schäfer begann auseinanderzusetzen, wie eine Rettung durch Besprechen wohl möglich sei, zumal das Kind noch nicht die heilige Taufe empfangen. Denn das Heilige, sagte er, ist für eine andere Welt. Auf dieser heilt es nicht! — Nun war Karl Holl erst recht ratlos. Neben dem Schäfer sah er plötzlich den toten Pfarrer stehen und hörte ihn sagen: Wenn es nun stürbe, und keinen anderen Namen hätte, als den, der Ihnen am häßlichsten erscheint, Johannes, wäre dann nicht dieser Name etwas Schönes? — Ach! Karl Holl wußte immer noch keine Antwort. Es war, als stritten sich Hölle und Himmel um die Zukunft des namenlos schwachen Geschöpfes dort, das zwischen Tod und Leben lag, und als könne ein Wort von ihm, dem Vater, den Streit ent-

scheiden. Was aber sollte er sagen? Er konnte doch nicht einen toten Pfarrer hineinbitten ins Haus; konnte doch nicht von einem toten Pfarrer die Taufe vornehmen lassen! Vielleicht war geheimnisvoller dunkler, fürchterlicher als der Tod das, was der Schäfer wußte, aber der Schäfer lebte doch wenigstens! Ihn konnte man ja immer noch hinausweisen, falls er etwas tun sollte, das nicht richtig war und heilsam für das Kind. Und so wurde denn der Schäfer aufgefordert, in drei Teufels Namen mit hineinzukommen.

Aber gerade, wie sie die Tür öffneten, hörte man das Majeiker Fuhrwerk. Das immer schneller und schneller werdende Getrappel der treuen Tiere war wie eine erregte Mahnung, doch noch zu warten, noch keine Entscheidung zu treffen, um Gottes willen nichts Unheimliches zuzulassen, ehe — —

Warten wir noch! sagte Karl Holl zum Schäfer. Der Herr Doktor kommt gerade. Du kannst solange in deinen Stall gehen. Nur, wenn er nicht helfen kann, ruf ich dich. — Der Schäfer entfernte sich langsam und verschwand kopfschüttelnd im Schatten des Stalls. Das Fuhrwerk bog durchs Tor, sauste über den Sand des Hofes, rasselte heran und stand. Aus dem Hause stürzte Maria.

Aber um Himmels willen, was war denn das? Der Wagen war ja leer. Kein Doktor stieg aus. Kein Kutscher saß auf dem Bock. Die Leinen waren an des Kutscherſitzes eiserne Lehne festgebunden und so straff, als hielte sie jemand; die Peitsche steckte im Peitschenhalter und ihre weißgeflochtene Schnur flatterte lustig empor zu den Mainachtwölkchen. Die Pferde, es waren nicht die jungen Stuten, sondern die alten, die den Weg von Winrichsburg nach Majeiken wohl über tausendmal zurückgelegt, standen

schnaubend und mit dem Kopfzeug klirrend wie immer und warteten gerad so lange, als jemand braucht, um auszusteigen; dann zogen sie wieder an und wollten zum Stall. Es war gar kein Wunder. Lachen hätte man können, wäre nicht gerade in dieser Nacht dieses geschehen.

Nun aber — was half jetzt viel fragen nach dem Grund des Geschehens! — nun fiel Karl Holl den Pferden ins Gezäum, rief den Schäfer aus dem Schatten zurück und befahl ihm, der ja mit Fahren Bescheid wisse wie mit allem, sofort und eiligst wieder hinzufahren zum Hause des Doktors und nicht abzusteigen wie der Kutscher es getan, der nun wohl dort zu finden sei, wenn nicht gar schon auf dem Wege hierher zusammen mit dem Doktor, weshalb der Fahrende unterwegs ja recht aufpassen müsse auf Fußgänger.

Der Wagen entfernte sich und die Eltern kehrten zum Kinde zurück, das ganz blaue Lippen und Wangen hatte und bisweilen Zuckungen, als wäre es krampfhaft bemüht, sich kleiner zu machen. Als sie es so fanden, erstarrten beide in Furcht vor der schnellen Veränderung, gegen die nichts zu helfen schien. Sie wenigstens wußten nicht, wie helfen. Sie saßen, sahen den ganzen Schmerz ihres Lebens verkörpert in dem winzigen unschuldigen Wesen dort und dachten: niemand ist da, niemand ist da, der helfen kann!

Plötzlich schien es Karl Holl, als sei doch noch jemand da; als verweile jemand auf der anderen Seite des Kindes und blicke unverwandt und wartend zu den Eltern hinüber. Mich friert, sagte Maria in diesem Augenblick, ich muß immer an Pfarrer Troll denken. Hätten wir doch nur das Kind bei ihm taufen lassen! — Sprich doch jetzt und hier nicht von solchen Dingen! erwiderte Karl Holl

und wagte nicht aufzublicken, aber Maria fuhr fort: Das Stillsein ist mir unerträglich. Ich höre dann immer, was Pfarrer Troll sagte vom Sterben und von dem Namen.

Jetzt wurde Karl Holl ganz zornig. Er schlug mit der Hand auf die Stuhllehne, erhob sich und ging, die Tür hinter sich zuknallend, in sein Schreibzimmer. Als er nicht lange darauf zurückkehrte, hielt er in der Hand eine Bibel und begann umständlich den Staub von dem Buch zu wischen mit einer Windel. Maria wurde verlegen, sah ihm zu und fragte schließlich: Was soll das? — Es ist Zeit zu einer Nottaufe! antwortete Karl Holl laut und ernst und neigte sein Haupt zur Lampe, um ein passendes Wort zu suchen in der Heiligen Schrift. Seines Hauptes Haar war grau. Wie irr geworden flackerten Marias Blicke hin und her zwischen diesem Zeichen des Alters und dem jungen Leben, das sie geboren und das nun schon erlöschen sollte, ein Anblick, den sie nicht ertragen konnte. Um ihren Schmerz mit anderem Schmerz zu betäuben, drückte sie sich selber mit beiden Mittelfingern die Augen zu und wagte nicht mehr zu atmen. Ganz still wurde es im Raum. Auch das Kind rührte sich nicht und schien den Atem anzuhalten.

Eine Stimme, eine seltsam fremd klingende Stimme — war das Karl Holls Stimme? — sprach: Evangelium Johannis 3, Vers 30 und 31. Er muß wachsen, ich aber muß abnehmen. Der von oben her kommt, ist über Alle. Wer von der Erde ist, der ist von der Erde und redet von der Erde. Der vom Himmel kommt, der ist über Alle.

Darnach war es lange still. Sehr lange. Maria befreite ihre Augen, aber weil sie diese so gewaltsam und schmerzhaft gepreßt, sah sie nichts, als das eigene Blut: einen

erst schwarzen, dann roten, dann violetten Schleier, drin goldene Gebilde schwammen wie ferne Weltkörper durchs Firmament. Mitten dazwischen stand eine dunkle Gestalt und berührte taufend das Kind in der Wiege. Dreimal. Nicht in Wasser tauchend die segnende Hand, sondern vom Speichel nehmend des eigenen Mundes. Dann sprach wieder die Stimme: Ich, dein Vater, in der Not an Stelle eines besseren, taufe dich hiermit auf den Namen Johannes!

Johannes! rief Maria und fiel nieder an der Wiege. Stirb nicht! Stirb nicht! Um meinetwillen stirb nicht! Ich hab ja niemand auf der Welt als dich.

Dann wieder war es lange still. Dann fuhr ein Wagen vors Haus.

Es war nun wirklich der Doktor; aber — ich fürchte, Sie kommen zu spät! begrüßte ihn Karl Holl, wir haben die Nottaufe vornehmen müssen. — Das bedeutet nicht immer das Schlimmste! bekam er zur Antwort. Im Gegenteil. Sie wissen: Wer für alle Fälle den Regenschirm mitnimmt, hat meist gut Wetter.

Und richtig: die Untersuchung ergab, daß alles nur halb so schlimm sei, daß die Liebe der Eltern alles schrecklicher gesehen, als es war.

Die Nacht ist ja vorüber, sagte der Arzt, und die Krisis auch. Das Kleine hat Krämpfe gehabt, aber kein Fieber. Und gar nicht schlecht sieht es jetzt aus. Da hätten Sie das Kind sehen sollen, von dem ich soeben komme, übrigens das Kind Ihrer Amme. Das war wirklich in Lebensgefahr, weil falsch behandelt und in elender Umgebung. Und auch das ist noch zu retten gewesen. Allerdings infolge eines ganz merkwürdigen Zufalls. Sie werden sich denken können, was ich meine. Die Sache war so: Gerade

wie ich aus meinem Haus trete, um zu Ihnen zu fahren, steht Ihr Kutscher da, allein, bleich wie ein Gespenst, kann sich kaum rühren vor Schreck und bringt schließlich mit Mühe hervor: Die Pferde seien fort mit dem Wagen; seien wie auf Zuruf eines Unsichtbaren davongetrabt, während er seine Notdurft verrichtet habe, und nun gäbe es ein Unglück, und er wolle gar nicht mehr sehen, was. Ich hatte es schwer, den Mann zu beruhigen, und wußte auch nichts Besseres, als ihn dem Wagen nachzuschicken, der ja, wie ich dann erfuhr, heil hier anlangte und wieder zurückgeschickt wurde. Inzwischen holte mich eine Schusterfrau zu dem kranken Kind Ihrer Amme, und dies Kind — wäre ich schon fort gewesen — hätte den heutigen Morgen nicht mehr erlebt, falsch behandelt wie es wurde! Nur Ihren Pferden also, kann man sagen, ist es zu danken, daß da heute Nacht nicht das Schlimmste geschah. — Sehen Sie, und auch Ihr Kindchen schläft jetzt ganz friedlich. Ich glaube, es lächelt sogar.

* * *

Der Wind kommt und geht, und das Kindchen ist so klug schon, daß es den Kopf beugt und hinterher biegt und schier drangeben will, um zu sehen, wer da gegangen. Du Dummerchen! sagt dann Maria, da ist doch nichts. Komm! Dreh dich! So! Sieh mich wieder an!

Erst schreit das gewaltsam gewendete, dann wird es unter Tränen selig am bekannten Gesicht der Mutter, schmiegt sich in den Schoß, wird gewiegt und blickt in den Himmel. Das ist so schön, wie im Schlummern die Zeit, nur daß alles hell ist. Jählings aber und so, als wolle es davonfliegen, richtet das Schauende sich hoch und will durchaus die Wolke greifen, die vorüberzieht oben.

Maria erschrickt. Sie denkt nicht an Himmel und Wolke und kann sich nicht erklären, warum das Kind fort will von ihr. In ihrer Not zeigt sie auf den Staub, den der Sturm jetzt vor sich hertreibt unten auf der Straße, und sagt: Wart, wart! Der holt dich gleich! — Da wird das Kindchen still und schläft ein, und noch im Schutze der Lider und Wimpern zittert, was sich gerettet hat vor dem Angedrohten.

Einmal, als es wieder erwacht und hinausschauen darf, ist alles weiß wie das Weiße, darin man schläft, und nur eine dunkle hohe Gestalt geht da hinüber, davon, immer weiter weiter fort, und hinter dem Schauenden fordert beharrlich eine Stimme: Sag ada, lieber Papa, ada! Und da sagt es ada und winkt mit den Händchen und wendet sich und wiederholt wie ein Hauch: Papa? Dabei blickt es in ein freundliches Gesicht, bekannt wie das der Mutter, und eine vertraute Stimme sagt bestätigend: Ja, das war der Papa.

Da aber stürzt die Mutter herbei, fremd aussehend und drohend und hebt die Hand, als wolle sie hineinschlagen in das freundliche Gesicht, und zischt: Hab' ich nicht verboten, dem Kinde das Wort Papa beizubringen! Und dazu noch mit dem Ton auf der ersten Silbe, wie die gewöhnlichen Leute es sagen! Väterchen heißt es. — Kein Wort versteht das Kind, aber die häßliche Gebärde und des Zornes fremder Klang haben es so erschreckt, daß es keine Ruhe findet bis zum Abend und erst am nächsten Morgen die Mutter wieder erkennt.

Mein goldiges trautestes Herzchen! sagt Maria und trägt das wieder Zutrauliche schaukelnd und summend um den Eßtisch herum, immer im Kreise herum um den Eßtisch.

Eines Morgens ist die ganze Welt hell, als wären überall Augen, und all diese Augen blicken das Kindchen an und lachen. Und das Angelachte lacht auch und jauchzt und ruft all und jedem zu und nennt alles mit demselben Namen: Oanne! Aber immer wieder ist eine Stimme da, die verbessert: Johannes! heißt es, und so heißt nur du! Und dann singt die Stimme: Der Mai ist gekommen . . . und das Kind auf dem Arm gibt sich Rucke im Takt zur Melodie.

Der Mai ist gekommen. Blüten sind gefallen vom alten knorrigen Pflaumenbaum, und auf diese Blüten wird Johannes hingestellt und soll zeigen, daß er auch im Freien gehen kann. Väterchen sieht zu. — Du weißt ja, Väterchen, im Eßzimmer läuft er wie ein Kreisel um den Tisch herum. Nun aber im Freien. Komm zum Mütterchen, Johannes, komm! — Johannes bewegt sich nicht. Es scheint, er hat Angst vor den Blüten. Er scheint zu glauben, er tue ihnen weh. Er hebt abwechselnd die Füßchen, als möchte er am liebsten gar nicht auf der Erde stehen; aber er macht keinen Schritt vorwärts. — Er will sich nur nicht anstrengen, sagt Karl Holl; recht hat der Junge. Warum soll er sich anstrengen, wo es nichts zu essen gibt!

Und Karl Holl nimmt seinen Erben auf den Arm und geht mit ihm hinaus in die grünenden Felder. Und die Arbeitsleute Majeikens grüßen tief, lassen gar die Mütze fallen, bleiben stehen, schlagen in die Hände und sagen: Ach der schöne junge Herr!

Aber der, dem's gilt, achtet nicht darauf. Er achtet nur auf die im Staub vorüberhastende Lämmerherde und benimmt sich, als müsse er etwas verhindern. Und als das letzte Lamm, das schwächste, müd nachstolpernde,

stehen bleibt und den Kopf wendet zum Kinde, ist es, als erkenne eins das andere, als käme in beider Blick ein Erinnern an gemeinsames Schicksal. Laut klagen sie auf und so ans Herz rührend, daß erschrocken der Vater das Kind fortträgt und der Hirt das Lamm. Und zwischen beiden, die voneinander müssen, läuft der Wind einher, taumelnd und staunend, gehemmt nur von der Süße jüngsten Wunders und lächelnd sich verlierend in des Lenzhimmels blauen, blauen Raum . . .

Der Wind geht und kommt wieder. Längst ist die Lenzzeit vorbei. Das Lamm ist geschlachtet. Braune Braten stehen auf dem Herrschaftstisch, und Kindchen ist so groß schon, daß es sich aufrichten kann, des Tisches Kante überragen und Verlangen zeigen nach dem, was die Eltern essen. Die Eltern beginnen sich zu streiten. — Das Kind muß erzogen werden und darf nicht alles fordern, was es sieht! ruft Maria und will die bittend ausgestreckten Händchen strafen mit einem Schlag. — Das Kind bekommt, was auch ich bekam in diesem Alter! entscheidet Karl Holl und schiebt ein Stück Fleisch zwischen die Lippen des Verlangenden. Maria fühlt sich machtlos; sie verzieht das Gesicht, aber ihr kommt Hilfe von einer Erinnerung. Pfui! schreit sie das Kind an, von dem Lamm willst du essen, das du so lieb gehabt hast? — Johannes gibt den Bissen wieder von sich und ist untröstlich, ganz außer sich. Auch der Vater ist außer sich. Solche Albernheit! ruft er, wirft die Serviette zu Boden, erhebt sich, nimmt das verzweifelt Schreiende auf den Arm und stellt sich mit ihm vor die alte Familienuhr, ganz nah heran, wo man das geheimnisvoll zitternde Nachklingen hört bei jedem Hin und Her des Pendels. Horch, wie die Zeit geht! sagt er, horch! So ging sie in Schweden

schon beim Urgroßvater. Da beruhigt sich der Kleine und schaut mit großen Augen dorthin, wo der Klang ist.

Ach ja, die Zeit geht. Schon kann Johannes allein sich beschäftigen. Am liebsten aber besieht er Bilder. Er besieht sie sehr behutsam und mit einem Gesicht, als lausche er, als erwarte er etwas Fernes. Es kann geschehen, daß er den nahen Ruf der Mutter überhört dabei.

Einmal findet diese in seinen Händen ein Bild Marias, der Himmelskönigin, ein sehr strahlendes rosa-blaues Bildchen, das süß nach Weihrauch duftet. Ach welch Lärm nun entsteht! Mina, die liebe Mina wird hereingerufen und angeschrien: Ich will keinen katholischen Gestank in meinem Hause! Fort mit dir! Für immer fort von meinem Kinde, du hinterlistiges polnisches Geschöpf! Keinem hier kann man trauen! Keinen mehr von euch nehm ich wieder in Dienst! Aus meiner Heimat, aus der Groß-Diepger Gegend lasse ich mir jetzt ein Mädchen kommen, ein herrschaftliches, ehrliches, evangelisches, eins, dem man sein Kind anvertrauen kann! — Das Fenster wird aufgerissen, und in Fetzen fliegt die Himmelskönigin dahin mit dem heulenden Herbstwind, und nach Tagen beim letzten Spiel mit Mina im Garten findet Johannes nur noch einen einzigen Fetzen, darauf nichts zu erkennen ist als eine Krone, und diesen Fund vergräbt er mit ängstlichen Händchen dort, wo die Erde am nachgiebigsten ist.

Dann eines Abends sieht er eine Fremde sitzen an seinem Bett und will nicht einschlafen, weil er nicht weiß, wo Mina geblieben. Er bangt sich und weint und tröstet sich erst, als die Fremde ihm eine Geschichte erzählt:

Es war einmal eine alte alte Frau. Die war so arm, daß sie kein Bett hatte und keinen Herd und keinen Acker,

so daß sie umgehen mußte bei den Leuten und vom Bettel leben. Aber weil die Leute alle gleich böse wurden, wenn die Arme der Wahrheit nach und laut sagte, was ihr fehlte, kam solche Angst über sie, daß sie immer weniger und weniger sprach und schließlich das Sprechen gar nicht mehr wagte und verlernte. Nun war sie eine Stumme, und es hätte sich wohl geschickt, daß die Leute nun sich besser gezeigt hätten gegen sie; denn eine Stumme — denk einmal: eine, die nie nie, keinem Menschen mehr sagen kann, was ihr fehlt! — ist wohl die Unglücklichste auf Erden. Aber die Leute wurden nicht besser. Sie blieben böse. Sie dachten: Wo keiner fragt, brauchen wir auch keine Antwort zu geben, und kümmerten sich gar nicht mehr um die Unglückliche. Die mußte einsam hungernd und frierend auf den Landstraßen gehen, Tag und Nacht, und immer denken: Jetzt muß ich sterben und weiß nichts anderes, als daß alle Menschen böse sind. Ach, wie schrecklich ist das! Während sie so ging und dachte, wurde sie plötzlich gefragt: Woran denkst du immer? Sie blieb stehen, sah sich um — es war niemand da. Drum schüttelte sie den Kopf und ging weiter. Sie kam in die Nähe einer Birke, und als sie vorbei wollte, begann diese zu zittern, und dieselbe Stimme, die vorhin gefragt hatte, war nun wieder neben ihr und sagte: Gib Antwort mir! Gib Antwort mir! Ich verstehe auch Stumme. — Da merkte die alte Frau, daß der Wind es war, der so sprach, und sie sank zur Erde nieder und betete und schrie: Wind, Wind hilf mir! — Was wünschest du dir? fragte der Wind. — Nichts, als daß ein einziger Mensch mich verstehen soll! bat die Stumme. — Wart! antwortete der Wind und lief davon. Aber schon nach einer kleinen Weile kam er von der anderen Seite zurück

und sagte: Um die ganze Erde bin ich gelaufen und nur ein einziges Kind habe ich gefunden, das so aussieht, als ob es dich verstehen könnte. Dies Kind jedoch — schläft. Soll ich es wecken? — Nein! sagte die Alte, wenn es so aussieht, hat es wohl einen schönen Traum. Zerstör ihm den nicht! Lieber will ich einsam hier sterben. Da hatte der Wind Mitleid mit ihr und begann zu weinen. Er rührte sich nicht von der Stelle, aber weinte so laut, daß es in der ganzen Welt zu hören war, denn als die Sterbende gerade glaubte: jetzt ist das Leben zu Ende, und noch einmal mit sehr traurigen Augen die Straße entlang blickte, sah sie in der Ferne — — nun, wen sah sie wohl?

Johannes gibt keine Antwort. Die Erzählende hält inne, erhebt sich behutsam und sieht, daß er eingeschlafen ist. Sein Gesichtchen ist, als habe er alles verstanden. Draußen der Wind kommt und geht, kommt und geht ...

Erwachend im Hellen liegt Johannes lange und sinnt zum ersten Male darüber nach, wo er gewesen und wo er jetzt sich befinde. Dumpfes Klopfen hört er fernher von der Scheune, wo die Männer das Korn dreschen, und in Furcht vor diesem unerklärlichen Klang wagt nicht laut zu atmen er, der noch soeben Wunder getan im Traum. Nichts weiß er mehr von Majeiken; nicht ruft er nach Mutter, nicht nach Vater, nicht nach Mina, nicht nach der Fremden — nur ins unendliche Blau blickt er, wo Wind eine märchengoldene Birke bewegt ...

Gegen Mittag fährt er mit Vater aufs Feld; im Klapperwagen, hingekauert wie ein spielender Hund zwischen den schweren Schäften der Stiefel und den zitternden Leinen, die den guten zahmen Fuchswallach Durchlaucht mal hierhin lenken, mal dorthin. Viel, viel Arbeit noch

gibt es hier, ehe der Winter kommt, seufzt Vater und zeigt mit der Peitsche bald auf dies, bald auf jenes, und Johannes, noch immer wie im Traum, nickt dazu und blinzelt wohl auch hinein in die herbstliche Landschaft, aber mehr beschäftigt ihn das Spielzeug, das der Getreidejude ihm mitgebracht hat aus Rußland. Es ist sein Lieblingsspielzeug jetzt: ein grellbuntes Menschengebild in Eiform, eine Hülle eigentlich, auseinanderzunehmen und immer wieder kleinere und kleinere enthaltend, bis im Innersten das kleinste sich findet wie ein Samenkorn . .

Gegen Abend schaut Johannes lange und nachdenklich den Gefangenen zu, die jenseits der Straße den schönen Garten anlegen, darin er spielen soll. Was sind eigentlich Gefangene? fragt er, und als es ihm erklärt wird, bricht er in Tränen aus und ist so verzweifelt wie damals, als er vom Lamm aß, das er geliebt. Nur das Menschenspielzeug wieder vermag ihn schließlich zu trösten.

Später aber, als er zur Ruhe gebracht werden soll, ist er verschwunden. Niemand weiß, wo er geblieben. Keiner hat ihn hinausgehen gesehen. Das ganze Haus wird durchsucht. Umsonst. Der ganze Hof, der Garten, das Dorf. Umsonst. Kann es in Majeiken wohl noch einmal solche Unruhe, solche Angst geben?

Die Mägde lassen die Speisen für den Herrschaftstisch anbrennen und wagen suchend sich hinauf bis auf die Rumpelkammer, wo der Geist früherer Besitzer lauert; die Knechte und Hirten setzen die Wassereimer nieder und leuchten Winkel und Krippen ab; im Dorf die Leute, die müde vom Kartoffelgraben schon zur Ruhe gegangen, kleiden sich wieder an, schwärmen aus und rufen im Nebel der Wiesen; die ältesten Weiber, humpelnde und hustende,

treten vor die Tür und blicken seufzend hinauf zum Himmel; und zwischen allen, bald hier, bald dort, sieht man den gnädigen Herrn und die gnädige Frau, ganz verändert in ihrer Verzweiflung, wie sie alles, was ihnen gehört, jedes Fleckchen Majeikens und jeden Gegenstand ansehen mit Augen, als wäre es etwas Fremdes, weil es keine Spur aufweist von dem, was ihnen das liebste ist.

Endlich ist es Maria selber, die ihr Kind findet. Weit draußen auf der Landstraße findet sie es, wie es umherirrt im Abendwind und sich fürchtet vor der Nacht. Kann es wohl noch einmal solch Glück, noch einmal solchen Jubel geben wie bei diesem Wiederfinden?

Mutterchen, liebes Mutterchen, nie mehr will ich ohne dich gehen! ruft Johannes immer wieder, aber wohin er allein hatte gehen wollen, das sagt er nicht; das ist nicht herauszubekommen aus ihm. Vielleicht weiß er selber es nicht, wenngleich es aussieht, als erinnerten die Fragen ihn an ein Geheimnis.

Und ob das wohl Ausweichen oder wahres Erstaunen bedeutet, dieses, daß er plötzlich die Augen groß macht und nach oben sich reckt in dem Ruf: Sieh mal, was da am Himmel ist! — Sollte es wirklich zum erstenmal sein heute, daß das Kind die Sterne wahrnimmt?

* * *

Wieder war ein Jahr vergangen. Schmerzlichen Gesichtes fort sich wendend von den Feldern, darauf des Sommers Frucht faulte, betrat Karl Holl den nächsten der Wege, die nach Hause führten. Bisweilen verlangsamte er den Schritt und schüttelte sich, obgleich das nicht half, denn der Regen war längst durch Hut und Hülle gedrungen, ja es schien, als hätte er mit seinen Schauern

gar das Herz selbst erreicht. Ganz seltsam fühlte das Herz sich an; wie etwas, das lose geworden in seinem Bereich und schutzlos preisgegeben einem fremden reißenden Element, und Karl Holl konnte sich des Gedankens nicht erwehren, daß die Gegend seines Herzens mehr Grund zur Sorge gab, als die Felder mit faulendem Korn es taten. Gewiß, es war das dritte Jahr jetzt, daß die Erntesonne ausblieb oder nur so zu sehen war, als hielte ein Toter die Hand davor, aber an solches sollte gewöhnt sein, wer sein Werk verrichtet unmittelbar an der Erde und nach der Wolken wechselndem Gesetz! Karl Holl wußte, daß ein beherzter Landwirt imstande sein müsse, sieben magere Jahre zu durchleben, ohne den Glauben zu verlieren an den Segen der Erde, und nun waren es erst drei, und er hatte bereits den Glauben verloren! Er blieb stehen und wollte in jähem Zorn den Stock heben, um die Erde zu schlagen, die untreue Scholle, den höhnenden Stein, aber er besann sich, atmete tief und strich flehentlich mit der Faust über die Gegend seines Herzens. Ich glaube, ich bin zu alt, sagte er sich und ging weiter, ich lebe schon länger, als mir bestimmt ist. Oder ich müßte etwas anders werden, etwas ganz anderes! Eigentlich hätte ich schon anders anfangen müssen! Nun soll wenigstens das Kind anders anfangen!

Karl Holl beschleunigte seinen Schritt. Er vergaß alles, was Sorge geworden war ringsum, und sehnte sich nur nach Hause, sehnte sich nur danach, sein Kind zu sehen. Er hatte das Gefühl, etwas versäumt zu haben. Er hatte noch nie den Versuch gemacht, sein Kind daraufhin anzusehen, was es werden wolle. Er hatte es nur immer als das gesehen, was er selber war. Nun aber, unsicheren Herzens, war er nicht zufrieden mit sich und dem Ge-

danken, das Kind solle einmal hier gehen wie er. Denn nicht nur Majeiken würde es erben, Majeiken mit dem bißchen Sonne und den vielen Steinen, sondern auch das unsichere Herz.

Am Tore des Hofes trat dem mutlos Heimkehrenden ein Mann entgegen. Es war einer der besten und treuesten Arbeiter, einer, der schon ebenso lange auf dem Gute tätig war wie der Herr selber; und darum war es mit wehmütiger Entschlossenheit, daß er seine Bitte vorbrachte, auswandern zu dürfen nach den Industriegebieten Westfalens, um dort sein Glück zu versuchen wie so viele andere.

Noch einmal hob Majeikens Herr das Haupt, als sei ihm nichts bestimmt außer dem Schutz des Gutes, als sei er ein auf Posten Stehender vor künftiger Gefahr, aber zur Abwehr fand er nur Gebärde und Bewegung dessen, der das Unglück bereits kennt und deshalb ermessen kann die Schwäche derer, die noch ans Glück glauben. Kinder, Kinder! rief er, wenn ihr alle mich verlaßt, was soll aus Majeiken werden, was aus Deutschland, was aus der Erde?

Er wandte sich ab, ohne eine Antwort zu erwarten und ging ins Haus hinein. So müde fühlte er sich plötzlich, daß er gar nicht nach dem Kinde fragte, sondern gleich im Wohnzimmer aufs Sofa sich fallen ließ und durch ruhiges Atmen versuchte, die dunklen Ohnmachtsnebel zu verscheuchen, die ihm vor den Augen wogten. Endlich gelang es ihm und er gewahrte, daß im Raume noch Maria war. Sie hatte ein böses Gesicht und wischte Staub. Sie hatte heruntergeräumt, was auf Wandbrettern und Ziertischen stand: Vasen mit Papierblumen, Photographien, Porzellanhündchen, vergoldete Tannenzapfen,

vor Aschbecher gespannte Bronzehirsche, und war nun dabei, alles wieder aufzustellen.

Karl Holl sah ihr eine Weile zu und, obgleich sie ihn nicht zu beachten schien, hatte er das Gefühl, als veränderten sich infolge seiner Gegenwart ihr Gesicht und ihr Wesen immer mehr zum Häßlichen. — Wenn sie so aussieht, dachte er, werde ich sie nicht anreden, aber zum Fortgehen bin ich jetzt zu müde. — Nun wurde es aber noch schlimmer. Erinnerungen an allerlei Launen und Untriftigkeiten, womit sie ihn gequält, begannen ihn zu umzittern wie winzige, mißfarbene, schmerzende Wellen, die immer auswichen, wenn man wie ein Versinkender nach ihnen greifen wollte, und so fand er nirgends einen festen Punkt im Wesen dieser Frau, daran er sich halten konnte; ja, mit einem Mal erkannte er, daß auch in ihrem Gesicht eigentlich nichts war, das er liebte. — Aber das kann nicht sein! sagte er sich und strengte seinen Blick an; das kann nicht sein! An all dem ist wieder schuld das Gefühl nahender Ohnmacht, nahenden Schwindels. Wenn ich jetzt sterben müßte . . . dachte er und bemühte sich, Maria anzusehen mit anderen Augen.

Als er sich wendete, warf Maria ihr Staubtuch mitten hinein in die soeben aufgestellten Zierfächelchen und Andenken, so daß vieles durcheinanderfiel, und näherte sich hastig sowohl ihrem Mann als der Tür. Ihre Stimme riß sich los, unbeherrscht und schrill: Willst du nicht mehr mit mir sprechen, Karl, so sag es bitte gleich! Dann nehme ich das Kind und gehe hin, wo mich keiner mehr findet! Und als er erstaunten Blickes sie maß: Nun ja, ich bin nicht deine Magd, die nur dasteht und Staub wischt und nachher den Dreck fortfegt, den du hereinbringst vom Felde mit deinen Stiefeln; der man nicht mal guten Tag bietet!

Laß mich in Ruh! sagte er und erhob sich, um die alte Uhr aufzuziehen, deren Gewicht abgelaufen war. Maria pustete mehrmals durch die Nase, Schlimmes stand bevor. — Gut! Du wirfst mich also hinaus. Ich werde gehen. Erst aber will ich Antwort auf meine Frage von gestern abend! — Welche Frage? — Darauf du mit der Antwort ausweichst schon seit ... ich weiß nicht wie lange! — Welche Frage? — Ob du darauf bestehst, daß Johannes Landwirt werden soll. — Nein, darauf bestehe ich nicht. — Das hatte Maria nicht erwartet. In dem jahrelangen Kleinkrieg, den er begonnen mit dem Streitruf „Erbe Majeikens" wollte sie heute ihn zum Entscheidungstreffen zwingen und hatte schon so viel Hinterhalte vorbereitet, daß ihr der Sieg gewiß schien — und nun plötzlich dieser Rückzug? Warum? Was bedeutete das? Fast hätte sie ihn zornig angeschrien: warum? — aber sie besann sich und sagte sanfteren Tones: So gibst du mir also nach? — Er schüttelte das Gehäuse der Uhr und murmelte: Mit diesem alten Ding kennt man sich nicht aus. Ich glaube, ich habe etwas verdorben daran. — So gibst du also meinem Wunsch nach? — Welchem Wunsch? — Daß das Kind den ersten Unterricht hier im Hause oder in Winrichsburg erhält, dann ins Kadettenkorps kommt und dann Offizier wird? — Offizier? Hungerleider? Niemals. — Ich verbitte mir solche Bemerkungen wie Hungerleider! Meine Brüder sind auch Offiziere. — Er zuckte die Achsel. Sie äffte ihm nach. Ihren Ton änderte sie; ganz spitz wurde er, verletzend spitz: Was also soll unser Kind werden nach deiner Ansicht? — Schuster! antwortete er und dachte, wenn sie jetzt Humor besäße ... aber als er ins Gesicht ihr blickte, wiederholte er ernst und trotzig: Schuster! — Gott, was

soll das! rief sie. Sprich bitte auch im Spaß nicht etwas Derartiges aus, wo es sich um unseres Kindes Zukunft handelt! — Schuster haben die sicherste Zukunft von allen, erklärte er; Leder und Schuhe wird es geben, solange es Vieh gibt und Menschen, und die Schuster, um ihr Leben zu verdienen, brauchen sich nicht auf dem Acker abzuschinden oder totschießen zu lassen.

Ehe Maria antworten konnte, kam das Kind, um dessen Zukunft sie stritten, selber herein und gleichzeitig seine schmeichelnde Stimme: Wo ist mein Bilderbuch? — Als es aber Mutter und Vater, die sich gegenüberstanden, richtig ansah, ließ es die Händchen auf dem Türdrücker und wagte kein Wort mehr.

Komm mal her! rief Karl Holl, sag! möchtest du wohl Schuster werden? — Das Kind, ohne sich zu rühren, sann nach. — Geh hinaus! schrie Maria. — Das Kind, immer noch nachsinnend des Vaters Frage, rührte sich nicht. — Komm her! wiederholte Karl Holl. Da machte das Kind einen Schritt dem Vater entgegen und blickte ängstlich nach der Mutter. Die sprang hinzu, packte es derb, schüttelte es und suchte mit der Linken es hinzuzwingen übers Knie, während die erhobene Rechte bereit war zum Schlagen. Mutterchen, Mutterchen! Liebstes goldenes Mutterchen ... jammerte Johannes wie in Todesangst. — Nun aber war Karl Holl auch noch da, riß das Kind an sich, schob es zur Tür hinaus, und als Maria ihn halten und hindern wollte, wendete er sich und traf mit einem Schlage, der eigentlich als Griff gedacht war, womit er sich freimachen wollte, die Hand der wütenden Frau. Er erschrak selber, aber was nun folgte, bewirkte, daß sein Zorn wieder überwog. Mit einem hysterischen »Ach ...« warf Maria sich zu Boden, begann zu stöhnen und sich

zu wälzen und preßte die nur leicht getroffene Stelle, als gelte es, fließendes Blut aufzuhalten; dann verzog sie das Gesicht wie eine Sterbende, schloß die Augen und hauchte mit künstlich beschwertem Atem: er schlägt mich tot ... Hilfe, er schlägt mich tot!

Da ließ Karl Holl sie liegen und ging zur Tür hinaus, auch zur Haustür, über den Hof hinweg und querfeldein über Sturzacker, dort wo das Gehen am schwersten war ...

Langsamer und langsamer wurde der Schritt des Mannes, der von seinem Hause floh und nirgendwo anders hin konnte als auf seine Felder, daran er soeben verzweifelt. Nun suchte er Schutz bei ihnen, Schutz bei der unschuldigen Erde. Langsamer und langsamer wurde sein Schritt, aber sein Herz war, als fliege es, als würde es getrieben vom Sturm der Gedanken, als wäre es ein Vogel, der, von brausenden Wolken überrascht, die tragenden Schwingen nicht mehr als eigene fühlt, der in des Elementes Gewalt nicht mehr vermag die Erde zu erreichen.

Fort mit dir! Fort, fort, fort! Nicht ruhen ... nicht zurückbleiben ... nicht umkehren ... immer weiter, weiter fort! Kein zu Hause! Keine Liebe! Kein Sinn im Besitz! Kein Sinn im Dasein! Kein Sinn im Atem! Atem, Atem, ewig fort! — so kam dröhnende Forderung aus dem Element der Gedanken. Aber das Herz ist ein schlechter Zuhörer. Es will nichts wissen. Es will nur die Erde wieder erreichen. Es ruft die Augen zu Hilfe. Und die Augen sind bereit ihm zu helfen, indem sie sich schwerer und schwerer machen mit der Schönheit der Erde. Zerrissen und hinweggehoben werden die Schleier der Zeit, und siehe: da ist die Erde wieder, fromm, ohne Schuld,

geduldig im Widerschein von Gottes Sonne! Nur dieses Lichtes bedienen sich die Blüten, um Kunde zu geben von des ältesten Erdgeschlechtes Willen zur Ewigkeit. Und auch Karl Holl fühlt, daß er wieder wurzeln wird und sich heben und warten auf seinen Ackern und nichts Schlechteres sein als das Gefäß eines Strahles, der seinesgleichen begehrt. So nah ist er schon der Erde, so erfüllt von dem Duft ihrer Geduld und dem Frieden ihrer Frommheit! Selig wäre es jetzt, hinzusinken und zu sterben; zu ruhen wie der Same ruht im Acker; geschützt vorm Sturm der Menschengedanken; zum Wachsen bereit nur nach dem Willen des Gottes, der Himmel und Erde gemacht hat! Selig wäre es, nur Geschöpf zu sein! Nicht mehr Schöpfer! — Nicht mehr Schöpfer? Vermag einer, nicht mehr zu sein, was er gewesen? — Wehe! Nun wieder naht der Sturm der Gedanken! Braust heran aus der Richtung, in die er soeben trieb: Zurück, zurück! Zurück mit dir zu deinem Kinde! Lebe! Leb ewig ohne Glück, aber lebe! Kein Geschöpf besteht, dessen Schöpfer ruht! Auch du bist Schöpfer. Horch, es lauscht schon dein Kind, ob du lebst! — Zurück, zurück: es umsorgen, es retten, retten aus der sinnlosen Mutter Gewalt! Im Sinne der Ahnen erzieh es zu dir! Im Sinn deiner Ahnen! Horch horch! Sie alle lauschen deinem Schritt . . . deinem Herzen . . . deinem Atem . . . Atem, Atem ewig zurück! — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — — — —

Das Kind war eingeschlossen in der Speisekammer und weinte und hungerte und schrie, es wolle nicht wieder essen, als bis es Vater wiedersehe. Das Kindermädchen aus Marias Heimat, die das nicht mit anhören konnte, hatte gekündigt, hatte eine Ohrfeige erhalten und darauf das Haus verlassen. Die polnischen Mägde saßen ein-

geschüchtert und glühend wie vor nahendem Wunder in der Küche, suchten flüsternd zu erraten, was nun geschehen werde und riefen bisweilen in ihrer Sprache Trost zu dem eingeschlossenen Kinde.

Maria hatte Koffer, Reisekörbe und Schachteln herunterholen lassen und packte. Nachdem sie einige Bilder von der Wand genommen, aber wegen der darauf gefundenen Staubschicht wieder fortgestellt hatte, räumte sie ihre Schränke und Kommoden aus, nahm von ihren Kleidern, ohne zu wählen, etliche, legte sie in das eine Kofferfach, Tischwäsche in das andere, und die Lücken füllte sie mit ihres Kindes Spielzeug. Fand sie etwas, das ihrem Mann gehörte, trug sie es in sein Zimmer.

Sie war von allen Gedanken verlassen. Sie fühlte es selber: keinen einzigen mehr konnte sie erreichen, auch wenn sie gewollt hätte. Ihre Gedanken waren fortgeschwebt wie eine Wolke wie eine unheilschwangere Wolke über dem Kopf ihres Mannes. Mochte daraus werden, was werden sollte! Sie hatte keine Schuld. Sie war allein gelassen. Sie hatte nicht mehr, als verweinte Augen. Diese Augen mochten den Hof nicht mehr sehen, darüber hinweg Karl Holl gegangen, fortgegangen. Diese Augen blickten nur in die andere Richtung, nur dorthin, wo die Landstraße war. Maria sah sich selber hinfahren dort und besann sich auf alle möglichen Ziele. Nach Groß-Diepgen zurück konnte sie nicht mehr; das war verkauft worden an Fremde; aber nach Rudowin konnte sie zu Branks oder nach Winrichsburg zu Landrat Hedeck, oder nach Adlig-Brückenhof zu Onkel von Lambatz, oder nach Königsberg zu ihrem Bruder — — Nur nicht hierbleiben! Nur fort, ehe zurückkam er, der ihr Unrecht getan! Nur schnell hinaus aus diesem Hause!

Plötzlich stand da auf der Landstraße ein Weib, eine Bettlerin, Zigeunerin oder Jüdin, eine unverschämte Person, stand wie eine, die überlegt, ob sie wohl hineinkönne in dieses Haus. Nein, sie schien etwas anderes zu wollen. Sie schien zu lauschen auf etwas. Worauf lauschte sie? Auf das Weinen und Rufen im Hause? Wer weinte denn? Wer rief? Ah, endlich kam ein Gedanke zurück, ein lichter, freundlicher: das Kind! Das Kind mußte herausgelassen werden.

Maria ging sogleich zur Tür, um zu befehlen, daß man das Kind herauslasse. Aber ehe sie die Tür erreichte, wurde diese von der anderen Seite geöffnet, und eines der Mädchen stand auf der Schwelle, totenblaß, mit großen schwarzen Augen. Der gnädige Herr ist da — sagte das Mädchen. Maria wich zurück: Ich bin nicht zu sprechen! Geh! Hörst du nicht? Ich will nicht — Aber der gnädige Herr ist — — Hinaus! sage ich! — O moj Boze! Nieszestie, nieszestie! schrie nun das Mädchen laut und fiel betend nieder auf der Schwelle. Maria erschrak, aber nur über diese Gebärde, die Worte hatte sie nicht verstanden. — Bist du denn verrückt geworden? mehr wußte sie nicht zu sagen angesichts dieses Ungewohnten. Doch sie sagte es laut genug. Die Tür stand auf. Vom Hausflur kam jetzt eine Stimme zur Antwort: Seien die gnädige Frau doch ruhig! Der gnädige Herr ist ja tot.

Von dieser Stimme wurde Maria so getroffen wie von den Schauern des Todes selber. Sie hatte »ach« schreien wollen und sich hinwerfen wie vorhin, als sie den Schlag empfangen, vermochte aber nicht, sich zu rühren und blieb lautlos stehen wie eine Stumme. Nur die Augen schloß sie. Die Ohren sich zuzuhalten gelang ihr nicht. Die Stimme draußen sprach: Ist eben vom Felde gekom-

men ... noch über den Hof gegangen ... hier gerade vorm Haus ist er zusammengebrochen!

Dann war alles still. Dann kam des Kindes Stimme aus der nahen Kammer: Darf ich jetzt heraus? Ist Väterchen wieder da?

* * *

Im Vorfrühling des nächsten Jahres, an einem Morgen schweren Schneegestöbers, saß Maria am Fenster und nähte sich ein neues Trauerkleid, ein leichteres, das sie tragen wollte, wenn die ersten schönen Tage kämen. Sie saß wie gewöhnlich jetzt an dem Fenster, von wo am besten der Hof zu übersehen war, denn sie war ja verantwortlich jetzt für Majeiken, das nach dem Testament dem Kinde gehörte, aber in diesem Winter, da so viel Schnee fiel vom Himmel und so viele Tränen fielen aus ihren Augen, war wenig zu sehen da draußen. So zeigte sich auch heute nichts als das hohe gespenstige Gestell des beeisten Ziehbrunnens und hin und wieder, wie ein weißer, von Wind zerfetzter Schatten, die Gestalt eines Menschen.

Im Zimmer, nicht weit von Marias Füßen auf dem Teppich, saß Johannes und spielte mit Papier und Buntstiften. Die Trauernde fühlte wohlig die Nähe dieses Kindes, das jetzt nichts so liebte, als ihre Gegenwart und Zärtlichkeit, das mit nichts und keinem so gern spielte, als mit ihr, still und ohne Hast und mit einem seltsamen Verlangen nach Sinn und gerechter Gestaltung des Spiels, so daß die Beschäftigung mit ihm der Mutter nicht leicht fiel, zumal sie ihre Stimmung noch sehr beherrscht fühlte von dem Verstorbenen.

Karl Holl lag jetzt draußen auf dem Winrichsburger Friedhof, und solange sein Grab nicht verhüllt war vom

Schnee, hatte täglich das Majeiker Fuhrwerk an der Friedhofspforte gewartet auf die trauernde Frau, die aus ihrem neuangelegten Garten eine der weißen Bänke ans Grab hatte bringen lassen, um länger verweilen zu können in der Nähe des Verlorenen.

Seit dem Verlust ihres Mannes hatte Maria das Gefühl, von einem ganz schrecklichen, unverdienten Unglück betroffen zu sein; aber so sehr sie geneigt war, sich selber zu bedauern in vielerlei Vorstellung, als da waren: ewiger Verzicht auf den Genuß ehelichen Lebens, Unerfahrenheit und Schutzlosigkeit im wirtschaflichen, Zweifel an der eigenen Fähigkeit, das männliche Kind richtig zu erziehen, mehr noch und in einer Art, die mehr quälte, empfand sie Mitleid mit dem Toten. Nie, im ganzen Leben nicht, war Karl Holl ihr so schön erschienen, als da er im Sarge lag: die Stirn leuchtend rein und ohne Sorge; die Augenlider groß und sicher über dem sonst etwas ermüdeten Blick; die Nasenflügel wie im Beben eines Genusses; um Mund und Kinn edel geschwungene Linien des Lächelns; Haar und Bart gebürstet und zurecht geschnitten wie Maria es liebte, und (was Holl im Leben nie gelitten) gesalbt und ein wenig gefärbt mit dem Blond der Jugend — und dieses Gesicht sollte nun in Ewigkeit keiner mehr sehen? Sollte eine dunkle, zerfallende Wohnstätte der Würmer sein? Denn daß mit diesem Gesicht der Verstorbene im Himmel weilte oder sonst irgendwo in einer anderen Welt, daß er eine Seele haben sollte, verklärt, also verändert, nicht zu erkennen mehr, mit Flügeln und unirdischen Gewändern, das konnte sie durchaus nicht sich vorstellen, so sehr sie als gute Christin sich fühlte und bereit war zur Andacht vor allem, was die Religion, darin sie erzogen war, lehrte. Über ein gewisses

Maß dem nachzudenken, war ihr unmöglich. Unmöglich auch zu denken, der Tote könne es besser haben als sie. Sie hatte, wenn die Dunkelheit kam, einen warmen gemütlichen Platz im Schein der rotbeschirmten Lampe, aus welchem Schimmer sie etwas empfing von der Schönheit noch nicht gelebten Lebens; sie bereitete sich ihre Lieblingsspeisen; ihrer Wünsche gewärtig waren Inspektor, Kämmerer, Kutscher, Mägde, alle Leute Majeikens; sie besaß die Liebe ihrer Verwandten, die Teilnahme der Nachbarn, die Möglichkeit, nach Ablauf der Trauerzeit in reichen herrschaftlichen Häusern zu verkehren; sie wurde geliebkost von dem Kinde; ja, sie hatte ihre und dieses Kindes ganze Zukunft vor sich, die Zukunft, die doch unmöglich schmerzvoller sein konnte als die Vergangenheit!

Und was hatte demgegenüber Karl Holl? Was tat Karl Holl? Bisweilen in Träumen erschien er, um Streit zu beginnen, doch dann brauchte Maria nur zu erwachen, und er war fort, machtlos, unfähig, wieder zu erscheinen, um das letzte Wort zu behalten. Wohin aber, wohin und nach wessen Willkür mußte er zurück, der Tote, sogar aus den Träumen? Wo in aller Welt durfte er sich aufhalten, falls er mehr war als zerfaulende Erde, falls er wirklich — die Vorstellung war am grausigsten! — ein Gespensterleben führen mußte irgendwo, vielleicht gar hier im Hause als Schreckgeräusch in Wand und Gerät, als Schreckerscheinung im Spiegel dunkler Stuben? Ach wie entsetzlich, wie fürchterlich ist manchmal das Denken an das, was wir doch geliebt haben einst mit allen Sinnen!

Ob wohl alle so empfinden? Das Kind zum Beispiel, das dort spielt, als habe es niemals etwas gesehen, das tot ist jetzt? Wagt der Tote nicht einmal als Erinnerung

sich heran an ein spielendes Kind? — Maria hebt den Kopf und blickt lange hinüber zu ihm, ohne bemerkt zu werden. Dann fragt sie: Was machst du dort Johannes? — Etwas Schönes. — Sag mal, mein Kind, denkst du noch manchmal an Väterchen? Weißt du noch, wie er aussieht? Johannes nickt und glaubt traurigen Gesichtes innehalten zu müssen im Spiel. Aber die Mutter, wie sie gerne möchte, ansehen und seine Gedanken über Vater zu erkennen geben, das tut er nicht, daran scheint er gehindert zu werden durch etwas wie ein Bild, das im Spiele entstand. — Maria erhebt sich und beugt sich hinüber. Hast du selber das gemacht? fragt sie. Johannes nickt und beginnt die Buntstifte einzupacken. — Und was bedeutet es? Soll es ein Bild sein?

Ach weißt du, erklärt das Kind, ich habe doch gestern eine ganze Stunde Religion gehabt, und da ist doch die Geschichte mit den Juden, wie sie fliehen mußten aus der Ägypter Land und der liebe Gott ihnen half durchs Rote Meer ... und das hat mir so gefallen ... und darum habe ich es nochmals aufgemalt hier. Dies hier, das rote, das nach beiden Seiten auseinanderspritzt, ist das Meer, und ich habe es genau so gemacht wie der liebe Gott ... und diese grauen mageren Striche auf der freigelassenen Stelle sind lauter arme hungernde fliehende Juden. Und die blauen dicken dahinter sind die Verfolger, und über sie — siehst du hier! — habe ich das Rote Meer wieder zusammenschlagen lassen ... wie der liebe Gott.

Das Ebenbild

Das Kind saß auf der Schwelle der Tür, die zum Hofe führte, und wartete. Der Tag ging zu Ende. Der Staub, der die heimkehrenden Gespanne und Herden begleitet hatte, war verschwunden, und statt seiner breitete Jasminduft sich aus. Über dem Stalle in der Richtung, wo Rußland lag, flimmerte ein Stern.

Worauf wartest du? fragte die Inspektorsfrau, die mit einer Gießkanne in der Hand plötzlich dastand. — Auf Mutter! antwortete das Kind. — Solltest dann auf der andern Seite sitzen! Da hörst du den Wagen schon, wenn die Frau Mama noch halb in Rudowin ist! — Das Kind rührte sich nicht. — Sie muß aber auch hier ankommen! sagte es schließlich, und blickte der nickend Weitergehenden nach, deren falscher Scheitel ein wenig Blänke zeigte im letzten Tagesschimmer, der dem Sternenlicht schon wich.

Links im Anbau öffnete die Alte eine Tür, und ihr Mann, der Inspektor Lenzer wurde sichtbar, wie er bei blakender Lampe über Tellern, draus es dampfte, kauend den weißen Bart bewegte. Nun drehte er den Kopf und fragte: Sitzt er wieder da und paßt auf? — Sss ... machte die eintretende Frau und schloß die Tür so schnell, daß Johannes nichts mehr verstand.

Wer sitzt da und paßt auf? dachte er und blickte sich furchtsam um, aber er sah nichts, als daß es dunkler geworden in Winkeln und Büschen und daß zu seinen Füßen des Ahorns zackiger Schatten zitterte. Hinter ihm im Hause wartete schlafend Wanda, das Mädchen; und vor ihm auf dem Hof gingen noch einzelne Knechte vorüber oder Leute mit Säcken.

He! Worauf warteſt du? rief abermals jemand ihn an, jemand, der nicht mehr zu erkennen war. — Auf Mutter .. antwortete Johannes, lief aber gleich drauf ins Haus, denn der Unbekannte war nach dieſer Antwort ſtehen geblieben, ohne weiteres zu ſagen, ohne ſich zu bewegen, als wäre er ein lebloſes Schreckgeſpenſt.

Der Flur war dunkel und leer. Die Küche heiß und angefüllt vom Geruch überkochender Suppe, deren Dampf Geſtalten glich, die in windenden Bewegungen ſich befreien wollten, nicht los konnten, immer wieder zuſammenſanken ... Fliegen ſamt ihren Schatten ſauſten hin und her zwiſchen verſchütteter Milch und dem traurigen Lichtkreis des Lämpchens. Sonſt war nichts Lebendes zu ſehen. Johannes erſeufzte ſich Mut und rief, zuerſt leiſe, dann laut, in die Wohnräume hinein, in den Keller hinab, die Bodentreppe hinauf den Namen des Mädchens: Wanda!

Keine Antwort kam. Nur aus dem Keller hallte Echo herauf: ann .. n .. n, und das Kind, meinend, es riefe jemand: Mann! wich zurück und wußte nicht mehr wohin. Draußen die reglos und ſtumm ſtarrende Geſtalt! Drinnen die Stimme eines Unſichtbaren aus der Tiefe! Ach Mutterchen, Mutterchen, warum kamſt du nicht zurück im Hellen? Warum fährſt du Abend für Abend nach Rudowin? Warum nimmſt du dein Kind nicht überall hin mit? Du weißt doch, daß es ſich fürchtet! Du ſelber würdeſt dich fürchten hier an ſeiner Stelle! Was tuſt du jetzt? Wo biſt du jetzt? Wo kann man jetzt ſein ohne Furcht?

Das Kind kniete nieder auf des Hausflurs hartem Ziegelboden, fühlte, indem es ſie faltete, die eignen magren kalten Händchen und betete mit bebender Stimme: Lieber, lieber Gott! Mach bitte, daß Mutterchen

in Rudowin jetzt gleich anspannen läßt und zurückfährt zu mir — —! Dann horchte es und überlegte, wie lange es noch dauern könne, bis der Wagen hier sei, wie lange man von Rudowin fahre. Lag Rudowin nicht genau so weit entfernt von Majeiken wie Vaters Grab?

Das Mädchen war plötzlich wieder da; war aus den Zimmern gekommen; stand da und lachte: Was machst denn du? — Johannes schämte sich, kroch hin und her und sagte, er habe etwas verloren. Das Mädchen kam mit der Lampe, aber sie fanden nichts als eine vergiftete, unförmig dick daliegende Maus. Johannes schrie auf, flüchtete in die Küche und seine Suppe essen wollte er nur, wenn er auf dem Schoß sitzen durfte. Schäm dich! sagte das Mädchen. Als er gegessen hatte, schmiegte er sich fest an die warme, schweißig riechende Brust, wurde schläfrig, schlief ein und als er, noch mit geschlossenen Augen, hochschreckte vom Rasseln und Rollen eines Wagens, war zunächst nichts da, als sein Traumbild: eine seltsam fremde, nie zuvor gesehene Landschaft, drin alles und jedes einzelne ganz hell war, der Sand, das wehende Gras, die Wege, die Hügel, die Häuser, jeder Winkel, jeder Baum, ja sogar die zitternden Schatten waren hell, ganz hell wie von Sternlicht durchdrungen. Es war so, daß er die Augen nicht öffnen mochte. Und wo ist Mutterchen? fragte er. — Es war ein fremder Wagen; ist schon vorbei! bekam er zur Antwort.

Da ließ er den Kopf, schwer vom schönen Traum, wieder sinken und sah nun diesen fremden Wagen fahren und sich entfernen ganz leise und langsam und eine dunkle Spur lassend im Licht und mit weiterer Entfernung immer deutlicher werdend, obgleich dunkler, und zuletzt schwarz und schwankend wie Vaters davonfahrender Sarg.

Da wußte er: Vater war es, der von Rudowin kommend vorbeigefahren war an Majeiken dorthin, wo er jetzt wohnte. Mutterchen aber war nicht gekommen, war nicht zu sehn, nicht aufzufinden. Ihm, der jetzt allein, ganz allein war, blieb nichts anderes übrig, als sich aufzumachen, sie zu suchen. Er sah sich selber dahineilen auf der Straße nach Rudowin; aber er kam nie ans Ziel, denn Rudowin war nicht zu finden. Er irrte lange umher, verirrte sich, wollte zurück nach Majeiken — da war auch Majeiken nicht mehr zu finden . . .

Er erwachte mit dem Wissen um Alleinsein, Verirrung, Angst und Schuld. Eine Weile war ihm zumut, als hätte er keinen Körper; aber dann umhertastend stieß er an ihn und fand sich, wenn auch erschreckend feucht vom Schweiße, in seinem gewohnten Bettchen liegen. Nun wagte er, die Augen zu öffnen, und das erste, das er erblickte und erkannte, war Mutterchen. Mutterchen stand vor dem Spiegel, drehte sich, ohne sein Wachsein zu bemerken, nach rechts und links, rieb sich Gesicht und Lippen, versuchte die Haare anders zu legen, kämmte sich, wusch sich die Augen und bestreute Brust, Hals und Arme mit einem weißen wohlriechenden Pulver. Einmal hob sie die Lampe, um sich besser sehn zu können, und da gewahrte auch der heimlich Zuschauende ihr Bild im Spiegel. Es sah seltsam fremd aus, dieses Bild. Was da leibhaftig stand, war ja unverkennbar Mutter. Aber was da im Spiegel war, schien die dicht Davorstehende selber nicht zu erkennen. Nun rief er sie an, leise und zaghaft. Sie wandte den Kopf, und sofort veränderte sich ihr Gesicht samt dessen Spiegelbild zum Guten, Liebvertrauten, zu dem, was der allein Gelassene so lange wirklich und im Traum ersehnt hatte.

Maria, als sie sich fortwandte vom Spiegel und hin zum Gesicht ihres Kindes, als sie sich nun beugte zu ihm, so weit, daß sie vom Atem der Unschuld berührt wurde, fühlte sich in der Tat besser werden und schöner. Es war ja noch nichts Schlimmes geschehn; aber was eigentlich hatte sie zu suchen gehabt in ihrem Gesichte eben, Schönheit oder Schuld? Es war unnötig gewesen, vor den Spiegel sich zu stellen! Noch war ja nichts geschehn. Noch hatte sie sich nicht verändert. Noch war sie, wo sie sein sollte. Aber sie hätte sogleich vor ihres Kindes Antlitz treten sollen! Da fand sie ihre Unschuld; da fand sie ihre Schönheit; denn da fand sie, ohne sich anstrengen und beleuchten zu müssen, die Ähnlichkeit zwischen sich und ihm. Und obgleich sie nun lange bis in die späte Nacht hinein und nur mit Liebkosungen unterbrechend, davon sprach, was ihr gerade einfiel: von den Rudowiner Pferden und Enten, und was es zum Essen gegeben habe, und vom bunten Flickkasten der Frau Welle — oder davon, was Johannes wissen wollte: ob Frau Welle Herrn Welles wirkliche Mutter sei, und wo letzterer das Reiten gelernt habe, und wo Branks, die früheren Besitzer von Rudowin, seien, und was ein Bankrott bedeute, obgleich sie von alledem durcheinander sprach und von manchem mit heimlichem Entzücken und des Kindes Zuhören empfindend wie eine Zärtlichkeit, war sie doch ganz davon hingenommen, ihr eigentliches wahres Wesen aufzuspüren in den Zügen des jungen, lieblichen, unschuldigen Gesichtchens. Als sie endlich sich erhob, um schlafen zu gehn, war sie ganz glücklich und rief: So ähnlich siehst du mir, so ähnlich! Man hat wirklich recht, wenn man sagt, du seist mein Ebenbild! — Ich möcht träumen von dir, flüsterte das Kind und schlang seine Armchen um ihren

Hals. — Mein Ebenbild! wiederholte sie, mein Ebenbild, mein gutes! und blieb gebeugt, in unbequemer Stellung verharrend, bis eingeschlafen war, was sich an sie klammerte.

Dann entkleidete sie sich, entzündete ein Nachtkerzchen, das auf Öl in einem Wasserglase schwamm, löschte die Lampe und legte sich selber zur Ruhe. Bevor sie dem Traume sich überließ, gab sie der Wollust ihrer Wünsche noch einmal sich hin: Richard Welles junge männliche Gestalt erschien, beugte sich über sie, dicht, ganz dicht, so daß sie fast den Atem verlor, in des Genusses Angst sich ihm entwand, ihm entlief aus des Schlafzimmers Schatten, ihn nachlockte in lauschige Alleen und Lauben, von wo sie in der Ferne die strahlenden Tage ihrer Zukunft sah, jenen Glanz, den das Leben ihr vorenthalten hatte bisher. Aber sie war zu unentschlossen, zu ängstlich, zu gewissenhaft, um weitere Schritte zu wagen; sie hing zu sehr an der Wirklichkeit, als daß sie den vorauseilenden Gedanken hätte nacheilen können bis in das Gebiet des Traumes. Drum, als sie diesem sich näherte, war sie nichts als wieder eine einsam alternde Witwe, die im Schatten eines Kinderbettes lag und tränenden Auges auf das winzige Flämmchen der Sicherheits-Nachtlampe starrte, das wie ein Irrlichtchen zitterte. Und als sie die Grenze überschritt und dorthin gelangte, wo Leidenschaft ungefährlich war, weil unwirklich — war das ganze Traumland eine dunkle, leere, reglos verharrende Gegend, drin sie selber sich verlor . . .

Nach einer dunklen dunklen Wanderung, deren Dauer ohne Maß war, deren Qual nur wahrgenommen wurde an grausig klingenden Erinnerungsrufen, die bisweilen von weither kamen wie von einem unwirklichen Geleit,

einem Windgespenst etwa, das hin und her lief, um den Weg zu weisen, fand Maria plötzlich sich wieder, leibhaft, aber gelähmt von Angst, als habe ein Donnerschlag sie berührt. Nach einer Weile bangen Starrens und Lauschens überzeugte sie sich, daß sie lebte. Vor ihr war wie immer das Irrlichtchen der Nachtlampe, neben ihr der beruhigende Rhythmus des kindlichen Atmens. Schon wollte sie, im Frieden der Wirklichkeit wieder sich wähnend, abermals den Gedanken möglicher Leidenschaft nachhängen, als plötzlich einen Atemzug lang der Raum geisterhaft erleuchtet wurde und ein Getöse hereinbrach von draußen, daß es klang, als werde das winzige dumpfe Schlafzimmerchen angefüllt mit einer ganzen Welt wütender Wolken und unheimlicher Himmel. Das gab einen Schreck, wogegen der des Traumes nichts war! Denn vor nichts hatte Maria solche Furcht wie vor einem Gewitter. Ihr Kind anschreiend, ob es denn nicht höre, sprang sie im Hemde heraus und suchte mit zitternden Händen nach Zündhölzern. Als sie die Schachtel nicht fand und das Kind immer noch ruhig atmen hörte, geriet sie ganz außer sich und schrie so laut, daß der Schlafende nun wie ein Blitz hochschnellte und vom Eßzimmer her das Mädchen hereinstürzte, gleichfalls im Hemde.

Zum Donnerwetter! Wo sind die Zündhölzer? schrie Maria. — Schnell aus dem Bett, Johannes! Komm ja nicht herein, Wanda! So viel Menschen in einem dumpfen Raum ziehen den Blitz an. Kehr um, sag ich dir! Ruf die Frau Inspektor! Hörst du nicht! Da soll doch der Teufel dreinschlagen! Seid ihr denn alle —

Ein Donnerschlag änderte diese Tonart. Lieber Gott, wimmerte sie, lieber Gott, das war schon ganz nahe . . .

Endlich brannte die Lampe. Das Mädchen lief, Frau Lenzer zu holen. Das Kind weinte und versuchte die Mutter zu trösten: der liebe Gott wird uns schon beschützen, der liebe Gott wird . . . — Red jetzt nicht, sondern komm ins Hausflur! rief Maria und ging bereits davon mit der Lampe. Das Kind im Dunkeln schrie auf: Mutterchen, Mutterchen! und als die Davongehende nicht hörte, eilte es hinterher, halb entblößt und über sein Bilderbuch stolpernd, das sie beim Suchen der Zündhölzer vom Tisch geworfen.

Im Hausflur fand er die Vorausgeeilte wirren Haares auf einem Schemel hocken hinter der Treppe, wo die Blitze nicht zu sehen waren. Sie wies ihm einen Stuhl an, ziemlich entfernt von ihrem Winkel, damit in diesem durch zu nahes Beieinandersitzen zweier Atmenden die Luft nicht dumpf werde, und von welchem Platz er jeden Blitz zuerst sehen und ankündigen konnte. Dann hielt sie sich die Augen zu und stöhnte, noch ehe der Donnerschlag kam, so kläglich, daß Johannes mehr Angst empfand um sie, als um sich. Aber bei sehr heftigen Entladungen, wenn man nicht mehr zählen konnte zwischen Blitz und Schlag, geschweige sprechen, wenn die Zusammengekauerte kreischend emporfuhr: Hat es eingeschlagen? Brennt es? Lebt das Kind noch? — verlor auch er, ganz leer werdend im Inneren, alles Mitleid und allen Trostwillen, wurde weiß, klapperte mit den Zähnen und schlotterte am ganzen Leibe. Dann sagte wohl die alte Frau Lenzer, die inzwischen mit demütigem »Guten Abend« sich eingefunden hatte, das Grauen zu bannen: Der Junge ist ganz ihr Ebenbild, gnädige Frau! — Still jetzt, um Gottes willen still! wehrte Maria ab, es kommt gleich noch ein stärkerer Schlag.

Aber es kam keiner, und Frau Lenzer begann vorsichtig ihre alten bewährten Trostgeschichten zu erzählen von der Choleraepidemie in Bromberg, wo man Halblebende in den Leichenwagen geladen; wo man starb, obgleich man Watte in alle Schlüssellöcher steckte; von dem Schmutz in manchen Herrschaftshäusern; von der Dame, die nach siebenjähriger Ehe endlich einen dicken Leib bekam und die ganze Kinderausstattung fix und fertig nähte, hernach aber sei es ein Bandwurm gewesen; und endlich, daß man davon rede, der junge Rudowiner Herr werde die schöne reiche Hedwig Sternewein heiraten. Alles wurde ihr geglaubt, gegen letztere Klatscherei jedoch empörte Maria sich ganz laut und ehrlich und hätte der würdig dasitzenden Trösterin fast solche Grobheiten an den Kopf geworfen, daß sie gegangen wäre, wenn nicht abermals ein Donnerschlag alle Gedanken an menschliche Begebnisse und Möglichkeiten erschüttert hätte.

Dies aber war der letzte, der erschreckte. Die nächsten klangen schon so fern und unschädlich, daß man lachen konnte über sie und die katholische Wanda, die noch immer betete, und nun dauerte es nicht mehr lange, da trat man ins Freie und überzeugte sich, daß die Sterne wieder da seien. Frau Lenzer sagte »Gute Nacht«! und Maria mit ihrem Kinde wagte sich wieder hinein in den Wohnraum. Nicht ins Bett jedoch begaben sie sich; denn: ein Gewitter, sagte Maria, zieht leicht ein zweites nach sich. Mit herausgeschleppten Matratzen und Decken wurde ein Lager bereitet auf dem Boden des Eßzimmers nahe der Tür, und hier legten Mutter und Kind sich nieder, angekleidet und aneinander geschmiegt in Angst vor einer Maus. So lagen wir auch damals, als Vaters Sarg im Hause stand! sagte Johannes. Maria antwortete hierauf nicht. Beide ent-

schliefen endlich, und es war spät am Vormittag, als das Mädchen, mit den Postsachen in der Hand, sie weckte. Von Vaters Schwester, Tante Emilie aus Stettin, war ein Brief gekommen. Sie fragte an, ob das Geburtstagspaket für Johannes im März, vor drei Monaten also, nicht eingetroffen sei. — Hast du den Dankesbrief noch nicht geschrieben? fragte Maria. — Du wolltest ihn mir doch diktieren, antwortete das Kind und blickte erschrocken auf. — Jetzt ist es zu spät, entschied die Mutter, jetzt finden wir auch keine Ausrede mehr. Wir müssen sagen, das Paket sei nicht angekommen! — und Johannes nach einigem Nachdenken fand es recht so und meinte, vielleicht bekäme man dann noch ein neues. Wir wollen noch schlafen! sagte Maria, drehte dem Kinde den Rücken und bat, es möchte ihn doch kratzen und rubbeln, das mache so schön müde. Aber noch einmal wurden sie gestört: der Herr Lehrer aus Bjeluttorotzken sei schon da. Es sei elf. — Was hast du heute? fragte Maria. — Rechnen und Religion, erwiderte das Kind, schon im Begriff, sich anzukleiden. — Laß! Leg dich nieder! befahl die Gestörte, und zum Mädchen gewendet: Sag dem Lehrer, er soll gehn! Das Kind müsse Ruhe haben nach der Gewitternacht. — Dann schlief sie wieder, bis Johannes durch lauter und lauter werdende Außrungen langer Weile sie weckte und vollends munter machte. Nun war sie ausgeschlafen und gut gelaunt. — Wollen wir Tier spielen? fragte sie. Johannes jauchzte. Wie beglückt war er doch jedesmal, wenn sie sich erbot, mit ihm zu spielen! Sie konnte eine Katze nachahmen, die ihr Kleines im Maule trug oder auf den Buckel nahm, die es umschnurrte, mit Pfötchen liebkoste, mit Krallen strafte; eine Affin, die es lauste; eine Wölfin, die es umheulte und vor Hunger

schließlich auffraß; eine Löwin, die es umbrüllte, die Mähne schüttelnd und mit den Pranken laut aufs Kopfkissen schlagend vor dem Ansprung; — all diese Verwandlungen, denen entsprechend er sich verhielt, begleitete Johannes mit Aufschreien der Überraschung, des Entzückens, der Spannung und bisweilen solchen, die richtigen Schreck und Todesangst verrieten. Dann genoß Maria einen Augenblick lang ihr Machtgefühl, unterlag aber schnell dem Mitleid, gab die Verwandlung auf und hatte Wohlgefallen an sich, wenn das zitternde kleine Wesen dankbar ihre Beruhigungen und gewohnten mütterlichen Liebkosungen hinnahm.

* * *

Wenige Stunden nur sind es bis zur Dunkelheit, bis zum heiligen Abend, und noch lange nicht ist in Majeiken die gnädige Frau fertig mit dem Austeilen der Weihnachtsschüsseln und Geschenke an ihre Leute; und hat doch so früh begonnen damit und keine Mittagsrast sich gegönnt! Man weiß, man sieht es ihr an: viel zu schwer macht sie es sich; jeder einzige ist bedacht worden und jeder muß einzeln kommen, seine Gabe empfangen und verhüllt nach Hause tragen, damit der nächste sie nicht sehe und neidig werde. Aber was eingekauft ist, weiß man ja vom Kutscher und bemerkt auch wohl durch einen Türspalt die Berge von Äpfeln und Pfeffernüssen; die Schar großer irdner Schüsseln, alle bis über den Rand gefüllt mit bunter Leckerei; die Schicht aufgestapelten Kleiderstoffes; den Schimmer von Spielzeug und allerlei Unbekanntem.

Viel zu gut ist das gnädige Frauchen! sagt jeder, viel zu viel gibt sie fort, viel zu viel!— Nehmt nur! sagt die durch solche Worte Erfreute, nehmt! Ihr sollt es nicht so

pauvre haben wie auf den andern Gütern hier. Ihr sollt es haben, wie ich es kenne von meiner Heimat!

Johannes hilft beim Austeilen, und auf alle Schüsseln, die ihm nicht schön genug erscheinen, legt er etwas von dem, was ihm selber zugeteilt worden ist. Er ist glücklich heute und ausgelassen wie niemals sonst. Wohlig empfindet er die Wärme des Raums, die Buntheit und den süßen Duft der Dinge und, durchs Fenster nachblickend den Beschenkten, jubelt er über jedes Gesicht, das zufrieden lächelt oder überrascht aufleuchtet, woraus er erkennt, wie gut sein Mutterchen ist. Ja, Mutterchen ist gut und auch sehr glücklich, wie es scheint. Sie erzählt von der Weihnachtsfeier in Groß-Diepgen, wie Großmama selber sieben Nächte lang Marzipan geknetet habe aus neunzig Pfund geriebnen Mandeln und neunzig Pfund Zucker, und wie die Kinder abwechselnd das Rosenwasser haben hineinträufeln dürfen in diesen köstlichen Teig. Sie scherzt und lacht und trällert bisweilen ein Liedchen: Wie heißt König Ringangs Töchterlein? Rohtraut, schön Rohtraut! Was tut sie wohl den ganzen Tag, da sie nicht spinnen und nähen mag? Schweig still mein Herze . . .

Johannes, wenn nicht der heilige Abend wäre mit seinem Geheimnis, würde wünschen, daß dieser Tag gar kein Ende nähme. Wirklich so schön ist es! Maria selber hat Freude daran, so zu sein, wie das Kind sie sieht. Nun aber wird sie müde. Sie blickt in den Spiegel und bemerkt wie abgehetzt sie ist und — trotz aller Freude — häßlich. Ungeduldiger wird sie, mürrischer, mehr und mehr abwesend. Als der letzte Beschenkte fort ist, ruft sie: Gott sei Dank! wirft sich aufs Sofa und sagt: Ach bin ich faul! Ich wünschte, ich läg schon unter der Erde! — Solche Worte kann das Kind nicht hören,

ohne betrübt zu werden und nachdenklich. Ein stilles, einsames Spiel beginnt es im Winkel, und Maria ist mit sich selber allein.

Sie beginnt zu sinnen und zurückzuschauen auf ihr Leben und findet, daß kein Alleinsein je so unerträglich war wie dieses heute. Sie ist schlimmer dran als ein Kind, das ausgesperrt wird vom Fest; sie ist schlimmer dran als ein Mädchen, das alt wird, ohne einen Mann zu küssen. Was weiß ein Mädchen vom Mann! Quälende Bilder sieht Maria in ihrem Blute; unheilig fühlt sie die Nacht, die sie hüllen wird heute; Marter ohnegleichen ist es, Mensch zu sein, Weib zu sein, und nur in Gedanken lieben zu dürfen! In Gedanken, die man verbergen muß! Denn es ist ja nicht nur dieses, daß Gedanken da sind an Stelle des Geliebten — schlimmer ist, daß sie solche Gedanken verbergen muß! Verbergen muß und es nicht immer vermag! Sie denkt: Warum nicht früher, ach warum ist nicht früher er mir begegnet? — und sogleich ist ein Toter da und bewegt die Hand wie beim Abschied, und Maria mit der Anstrengung einer Irren muß suchen, ihn festzuhalten und ihm begreiflich zu machen, daß solch Gedanke niemals sie besessen. Sie denkt: Wieder ein Jahr! Und mit keinem Wort hat er gesagt, er wolle mich zu eigen nehmen! Warum wohl zögert er? Was hindert ihn? Was an mir gefällt ihm nicht? — und sogleich umschweben zwei Schatten sie, ein lieblicher und ein grausiger, und jeder besitzt so etwas wie den Schatten einer Stimme, und daraus tönt nur eine Frage: Hast du soeben an mich gedacht? Und zum lieblichen muß sie sagen: Immer denke ich an dich, mein Kind, immer! und zum grausigen: Ich will nicht an dich denken! Zurück in deine Gruft! Du willst nur tanzen mit mir, um mich zu schlagen. Ich

gehorche nicht mehr. Du bist ein Gespenst, und ich — was geht es dich an, wen ich liebe!

In diesem Augenblick sagt das spielende Kind im Winkel: Ich will nicht, daß du so traurig bist! — Maria aber hört nicht drauf. Sie hört heute nur, was Schatten sprechen. Sie ist so allein, daß selbst das leibhaft dasitzende Kind zum Schatten wird wie die andern, die kommen und gehn; ja, daß sie selber in einen Schatten sich verwandelt, der forteilt, den Geliebten zu suchen. Aber wie der Geliebte ihr nun entgegenkommt und sagt: Morgen sehen wir uns ... morgen beim Mahle am ersten Feiertag ... da ist auch er nur ein Schatten. Maria weint.

Ich will nicht, daß du weinst heute am heiligen Abend! ruft das Kind und läßt den Blick nicht mehr von ihr. — Laß mich in Frieden und spiel weiter! schluchzt Maria. Kümmre dich nicht um mich! — Du bist aber nicht im Frieden. Ich sehe es. — Er erhebt sich und wartet auf eine Antwort. Die Weinende dreht ihm den Rücken. — Mutterchen, ich sehe es: dir fehlt etwas! wiederholt er eindringlicher. Er erhält keine Antwort. Da wird er ganz verzweifelt und stößt mit dem Fuße um, was er sich aufgebaut hat, die Königsburg samt dem heiligen Stalle Bethlehems. Sei nicht ungezogen! ruft Maria. — Ich bin nicht ungezogen, antwortet er. — Ja, du bist ungezogen, wenn ich es sage! — Nein ich bin nicht ungezogen!

Vor Marias innerem Blick beginnen die Schatten aufgeregt durcheinanderzuschweben. Der Schatten des Geliebten entschwindet. Der Schatten Karl Holls umklammert sie und will, daß sie sich nicht rühre. Der Schatten Großvater Zeidels aber scheint das Kind zu durchdringen, so daß es aussieht, als wäre dieses sein Schatten und er selber

das Kind. — Solch Gesicht machst du mir? schreit Maria und springt hin, um in Wut zu schütteln das, was sie zu sehen meint. — Sofort bittest du mich ab! — Wofür? fragt das Kind, und in diesem einen Wort glaubt Maria den ganzen Trotz ihrer Art zu hören. — Wofür? Ich will dir's zeigen! — und sie hebt die Hand zum Schlage. Vaters Schatten ist nicht stark genug, das Kind zu schützen. Doch dieses braucht auch keinen Schutz. Unschuldig wie es ist, glaubt es, sich selber schützen zu dürfen. Es weicht dem Schlage aus, entwindet sich der Mutter, eilt auf die andere Seite des Raums und ruft: Ich habe nichts Unrechtes getan! — Atem der Unschuld keucht. Das Gesichtchen flammt wie das eines Engels. Könnte Maria dies Gesichtchen sehen, keine Spur des gehaßten Schattens würde sie entdecken darin. Aber sie vermag nicht zu sehen. Ihr selber sitzt jetzt das Großvatergespenst im Nacken und hält ihr die Augen zu. Das Kind glaubt, daß sie blind sei, als sie jetzt vorstürzt. Es erkennt sie kaum. Es ist wie gelähmt vom Schreck über dies Gesicht. Laß mich, schreit es, heiliger Abend ist heute!

Aber die zum Strafen Vorstürzende ist auch taub. Auch fühlen kann sie nicht mehr. Sie packt das Kind und meint, des Großvaters Schatten in der Hand zu haben. Einen Schatten aber kann man nicht totschlagen. Den muß man entfernen.

Maria blickt umher, findet einen leeren Beutel, drin Honigkuchen waren, füllt ihn mit dem, was ihr gerade vor die Hand kommt, hängt ihn dem Kinde über die Schulter, schiebt es durch die geöffnete Tür, durch noch eine, sagt: Hinaus mit dir auf die Straße! Geh betteln! Komm mir nie wieder vor die Augen! — schließt die Tür ab hinter ihm und wirft den Schlüssel irgendwohin. So!

Nun ist das Großvatergespenst fort. Nun fühlt die allein Gebliebne sich wieder frei, atmet auf wie beim Erwachen, tritt ans Fenster und sieht: draußen am Hause vorbei geht ein Kind, geht mit dem Bettelsack auf dem Rücken, geht dorthin, wo die Landstraße ist, und dieses Kind, dieser kleine fortwandernde Mensch — ist das einzige Wesen auf der Welt, das sie liebt und von dem sie wieder geliebt wird. Gott, Gott! Was hab' ich getan! schreit sie und eilt zur Tür — Nur ein Spaß, ein Spaß! Und jetzt geht es wirklich davon und ohne Mantel!

An der Tür kann sie nicht weiter. Verschlossen? Wer hat denn die Tür verschlossen? Wanda! — Niemand antwortet. Sie reißt das Fenster auf, zertrümmert das Vorfenster und ruft dem Kinde nach. Niemand antwortet. Es scheint nicht mehr hören zu können, oder will nicht hören. — Jetzt erst erinnert die allein gelassne Mutter sich an alles, was sie getan und beginnt, den Schlüssel zu suchen — — — — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Unterdessen hat Johannes die Landstraße erreicht. Es hat sich so gefügt, daß (außer frierenden Sperlingen, die ihn anschauen wie einen ihresgleichen) niemand ihm begegnet ist. Alle sind jetzt irgendwo zu Hause und feiern den heiligen Abend, dessen Schatten den Himmel schon zu hüllen scheinen, so daß er dunkler aussieht, als diese Welt hier unten, drauf der Ausgestoßene wandert. Wohin er wandern soll, weiß er nicht. Er fragt nicht danach. Er geht durch das Dorf, als wäre es nicht da. Er geht dahin, als gäbe es kein Majeiken. Als gäbe es keine Erde. Ihm ist, als sei die Erde und alles, was er kennt, dort oben, wo das dunkle Heilige sich wölbt über ihm, und als wandle er selber durch unbekannten Himmel. Alles ist

umgekehrt, als es früher war. Auch er selber. Eben noch fühlte er sich unschuldig. Jetzt weiß er, daß er etwas Schreckliches begangen haben muß. Etwas so Fürchterliches, daß er seiner Mutter nie mehr vor die Augen kommen darf. Das einzige, das mir jetzt helfen kann, denkt er, ist: genau das zu tun, was die Erzürnte befahl, weiter zu wandern solange sie es will ... Vielleicht, daß sie dann einmal verzeiht! Aber wo sie treffen, wo ihr begegnen, wenn man immer weiter fortwandert von ihr? Ob es Engel gibt, die einen einholen können? Ob es einen lieben Gott gibt, der einen aufhält?

An allen Dorfkaten fast ist der also Denkende jetzt schon vorübergegangen, und niemand hat ihn aufgehalten, niemand ihn bemerkt; auch nicht ein einziger, nicht einmal ein andres Kind hat zum Fenster herausgeschaut und davonziehen sehn seinen künftigen Herrn. Alle sitzen sie versammelt um Lichterschein und Geschenk, um Speise und Trank. Nun liegt da schon die letzte Hütte, die ärmlichste, in der die alte Jüdin wohnt, die Hausiererswitwe, die hier aufgenommen wurde, weil ihr Mann verunglückte auf Majeiker Gebiet und durch Schuld der herrschaftlichen Pferde. Eine Hexe nennen die Leute sie, wohl weil sie humpelt; aber sie tut keinem etwas zuleide und wartet auf nichts, als auf ihren Tod. Sie hat nie arbeiten können; desungeachtet hat man sie heut von der Bescherung nicht ausgeschlossen. Wie alle andren hat sie ihre bunte Schüssel bekommen und Stoff zum Kleide. Trotzdem ist sie in Majeiken die einzige, die jetzt am Fenster sitzt und hinausschaut auf die Landstraße, nichts erwartend, als den Tod, und in solcher Trostlosigkeit erblickt sie nun plötzlich das noch trostlosere: das vorüberwandernde Menschenkind mit dem Bettelsack. Ihre

scharfen Landstraßenaugen erkennen es sofort. Sie wird ganz aufgeregt, humpelt zur Tür und hastig in den Schnee hinaus und hält es an. Johannes erschrickt. Er hatte gedacht, Gott würde ihn anhalten oder ein Engel zumindest, und nun ist es diese alte häßliche jüdische Hexe!

Er hat sonst immer Furcht gehabt vor ihr, obgleich er sie einst aufgesucht mit Mutter, um Mazzes zu holen; heute aber hat er keine Furcht. Was wohl könnte fürchterlicher sein als das Erlebte? Warum soll er den Raum nicht betreten, drin er nie geweilt außer mit seinem geliebten Mutterchen? Und so freundlich ladet die Alte ihn ein! Ich bin doch die Frau Silbertau, von der ihr die Mazzes holt, sagt sie. Kennst du mich nicht mehr, mein Herzchen? Warst doch schon mit dem gnädigen Mutterchen hier! — Als Johannes eintritt, fällt er fast zusammen unter seinem Weinen, so deutlich und hell und begehrenswert und unerreichbar erscheint ihm in der Erinnerung Mutters Gestalt. Aber, was ihm fehlt, was geschehen ist, das sagt er nicht. Die Alte bemüht sich vergebens. Er hat den Entschluß gefaßt keinem Menschen zu sagen, was Mutter ihm angetan, denn dann müßte er ja erklären können, wie er sie dazu gereizt, wie böse er gewesen, und das vermag er nicht, das weiß er nicht. Nicht einmal wenn Gott ihn fragte, wüßte er das zu sagen!

Gott du gerechter! ruft Frau Silbertau ein ums andre Mal, Gott du gerechter! Wie soll ich können erklären mir dies alles? Nur eins kann sein: der junge Herr hat wollen Christkind spielen und hat Gaben ausgeteilt im Dorf und hat gedacht bei sich, er sei noch nicht bei der letzten Hütte, hat vielleicht gewollt nach einer andren, einer feinern, einer bessern ... Nein! sagt das Kind und hebt den Kopf, überrascht von der Erinnrung an den heiligen

Abend und von der Armut ringsum. Nirgends liegt etwas, das an Weihnacht erinnert. — Hast du heute nichts geschenkt bekommen? fragt er leise. Die Alte gibt eine ausweichende Antwort, wird verlegen, beginnt von etwas anderm zu reden und erbietet sich schließlich, den jungen Herrn zurückzugeleiten durch den Schnee zum gnädigen Mutterchen.

Nun wird Johannes verlegen. In seiner Ratlosigkeit beschließt er, doch so zu tun, als sei er gegangen, Geschenke auszuteilen, und will nun auch für die Alte etwas hervorholen aus seinem Sack. Er weiß noch gar nicht, was darin ist, was Mutter ihm mitgegeben hat auf den Weg. Vorsichtig späht er hinein und sucht den Inhalt zu erkennen. Ein schmutziges Mundtuch findet er, Zeitungspapier, einen Strick, einen zerbrochenen Honigkuchen, und Vaters Bild in einem Vergißmeinnicht-Rahmen. Er bindet den Beutel wieder zu und legt ihn sich über die Schulter. In diesem Augenblick humpelt die Alte zum Fenster und beginnt zu klopfen, und nun sieht er: draußen geht Mutterchen vorüber ...

Nun ja! ruft Frau Silbertau, wie kann sie auch denken, daß er sitzt am Weihnachtsabend bei mir, einer alten jüdischen Frau! Aber schon ist sie draußen und ruft, und als Antwort kommt ein gedämpfter Aufschrei der Freude.

Dann steht die Mutter auf der Schwelle, und das Kind erkennt mit einem Blick: Sie hat alles verziehen. Unter gegenseitigen Erklärungsversuchen des Mißverständnisses und Beteurungen ewiger Liebe gehen sie heim durch den heiligen Abend. Maria trägt den Bettelsack.

* * *

Der erste Feiertag ist da. Des geliebten Mannes Anblick und körperliche Nähe ganz entbehren, seiner Einladung zum Mahle keine Folge leisten — das vermag Maria nicht. Ebensowenig jedoch, nach dem, was gestern geschehen, vom Kinde sich zu trennen, es allein zu lassen unter Obhut der Magd. Drum nach langem Hin- und Hersinnen faßt sie den Entschluß, beiden Herzensbedürfnissen Genüge zu tun und Johannes mitzunehmen nach Rudowin.

Sie hat den Knaben schön gewaschen, gekämmt und festlich gekleidet; hat ihm die Nägel geputzt und zurechtgeschnitten und hat es ihm zur Pflicht gemacht, seine Wohlerzogenheit zu erweisen am Tische der Großen, indem er an alles denke, was sie stets ihm eingeprägt, was das Wichtigste sei im Verkehr mit Menschen: bescheiden dasitzen, aber grade aufgerichtet; nur reden, wenn man gefragt wird, aber dann laut und deutlich; nicht mehrmals und nicht zuviel von einer Speise nehmen und keinen Tropfen Wein!

Nun sitzen sie, weit getrennt voneinander, im Rudowiner Saale an prächtig geschmückter und beladner Tafel im Schneesonnenschein, dem Weihnachtslichterglanz sich mischt, im Duft brauner Gänsebraten und violetter Hyazinthen, in einer Woge von Gespräch und Gelächter festlich gestimmter Menschen — und nun erlebt Johannes eine schmerzliche Enttäuschung. Er, der viel lieber zu Hause geblieben wäre, um zu spielen mit den Geschenken von gestern, ist ja nur mitgefahren, um ihr, die jetzt da sitzt, zu Wunsch und Willen zu sein; um sich zu freuen an ihrer Freude, an ihrem Fröhlichsein im Kreis der andern, und jetzt, jedesmal wenn er Einhalt tut seiner Hingabe an des Festmahls Köstlichkeiten, seinem Staunen

über der Herren vornehme Art, seiner heimlichen Freude an eines Mädchengesichts Schönheit, wenn er an eigne Haltung und bescheidenen Blick sich erinnert, an den Bissen auf der Gabel, an das Aussehn seiner Fingernägel, wenn er versucht zu erforschen, ob dies alles auch bemerkt werde und anerkannt von ihr, die solch wichtige Mahnungen ihm gab — jetzt muß er gewahren, daß sie gleichgültig dreinschaut, seiner gar nicht achtet, seiner gar nicht denkt und dennoch geplagt wird von etwas, das sie hindert, lustig und ausgelassen zu sein wie die andern, ganz festlich und frei von Gedanken, die unangenehm sind. Was wohl, wenn nicht ich, mag sie plagen und betrüben? denkt er und grübelt, und sein Kindergesicht verliert alles eigne Leben und wird zum Spiegel von Mutters Kummer.

Es ist gegen Ende des Mahles; schon wird der Nachtisch gegessen; der Champagner wird hastiger und häufiger eingeschenkt; und alle Gesichter sind so rot vor Lust, daß das Kind fast Furcht hat vor ihnen. Schon machen die Nächstsitzenden einander aufmerksam auf das Andersaussehn dieses Kindergesichtes und stecken die Köpfe zusammen und reden von etwas, das Johannes nicht hören soll. Und als nun gar jemand fragt, ob er eine Strafe habe erleiden müssen von der Mutter, oder ob sie ihm eine angedroht habe, verwirrt und empört diese Vermutung ihn derart, daß er zu schlucken beginnt und zu schluchzen, und einen Augenblick lang die ganze Woge der Lust und Tafellaune zurückebben muß vor jählings und laut herausgeheulter Kinderherz-Verzweiflung.

Sofort winkt Maria den Erschütterten zu sich, aber nur um ihn hinauszuweisen in den geheizten Garderobenraum, wo er bleiben solle, bis er wieder anständig sich benehme. Er entfernt sich, begleitet von mitleidigen Trost-

zurufen und noch vor der Tür nimmt eine freundliche Fremde ihn bei der Hand und führt ihn in ein Zimmer, wo er Spielzeug findet und Bilderbücher.

Maria, die die Empfindung hat, einige an der Tafel warteten nur drauf, daß sie dem Kinde nachgehen möge, entschließt sich, nun grade zu bleiben wo sie ist. Oh, was hat man ihr angetan! Eingeladen hat man sie, damit sie gegenüber sitze derjenigen, die ihren Platz hat zunächst Richard Welle, damit sie vor Augen habe diejenige, die jünger und schöner sein soll als sie! Und warum schöner? Nur weil die Haare schwarz sind, kunstvoll geflochten und durchfunkelt von Diamanten? Weil die Augen groß sind, blau und ohne Sorgen? Die Haut hell und ohne Falten? Der Mund rot und in lockender Linie geschwungen? O törichte Lust der Männer an der Larve! Wer so aussieht wie diese Hedwig Sternewein, der hat ein falsches Herz! Das sagen schon die Sprichwörter! Das könnte sie mit Sprichwörtern beweisen demjenigen, der ihr dies angetan! Der sie eingeladen, damit sie sich quäle, damit sie, gebändigt von vornehmer Gesellschaft, nicht offenbaren könne ihre inneren Vorzüge, damit sie abfalle gegen die andre, damit sie in Verzweiflung gerate und zum Gespött werde der übrigen. Der ihr den alt gewordnen Landrat Hedeck zum Tischnachbar gegeben, damit er sie erinnere an ihre Hochzeit mit Holl, an den Brand, der ihr die Heimat zerstört, an die Jahre, die seitdem vergangen! Aber sie wird nicht weichen, sie wird trotzen! Von jeher ist Trotz ein treuer Verbündeter ihres Schmerzes gewesen. Sie wird trotzen. Sie wird diesem Manne, den sie liebt — nein haßt, haßt wie Schmerz die Lust, wie Alter die Jugend, wie vergangne Zeit die kommende haßt — sie wird ihm zeigen, daß er

keines Blickes, keines Wortes mehr wert sei! Mag er sein Glas ergreifen und warten auf ihr Hinsehn! Mag er nur Fragen an sie richten! Sie bemerkt es nicht. Sie hört es nicht. Sie wendet sich ab.

Und auch die übrigen sind nicht mehr wert ihrer Aufmerksamkeit; es sind ja seine Gäste. Mitverschworne vielleicht, Mitschuldige! Wenn sie versuchen, ihr Herz mit hineinzureißen in die Wogen der Lust, tun sie es nur, damit es dann zerschelle an Felsen des Hohns! Drum wer ihr zutrinkt aus überschäumendem Kelch, dem tut sie keinen Bescheid, dem nickt sie wider, als habe er sie beleidigt. Wer sich um sie müht mit Wort und Witz, dem antwortet sie mit der ehrlichen Grobheit der Schweigenwollenden. Ein nicht weichender Pfahl will sie sein in diesem übermütigen Gewoge. Starr, hart und ein Ärgernis allen. Mag man sie zerbrechen! Mag man sie herausreißen aus dem Grund ihres Wesens, wenn man es kann!

Und so verharrt sie nun, nichts sehend und fühlend als sich selbst, und wartet auf einen Anprall, einen Widerstand, ein Ereignis, darin ihr Trotz triumphieren wird. Aber nichts dergleichen ist zu spüren. Das Wollen der andern wogt um sie herum, als werde es nicht im geringsten gestört durch sie. Die Lust schäumt über sie hinweg, als wäre die Gekränkte gar nicht da. Und plötzlich überkommt Maria eine Angst vor diesem Leben, das so sein kann, als wäre sie gar nicht da. Ihres Wesens Grund beginnt zu zittern; ihr Trotz zersplittert; ihr Wille wird entwurzelt; sie hat den Wunsch, ohnmächtig zu werden, wird es aber nicht und ermangelt des Mutes, um es vorzutäuschen; sie fühlt, daß sie fort muß von hier, sucht nach einem Vorwand, erinnert sich des schon fort seien-

den Kindes und, indem sie erklärt, nach ihm sehen zu wollen, entfernt sie sich von der Tafel. Sie gelangt, von niemand geleitet, in den Garderobenraum, legt in Hast ihre Pelzsachen an, bemerkt im Spiegel ihren verstörten Blick, ihr Alleinsein, ihre Unentschlossenheit, setzt sich, wartet einige Minuten und legt dann, zögernd und langsam, die Pelzsachen wieder ab, weil sie doch nicht fort kann ohne ihr Kind, und ihr Kind nicht da ist. Sie setzt sich abermals und überlegt, ob sie es suchen solle.

Währenddessen ist das Kind schon auf der Suche nach ihr. Es hat eine Zeitlang die Bilderbücher besehn, aber dann ist die Sehnsucht nach der Mutter so stark geworden, daß es sich aufmacht und vorsichtig von Raum zu Raum gleitet, bis es unversehens wieder im Saale steht, wo die andern immer noch sitzen. Sie reden laut, sehen aber können sie nicht den Eingetretenen, denn eine große seltsam bemalte Schirmwand steht zwischen ihnen und ihm. Hinter dieser Schirmwand macht er sich klein, späht durch einen Spalt und gewahrt zu seinem Schreck, daß der Gesuchten Platz leer ist. Schon will er wieder zurück, da hört er Mutters und seinen eignen Namen und zögert und bemüht sich, etwas aufzufangen von dem Sinn des Gesprochenen. Aber da ist grad vor ihm das schöne Mädchengesicht, dran er so heimliche Freude gehabt während des Mahles, und zeigt sich noch freier jetzt und lieblicher beleuchtet: die Haare schimmernd schwarz; die Augen groß, blau und ohne Sorgen; und alles andere so fein, so fein, wie auf jenem Bilde der Himmelskönigin, das Mutter einst ihm fortnahm und in den Wind warf. Jetzt also gibt es eine Himmelskönigin, die lebt? Ach, warum darf er erst heute sie sehen? Warum nur heimlich? Warum nicht immer? Stände sie doch an Stelle

des alten Sandsteinengels am Rudowiner Tore, dann könnte er sie betrachten ohne geladen zu sein, so oft und so lange er wollte! Ach wie schön ist dies Gesicht!

Während er so steht, ganz still und selig in seinem Schauen, hört er, wie unter verhaltnem Gelächter der andern eines Mannes Stimme etwas erzählt. Er achtet nicht auf den Sinn. Er hört wohl, daß Herr Welle der Erzählende ist, versteht auch einzelne Sätze und Worte wie: Hengst, Schneid, sieben Jahre schon, Judenangst, Hengst und wieder Hengst — aber dies alles scheint ihm keinen Sinn zu haben, dies alles kann ihn nicht fortlocken vom Nachsinnen über die Schönheit. Da aber werden nun Worte ganz laut und werden, wie um verspottet zu werden, auf den Höhepunkt des Erzählten geführt, schon gehörte Worte, die wie für ihn da sind, grad für ihn, der nicht zuhört: So hab' doch Angst, mein Herzchen! Hab' doch Angst! Ich flehe dich an, hab' doch Angst!

Der Gesellschaft erscheint das sehr lustig. Hohoho, hab' doch Angst! brüllen die Herren und schlagen sich auf die Schenkel, und: Hähähähähä, hab' doch Angst! hab' doch Angst! Diese Wiederholung des Hohnes klingt dem Kinde so unerwartet und gräßlich, als werde es von Gespenstern angerufen. Jetzt weiß es, was die erzählte Geschichte bedeutet: man verspottet seine Mutter. Man verspottet ihre Angst um ihn. Man lacht. Man äfft ihr nach. Man hat einen Hohn gemacht aus ihrer Liebe. — Im vorigen Jahre war es, an seinem siebenten Geburtstag; da sollte er auf den Hengst gehoben werden und, um sich als Mann zu zeigen vor dem Manne, hatte er eingewilligt und gesagt, er habe keine Angst. Aber da war der Hengst unruhig geworden, und Mutter wollte

das Hinaufheben hindern. Das Kind wäre ihr lieber als aller Schneid, sagte sie. Herr Welle erwiderte nur: Er sagt ja selber, daß er keine Angst hat! rief hopp! und hob ihn. Und da wußte Mutter nichts anderes, als zu jammern und zu rufen: So hab' doch Angst, mein Herzchen! Sag, daß du Angst hast! Damit ich mich nicht mehr ängstigen muß! Und da hatte er gesagt, er wolle herunter, damit Mutter sich nicht mehr ängstigen müsse. Sie hatte aus Liebe gehandelt; er hatte aus Liebe gehandelt; und aus Laune nur Herr Welle, der doch wissen mußte, daß ein siebenjähriges Kind keinen Hengst zwingen kann! Und wiederum aus Laune hatte er jetzt die Liebe verspottet.

Johannes läuft zurück zur Tür, aber in seiner Aufregung achtet er nicht der Gesellschaft und läuft so, daß er gesehen wird. Nun rufen sie ihn an, und das schöne Mädchen selber eilt herbei und zieht den Zögernden in den Kreis der andern. Ihre Schönheit jedoch ist ihm jetzt gleichgültig. Und die andern mögen fragen, was und soviel sie wollen! Er gibt keine Antwort. Er hat nur einen Gedanken und weiß, was er will.

Da sagt eine ihm unbekannte Stimme: Ganz das Ebenbild der Mutter! und hierauf zu antworten zwingt ihn etwas, das stärker ist, als sein Wille zu trotzen. Nein! sagt er und in einem Tone, als habe der Fremde etwas sehr Dummes gesagt. Alle lachen wieder. Also wessen Ebenbild bist du denn? wird er gefragt. Er besinnt sich eine Weile, dann beginnt er zu lächeln und hin und her sich zu wiegen wie Kinder, die etwas Besonderes wissen. — Mut, Mut! ermuntern einige. — Er zögert: Habt ihr es denn nicht in der Schule gelernt? — Wessen Ebenbild du bist? — Nicht ich nur. Jeder. Es heißt doch:

Gott schuf den Menschen ihm zum Bilde, zum Bilde Gottes schuf er ihn. — Jetzt lachen sie aber so, daß er sich schämt. Nicht des Gesagten wegen, aber er schämt sich, weil er in der Hohnlachenden Mitte ist. Er läuft zur Tür, durch die seine Mutter vorhin den Raum verlassen, gelangt in die Garderobe, wirft sich der Wartenden in die Arme und schluchzt: Fort von hier, Mütterchen, fort! Die da drinnen, die Menschen sind alle böse!

* * *

Die Weihnachtsfestzeit verging; auch die des Frühlings und der Ernte; und wieder nahte ein Herbst heran.

Unter dem kalten Stahl des Pfluges verwandelten sich die sonnendurchglühten Stoppelfelder in schwarze, schmale, aber täglich breiter werdende Erdstreifen, wodurch etwas Dunkles in die Landschaft kam, als hätte jemand alles Sonnenlicht aus ihr herausgeschnitten. Von den Torfniederungen her flatterten am Abend weiße Nebelschleier bis über die Chaussee hinweg, und dann kam die lange kalte Herbstnacht. Das war die Zeit, in der Richard Welle Tag für Tag zu Hedwig Sternewein ritt. An Majeiken mußte er vorbei.

Maria beobachtete jetzt nur noch dies Vorbeireiten; aß fast nichts; schloß oft sich ein; und war so seltsam, daß niemand gern mit ihr zu tun hatte. Zwischen Majeiken und Rudowin gab es keinen Verkehr mehr. Nur im Frühsommer, nicht länger jedoch als bis zum Beginn der Ernte, hatte Richard Welle kurze heimliche Besuche gemacht im Majeiker Hause.

Johannes trug unbemerkt ein Leid, das vielleicht schmerzlicher war als das der Mutter. Er war älter geworden, als es ihm zukam der Zeit nach, und hatte

mehr gehört, als er sollte. Er wußte jetzt: Hätte Herr Welle Mutter geheiratet, wäre alles gut gewesen, und abends in seinem Bett sann er lange drüber nach, ob er helfen könne, hinüberlaufen vielleicht nach Rudowin und Fürbitte tun für sie, die so litt, daß sie ihres Kindes Trost verschmähte und sich einschloß in Vaters einstigem Schlafraum. Daß Herr Welle um die leibhaftige Himmelskönigin warb, war wohl auch schmerzlich, doch weit minder als die verzweifelte Einsamkeit der Mutter.

Da faßte diese eines Tages einen Entschluß. Zieh dich an und komm mit! sagte sie zu Johannes. Dessen erste Vermutung, es gehe nach Rudowin, erwies sich als falsch. Sie blieben auf der Chaussee, gingen auf und ab, und gingen so jeden Tag; in roter Sonne: erwartungsvoll mit leuchtenden Gesichtern; im Nebel: blaß und unruhigen Blickes; im Abenddunkel: bang, lauschend, spähend; und immer: schweigend. Johannes wußte, weshalb Mutter mit ihm hier ging, ließ jedoch nichts sich anmerken; solang es hell war, trauerte er mit ihr und dachte an ihres Wunsches Erfüllung; in der Dämmerung und im Dunkel spürte er Angst, Angst vor Erlkönigs Töchtern, vor dem Wehrwolf, vor Zigeunern, Juden, Betrunknen ... Er vergaß dann Mutters traurige Sehnsucht, und so kam es, daß er mehr Schreck als Freude empfand, als einmal in der Dämmrung, während sie grade in Richtung auf Rudowin gingen, dumpfer Hufschlag hinter ihnen war, und gleich drauf ein Hengst sich bäumte, weil Mutter nicht auswich. Der Reiter war Herr Welle. Er wünschte einen guten Abend und wollte mit Johannes, wie ehemals, ein neckisches Geplauder beginnen über Mut, Männlichkeit, Abhärtung — da

blieb die Mutter stehen und befahl kurz: Lauf nach Hause, Johannes! Ich komme gleich nach.

Johannes, den von Dämmerung überwölbten Weg fürchtend, versuchte einen Einwand, aber als sie die Brauen hochzog wie vorm Bösewerden, fügte er sich. Anfangs, um des Alleinseins Zeit abzukürzen, lief er; dann, dem Baum sich nähernd, dran man einst den Hirten erhängt gefunden, wurde er langsamer, blieb stehn, und beschloß, komme was wolle, umzukehren und die beiden wieder einzuholen; sehen konnte er sie nicht mehr, aber ihre Stimmen klangen noch herüber durch den Dunst. Umherblickend hatte er einen guten Einfall: der Straßengraben war ziemlich tief und nichts Hinderndes wuchs drin; wenn er da hineinsprang und schnell lief, konnte er bald wieder, ungehört und ungesehn, neben Mutter sein; konnte ihre Hilfe anrufen, oder selber helfen, falls es Not war.

Er tat es, und obgleich Schweiß wie heißes Wasser ihn überrieselte infolge der Angst und Anstrengung, gelangte er endlich in Höhe des Paares. Es fügte sich gut, daß auch Wind im dürren Laube einherlief und so das Hasten der Füße verheimlichte; andrerseits war der Wind bisweilen so laut, daß er das Lauschen störte.

Das erste, das zu hören war, war Mutters Stimme. Wenn du das tust, geschieht etwas! rief sie. — Lieber Gott! Mach, daß nichts geschieht! betete Johannes. Dann die männliche Stimme, erregt, unterbrochen vom Wind: Ich verstehe nicht ... nicht immer so weiter ... mit welchem Recht? — Dazu weinte Mutter. Plötzlich schrie sie laut: Ich werd euch nicht im Weg sein. Mein Entschluß ist gefaßt. Doch das sag ich dir, sie ist eine ...

Wind riß das letzte, obgleich lauteste Wort hinweg. — Sie ist meine Braut! rief der Reiter und der Wind heulte Beifall. — In diesem Herbst noch ... Hochzeit! Der Wind jubelte und begann zu singen wie ein Trunkener. Oder war es Mutters Weinen? Kein Wort mehr hörte jetzt Johannes. Nur noch Weinen. Gestampf des Hengstes. Einen Galoppsprung. Mehrere. Jetzt ferner schon. Ganz fern. Verhallend. Dann nur noch Wind.

Klopfenden Herzens erkletterte er die Böschung und blickte auf die Straße. Es war gerade etwas heller geworden; eine Wolkenwand im Westen hatte sich verschoben und ließ ein blaßgelbes Leuchten hinein in den Abenddunst. Der Reiter war nicht mehr zu sehn; die Mutter ging schnellen Schrittes nach Hause.

Wieder begann Johannes sein heimliches Nachlaufen; anfangs auf des Grabens Kante; dann, als es ihm dort zu schwer wurde, auf der Straße selbst. Kein einziges Mal drehte Mutter sich um; auch nicht, als sie abbog. Doch, warum bog sie ab? Warum blieb sie nicht auf der Straße nach Majeiken? Was wollte sie auf diesem Wege, der nirgends hinführte, zu keiner Ortschaft, zu keinem Hause, nur zu Äckern und Stoppeln und jetzt — jetzt hinab zu den Torfgräben?

Johannes lief hastiger vorwärts, um die von Gestrüpp verdeckte Gestalt der Mutter wieder zu Gesicht zu bekommen. Zuerst leise, dann immer lauter, begann er zu rufen: Mutterchen! Mutterchen! Dazwischen mit dem Rest des Atems: Hilf lieber Gott! Lieber lieber Gott hilf! Mutterchen!!

Jetzt hatte sie es gehört. Sie blieb stehn, drehte sich um und —— dieses Gesicht sah er zum ersten Male. So sehen vielleicht Wahnsinnige aus, dachte er, fiel auf

die Knie und hob beschwörend die Arme. Da sah er, daß die Eingeholte geschüttelt wurde von etwas Unsichtbarem, daß sie etwas suchte, und sah, daß sie einen Stein in der Hand hatte. Ihre Stimme überschlug sich: Nach Hause mit dir! Nach Hause! — Er blieb liegen wie ein Betender. Er sah, wie sie den Arm schwang, wie sie hinüberlief zu den — ach! schon so nahen! — Gruben, wie sie ihr Gesicht einem Wasser näherte — er rührte sich nicht. Er duckte sich, als müsse sogleich ein Stein fallen vom Himmel, griff sich an den Kopf, und dachte dann wieder, er wäre im Schlafzimmer, Mutter besähe sich im Spiegel, und werde nun gleich sich entkleiden. Dann war es ihm, als hätte sie etwas Schreckliches im Wasser bemerkt. Vielleicht ihr Gesicht! dachte er und dachte, daß es jetzt schon anders aussähe, so wie früher einmal, so wie er es liebte.

Aber als unten auf dem schwarzen Grund die Kauernde sich aufrichtete und wieder auf ihn zukam, näher und näher — lief er davon.

* * *

Am nächsten Morgen beim Erwachen fand er Mutters Gesicht über das seinige gebeugt. Es war, als habe sie seinen Schlaf beobachten und seinen Traum erforschen wollen mit diesem Gesicht, das wieder so aussah, wie er es liebte. Aber, sogleich gedenkend des gestrigen Erlebnisses, erwiderte er nichts, als sie nun mit einem Scherz sein Erwachen begrüßte, sondern wandte die Augen traurig zur Seite. Warum hast du nachts aufgeschrien im Schlaf? fragte die Mutter. Er wußte von nichts. — Warum blickst du mich jetzt nicht an? — Er blickte sie an und schwieg. — Hast du Schlechtes geträumt? — Du

wolltest fort von mir! schluchzte er nun. — — Hast du geträumt? ergänzte sie. — Nein. In Wirklichkeit. Gestern abend wolltest du fort von mir. — Sie tat sehr erstaunt. Er solle erzählen, was er meine, wovon er spräche, was er wisse. Aber er wußte nicht mehr. — Du wolltest fort von mir! sagte er immer wieder. Sie strich ihm über die Stirn und ließ die Hand auf seinen Augen. Du hast alles nur geträumt! sagte sie.

Soldatenspiel

Ein Reiter trabte gen Osten. Mit flackernden, seltsam furchtlosen Augen suchte er den Horizont ab und hob sich bisweilen im Sattel, um besser und mehr sehen zu können. Es war noch so früh, daß weit und breit kein Mensch sich zeigte. Plötzlich bemerkte der Reiter, daß gerade vor ihm über den fernen Wäldern die Sonne aufging. Blutrot und groß. Sofort riß er sein Pferd herum, ließ es über einen Graben springen, galoppierte querfeldein zu einem Busch, der inmitten eines reifenden Kornfeldes wuchs, nahm Deckung gegen die Sonne und richtete behutsam ein Fernglas gegen sie. Geblendet von den Strahlen, sagte er: Aha ..., begann in seiner Satteltasche herumzusuchen und sagte, als spräche er zu einem andern: Nur sachlich jetzt! Ganz sachlich! — Dann riß er ein Blatt Papier aus dem Notizbuch und begann hastig zu schreiben, wobei er wieder sprach, aber lauter und energischer als vorhin, gleichsam als wolle er jedem Widerspruch im voraus begegnen: Großes

Hauptquartier, achtzehnten Juli achtzehnhundertachtundachtzig, diktierte er sich selber, — nach links abgeschwenkter Beobachtung ... Sonne soeben aufgegangen. Wälder ... werden behauptet. Ich überschreite die Grenze. — Das Papier mit dieser Meldung warf er dem Morgenwind zu, der jetzt herankam, zog seinen Säbel und galoppierte aus dem rauschenden Kornfeld hinaus zu einer Anhöhe, wo er den Säbel fallen ließ, um grüßend sein Pferd zu parieren und die Haltung eines beobachtenden Feldherrn anzunehmen. Als er eine Zeitlang kopfnickend in die Ferne gespäht hatte, wendete er das Pferd, bemerkte seinen Schatten und begann ihn streng zu mustern. Der Schatten war lang hingereckt über die Erde und seltsam verzerrt. — Herr Adjutant! schnauzte jetzt der Reiter seinen Schatten an, ich verbitte mir eine derartige Adjustierung! Sie haben feldmarschmäßig zu erscheinen beim Ausbruch eines Krieges! Wo ist Ihr Säbel? — Der Schatten wendete langsam den Kopf, und der Reiter sah den Säbel auf der Erde liegen. Sofort änderte er den Ausdruck seines Gesichts, lächelte höflich und diensteifrig, sprang ab, hob den Säbel auf, putzte sorgfältig daran herum, und reichte ihn mit einer Verbeugung seinem Schatten. Der Schatten verbeugte sich ebenfalls. Der Säbel fiel wieder zur Erde.

Der Reiter kletterte aufs Pferd und trabte den Hügel hinab ins Kornfeld hinein, um den Weg zu erreichen. Nur sachlich! sagte er dabei zu seinem Schatten, der links neben ihm trabte. — Nur immer sachlich!

Auf dem Wege stand ein Bauer und rief: He! Herr Offizier! Ich werde mich beschweren, weil Sie durchs Korn geritten sind! — Der Angerufene ritt dicht an den Bauern heran, betrachtete ihn neugierig anfangs, dann

triumphierend und sagte kurz: Spion! Dabei änderte er den Ausdruck seines Gesichts. Der Bauer, welcher meinte, beschimpft zu werden, und den maßlos wütenden Blick des Offiziers bemerkte, trotzte auf und rief: Ich habe keine Angst vor Ihnen! Der Reiter erwiderte ganz ruhig: Wissen Sie nicht, daß heute die Grenze überschritten wird? zog seinen Revolver und schoß den Bauern nieder. Dann gab er den Rest der Schüsse auf die Leiche ab, schob die Waffe in den Stiefelschaft, beruhigte das vom Knall erregte Pferd, und trabte weiter gen Osten ...

Bisweilen wandte er den Kopf und befahl: Singen, Kerls! — Dann lauschte er, hörte über sich die Lerche jubeln und nickte wie ein Vorgesetzter, der wahrnimmt, daß sein Befehl richtig befolgt wird. Um jede Ortschaft ritt er, ohne Felder zu schonen, in großem Bogen herum; desgleichen um jeden Menschen. Wo er unversehens mit einem zusammenstieß, drückte er den Revolver ab gegen ihn, ohne daß es einen Knall gab, denn die Waffe war nicht mehr geladen. Manchmal fand er zur anfangs benutzten Straße nicht mehr zurück, wich jedoch nicht aus der einmal eingeschlagnen Richtung. So ritt er ohne Rast, bis die Sonne im Mittag stand.

Plötzlich sah er etwas, das ihn furchtbar erregte. Der Weg vor ihm war mit einer Kette versperrt, und längs dieser Kette patrouillierte ein Soldat in fremder Uniform: grüne Mütze, weißer Leinenkittel, Lederzeug nicht nach deutscher Art umgehängt. Dieser Soldat blickte nicht hin nach ihm, der auf weichem Sande angekommen war und nun zur Attacke sich fertig machte, sondern nach einer Schar laut gackernder Hühner, drin in wahnsinniger Hast ein lüsterner Hahn hin und her lief. Der Reiter hatte Zeit, seinem Schatten zuzuflüstern: Befehl! Grenze er-

reicht. Ich greife in der Front an. Reserven verbleiben auf dem linken Flügel! — Dann gab er seinem Gaul die Sporen und sauste, eingehüllt in eine Staubwolke, auf die Grenzkette zu. Der Soldat schrie laut und riß sein Gewehr von der Schulter, aber schon hatte der Angreifende unter markerschütterndem Hurrarufen das nicht hohe Hindernis genommen und galoppierte rechts in ein Feld hinein, da er nicht weit vor sich am Wege Häuser bemerkt hatte. Nun aber fiel ein Schuß. Der Gaul zuckte zusammen stolperte, stürzte und streckte sich. Der heruntergeschleuderte Reiter sprang sogleich wieder auf, betrachtete neugierig des Tieres Todeswunde, nahm etwas von dem Blut auf die Finger, prüfte es, wie man etwas auf Qualität zu prüfen pflegt, setzte sich auf einen Stein und schrieb eine Meldung. Er ließ sich darin nicht stören, als von den Häusern her gellende Pfiffe kamen und dann viele Männer in weißen Uniformen und alle riefen: Sſumasſchedſchi! Sſumasſchedſchi! — Er schrieb weiter. Aufblicken mußte er erst, als er begann, eine Skizze des Geländes zu zeichnen, und da sah er sich inmitten eines Kreises schußbereiter russischer Soldaten. Deren Offizier trat nun vor, grüßte höflich und sagte: Ich ein wenig deutsch sprechen. Um Gotteswillen, was ist mit Herr Kamerad? — Der Sitzende gab keine Antwort. Er machte eine Handbewegung, die soviel hieß wie: Sie dürfen abtreten! zog die Uhr und wandte sich diktierend an seinen Schatten: Schreiben Sie! Zwölf Uhr zehn Minuten Grenze überschritten. Feindliche Vorhut nach schweren blutigen Kämpfen zum Rückzug gezwungen. Welch eine Wendung durch Gottes Fügung!

Der russische Offizier gab seinen Leuten einen Wink, die Gewehre umzuhängen und Stricke und Riemen

bereit zu halten. Es war aber nicht nötig, Gewalt zu brauchen. Der gefürchtete Deutsche erhob sich lächelnd, ging, mit der Hand am Helm, dem Russen entgegen und sagte: Im Auftrag Seiner Majestät des deutschen Kaisers Wilhelm II., der gemäß Regimentsbefehl vom achtzehnten Juni dieses Jahres soeben den Thron bestiegen hat, komme ich, um über einen ehrenvollen Frieden zu verhandeln.

* * *

Nahe dem Stamme des alten Ahornbaums im Majeiker Garten saß auf der Erde das Kind und spielte mit Soldaten. Die rothosigen Franzosen hatte es ins Unkraut gestellt, die Turkos unter Butterblumen, den Feldmarschall von Moltke neben die Kanone auf einen Maulwurfshaufen und rings um diesen herum lanzenfällende Ulanen, säbelschwingende Ziethen-Husaren und sturmlaufende Infanterie, alles Preußen. Nun legte es zwischen die feindlichen Heere eine Grenze aus Strohhalmen und schob mit einer energischen Bewegung die Preußen, grad so viel, als eine Kinderhand fassen und schieben kann, über diese Grenze, wobei alle umfielen.

Das Kind ließ sie liegen, hockte hinter dem Maulwurfshaufen nieder, füllte die Kanone mit kleinen Steinen und schoß auf die Franzosen. Als es nicht genug umfallen sah bei dieser Kanonade, durchwühlte es die Schachtel, darin die zerbrochenen Soldaten lagen, wählte den schwersten bleiernen Reiter, einen Kürassier ohne Kopf, umfaßte ihn fest mit kleiner Faust und ließ diese Faust über den Boden und die Grenze hinweg im Galopptakt solange unter den Franzosen und Turkos hin und her hüpfen, bis alle umgestoßen waren. Dann wurden die

vorhin umgefallnen Preußen wieder aufgestellt, und nun sollte der kopflose Kürassier grade zum Maulwurfshaufen galoppieren, um dem Feldmarschall die Siegesmeldung abzustatten, als von der Landstraße her ein wenig Wind hereinkam in den Garten und auch über des Kindes Schlachtfeld lief. Ein ganz schwacher Wind war es, ein unschuldiges Lüftchen, wie es manchmal umherirrt an Sommertagen, schlaftrunken noch, wachgeworden nur, weil die Sonne von dannen geht — aber es genügte, um den Feldmarschall zu Fall zu bringen. Der Feldmarschall war nämlich nur ein Bild, herausgeschnitten aus einer Zeitschrift, auf Pappe geklebt und in ein Holzklötzchen geklemmt.

Als nun die Kinderhand hastig sich ausstreckte, um den Feldmarschall wieder aufzurichten, warf sie fast das ganze preußische Heer um. Da erhob sich der Spielende und stand eine Weile unschlüssig da. Das Wiederaufstellen der Gefallnen schien ihm langweilig zu sein; darum schickte er sich an, die Reiter, soweit sie sich abnehmen ließen, aus dem Sattel zu heben und spannte dann die Pferde jeweils vier vor leere Zündholzschachteln, die mit Blütenblättern beladen wurden. Diese Blütenfuhren ließ er dann ohne Ziel im Unkraut umherfahren, und weil er sich bemühte, sie möglichst geschickt zu führen und nichts zu verlieren von der Ladung, blickte er kaum auf, als die Mutter herantrat, um zuzuschauen.

Du spielst doch am liebsten mit Soldaten, sehe ich! sagte Maria. Johannes nickte nur und spielte weiter. — Warum spielst du am liebsten mit Soldaten? fragte sie nun. Die Antwort war ein Achselzucken, womit Maria ganz und gar unzufrieden war. Nicht maulfaul sein, mein Kind! Du weißt, das deutet auf schlechte Erziehung! —

Weil ich spielen kann, wie ich will! kam nun etwas vorwurfsvoll die Erklärung — weil es hierbei keine Regel gibt wie bei den andern Spielen. — Was ist das für ein Ton deiner Mutter gegenüber! Seit du zehn Jahre alt bist, wächst du mir über den Kopf, wie es scheint. Es ist höchste Zeit, daß du in strengere Hände kommst! — Johannes schwieg und spielte weiter. Maria blieb unschlüssig stehen. — Nun komm her und sei artig! sagte sie nach einer Weile — komm! Ich habe Süßigkeiten mitgebracht aus der Stadt, Schokoladenbohnen mit Likör gefüllt, Mandelbonbons und Pralinés.

Während sie auf der Bank saßen und Süßigkeiten lutschten, sagte Maria: Jetzt muß ich etwas Ernstliches mit dir besprechen! — und, anknüpfend an die vorhin gemachte Bemerkung, daß er doch am liebsten mit Soldaten spiele, stellte sie ihm vor, wie schön es wäre, wenn er selber Soldat, nein: mehr als Soldat, wenn er Offizier werde, und wie er diesen Rang am leichtesten und schnellsten erreichen könne, wenn er jetzt schon, das heißt im kommenden Frühling, ins Kadettenkorps sich aufnehmen lasse. Er wisse wohl, daß sie es gut mit ihm meine und ihm nur das bestimme, was für sein Leben am besten sei. Während ein Landwirt, sofern er nicht sehr viel Geld habe, zugrunde gehen müsse mit der Zeit, abgesehn davon, daß er verbauere und verdumme, stände dem Offizier, auch dem ärmsten, die glänzendste Laufbahn offen. Es gäbe in Deutschland keinen aussichtsreicheren und zugleich vornehmeren Beruf, als den des Offiziers, was man schon daran erkenne, daß der Offizier mit dem Kaiser die gleiche Uniform trage. Wer nun gar als Kind schon dieses dürfe, könne einer großen Auszeichnung sich rühmen. Wenn Johannes zu den Ferien in Uniform nach Hause käme,

würden alle berſten vor Neid. Übrigens habe er im Korps öfters und längere Ferien, und habe es auch leichter mit dem Lernen, und werde weiße Lederhandſchuhe tragen und ſpäter ein richtiges Seitengewehr, und dann könne er — — Sie hielt inne. Sie ſah, der neben ihr Sitzende hatte ein nachdenkliches, gar nicht ſehr begeiſtertes Geſicht, und nun war ſie ungewiß, ob ſie es richtig angefangen habe, ob ſie nichts Schöneres zuerſt ihm hätte vorſtellen ſollen. Im Augenblick aber verfiel ſie auf nichts Schöneres. Nimm noch eins! ſagte ſie und hielt ihm die Tüte mit Süßigkeiten hin. Er bemerkte es nicht. Sein Blick jetzt war ganz der ſeines Vaters. — Muß ich weit fort von Majeiken? fragte er. Gar nicht weit! antwortete Maria — du kommſt natürlich in die nächſtgelegene Anſtalt, nach Köslin, das iſt gleich hinter Danzig, und von da kommſt du vielleicht mal nach Adlig-Brückenhof zum Großonkel von Lambatz, und vielleicht kannſt du auch — — Das Kind blickte ſich um. Dann warf es die Arme um den Hals der Mutter: Ich will aber bei dir bleiben! Ich will bei dir bleiben! — Maria war gerührt und vermochte zunächſt nur mit Liebkoſungen zu antworten. Dann erinnerte ſie daran, daß er doch einmal fort müſſe, wenn nicht ins Korps, ſo ins Gymnaſium, in eine fremde Penſion, wo er mit weiß Gott wem zuſammenwohnen müſſe, daß er jedoch immer wieder zurückkehren werde zu ihr, eine längere Trennung würde ja auch ſie nicht ertragen, ſie, die über alles ihn liebe — ſie wolle ihn nicht überreden, nicht zwingen, aber er möge es ſich überlegen, es doch wenigſtens auf einen Verſuch ankommen laſſen; jetzt ſolle er nur wieder mit ſeinen Soldaten ſpielen, und beim Zubettgehen, hoffe ſie, werde er ihr ſagen, daß er ein friſcher fröhlicher Kadett werden wolle. — Damit

erhob sie sich und ging ins Haus, das Kommen ihrer Tränen zu verheimlichen.

Oben in der Krone des Baumes, rauschend mit Schwingen aus Abendsonnengold, schaukelte ein schöner Engel; als die Kinderaugen aufschauten zu ihm, entschwebte er; keine Spur blieb von seiner Schönheit, nur Schatten und Schauer der Traurigkeit. Johannes ließ langsam sich nieder auf der Stelle, wo er vor kurzem die Bleisoldaten über die Grenze geschoben hatte zum Kampf. Nun waren es seine Gedanken, die er hinübergeschoben fühlte auf fremdes feindliches Gebiet, drauf geschehen mußte, was ein andrer wollte. Zum Kampf gesetzt wider einander wurden nun seine Gedanken, bald hierhin, bald dorthin, als ob ein anderer damit spielte. Jetzt bin ich kein Kind mehr — mußte er denken — jetzt muß ich ernstlich trachten, alles richtig zu machen im Leben. Da bin ich nun und habe eine Uniform und gehe über die Felder Majeikens, und alle Leute hören auf zu arbeiten und sagen: Das ist ein ganz besondrer! Und jemand sagt: Mutterchen weint. Ich aber, ohne mich drum zu kümmern, gehe in den Stall und befehle: Die Lisa satteln! Es ist Krieg! Und ich reite der russischen Grenze entgegen ...

Von der Straße her glitt ein kleiner schlicht grauer Singvogel aus dem Fliegen ins Hüpfen, und wie ein zu Hilfe Eilender gradwegs und schnell auf das Kind zu, als habe dieses gerufen; sowie aber beider Blicke sich trafen, wußte eins nichts vom andern. Der Vogel flog fort. Johannes mußte weiter denken. Jetzt laufe ich also, dachte er nun, aus Köslin an Danzig vorbei, immer längs der Bahn, dann die Chaussee entlang, erblicke bald Rudowin, den Stubbenhügel, die große Scheune, vom

Hof aus bemerkt mich niemand, ich finde Mutter auf der Veranda, werfe mich ihr zu Füßen und sage: Ich bin geflohen aus dem Korps. Ich halte es nicht aus dort. Ich bin viel zu schwach und wie in Winrichsburg der schlechteste im Turnen. Ich kann nicht einschlafen, wenn du nicht am Bett sitzest. Ich träume nie mehr von etwas Gutem. Ich fürchte mich vorm Spiel mit denen, die stärker sind und mich schlagen. Meine Spielsachen sind ja hier im Schrank in Vaters Schlafzimmer. Auch meine Buntstifte, mein Malkasten. So vieles ist hier, was ich noch abzeichnen muß und abmalen. Und auch andres noch habe ich versäumt in Majeiken. Laß mich hier! Bitte bitte, schick mich nicht fort!

Eine Hummel kam dahergeschwankt durch die warme, trunken machende Abendluft und gab ihre Geschichte zum besten, gut gelaunt und im Ton einer Zeit habenden Märchenerzählerin. Zutraulich näherte sie sich dem Kinde; das Kind aber verstand sie nicht, erkannte sie nicht; es schlug nach ihr und hörte nicht auf, zu denken. Was wird nun Mutter sagen? dachte es. Sie wird sagen: Du warst ja in Wirklichkeit immer hier. Hier in meinem Herzen. Ich habe dich nie fortgeschickt. Du kannst morgen wieder nach Winrichsburg zur Schule fahren. — Nun bin ich aber erst recht ratlos, dachte das Kind weiter. Grad heut habe ich Mutter mein Leid klagen, habe ihr an meinem Leibe zeigen wollen, wie die Winrichsburger Lehrer mich schlagen und mißhandeln. Sie müßte es erfahren, wie der Lateinlehrer, wenn er tags zuvor betrunken war, mich packt, hochhebt, zu Boden wirft und mit Füßen stößt, nur weil ich eine einzige Vokabel nicht weiß; wie ich beim Geographielehrer auf einem Stuhl stehen muß vor Deutschlands Karte und mit zitterndem Finger ein Ge-

birge suche, einen Fluß, eine Stadt, und wenn ich nicht sofort finde, was er will, oder etwas falsch benenne, wie mir da die Hiebe pfeifen über die Waden! Ach, aus Angst vor diesen Hieben werde ich Deutschland nie so kennen lernen, wie ich Majeiken kenne, wo ich alles in Ruhe und Wirklichkeit mir ansehn darf! Ich will nicht mehr in dieser Schule bleiben! möchte ich sagen. Aber wird Mutter dann nicht antworten: Du sollst es auch nicht. Eben darum, damit du nicht von rohen Lehrern geschlagen werden sollst, schicke ich dich ins Korps ...?

Ganz in der Nähe fiel jetzt eine reife Frucht zu Boden. Johannes merkte es nicht. Er ließ sich nicht stören im Denken. Er dachte: Nein. Nicht ins Korps! Nicht fort von hier! Lieber will ich mich schlagen lassen und mir heimlich kühlende Salbe verschaffen für die brennenden schmerzenden Stellen!

Er glaubte schon, jetzt wäre alles gut und entschieden, da wurden seine Gedanken wieder in ganz andre Richtung gedrängt. Sie waren plötzlich vor einem Bilde, das er einmal gesehn hatte in ärmlicher Stube auf einem Ehrenplatz, umkränzt mit Lorbeer- und Trauerschleifen. Auf diesem Bilde stand in der Mitte der Kaiser, mit allen Orden geschmückt und herrlich sich abhebend vom Pulverdampf und Widerschein brennender Dörfer, beugte sich zu einem sterbenden Soldaten und überreichte ihm ein Kreuz. Das ganze Bild war in schaurig leuchtenden Farben gemalt außer der kleinen Stelle, die das Gesicht des Sterbenden einnahm. Dies Gesicht war nämlich das vergilbte Abbild der Züge jemandes, der wirklich gelebt hatte, und schaute durch einen Ausschnitt unbekümmert und lebensfroh in dies Gemälde hinein, das sein Sterben verherrlichte. Jede farbige Einzelheit des Bildes sah

Johannes jetzt in Gedanken wieder so deutlich vor sich, daß er sie hätte nachmalen können — nur: wie das Gesicht aussah und wem es gehörte, dran konnte er gar nicht sich erinnern. Er sah es bald so, bald so. Es schien ihm, der Ausschnitt sei leer, und jemand stecke immer wieder ein andres Gesicht hinein. Das richtige war es niemals. Dieser Gedanke, das richtige nicht zu sehn, hatte etwas Peinigendes für ihn. Es war ihm, als wäre er nicht mehr allein. Als weilten rings um ihn viele viele, die auf das Erscheinen des richtigen Gesichtes an der leeren Stelle des Ehrenbildes warteten. Plötzlich sah er unter diesen Hedwig Sternewein, und gleichzeitig blickte sie ihn an. Ob auch sie auf das richtige Gesicht wartete? Er konnte nun nicht mehr los von der schönen Erscheinung, wenngleich nicht deutlich wurde, was ihn anzog, wenngleich er nicht einmal erfuhr, ob seine Gedanken geheime Zwiesprach hielten mit der, die er sah. Ja, wenn Hedwig Sternewein darauf wartet, sagte er schließlich zu sich selbst, will ich es sein.

Nun erhob sich unfern im Dorfe das grauenerregende Schreien eines Schweines, das geschlachtet werden sollte; und nun war es, als ob jener andre, der mit des Kindes Gedanken spielte, alle zusammen hinwarf, wie man etwas hinwirft, das zu nichts taugt. Wie ein Erwachender sah Johannes, wo er sich befand und womit seine Hände sich beschäftigt hatten während des Streites der Gedanken. Er hatte beim ersten Schrei der geängstigten Kreatur die Augen weit aufgerissen, als müßte er Zuflucht erspähen für das, was dort die Qual gewaltsamen Todes erlitt, und da erblickte er nichts andres, als — eine Reihe steifer, starr blickender, herzloser Bleisoldaten, von ihm selber aufgestellt in Parade. Zum erstenmal empfand er

die grauenhafte Sinnlosigkeit dieses Spielzeugs, packte es in Hast zusammen, eilte ins Haus, in Vaters früheres Schlafzimmer, und schleuderte die noch gar nicht geschlossenen Kästen und Schachteln in die Tiefe des Schrankes, wobei viele der Figuren herausfielen und zerbrachen.

Obgleich er nun keine Lust mehr hatte, andres Spiel zu beginnen, musterte er alles, was an Spielzeug dort noch zu finden war. Das meiste schien ihm harmlos, entbehrlich fast, aber doch des Aufbewahrens wert. Plötzlich entdeckte er einen Blechsäbel, einen Küraß aus Pappe mit Silberpapier beklebt, einen Helm mit weißem Roßschweif und eine Lanze. Diese Dinge zog er hervor, wog sie in der Hand, reinigte sie vom Staub und überlegte dann, was man daraus machen könne. Schon gedachte er, den Pappküraß zu zerschneiden, um eine Gesichtsmaske sich anzufertigen, die er bemalen wollte und mit einer komischen Nase versehen, als die klagenden Klänge einer Harmonika ihn erreichten. Die Weise war ihm sogleich bekannt; es war eine Tanzweise, aber eintönig und traurig stimmend, weil es eine masurische Tanzweise war. Johannes hatte immer geglaubt, weinen zu müssen bei dieser Weise, heute jedoch veranlaßte sie ihn zu einem nicht unfrohen Entschluß. Er ließ die kriegerischen Spielsachen unversehrt, nahm sie unter den Arm und eilte ins Freie. Am Ende des Herrschaftsgartens jenseits der Chaussee anlangend, kroch er durch eine Zaunlücke und stand nun dem Dorf gegenüber auf einem Fleckchen unbenutzter Flur, wo zwischen Brennesseln und Dornen ein kleiner Hügel sich hob, der im Lauf der Jahre entstanden war aus vertrocknetem Kompost, vergessnem Kies, fortgeworfnem Unkraut. In diesem Hügel befand

sich eine Einhöhlung, grad so groß, daß ein Kind darin sitzen konnte, und aus dieser Einhöhlung her kam die Musik, die Johannes angelockt hatte. Als er nun sich zeigte, hörte die Musik sogleich auf, Schäfers Jedam kroch hervor wie ein Hund und richtete sich an seinem Stock hoch wie immer, ohne merklich größer zu werden. Jedam war lahm und bucklig. Zur Begrüßung lächelten beide Kinder einander an, wonach Johannes auf die mitgebrachten Spielsachen deutete und sagte: Dies brauche ich nun nicht mehr! Jedam geriet in Verwundrung, nahm zögernd den Säbel, zog ihn aus der Scheide, wobei er, den Krückstock zwischen die Knie klemmend, ein wenig zusammensank und sagte: Ach, ach! Schade um die schönen Sachen, schade ...! Dann nahm er den Helm, wagte jedoch nicht ihn aufzusetzen, ließ nur den Roßschweif hin und her wehen und wiederholte: Schade, schade ... Warum schade? rief Johannes, der nun schon mit der Harmonika auf des Krüppels Platz in der Höhle saß — warum schade? Schade ist, daß ich nicht spielen kann! — Dennoch begann er nach einer Melodie zu tasten, fand auch die richtigen Töne nach und nach; weil er aber jeden lange auskostete und noch längere Pausen brauchte zum Suchen, wurde aus dem eigentlich lustig gedachten Liede etwas sehr Trauriges. Schneller, schneller ...! rief der kleine Krüppel, aber er sah nicht hin, sondern bewunderte jetzt den blitzenden Küraß. Johannes, die Harmonika unter dem Arm, trat neben ihn. Dies alles brauche ich nicht mehr! wiederholte er. Jedam machte ein Gesicht, als verstände er jetzt erst. — A dla cego nie? rief er; wenn er sehr aufgeregt war, sprach er polnisch wie seine Mutter. Johannes wußte, daß »dla cego nie?« »warum nicht?« heißt und sagte: Weil ich ins Kadettenkorps komme. —

Ach, ach! rief der andre; er wußte nicht, was das ist, Kadettenkorps, aber ihm schien durchaus bedauernswert jemand, der hin müsse, wo man so schöne Dinge nicht mehr brauchen könne. Schade, schade! — Ich seh, daß dir das Zeug gefällt, sagte nun Johannes, willst du mir dafür deine Harmonika geben? — Jedam schien nicht verstanden zu haben; er betrachtete wieder ein Ding nach dem andern, wiegte den Kopf und sagte: Ah je je, gar nicht mehr brauchen? — Nein! sagte Johannes. — Gar nicht mehr? Auch nicht den vorbeifahrenden Jud erschrecken? — Nein. — Auch nicht . . . mich stechen mehr? — Nein. — Schade, schade! — Er hatte versucht, den Küraß anzulegen, aber wegen des Buckels war das nicht möglich. Jedam schüttelte den Kopf. — Kann nicht! erklärte er. — Und die Harmonika? fragte Johannes. — Kann nicht! — Johannes machte einen andern Vorschlag: Du behältst dies alles für immer, und ich die Harmonika nur solang, bis ich ein Lied spielen kann! — Jedam kratzte sich den Kopf und lächelte. Wie lang ist das? fragte er. — Drei Tage. — Zu lange, ach zu lange! — Zwei! — Zwei? Dies paßt ja gar nicht (er stieß mit dem Fuß nach dem Küraß) und Lanze . . . mit Lanze muß man laufen können! — Einen Tag! — Einen Tag ja.

Spät am Abend kam Johannes mit des Krüppels Harmonika nach Hause. — Mutterchen! rief er, Mutterchen, hör' zu. Ich kann ein Lied spielen. — Maria hatte mit dem Abendessen gewartet, wollte ihm eigentlich sein Zuspätkommen verweisen, besann sich aber und sagte: So? Dann spiel! — Und langsam, sehr vorsichtig die Tasten wählend, und die begleitende Hand nicht gebrauchend, sonst aber ohne Fehler, spielte Johannes: Nun ade . . . du . . . mein . . . lieb . . . Heimatland . . . lieb

Heimatland ... ade! — und als er fertig war, rief er: Fein, was? und wollte noch einmal von vorn anfangen. Maria nahm ihm die Harmonika fort und hieß ihn essen. Sie setzte sich dazu und sagte nach einer Weile: Und jetzt mußt du mir Bescheid geben, ob du einwilligst, ins Korps zu kommen! Ich will noch heute an Onkel von Lambatz schreiben, daß er sich um eine Freistelle bemüht für dich. Er hat große Beziehungen. — Johannes wurde totenblaß. Nein! rief er und fiel vor der Mutter nieder. — Nein, nein! Laß mich hierbleiben!

Maria nahm seinen Kopf in den Schoß und streichelte sein Haar. Sie war ratlos. Ja, das ist nun sehr schade! sagte sie dann mit veränderter Stimme — nun weiß ich gar nicht, was werden soll. — Warum nicht? schluchzte Johannes. — Du glaubst, wir sind reich. Aber wir sind es gar nicht, mein Kind. Wenn du wüßtest, was für Sorgen deine Mutter hat, wenn du älter wärst, würdest du vielleicht dich eines bessern besinnen. — Du sollst keine Sorgen haben! erklärte das Kind, ohne aufzublicken. — Nun hatte ich mir alles so schön gedacht! fuhr Maria fort, du würdest eine Freistelle bekommen ... und ich brauchte nicht mehr das teure Schulgeld bezahlen ... und später nicht die ungeheuren Kosten für einen Beruf .. denn ob du Landwirt werden kannst ... ob wir Majeiken, falls noch ein paar schlechte Ernten kommen, so lange behalten können ... das weiß ich nicht. — Jetzt blickte Johannes auf und machte ein Gesicht, darin das Weinen sofort aufhörte. — Wäre es möglich, mit dem, was an mir erspart wird, Majeiken zu erhalten? — Es wäre eine sehr sehr große Hilfe! — Dann schreib, daß ich ins Korps will — sagte er und erhob sich. — Willst du aber auch wirklich und gerne? — Ja, sagte er und ging ins Schlaf-

zimmer. Maria aber setzte sich seufzend an des Verstorbenen Schreibtisch und schrieb einen langen Brief an den »Rittergutsbesitzer und Rittmeister d. L., Ritter hoher Orden, Herrn von Lambatz auf Adlig-Brückenhof, Poststation Ostpreußen.«

Schon am nächsten Morgen hielt sie einen Brief mit dem Poststempel »Adlig-Brückenhof« in den Händen. Nanu! sagte sie und zögerte mit dem Öffnen, das kann doch unmöglich schon die Antwort sein! — Dann las sie. Johannes, der dabei stand, sah, wie ihr Gesicht überrascht wurde von Unerwartetem, wie es sich flüchten wollte vor Unbegreiflichem. Lies laut! bat er. Ohne zu antworten erhob die Lesende sich und ging ins nächste Zimmer.

Onkel von Lambatz hatte gewiß eine undeutliche Handschrift, aber beim besten Willen ließ sich kein Wort anders lesen und auslegen an der wesentlichsten Stelle dieses Briefes. — Ich habe als Familienältester, hieß es da, die traurige Pflicht, Dir mitzuteilen, liebe Maria, daß Dein Bruder, der Hauptmann im Generalstabe Viktor Zeidel infolge Überarbeitung und, wie mir scheint, überspannten Ehrgeizes in eine Irrenanstalt übergeführt werden mußte. Leider ist mit diesem uns alle erschütternden Unglücksfall manches verbunden, was die Öffentlichkeit unliebsam erregt hat. Drüber später! Heute nur soviel, daß der Erkrankte im Wahne auf russisches Gebiet sich begab, nachdem er einige Meilen vor der Grenze einen deutschen Bauern niedergeschossen hatte.

Maria schlug die Hände vors Gesicht und begann laut zu weinen. Johannes eilte herein und wollte den Brief lesen. Er bekam jedoch nicht die Erlaubnis und erfuhr nur, daß Onkel Viktor unheilbar erkrankt sei. Da weinte auch

er. Versprich mir! schluchzte nach einer Weile die Mutter — versprich mir, nie deinen Ehrgeiz zu überspannen!

* * *

Neben Michel, dem alten Kutscher, saß Johannes und fuhr nach Majeiken. Warum fahren wir mit schwarzen Hengsten? fragte er, wo sind unsere goldmähnigen Fuchsstuten Lisa und Dora? — Michel wies mit der Peitsche rückwärts, und dort sah Johannes das Winrichsburger Hochmeisterschloß, drauf schwarz-weiße Fahnen wehten, und sah seine Schule, die als scharfumrissner Schatten in einem Gewoge von Flammen stand. — Das ist Sonne und gehört nicht mehr zu Majeiken! rief ein am Wege stehendes Mädchen in einer Sprache, die Johannes noch nie gehört hatte, aber doch verstand. Dann fand er ein Buch auf seinem Schoß, schlug es auf und sagte: Ich habe eine neue Sprache erlernt, hör zu! — Michel in Verwunderung zog die Leinen an. Die Hengste standen, schnoben und scharrten mit den Hufen. Ihres Nüsterndampfes Schwärze breitete sich im Kreise aus. Ein Wald wuchs und rauschte; wurde gefällt und verfaulte tief unter zitterndem Wasser. Das Weiße der Wellen wuchs. Wolken wurden draus, weidende Lämmer, Blütenhalden ... Ein Mann kam und nahm Johannes auf den Arm. Johannes fürchtete sich gar nicht, denn es war ja Vater. — Wie sieht es in Majeiken aus? fragte Vater. Johannes erschrak: Sind wir denn nicht zu Hause? — Vater schüttelte traurig das Haupt. Nun wurde Johannes ängstlich und wollte herunter vom Arm. Wohin trägst du mich? rief er, wohin trägst du mich? — Vater deutete mit dunkler Hand in eine Richtung, wo Johannes nichts sah. Aber er vernahm wuchtige Schritte, unter denen sein

Herz weh zu tun begann. Ich kann nicht weiter, seufzte er, ich kann nicht ... Aufstehn! rief eine furchtbar laute Stimme. Väterchen! jammerte Johannes, Väterchen hilf mir! — Vater stand schon ferne, winkte und flüsterte: Grüß Majeiken von mir! Grüß Majeiken! Und spiel nicht zu lange . . .!

Aufstehn zum Donnerwetter! — Johannes fühlte sich hochgerissen und blickte in ein fremdes, rot gedunsenes Gesicht. Wie heißen Sie? wurde er angeschrien. Er war so erschrocken, daß er seinen Namen nicht wußte. Jemand gab ihm einen Stoß: Wie du heißt, fragt der Herr Premierleutnant! — Johannes Holl. — Kadett vom Dienst! schnarrte der Herr Premierleutnant, schreiben Sie auf: Kadett Holl zum Rapport heute abend! — Ach, welch Tag steht bevor, welch fürchterlicher Tag! Wenn ich doch gar nicht mehr aufgewacht wäre! dachte Johannes, als er sich ankleidete in Hast und zitternd wie jemand, den ein Unglücksfall aus den Träumen ruft mitten in der Nacht. Es war aber heller Morgen. Schönwetterwölkchen sah man im Fenster. Irgendwo schmetterte eine Trompete.

Von den hundert Kadetten, die mit ihm erwacht waren im selben Saale, hatte Johannes schon über die Hälfte vorbeilaufen sehn und im Waschsaal verschwinden. Nun war auch er im Gedränge. Sein Bettnachbar plötzlich neben ihm; ein stechendes Gesicht, eine bös flüsternde Stimme: Idiot! Man sagt hier nicht den Vornamen, sondern den Dienstgrad! — Zu Befehl! erwiderte Johannes, bekam jedoch einen Kniff in den Arm. Jetzt kniffen noch andre; stießen ihn, spritzten ihn, gaben ihm Fußtritte. Endlich sein Waschplatz Nummer 36! Wasser, glückliches, silbernes, freundlich klingendes Wasser! Und fühlt sich an wie in Majeiken! — Seht wie das Schwein

sich wäscht! rief einer, der den Oberkörper rot sich rieb. Meld' dich heut abend bei mir! — Zu Befehl! sagte Johannes. Er hatte schon gelernt, daß man so schnell wie möglich »zu Befehl« sagen mußte, um Peinigungen abzukürzen. Ach welche Pein, dies Scheitelziehen auf den Stuben! Nie hatte Johannes früher einen Scheitel getragen. Sein Haar war wie Heu. Haar wie'n Bauernbengel! sagten sie, teilten es bis zum Nacken und klebten es fest mit Rindermarkpomade, so fest, daß es weh tat. Wer stinkt denn hier so? rief am Frühstückstisch ein Obertertianer — der Holl? Heut abend melden bei mir, Holl! — Zu Befehl! — Johannes sah Hunderte von Händen, die in wahnsinniger Eile Semmel und mitgebrachtes Brot in die Teller mit Mehlsuppe brockten: der Pamps wurde bereitet. Die Mehlsuppe roch schrecklich nach Zinn. Die Semmel dufteten warm und würzig. Warum will der Holl nichts essen? — Johannes war sehr verlegen um die Antwort: es hatte jemand seine Semmel gestohlen. Zu Befehl! sagte er. Alle grinsten. Dann schmatzten sie.

Antreten zu Freiübungen! kommandierte ein Kadett. Johannes fühlte sich in einen Zinnsoldaten verwandelt. Als »Kniee—beugt!« befohlen wurde, fiel er um. Schlappschwanz! Heut abend melden bei mir! Werden's üben! — Plötzlich im Betsaal. Der Pfarrer ganz klein, kaum zu sehn. Tröstliche Stimme. Wenn ihr nicht werdet wie die Kinder, sagte er, werdet ihr nicht ins Himmelreich kommen! Dann warnte er in Andeutungen vor etwas, das Johannes nicht verstand und sprach sehr leise und schnell ein Gebet. Ach, schon war er fertig! Ohne Mitleid ging er hinaus, und sah doch so gut aus, so gütig! Johannes hätte ihn gern noch länger beten gehört ... Rausss! kommandierte ein Offizier. Johannes geriet ins falsche Klassenzimmer,

in die Quarta A statt Quarta B. Seht Bengels, ein Frischling von der zweiten Kompagnie hat sich verlaufen zu uns, schrie der zuerst ihn Bemerkende. Frischling bedeutet junges wildes Schwein, und das war er, Johannes Holl, und mußte es bleiben ein ganzes Jahr lang. Jetzt aber war er wieder ein Idiot. Wurde umringt, bekam von immer neuen Händen schmerzende Idiotenstempel auf die Stirn und wurde mit »Uh!« angeschrien. Uu, uh, uh! brüllten alle wie wahnsinnige Teufelchen und drängten ihn dabei hinaus, so daß er die Bücher verlor. An seinen richtigen Platz kam er erst, als der Unterricht schon begonnen hatte. Der Geschichtslehrer nickte milde, ohne die Schilderung des ersten Punischen Krieges zu unterbrechen. Die Kadetten blickten dösig auf, einige schliefen, einer flüsterte: Uh! — Dann war eine Weile Frieden, dank der langen Punischen Kriege. Johannes hörte, wie sein Herz ruhiger schlug und blickte hoffnungsvoll den Geschichtslehrer an.

Ach! plötzlich war an dessen Stelle ein hinkender Hauptmann da, Säbel und Bücher in der Hand. Johannes hatte nachgeklappt beim Kommando »Aufstehen!« und so wurde jetzt »Aufstehen!« und »Hinsetzen!« geübt. Seinetwegen. Ach ach! Wie soll dieser Tag überstanden werden! — Mathematik ist nischt als Gehirnexerzieren! — schnarrte der Hauptmann. Die Kadetten flogen. Im Nu entstanden Kreise und Dreiecke auf der Tafel. Kreidestücke sausten den Säumigen nach. Beweise wurden laut und entschieden wie Kommandos hervorgestoßen. Wer erst nachdenken muß, kann nischt! schnarrte der Hauptmann. Aufstehn! Fertig! Raus, ihr Schweinepack! — Pause. Auf den Stuben: Gestank. Aha: Zinnschüsseln mit kleinen viereckigen Schweineschmalzportionen. Auf jeder Portion ein

Stern mit dem preußischen Adler. Brot. Salz. — Johannes stand kauend im Korridor, in abgelegenen Winkeln, wo die Bilder hingen brandenburgischer und deutscher Geschichte. Er kannte sie alle. Da war der alte Krückstockfritz im Feuerschein Zorndorfs; der lockenumflatterte Kurfürst über dem fallenden Froben; Karl der Große, eine Kirche bauend; Friedrich Wilhelm III., in Paris einziehend; Konradin von Schwaben auf dem Schafott in Neapel. Ach, warum hab' ich nicht damals gelebt? seufzte Johannes, warum mußte ich geboren werden gerade in dieser Zeit, wo es solche Tage gibt wie heute! Abbiß! schrie jemand ihn an, und er mußte sein Schmalzbrot hinhalten. Der fremde Kadett biß die Hälfte ab und gleichzeitig ihm in den Daumen. Vor dem Restchen Brot mit Blut und Schweineschmalz schauerte Johannes und warf es in den Spucknapf. — Latein. Der kleine Holl kann was! sagte der freundlich bebrillte Professor. Als er fort war, wurde der Wissende umringt. Picharsch! klang es ihm entgegen von allen Seiten — Picharsch! Wenn du Schuft nochmal schusterst, setzt es Klassenkeile! Vergebens versicherte Johannes, er könne nichts dafür, sein Winrichsburger Lehrer habe die Vokabeln ihm so eingebläut, daß er jetzt, auch wenn er nicht wolle, immer die richtigen sage. Picharsch! schrien sie, Pich-arsch! — — Lasset uns beten! Unbemerkt war der kleine Pfarrer hereingekommen, mitten unter die Aufgeregten. Ach ja: Religion.

Die Kadetten mußten die Hände falten auf dem Tisch; Sprüche wurden abgefragt und Psalmenstellen. — Ich hebe meine Augen auf zu den Bergen, von welchen mir Hilfe kommt. Meine Hilfe kommt im Namen des Herrn, der Himmel und Erde gemacht hat — sagte Johannes. Er sagte es andächtig. Der Pfarrer war zufrieden, nickte

ihm zu wie einem alten Bekannten und machte einen seiner frommen Scherze. Johannes aber hatte Jesus lieb, sagte er. Der so Angeredete, der seit langem zum erstenmal wieder seinen Vornamen hörte, war voller Dank und Seligkeit bis zum Appell. — Beim Appell bestrafte der Hauptmann zuerst einige, die von den Lehrern »gemeldet« worden waren, dann sagte er: Ein unerhörter Vorfall ferner. Ein übermütiger Lümmel hat, wie der Kadett vom Korpsdienst meldet, Teile seines Frühstückbrotes in den Spucknapf geworfen. Ist es jemand von meiner Kompagnie, der trete vor! — Johannes zögerte. Der Hauptmann haute einem Unsichtbaren die Faust auf den Schädel: Der Deubel soll ihn frikassieren, wenn er nicht vortritt! — Johannes flitzte, da er als Unansehnlicher im zweiten Gliede stand, um die ganze Kompagnie herum und stand vor dem Hauptmann stramm. Linkes Ohr tiefer! brüllte der Hauptmann, Ellbogen vor! Kniee zusammen! Herr Leutnant, ich bitte nachher diesem Kadetten eine richtige Haltung beizubringen! Gut! Also wie kommen Sie dazu, Ihr Brot in den Spucknapf zu werfen? — Johannes schwieg. — Antwort! donnerte der Hauptmann so laut und nahe, daß der Darm des schon lange Hungernden zu revoltieren begann, wodurch die ohnehin nicht tadelsfreie Haltung immer gezwungener und unnatürlicher wurde. — Gehen Sie unter den Augen Ihres Herrn Vaters auch so mit dem Brot um? wurde er jetzt angebrüllt. — Nein, Herr Hauptmann! — Warum nicht? — Mein Vater ist tot. — Ah pardon! Also gut! Treten Sie ins Glied. Zur Strafe eine halbe Portion Mittag karieren! Gleich heute zu verbüßen! — Dem wieder im Gliede Stehenden, der nicht wußte, was Karieren heißt, brach der Angstschweiß aus. Daß ihm die

Haltung dann beigebracht wurde vom Leutnant, empfand er als ein Glück. Ein Leutnant, auch der strengste, ist immer noch erträglicher als ein drillender Kadett. Wie lebendig gewordene scharfe Messer sausten die Drillenden um ihre kleinen Opfer herum. Mit schriller Stimme zerfetzten sie jedes Gefühl, jeden Gedanken. Der Hauptmann hatte Freude daran und feuerte sie an. Immer feste! sagte er, immer feste! Jetzt unter Seiner Majestät dem jungen Kaiser hört die Gemütlichkeit auf!

Endlich im Speisesaal. Die Kadetten standen an ihren Plätzen. Der Kadett vom Korpsdienst in der Mitte riß die Hacken zusammen, faltete die Hände und betete mit preußisch bewußter schneidiger Kinderstimme: Komm Herr Jesus, sei unser Gast, und segne, was du uns beschweret hast! Amen! — Hinsetzen! donnerte der Hauptmann. Ein Klappern und Jubeln, Schnuppern und Schmatzen hob an: es gab süßen Reis und Schweinskarbonade, das schönste Gericht der Woche. Dem Verlangen, möglichst viel hiervon und nicht das schlechteste Stück auf den Teller zu bekommen, stand nun jedes andre nach, zum Glück für Johannes, denn im Eifer des Schauens und Schlingens fand niemand Zeit zum Verhöhnen des Hungernden. Der stand auf der Stelle, wo gebetet worden war, aß eine halbe Portion ungesüßten Reises aus dem Strafnapf, nahm diesen dann an die linke, den Löffel an die rechte Hosennaht, und blickte, während der Hauptmann bei jedesmaligem Vorbeikommen zu besserer Haltung aufforderte, starr geradeaus. Vor ihm hingen die Ehrentafeln des Korps. Allmählich kam der Bestrafte so weit zu sich, daß er wieder einen Gedanken denken konnte. Es ist eigentlich gar nicht schlimm, dies Stehen — dachte er, ich bin so gut wie sicher gegen

Peinigungen seitens der andern; ich möchte am liebsten so stehn bis zur Nacht . . .

Aber da patrouillierte schon der Kadett vom Korpsdienst umher, meldete dem Hauptmann: Das Korps hat abgespeist! — der Hauptmann kommandierte: Aufstehn! — vor den Bestraften trat der Betende: Dem Herrn sei Dank für Speis' und Trank! — und die Stunde war da, die die Kadetten im Freien zubringen mußten, die gefahrvolle Stunde für Frischlinge. Es galt nun, gewandt und listig allen Peinigern auszuweichen, nicht aufzufallen durch Alleinsein, mindestens einen Freund zu haben, mit dem man hin und her spazierte.

Johannes sah sich nach Abrahami um. Kadett von Abrahami, obgleich adlig, war zwar kein Freund, der einem Ehre machte; er war, obgleich kein Frischling mehr, fast noch schwächer und unansehnlicher als Johannes, und hatte überdies den Spottnamen »Jud Abraham«. Das Zusammengehen mit ihm hatte aber auch manch Gutes. Begegnete man Belästigungen, galten sie zunächst ihm, der unansehnlicher war und doch jedesmal bei dem zugerufenen »Jud« in einen komischen Wutzappel geriet, was den Ernst des Zusammentreffens milderte; blieb man ungestört, brachte Abrahami es zuwege, abwechselnd mit der Anpreisung pommerscher Dickfelligkeit und einer gewissen, vom Heimweh eingegebenen Phantasie, die das Ende dieser schlimmen Zeit schön auszumalen wußte, tröstlich auf seinen Begleiter einzuwirken. Das Schönste aber war, daß er vom Lande stammte und von seinem unweit Köslins gelegenen Heimatgut so erzählen konnte, daß Johannes das ferne ferne Majeiken zu sehen glaubte.

Nun aber war Abrahami nicht da, und Johannes mußte trachten, die Freistunde allein zu überstehen. Er

lief zunächst, als täte er es in eines andren Auftrag, quer über den Platz, scheinbar mit einem Ziele. In einem Gebüsch nahe der Turnhalle holte er Atem und beobachtete. Niemand hatte ihn gesehen. Er ließ sich nieder und dachte: Wohin jetzt? Rings ragten hohe rote Mauern, in die Pfarrhaus, Lazarett und Turnhalle eingebaut waren. Nirgends war ein Spalt oder eine Erhöhung, die einem erlaubt hätte, ins Land hinauszusehen; nur des Gollenberg-Waldes dunkle Wipfel erblickte man hinter dem Lazarettgebäude; und von dort, wo die Ostsee liegen mußte, zogen märchenhaft fremde Wolken über den hilflos Aufschauenden hinweg. Johannes fühlte sich so unglücklich, daß er fast den Himmel nicht mehr erkannte. Er hatte auch keine Zeit zum Betrachten des schönen freien Raumes dort oben, weil unten auf dem Exerzierplatz die Spielenden ihm näher und näher kamen. Er mußte fort. Er begann, rund um den Platz zu laufen, einen schmerzenden Dauerlauf. Fragenden rief er zu, er müsse es zur Strafe tun, worauf sie ihn laufen ließen; denn die Strafe des Dauerlaufs konnte nur ein Obertertianer verhängt haben; niemand kam drauf, daß Johannes sie freiwillig auf sich genommen. Im Schatten des Pfarrhauses anlangend, änderte dieser sein Verhalten. Er wußte, daß man unter des Pfarrers Fenstern ziemlich sicher war; nur konnte man, ohne aufzufallen, nicht zu lange dort verweilen. Er zog Mutters Brief aus der Tasche und begann, langsam auf- und abgehend, zu lesen. Mein einzig geliebtes Kind! — las er — ich bange mich schrecklich nach Dir, und nun so lang schon kein Brief gekommen ist, denke ich, du bist vielleicht krank. Schreib mir sofort das Gegenteil! Denk immer dran, daß Du mir das Liebste bist auf der Welt, und daß ich die Tage schon zähle bis zu den

Ferien. Täglich bete ich zum lieben Gott, er möge Dich mir erhalten. Vergiß auch Du nicht zu beten für Dein Mutterchen! Gleichzeitig sende ich Dir zwei Paar graue weiche Socken, da Du von den harten Korpssocken schreibst. Achte drauf, daß sie nicht in zu heißem Wasser gewaschen werden, sonst gehen sie ein. In jedem Strumpf liegt etwas Schokolade. Hier ist sonst nichts Neues. Mit Stolz erzähle ich überall, daß dein Stubenältester ein Graf Bülow von Dennewitz ist. Du solltest sehen, wie sie alle platzen vor Neid! Gestern habe ich — —

Scheren Sie sich aus dem Schatten heraus! schrie jetzt der Kadett vom Korpsdienst dem Lesenden zu, und Johannes, in erschrockenem Forttaumeln den Brief verbergend, eilte, so schnell er konnte, in den Sonnenschein. Da er ohne Überlegung die Richtung gewählt, geriet er in die Nähe eines turnenden Obertertianers, der als Peiniger bekannt war. Sogleich machte er Kehrt und wollte auf den Abort. Er war aber schon bemerkt worden. Herkommen! befahl der Gefürchtete, packte gleich darauf zu und zerrte Johannes zum Querbaum. Er hängte ihn heran und befahl: Klimmzüge! Eins! — Johannes blickte verzweifelt seine blassen mageren Handgelenke an und krümmte sich wie ein Wurm. Ohne das Gesicht zu bewegen, sagte der vor ihm Stehende: Hast du Lümmel nicht gehört, daß wegen der kühlen Witterung heute der Aufenthalt im Schatten verboten ist? — Nein. — Nein? — Der Peiniger trat heran, überzeugte sich, daß der Offizier vom Dienst den Rücken drehte und schlug dann mit der Faust so heftig auf den Oberarm des Hängenden, daß dieser losließ. Den Herunterfallenden empfing eine Ohrfeige. Ich will dich warm machen, mein Bürschchen. Rauf! Klimmzüge! Zwei! — Johannes krümmte sich. Der Peiniger tat,

als helfe er, als hielte er nur die Hose gefaßt, aber er kniff, so fest er konnte, das Fleisch an Schenkeln und Gesäß. Hoch, Bürschchen, hoch! Klimmzug! Drei! Übrigens, was wolltest du auf dem Abort? Gesteh! Schweinereien treiben, was? — Johannes, der nicht wußte, was gemeint war, ließ sich fallen und heulte auf. Sofort erhielt er eine Handvoll Lohe in den Mund und hing schon wieder am Querbaum. Was sollte das Geheul? Wolltest du mich verpetzen, du Schuft? Willst du Korpskeile bekommen? — Johannes schüttelte in Todesangst den Kopf, biß die Zähne zusammen und versuchte abermals, sich hoch zu krümmen. Er meinte es ehrlich. Abrahami hatte ihm erzählt, was Korpskeile bedeutet. In Furcht vor dieser Strafe und Schande hatte im vorigen Sommer ein wasserscheuer Kadett es vorgezogen, den Tod in der Tiefe des Schwimmbassins zu suchen. Johannes blickte hilfesuchend umher. Wo mochte Abrahami sein? Einmal schon hatte er Johannes aus den Händen eines Peinigers befreit, indem er plötzlich erschienen war, den Befehl überbringend: Kadett Holl soll sofort auf die Bekleidungskammer kommen! — Das war eine Lüge gewesen. Aber hier konnte man nur mit Lügen einander helfen. Abrahami hatte ihm geholfen aus Dankbarkeit, weil er mit ihm, dem »Jud« ging. Heute nun erschien kein helfender Freund. Johannes vermochte nicht mehr am Querbaum sich zu halten. Seine Hände wurden ganz weiß, ganz gefühllos und begannen, abzugleiten. Gleit ja nicht ab, Bürschchen! zischte der Peiniger, du fällst sonst mit dem Arsch grad aufs Messer! Wirklich, die Spitze eines Taschenmessers war gegen den Hängenden gerichtet. Da nahm der noch einmal alle Kraft zusammen, um nach oben zu flüchten, und es gelang ihm, Halt zu finden am

Querbaum mit einem Gelenk seines Armes. Aber auch so kann man nicht ewig hängen. Johannes blickte zum Himmel auf. Frühlingsblau blendete. Ihm wurde es schwarz vor den Augen. Er sah keine Hilfe. Ich muß mich fallen lassen, dachte er und begann zu gleiten, dem Messer entgegen . . .

Da geschah etwas Außerordentliches. Im Hauptportal des Gebäudes erschien der Kommandeur mit einem Trompeter und ließ Alarm blasen. Noch ehe das Signal verklungen, standen sämtliche Kadetten in Reih und Glied. Der Kommandeur befahl einen Kreis zu bilden und trat in die Mitte. Er sah nicht so aus, als wolle er eine Strafe verhängen. Rührt euch! befahl er, dachte eine Weile nach und begann drauf mit zwar lauter scharfer, aber doch nicht gereizter Stimme: Ein trauriger Vorfall veranlaßt mich, euch, meine lieben Kadetten, zusammenzurufen, um etwas klar zu stellen. Es handelt sich um den Kadetten von Abrahami von der zweiten Kompagnie. Dem Kadetten von Abrahami ist es heute in aller Frühe auf noch ungeklärte Weise gelungen, sich aus der Anstalt zu entfernen, höchstwahrscheinlich in der Absicht, sich nach Hause zu begeben, das heißt nach dem Gute seines Herrn Vaters, das drei Stunden von hier hinter dem Gollenberg liegt. Ein Offizier der zufällig im Walde übenden Garnison rief ihn an, bekam aber keine Antwort, sondern sah deutlich, wie der Kadett durch Flucht sich seinem Vorgesetzten zu entziehen suchte. Selbstverständlich mußte dieser daraufhin zu dem Schlusse kommen, daß der Kadett etwas Böses begangen habe oder beabsichtige, ließ seine Mannschaft ausschwärmen und verfolgte den Fliehenden. Kadett von Abrahami suchte nach allen Richtungen durchzubrechen und, als er sich schließlich umstellt sah, kroch er

in das Loch einer Sandgrube. Gleich darauf kam ein großer Teil des Sandabhangs über ihm ins Rutschen und, obgleich die Soldaten sich so schnell wie möglich ans Ausgraben machten, förderten sie nur einen Toten zutage. Kadett von Abrahami ist also durch eigne Schuld auf seiner Flucht erstickt.

Der Kommandeur machte eine Pause. Als er eine Bewegung unter den Kadetten wahrnahm und einen laut aufschluchzen hörte, kommandierte er: Stillgestanden! und fuhr dann fort: So traurig, wie gesagt, dieser Vorfall ist, so wenig ziemt es uns und euch, Kadetten, die ihr Männer werden wollt, darüber in Wehleidigkeit zu geraten. Wenn auch Kadett von Abrahami der Tragweite seiner Handlung sich nicht bewußt war — ich denke hier vor allem an den Schmerz, den er seinem Herrn Vater bereitet, und an die Mißdeutungen, denen er unser Anstaltsleben aussetzt—, so beweist doch der tief bedauerliche Mangel an Korpsgeist, der Mangel an Vertrauen zu seinen Vorgesetzten, der Mangel an Gottvertrauen schließlich, daß wir es hier mit einem Jungen zu tun haben, oder vielmehr hatten, der später die Anforderungen, die wir an einen preußischen Offizier stellen müssen, vielleicht nicht erfüllt hätte. Vielleicht also hat der liebe Herrgott, indem er ihn zu sich nahm, ihn vor schlimmerer Schmach bewahrt, als es diese — wenn ich mich so ausdrücken darf — jugendliche Fahnenflucht ist. Die Fahnenflucht, das heißt hier die Flucht aus der Mitte der Kameraden, aus der Mitte derer, zu denen ein Mann werdender gehört nach dem Gesetz, ist zweifellos das schimpflichste, schändlichste Vergehen, das wir kennen. Kein Gedanke, keine Lockung, kein Ungemach darf zu diesem Vergehen euch verleiten! Was auch immer euer Herz bewegt, kommt

vertrauensvoll damit zu euren Vorgesetzten oder zu einem älteren Kameraden! Wir Vorgesetzten stehen hier an Stelle eurer Eltern, eure Kameraden an Stelle eurer Brüder! Wie wir später auf dem Schlachtfeld einander beistehen wollen in Not und Tod, so jetzt schon in den kleinen Nöten des Lebens! Vergeßt nie, daß ihr des Kaisers Rock tragt! Das alles, was dieser Rock umschließt, eure ganze Person samt eurem Herzen, nur einem noch gehört, Seiner Majestät unserm allergnädigsten Kaiser! Ihm gehört auch euer Leben bis zum letzten Atemzuge! Wenn er einmal euch ruft, und die Zeit wird kommen, dann wird hoffentlich keiner von euch zaudern sein Leben hinzugeben für ihn, der über Deutschlands Ehre wacht! Aber, selber über sein Leben verfügen und dazu noch, wie es hier den Anschein hat, getrieben von Angst, das ist eines zukünftigen Offiziers unwürdig! Noch ein solcher Vorfall und ich müßte ganz außergewöhnlich strenge Maßregeln ergreifen, unter denen ihr alle zu leiden hättet! Darum wacht einer über den andern! Lernt eure Kameraden so kennen, daß ihr wißt, was diese im Innersten bewegt und auf Abwege bringen kann!

Aber — — nun komme ich zum zweiten Punkt — der Deiwel soll denjenigen holen, der es wagt, seinem Kameraden einen schimpflichen Spottnamen anzuhängen! Wie ich aus Vernehmungen herausbekommen habe, hatte Kadett von Abrahami sich gegen den Spottnamen »Jud Abraham« zu wehren. Abgesehn von dem Schimpflichen, das allein in der Bezeichnung »Jud« liegt, ist die Verbindung dieses Schimpfwortes mit dem ins Jüdische abgeänderten Namen, die Andeutung also, als stamme Kadett von Abrahami von Juden ab, etwas ganz Un-

geheuerliches, und wenn ich von einer weiteren Untersuchung in dieser Richtung absehe, so nur, weil ich nicht an euren bösen Willen, sondern eure Dummheit denke, meine lieben Kadetten! Aber hütet euch! Ihr werdet in dieser Beziehung strenger beobachtet werden als bisher! Noch eins! Bis auf weiteres verbiete ich, daß jemand über den Fall, den er soeben vernommen, nach Hause schreibt oder sonst zu einer Zivilperson drüber spricht. Die traurige Angelegenheit ist noch nicht völlig aufgeklärt. Das weitere wird sich finden. Weggetreten!

Während der nun folgenden Arbeitsstunden hatte Johannes zum ersten Male das Gefühl, die Erledigung der Schulaufgaben sei etwas ganz Unwichtiges. Immer wieder mußte er nachdenken über das, was er erlebt. Ganz wunderbar war das! Gestern noch am Sonntag während des gemeinsamen Spazierganges auf dem Gollenberg war er mit Abrahami gegangen und hatte ihn sagen hören: Siehst du, dort liegt unser Gut! So nah ist es. Wenn ich wollte, könnte ich es jederzeit erreichen. — Wie hatte er da den Freund beneidet, der seine Heimat sehen konnte! Wie hatte er ihn bewundert, weil er nach mehr als einem Jahr des Zwangslebens die Kraft aufbrachte, von der Möglichkeit eignen Wollens zu sprechen! Und heute? Heute im Tode war jener weiter entfernt von seiner Heimat als Johannes von dem fernen Majeiken! Des Verunglückten Wollen, über dessen Nachahmung Johannes gestern noch gegrübelt, war nun wie ein Freundschaftsdienst, wie eine Warnung. Nicht nur hatte sein Tod die Rettung bedeutet aus den Händen des Peinigers, sondern auch Warnung, Bewahrung vor dem Vergehen, das der Kommandeur als das schändlichste, schimpflichste bezeichnet hatte. Die Worte des Kommandeurs hatten

sich wie ein Panzergeflecht um Johannes Holls Kinderherz gelegt. Nun stand er fast gefühllos vor dem Entschluß, dies Leben im Korps mutig zu erdulden und keinesfalls, komme was wolle, nach eignem Willen zu handeln, nach dem Willen, dessen Ende jener Tod sein konnte, der eines künftigen Offiziers nicht würdig war.

Drum, als der Abend kam, ging Johannes ergebener als sonst den Peinigungen entgegen, die seiner warteten seitens der drei, bei denen er sich zu melden hatte. — Warum? fragte der erste. — Weil ich mich schlecht gewaschen habe. — Schlecht? Wie ein Schwein habe ich gesagt! — Weil ich mich wie ein Schwein gewaschen habe. — Johannes mußte den Kopf eine Minute lang in die Waschschüssel tauchen. Er tat es, fast freudig und erstaunt über die Milde der Strafe. Aber eine Minute ist länger, als er gemeint hatte. Die Sinne vergingen ihm, und er fiel zu Boden. Ein Fußtritt brachte ihn wieder ins Leben. Er durfte fortgehen. Zum zweiten. — Warum? fragte der zweite. — Weil ich beim Frühstück nach Pomade stank. — Gut! Einen Löffel Pomade fressen! — Ohne Zögern, ohne das Gesicht zu verziehen, kaute und schluckte Johannes die ihm vorgehaltene Rindermarkpomade. Alle lachten. — Auch lachen! wurde ihm befohlen. Er lachte und durfte fort. Schnell lief er auf den Abort, erbrach sich, spülte den Mund aus am Wasserhahn und eilte zur dritten Meldung. — Warum? — Weil ich heute Morgen bei der Kniebeuge umfiel. — Aha, richtig! Wir werden's üben! Ans Spind! Nippesbrett heraus! Mit ausgestreckten Armen das Nippesbrett halten und jetzt: Kniee — beugt! So mein Freundchen! Jetzt zittere nur um deine Sächelchen! Gnad dir Gott, wenn davon etwas herunterfällt!

Auf dem Nippesbrett jedes Kadetten, dem obersten Brett im Spinde, stehen die Dinge, die nicht zum Kommiß gehören, die Andenken an das Elternhaus, die Spielzeugsymbole zukünftigen Lebens. Johannes besaß zu seinem Glück von diesen Dingen nicht so viel wie mancher andere. Er hatte keine schweren Bronzehirsche und Granatsplitter, keine leicht ins Rollen kommenden Glückskugeln und Feldmarschallstäbe auf seinem Brett. Da zitterte nur ein Sträußchen getrockneter Blumen von den Wiesen Majeikens; da stand Mutters Bild, Vaters Bild; und da lagen als Zierat im Kreise die bunten Farbstücke aus dem Tuschkasten, da Johannes zum Malen vorerst doch keine Zeit fand. Nun hielt er dies alles mit zitternden Händen, und in dem Bemühen, es nicht fallen zu lassen, war ihm das ununterbrochene Kniebeugen nichts Schweres. Aber er wäre doch vielleicht erlahmt, hätte nicht ein ihm fremder großer Kadett, der hereinkam, vor das Nippesbrett sich gestellt und höhnisch gesagt: Kolossale Pracht! Was ist denn das für ein Bauer? — und dabei deutete er auf Vaters Bild. Johannes gab keine Antwort, aber fühlte jählings im Erröten ein Zuströmen von Kraft, mit der er halten konnte, was er hielt. Dann hörte er den Stubenältesten leise zum andern sagen: Pst! Es ist sein Herr Vater! und hörte sie kichern beide und verstand, daß der Fremde ein Adliger war. Gleich danach durfte er das Nippesbrett zum Spinde zurücktragen. Er tat es und stellte sich wieder in Kniebeuge. — Gut! Geschenkt! sagte der Peiniger. Johannes, wie ein von Dressur befreiter Hund, richtete taumelnd sich hoch, wandte sich und barg das Gesicht im Schatten des geöffneten Spindes. Seinem Vater ins Auge zu sehen — wagte er nicht. Was nun? dachte er, was nun? Ein sehr übler Geschmack im Munde

erregte heftige Begier nach Mutters Schokolade. Eine Tafel war noch verborgen im Karton mit den Briefen; er konnte sie heimlich an sich nehmen und auf dem Abort verzehren. Aber dazu war jetzt keine Zeit mehr. Jetzt mußte er sich fertig machen zum Rapport. Er putzte die Knöpfe, nähte die loseren fester an, und bürstete den Rock eine Viertelstunde lang. Dann stand er mit etwa zwanzig andern vor des Premierleutnants Tür und sah starr geradeaus. Der Kadett vom Dienst ging anmelden. Der Premierleutnant kam heraus, sah die Haltung nach, prüfte den Inhalt der Brustbeutel und dann — ach Gott! daran hatte Johannes gar nicht gedacht! — die Fingernägel. — Kadett Holl morgen nochmals zum Rapport! Finde ich aber dann etwas auszusetzen, melde ich Sie dem Herrn Hauptmann, verstanden? — Zu Befehl! — Schert euch weg! — Die Kadetten flitzten den Korridor entlang zu ihren Stuben zurück. Im Laufen sah Johannes nach der Dienstuhr. Noch eine Viertelstunde bis zum Schlafengehen. Er öffnete wieder sein Spind. Seinem Vater konnte er nicht ins Auge blicken. Er holte Mutters Schokolade heraus und eilte auf den Abort. Unterwegs wurde er angerufen: Holl! Herkommen! — Ach, wieviel Unglück er heute hatte! Es war ein Obertertianer, den er nicht kannte. Da fragte der auch schon: Wie heiße ich? — Ich weiß nicht, Herr Unteroffizier! — Er bekam eine Ohrfeige. Dann merk dir wenigstens, wie ich aussehe! Morgen früh noch vor dem Frühstück übergibst du mir hier auf dieser Stelle fünf frische Semmeln! Verstanden? — Zu Befehl! — Wo willst du sie herkriegen? — Ich weiß noch nicht, Herr Unteroffizier! — Er bekam eine Ohrfeige. — Tu nur nicht so! Lümmel! Du weißt ganz gut, daß an der Haustür des Pfarrers jeden Morgen ein Beutel hängt

mit frischen Semmeln! Will deine Gewandtheit prüfen! Schleichpatrouille, verstanden? Läßt du dich abfassen, gibt es zwanzig Tangenten auf den Hintern mit der Ballkeule! Verstanden? — Zu Befehl! — Johannes wußte, was Tangenten sind: scharfe pfeifende Hiebe, die das Gesäß nur an einem Punkte treffen wie die Tangente den Kreis. Der Obertertianer entfernte sich. Johannes stand noch immer stramm. Das heißt also, dachte er, das heißt, ich soll den Pfarrer bestehlen, den Pfarrer, der heute so freundlich zu mir gesagt: Johannes aber hatte Jesus lieb! — Das war ja schlimmer als jede erdenkliche Körperstrafe! Johannes lief seinem Peiniger nach: Gestatten Herr Unteroffizier! Darf ich vielleicht jetzt schon die Tangenten bekommen? — Willst du dich loskaufen? — Zu Befehl! — Von den Tangenten, die du kriegst, werde ich nicht satt. Johannes griff sofort in die Tasche und gab Mutters Schokolade hin. Der andere steckte sie ein. Schön! sagte er, aber Semmeln wollte ich! — Ich gebe meine eigenen morgen und — Vierzehn Tage lang? — Zu Befehl! — Schön! Entlassen! — Dankbar aufatmend lief Johannes zum Abort. Hier fanden grad Duellübungen statt. Jeder eintretende Frischling mußte sich mit dem zuvor Eingetretenen hauen bis Blut floß. Nach wenigen Sekunden des Kampfes bekam Johannes einen Faustthieb ins Gesicht und mußte das Blut stillen am Wasserhahn. Als er zurückging zur Stube, mußte er noch immer Blut schlucken. Statt Mutters Süßigkeit also Pomade- und Blutgeschmack! Das Spind nochmals öffnend, sah er jetzt Vaters ehrlichen Blick und im Ohre klang ihm der Ausruf des Adligen: Was ist denn das für ein Bauer? Nein! Seinen Vater sollten sie nie wieder verhöhnen! Schnell nahm er das verspottete Bild heraus

aus dem Rahmen, verbarg es, schlug das Photographiealbum auf, überlegte, wählte und stellte dann an des Vaters Stelle denjenigen, der die prächtigste Uniform hatte, der am schneidigsten aussah und doch Familienähnlichkeit hatte mit ihm selber, den Bruder seiner Mutter, den Hauptmann im Generalstab, Viktor Zeidel.

Der Kampf um Majeiken

Eines Tages im Sommer, nicht lange nach dem Johannistermin, fuhr in einem Winrichsburger Mietswagen ein fremder Herr an den Feldern Majeikens entlang. — Fahr er nur Schritt! rief er dem Kutscher zu, es hat nicht solche Eile. — Der Kutscher ließ die Leinen hängen und schielte ein wenig über die Schulter zurück. Der Fremde saß da in seinem Staubmantel, hatte die Schirmmütze so tief heruntergezogen, daß man die Augen nicht sah, und rechnete. In der einen Hand hielt er ein dickes Notizbuch, in der andern, darauf ein großer goldener Wappenring glänzte, einen Bleistift, mit dem er, zählend oder schreibend, auf dem Papier hin und her zuckte. Im selben Tempo wie dieser Bleistift zuckten alle Falten um Mund und Nase. Das bartlose Gesicht, dessen Backen etwas schlaff herunterhingen wie bei einer Dogge, war das eines Herrn und sichtlich von nichts anderm verwittert als Sonne und Regen. Der Kutscher hatte gleich gemerkt, daß er keinen Vieh- oder Getreidehändler fuhr; aber ein Herr von der Regierung oder ähnliches konnte der Fremde auch nicht sein, dazu war er zu robust.

Wenn er sprechen wird, dachte der Kutscher, wird sich bald zeigen, daß ich recht habe, ihn für einen Gutsbesitzer zu halten und »gnädiger Herr« anzureden. Am Ende ist er gar ein Graf, weil er solch großen Ring trägt und keinen Bart, aber wie man einen Grafen anredet, weiß ich nicht.

Als er wahrnahm, wie der Rechnende sein Notizbuch zuklappte, einsteckte und die Felder rechts und links zu betrachten begann, sagte der Kutscher, indem er mit der Peitsche auf den Roggen zeigte: Steht schlecht! — Wohl Schuld des Bodens! bekam er zur Antwort — sieht es überall so aus hier in der Gegend? — Nein nein! Nicht überall. Nicht Schuld des Bodens. Das ist nur hier in Majeiken so. Dem Inspektor langt ja nicht das Saatgut. Dem langt's nicht zu zwei Scheffeln auf den Morgen. Er muß strecken beim Säen. — So? Warum denn? — Drüber kann man schlecht was sagen. Aber es heißt ja, er zahlt viel mit Korn statt mit Geld. — Bringt das Gut denn nicht genug ein? — Ach, könnt genug einbringen! Früher, wo der Majeiker Herr noch lebte, Holl hieß er, jetzt hat die Frau das Gut, oder eigentlich der Sohn, aber der ist noch klein und nicht hier; soll schon Soldat sein zum Spaß — also früher war immer genug Geld da. Ich weiß das. Ich war damals Knecht in Majeiken. Aber als dann der Inspektor kam, ging ich. — Der Kutscher hätte nun gern den Fremden fragen hören, wo bei des Inspektors Wirtschaft das Geld bleibe, aber dem schien das gleichgültig. Der deutete nach links in die Ferne: Heu wird da noch eingefahren; von Bauern scheint's. Gehört also nicht mehr zum Gut . . . — Gehört zum Gut! Aber sonst hat der gnädige Herr richtig gesehn. Mit den eignen Leuten zwingt's der Inspektor nicht, will auch Tagelohn sparen,

und drum machen ihm die Bauern das Heu auf Anteil. Immer der dritte Haufen gehört ihnen. Ja, die Bjelutto-rotzker Bauern leben von Majeiken! — Der Fremde lachte. Hier die Kartoffeln stehn aber schön, sagte er. — Ja, hier längs der Chaussee sind sie nicht so dünn gesetzt wie hinten oder nach dem Stadtwald zu ...

In diesem Augenblick wurden sie von einem kleinen Klapperwagen eingeholt, dessen alter gespenstig hoher hinkender Gaul, ein Fuchswallach, schon eine ganze Weile hinter ihnen her gezoddelt war, ohne die Schritt gehenden Pferde erreichen zu können. Als ihm dies nun endlich gelang, gab er sein Humpeln, das Trab sein sollte, auf und kümmerte sich nicht im geringsten um das alte Weib, das vom Sitzbrett aus mit dem Peitschenstiel auf die knochige striemige Kruppe losschlug. Dem Weibe zur Seite hing eine schwarze Blechtafel, darauf stand mit Kreide geschrieben und schon halb verlöscht »Gut Majeiken«; hinter der Fahrenden klinkerten leere Milchkannen, und zwischen den Zügeln auf dem Schoß hielt sie eine große Tüte, drauf war zu lesen: C. Meybachs Konditorei, Winrichsburg. Täglich frische Kuchen. Spezialität Frucht- und Sahnetörtchen.

Will sie das alles selber essen? fragte der Fremde, als wolle er ein Späßchen machen. Die Alte grinste. Junger Herr ist gekommen, sagte sie, aber sonst auch oft ist Tüte so groß. Wir liefern Milch dafür. — Doch nicht alle? rief der Fremde und lachte laut. — Nein nein. Nicht alle. — Was bekommt ihr denn hier für den Liter? — Sieben Pfennig. — Der Fremde schlug die Hände zusammen; der Kutscher nickte grimmig. — Man könnt schon mehr bekommen, aber .... — Aber? — Das gnädige Frauchen ist zu gut. Manche, sie brauchen nur sagen, sie sind zu

arm, kriegen ganz umsonst. — Na, mir kann's gleich sein! sagte der Fremde und dann zum Kutscher: Fahr er jetzt Trab! — Der Kutscher schnalzte; das alte Weib begann wieder die Kruppe zu bearbeiten; aber ehe sie ihren Gaul in Trab gebracht hatte, war der Fremde schon in Majeiken.

So, nun wieder Schritt! befahl er und sah sich jedes Gebäude an, und der Kutscher mußte denken: Holla, der sucht etwas hier! Es gab wenig Lebendiges zu sehen im Dorf; im dunklen Fensterloch der armseligsten Kate, der ersten, eine uralte Jüdin; auf der Schwelle des Hauses, das als einziges massiv war und wohnlich erhalten, eine weiße Katze; auf dem Hügel im Roßgarten hinter dem Zaun ein Harmonika spielender Krüppel. — In den Hof einbiegen? fragte der Kutscher. — Nein! Immer geradaus, wenn ich nichts anderes sage! — Auch im Vorbeifahren konnte man einen Blick werfen auf die Viehställe und die Misthaufen davor, aus denen die Jauche fast bis auf die Straße lief, weil sie nicht gesammelt war in Gruben oder Fässern für die Felder. Der Garten hatte musterartig geharkte Gänge, und die vielen weißen Bänke darin sahen hübsch aus. Auf einer dieser Bänke saß ein Knabe in weißer Drillichjacke, schwarzen breiten Militärhosen mit roter Biese und blickte gar nicht hin nach dem vorüberfahrenden Fremden, so eifrig war er dabei, das alte Herrschaftshaus abzumalen mit dem Ahornbaum davor und den wandernden Sommerwolken darüber. Im Hause wurde Klavier gespielt. Eine sentimentale Polka. Nun kamen die Fenster der Inspektorswohnung. Da wandte der Fremde sich ab und blickte eifrig nach der entgegengesetzten Seite. Er sah einen Gemüsegarten voller Unkraut und eine verfallene Schmiede.

Das letzte Haus des Hofes war die hohe Holzscheune. — Wenn die mal zusammenfällt, das gibt aber was! sagte der Kutscher. Der Fremde gab keine Antwort. Er ließ jetzt wieder Trab fahren und besah sich die Felder rechts und links. Noch ehe sie den Grenzstein zwischen Majeiken und Rudowin erreichten, richtete er sich plötzlich auf, hielt sich an des Kutschers Schulter und schrie ihm die Frage ins Ohr: Kann man von hier auf dem Weg dort rechts zum Stadtwald gelangen? — Jawohl! — Dann bieg er ab! — Wo zum Teufel will er hin? dachte der Kutscher und bog ab. Die Pferde hatten es jetzt schwer. Der Sand war tief und es lagen viel Steine auf dem Weg. Auch auf den Äckern lagen Steine. Das kostet Pflugscharen! bemerkte der Kutscher, aber der Fremde schien das zu wissen. Er schien jetzt keine Lust zu haben zu einer Unterhaltung. Als sie sich dem Stubbenhügel näherten, flog krächzend ein Rabe hoch und verschwand in der blauen Luft. Im Schatten eines Wacholder lag ein zerlumpter Kerl und schlief. Nicht weit von ihm ein ganz alter Hund, der statt zu bellen gähnend das Maul aufriß. Dann sah man Kühe. Einige standen im Buchweizen, andre im Kleefeld. Nur wenige weideten dort, wo sie weiden sollten. Der Schlafende war der Hirte gewesen. Schweinhund! brummte der Kutscher vor sich hin. Kartoffeläcker, wirklich ganz anders aussehend, als an der Chaussee, wechselten jetzt mit moorigen Wiesen. Dazwischen lag auch wohl ein Stück, das gar nicht bestellt war. In der Ferne gewahrte man Gespanne und Feldarbeiter, ohne erkennen zu können, was sie taten. Eine Arbeitspause schienen sie zu machen. Endlich, von dem holprigen Hügelweg herabgelangend auf den weicheren ebenen, der durchs Torfbruch hindurch zum Walde führte,

wollte der Kutscher die Pferde antreiben, aber — langsam, langsam! wurde ihm wieder befohlen. Wir fallen sonst noch in ein Wasserloch! Und ein Lachen folgte diesen Worten, daß der Kutscher dachte, ich glaub, es ist der Böse selber, den ich fahre! und er sah sich ganz erschrocken um. Nein! Es war nicht der Böse. Es war nur der Fremde, der sehr belustigt schien über die Mißwirtschaft hier im Torfbruch. Ja, ja, sagte der Kutscher, hier ist der Torf nirgends ausgestochen bis auf den Grund. Immer wieder hat man an neuen Stellen angefangen, um es bequem zu haben. Nun sind überall schmale Bänke stehen geblieben, und nirgends ist Platz zum Aufstellen der Haufen, damit sie trocknen. Dort hinten stehen sie auf dem teuren Pachtland, wo doch gut was wachsen könnte, und hier die Gräben haben sich inzwischen mit Wasser gefüllt. Das Schlimmste aber ist: auch das Torfmachen wird wie das Heu auf Anteil vergeben. Ein Klafter bekommt die Herrschaft, ein Klafter der Arbeiter. Man kann sich denken, welches größer ist! Und so wie hier, ist es mit allem. Der Herr würde sich im Grabe umdrehn, wenn er das wüßte! — Der ehemalige Knecht von Majeiken hob die Peitsche und schwang sie in pfeifendem Schlage, als wolle er jemand treffen, in Richtung eines Hauses, das jetzt zwischen den Fichtenstämmen des Stadtwaldes rot aufschimmerte. Das ist die Waldschenke! sagte er, dort sitzt er meist und säuft und spielt! — Wer? — Der, der Schuld hat an all diesem! — Der Lenzer, sitzt er jetzt da drin? — Der Kutscher drehte sich hastig um: Kennt der gnädige Herr den Inspektor Lenzer? — Der Fremde schien erschrocken und fast unsicher geworden in seinem Herrengefühl. Ich? sagte er. Nein. Ich hab nur sprechen hören von ihm. Fahr er jetzt Trab! — Und er wandte sich herum, als wolle

er noch einmal den ganzen Majeiker Besitz überschauen, und verharrte so mit zurückgewendetem Kopf, bis sie an der Schenke vorbeitrabten. Da kam der Kopf in hastiger Bewegung wieder nach vorn, duckte sich ein wenig und barg sich über dem wieder hervorgeholten Buch. — Kann der Kerl rechnen und Notizen machen mitten im schnellen Fahren? dachte der Kutscher und umfuchtelte mit der Peitsche die Pferde, damit sie noch schneller liefen, weil es ihm unheimlich wurde zu Sinn und er nicht mehr wagte, sich umzusehen. Eine Staubwolke hüllte die Davonrollenden ein ...

Auch wenn einer von ihnen sich umgewandt hätte jetzt, er hätte nicht sehen können, wie vor der Schenke auf dem Wege ein weißbärtiger Mann herumtorkelte und der Staubwolke Zeichen machte, sie solle sich nicht entfernen; er hätte nicht hören können, was dem Torkelnden zugerufen wurde aus dem Fenster der Schenke: Dein früherer Prinzipal soll das gewesen sein? Du bist ja besoffen, Lenzer! Du siehst weiß der Teufel was! Wie soll dein früherer Prinzipal hier in die Gegend kommen? Herein zu uns, alter Filou! Dein Glas ist voll! — und wie der Angerufne zurücklallte: Helft mir doch! Ich weiß nicht, wo ich bin ... Wenn das nicht der Herr von Hohnefeld war, mein früherer Prinzipal, dann war es der Teufel selber ... Dummheit! bekam er zur Antwort, es war irgendein Fremder. — Der Weißbärtige aber, plötzlich überwältigt von der Melancholie seines Rausches, sank in den Sand der Straße und schüttelte den Kopf. Es war der Teufel, murmelte er, der Teufel.

* * *

Es war Herbst. Auf dem Majeiker Hof vor dem Herrschaftshause wartete ein Haufe fremder Menschen.

Männer, Weiber und Kinder. Gegen Mittag waren wohl hundert beisammen. Sie umstanden den Ziehbrunnen, dessen vor Alter ächzende Stange mit dem Eimer unaufhörlich hinunter und hoch mußte, immer von einer Hand in die andre schwankend; sie hockten auf dem hohlen Baumstamm, drin einst blankes Wasser floß für stattliche Herden, und der jetzt zermorscht war, zerlöchert, voller Sand, Scherben, Wucherkraut und Faulendem; sie klapperten mit klotzigen Schritten über das Pflaster der Vorfahrt; sie schlichen mit schattender Hand heran an die Fenster; sie pochten fordernd mit Faust und Hackenstiel gegen die verschlossne Tür. Niemand kümmerte sich um sie. Die gnädige Frau sei fortgefahren in einem schönen Wagen mit schönen Pferden, erzählten einige, die schon in den Nebeln der Frühe gekommen waren, um zu warten; das Mädchen im Hause hatte sich eingeschlossen aus Furcht; die Inspektorsfrau auch; der Inspektor sei auf dem Felde, hieß es, aber man lachte drüber; die Gutsleute zuckten die Achsel und wagten sich nicht in die Nähe der Wartenden. Man weiß ja, wie diese Polen sind. Beim Kartoffelgraben unermüdlich, genügsam, geschickt; am Lagerfeuer froh und freigebig; aber wenn plötzlich Lust sie ankommt, weiter zu ziehn, und der Lohn ihnen vorenthalten wird, ist es besser, abseits zu bleiben von dem Platz, wo sie sich rotten. Sie sind zudringlich und schreien; sie schwingen ihre Hacken und machen den erst besten verantwortlich für ihr vergebliches Warten. Jetzt ist es Mittag. Bis zum Abend, sagen sie, wollen wir noch ausharren. Dann zerschlagen wir die Fenster, dringen ins Innere, nehmen, was uns zukommt, und ziehen nach Rudowin, wo der gnädige Herr zwei Pfennig mehr gibt für den ausgegrabenen Scheffel.

Aber als vom Stall her das Geräusch kam fressender und Krippen ausschlürfender Tiere, und vom Dorf her der Duft mit Speck abgemachter Suppen, wurde das Zetern der Weiber, das Weinen der Kinder, das Fluchen der Männer so laut, als sei der Abend schon da.

Da geschah, was man am wenigsten erwartet hatte: die gnädige Frau kam zurück. In schönem Wagen mit schönen Pferden kam sie auf den Hof gefahren, und wer von den Dastehenden nicht schnell genug auswich, erhielt vom Kutscher einen Hieb mit der Peitsche. Als der Wagen vor dem Hause stand, war es totenstill, so still, daß man des Ahornbaums Blätter herabschweben hörte aufs Dach und hochsah und geblendet wurde vom blauen Himmel und dem Gold des welkenden Laubes. Dann sagte einer ganz leise: Geld! Zehn wiederholten laut und mit der Geste des Zählens das Wort erklärend: Geld!! Hundert hoben miteins die Grabehacken und forderten drohend, brüllend, kreischend: Geld!!! — Ihr bekommt Geld! Ihr alle bekommt Geld! Wer sagt denn, daß ich kein Geld habe! rief Maria immer wieder, aber man verstand sie nicht, und dem Kutscher, der ihre Worte auf polnisch weitergab, dem glaubte man nicht. Und doch war es Wahrheit. Drei große Beutel mit Kleingeld, zusammengeliehen bei drei Kaufleuten, hatte die Zurückgekommene bei sich und war bereit, die Auszahlung zu beginnen. Nun aber, in der Gefahr, angerührt und beraubt zu werden, mußte sie Zuflucht zu einer Lüge nehmen: Dort hinten kommt grad der Gendarm. Ich laß euch alle verhaften, wenn ihr mir nicht den Weg frei gebt! Sofort! Und sie erhob sich drohend und mit der Hand nach dem herbeigelogenen Gendarm deutend, und der Kutscher wiederholte: Sofort! Alle verhaften! Gendarm! — Gendarm,

Gendarm! rief nun auch jeder der Drängenden und bemühte sich, zurückzuweichen. Die Männer rissen die Mützen vom Kopf und verneigten sich demütig; die Weiber bekreuzigten sich; einige im Hintergrund sah man niederknien und die weinenden Kinder wiegen zu den Worten: Gendarm! Gendarm!

Maria Holl im Triumph dieses Erfolges, hielt ihr Gesicht, fest, wie es jetzt war, herrisch und hochmütig gefaltet, und gelangte ungefährdet ins Haus. Sofort den Inspektor holen zur Auszahlung! befahl sie. Der Herr Inspektor sei auf dem Feld und nicht mal zum Mittagessen gekommen, ließ Frau Lenzer sagen. Maria geriet in Zorn. Noch immer die Miene der Herrin hochhaltend, ging sie selber hinüber und schrie Frau Lenzer an, die gerade ihren falschen Scheitel abgelegt hatte und nun, als sie sich wehrte, aussah wie jemand, der in Wut einen Totenkopf abschütteln will. — Mein Mann, schrie sie, mein Mann — — Ist wert weggejagt zu werden, wenn er mich im Stich läßt heute, wo er weiß, daß Auszahlung ist! — Mein Mann, wenn kein Geld da ist — — Liegt wahrscheinlich betrunken irgendwo! — Betrunken? Mein Mann, der treuste, treuste — — Unzuverlässigste hier in Majeiken! — Die Gnädige lügt!! — Maria schrie nun so, daß sie fast ihr falsches Gebiß verlor. Unverschämtheit! Unverschämte Person Sie! Ich schmeiß Sie alle raus! Ich kündige Ihnen! — Mein Mann, der die besten Zeugnisse hat von seinem letzten Prinzipal, dem Herrn von Hohnefeld — —Herr von Hohnefeld? Hier in Majeiken entscheide ich! Wo sind die Wirtschaftsbücher? Schweigen Sie! Ich befehle!! Noch bin ich Herrin von Majeiken! — Und ohne sich weiter um den wackelnden keifenden Totenkopf zu kümmern, nahm Maria zwar nicht die Wirtschaftsbücher,

die waren zu schwer, aber die auf der Kommode liegenden Lohnlisten der Kartoffelgräber, ließ aus Tischen eine Schranke errichten im Hausflur und den Kutscher holen, damit er ihr helfe bei der Auszahlung. Als diese endlich begann, war es halb drei. Maria hoffte fertig zu werden vor der Dämmerung, mußte aber bald einsehen, daß sie eine langwierige, unerfreuliche Arbeit übernommen. Fast bei keinem einzigen stimmte die Listenzahl überein mit der Anzahl der Grabemarken, die er vom Inspektor auf dem Acker empfangen und nun zur Einlösung hinlegte. Jede Marke mit dem Stempel »Gut Majeiken« schien Maria anzuklagen ihres leichtfertigen Vertrauens in Lenzers Treue, und sie nahm sich fest vor, dem Alten zu kündigen und im nächsten Herbst nur ihren eigenhändig geschriebenen Namen auf den Marken gelten zu lassen. Ihre vorwurfsvollen Gedanken wichen aber bald weit ärgerem noch. Maria, die kein Mittag gegessen und zur Stärkung nur eine Flasche Bier getrunken hatte, merkte allmählich, daß sie sich verzählte und den Überblick über Geld und Marken verlor. Auch dem Kutscher hatte sie Bier hingestellt, und auch er konnte nicht besser rechnen als sie; nur die Flüche, mit denen er die Polacken in Ordnung hielt, gingen ihm leichter vom Munde, je näher der Abend kam. Schon stand eine Lampe auf dem Tisch, und der Wartenden schien es nicht weniger zu werden, sondern mehr. Und alle hatten richtige Marken mit dem Stempel »Gut Majeiken«. So viel Scheffel Kartoffel, wie Marken vorgewiesen wurden an diesem Abend, waren noch nie geerntet worden in Majeiken. Das geht nicht mit rechten Dingen zu! rief Maria immer wieder, und: Wenn doch der Teufel schon alles geholt hätte hier, daß man endlich Ruhe fände und keinen Ärger! — Aber

weit ärgeres bemerkte sie plötzlich. Sie wußte nicht, wo eine der Schachteln mit den schon eingelösten Marken geblieben war. Es waren noch vier gewesen! Und nun standen nur drei da! Hatte sie den Inhalt der vierten zu den andern geworfen? Hatte sie die Schachtel fortgestellt? Hatte ein andrer die Schachtel genommen? Waren es nicht vier gewesen? War sie denn ganz von Gott verlassen und ihren fünf Sinnen? — Sie wußte es nicht. Niemand wußte es. Niemand hatte eine Unregelmäßigkeit bemerkt. Maria mußte zahlen. Alles Fluchen half nichts. Sie mußte zahlen. Sie mußte alle Marken, die den Stempel »Gut Majeiken« trugen, einlösen. Man hätte ein Zeichen machen sollen an den schon eingelösten, aber jetzt war es zu spät. Jetzt mußte sie zahlen. Schon, damit sie endlich fertig wurde! Die Uhr ging auf acht.

Als sie den Inhalt des letzten Geldbeutels anbrach, der eigentlich bestimmt war für den Lohn der Gutsleute, Lenzers Gehalt und die Begleichung der dringlichsten Rechnungen, bestand kein Zweifel mehr, daß sie zuviel zahlte, viel zuviel. Sie weinte schließlich, anstatt zu fluchen. Sie zahlte zuviel. Sie war eine Betrogene! Wessen Schuld das war, ließ sich heute nicht mehr feststellen. Es war spät. Es war sehr spät. Es ging schon auf Mitternacht, da saß Maria noch immer im Schein der traurigen Lampe und dachte daran, daß sie eine Betrogene sei und versuchte zu rechnen und prüfte nochmals die Listen und zählte die Marken und zählte das bißchen Geld, das ihr blieb, und auch das war nur geliehen! Was soll nur werden? dachte sie immer wieder und hörte nicht auf, den Kopf sich zu kratzen.

Plötzlich gab es draußen ein Gepolter; sehr energisch wurde an die Tür geklopft und — Inspektor Lenzer

trat ein. Er hatte einen starren Blick, und die Stube füllte sich schnell mit des Branntweins ausgeatmetem Dunst. — Verlassen Sie das Zimmer! rief Maria und erhob sich. Wir sprechen uns morgen! Ich kündige Ihnen! Gehen Sie jetzt! Augenblicklich! — Lenzer versuchte stehen zu bleiben und fand schwankend Halt oben an einer Verzierung des Büffets. Hup! stieß er hervor. Ich komme nämlich zur Auszahlung! — Sie sind betrunken! Gehen Sie sofort zu Bett. — Ich bin nämlich ein Mann von Ehre. Es sind alle noch da. Alle noch da. Alle warten auf ... hup! den Teufel auch! — Maria rief das Mädchen und befahl, Frau Lenzer zu holen. — Sehen Sie! lallte der Alte — dies Zierstück! Es sieht aus wie ein Kopf. Knacks! Jetzt ist ihm der Hals gebrochen. Auch ich, wie gesagt, wenn ich nicht ein Mann von Ehre wäre, Gnädigste ... Er blickte treuherzig wie ein Hund und überreichte das abgebrochene Zierstück. — Wenn ich nicht ein Mann von Ehre wäre, ich hätte schon längst den Hals gebrochen. Jetzt aber Auszahlung! Komm her, Kerl! — Er winkte seinem Schatten, und als der nicht kam, torkelte er hin, ihn zu holen, stolperte über den Teppichzipfel, fiel zu Boden, erbrach sich, wandte sich zu seiner Herrin und sagte: Nimm den ganzen Dreck von mir! Nämlich Majeiken holt doch der Teufel ... Dann begann er zu schluchzen. Frau Lenzer erschien; in schwarzer Seidenmantille; ihr falscher Scheitel war sorgfältig geglättet. — Schaffen Sie sofort Ihren Mann hinaus! schrie Maria sie an. Er ist besinnungslos betrunken. Er hat meine Möbel zerbrochen und meine Wohnung beschmutzt. Die Wohnung seiner Herrschaft! Jetzt sehen Sie wohl ein, daß ich recht hatte heute mittag, daß ich endlich Ernst machen muß mit der Kündigung. Ich sage schon heute,

für eine Abbitte bin ich nicht zu haben! Diesmal nicht! Alles hat ein Ende! — Nämlich das holt der Teufel ... schluchzte Lenzer, den seine Frau hoch gerüttelt hatte. Sie war sprachlos und weinte dann. Es gelang ihr, den Betrunkenen auf die Beine zu bringen und hinauszuleiten. Sehen Sie die Tränen einer alten Frau! sagte sie zu Maria, als sie ging. — Ich will gar nichts mehr sehen! schrie Maria ihr nach, und nach langer Pause, nachdem des Inspektors Unrat schon fortgewischt war vom Boden, nochmals: Ich will gar nichts mehr sehn! Dann ging sie zu Bett und schlief sofort ein.

Im Traume sah sie eine lichte, aber fremde Frühlingslandschaft, und mitten darin saß Karl Holl und rechnete und blickte auf mit seltsam tröstlichen Augen und sagte: Es stimmt alles, Maria, es stimmt.

* * *

Am nächsten Morgen aber: was die nicht mehr Träumende wieder sah, war immer noch umhüllt vom wehmütigen Licht des Herbstes. Keines neuen, sondern desselben sorgenvollen, schicksalähnlichen Herbstes, des schwersten, den Maria je in Majeiken erlebt. Nur der Wind war umgesprungen in der Nacht. Er kam von Süden und stieß Schwaden tückischer Wärme vor sich her. Als Maria vor die Tür trat, Luft zu schöpfen, weil des Hauses Räume immer noch rochen nach dem, was der Betrunkene von sich gegeben, tat der Wind, als sei er gar nicht da, und Maria dachte, es könnte wirklich Frühling sein heute wie im Traume, aber da heulte der Wind Hohn und war an allen Ecken des Hofes zugleich. Es war ein unaufrichtiger Wind. Nicht geeignet, die Unruhe der Umhergehenden zu besänftigen oder gar fort zu wehen. Sie konnte es nicht

aushalten im Freien. Sie ging in alle Winkel, in alle Schuppen und Kammern, durch jeden Stall. Sie ließ die Schlüssel holen, die der Alte bisher in Gewahrsam gehabt, und stieg auf den Speicher. Sie betrat die beiden Tennen der großen Scheune, ließ sich die Leiter halten und kletterte einige Sprossen hoch, um die Erntevorräte im Fach überschauen zu können. Mittags gab sie selbst das Futter aus an die Knechte und es schien ihr zu viel, was sie forderten; doch jeder sagte, so wäre es immer gewesen, und es sei im Gegenteil zu wenig; die Pferde könnten dabei nicht kräftig genug werden zur Herbstarbeit.

Am Nachmittag erst war Lenzer so weit nüchtern, daß er erscheinen konnte, um abzubitten. Er hatte Tränen auf welken Backen und im Bart, nannte sich selber einen Schurken wegen der gestrigen Versäumnis und Sauerei und machte schließlich einen Kniefall vor seiner Brotherrin: sie möge doch um Gotteswillen ihm verzeihen und ihn gnädigst wieder einsetzen in seine Stellung; er könne doch als alter Mann mit seiner Familie nicht auf die Straße; nie nie wieder solle etwas Derartiges wie gestern sich ereignen; er wäre nur verführt worden vom Förster; er wolle damit seine eigne Schuld nicht beschönigen; aber das eine könne er versichern: er sei ein Mann von Ehre! — Das letztere bestreite ich gar nicht, erwiderte Maria, aber nach Ihrem gestrigen Betragen kann ich mich in ein Zusammenarbeiten mit Ihnen nie und nimmer finden! Wenn Sie jetzt nicht aufstehn und gehen, Herr Lenzer, dann gehe ich! — So muß ich mich erschießen gehn! erklärte dumpfen Tones der Entlassne und schwankte hinaus. Das haben Sie schon oft gesagt! rief Maria ihm nach und, um sich zu zwingen, daß sie diesmal festhalte an ihrem Entschluß, daß sie nicht zurückhole

ihn, der (wie so oft schon!) sein Leben preiszugeben drohte, um ihr Mitleid sich nachzulocken, schüttete sie, was nach der gestrigen Auszahlung geblieben war von den geliehenen Münzen, vor sich auf den Tisch und begann zu zählen. Nun kann ich nicht fort und das Geld hier liegen lassen! dachte sie. Und vor allem muß ich ausrechnen: habe ich noch genug, um dem Entlassnen hinüberschicken zu können was ich ihm schuldig blieb bei der letzten Gehaltszahlung? Aber das Zählen fiel ihr nicht leichter als gestern. Gedanken wie grundlose Gräben, Befürchtungen wie blickhemmende Blöcke fanden sich zwischen den Zahlen, so daß sie große Mühe hatte, diese zusammenzubringen. Von wem eigentlich war dies verschuldet? Von der Zukunft schon? Kann die wirklich etwas ändern? Einen Gedanken so wandeln, daß man seinen Grund erkennt? Daß man etwas anderes sieht, als bodenlose Sorge? Ist es der Wind, der diese Angst aufhäuft? Warum heult er so, daß man nicht hören kann, was geschieht? Warum reicht er ans Blut heran und macht es erstarren? An den Blick und macht ihn blind? Was ist aus Majeiken geworden? Warum nützt alles Rechnen nichts? Worauf warte ich?

Maria erhob sich, ohne die Endsumme errechnet zu haben. Sie trat ans Fenster, durch das sie die Landstraße sah, und sah sich dem Alten nachlaufen. Sie trat ans Fenster, durch das sie den Hof sah, und barg sich vor etwas Neuem. Und doch! sagte sie sich, doch! Es muß sein! Um des Kindes willen! Gleich darauf geschah das Fürchterliche, insgeheim Erwartete: Ihre eigne Schuld dröhnte ihr ans Ohr wie — ein Schuß! Das ganze Haus zitterte noch. Majeiken verschwand vor ihren Augen. Sie stürzte hinaus und hinüber zur Wohnung des Alten. Der

Wind war schon so stark, daß er ihr Stöße gab; er kam ihrer Hand zuvor, riß eine Tür auf und schmetterte sie gegen die Mauer. Auf der Schwelle erschien eine Greisin, stöhnte lauter als das heulende Element und hielt mit beiden Händen ihre falsche Frisur fest. Maria vermochte nicht zu fragen. Der Wind würgte sie. Stieß sie hinein, damit sie sähe — da fing die dort Stehende sie auf. Beide Frauen umarmten einander und begannen zu weinen. — Und ich wollte soeben kommen, ihm sagen, daß alles bleiben solle, wie es war, schluchzte Maria, und nun ist es ... zu spät! Sie ließ sich zusammensinken, ganz unbeherrscht und glitt hinab längs der Seidenmantille, und wäre zu Boden geglitten, hätte die andre sie nicht gehalten. Die stand jetzt über ihr und neigte sich herab, wie eine ehrwürdige Äbtissin zur Beichtenden, und sagte endlich: Es ist noch nicht zu spät. Mit meiner Liebe habe ich ihn gerettet vorm Tode. Zwischen die Waffe und ihn bin ich geflogen, und der Schuß hat nichts getroffen als die Wand. Das Gewehr aber habe ich dort in die Wassertonne geworfen.

Maria konnte nicht so schnell heraus aus ihrer tragischen Stimmung. — Was sagen Sie? Was? So ist nichts geschehen? — Das Schlimmste nicht. Ich hab es verhindert mit meiner Liebe. — Der Wind draußen schien zu frohlocken. Maria fühlte sich betrogen und doch erlöst. Erlöst und doch — vielleicht betrogen! — Ich weiß nicht, was ich sagen soll! sagte sie. — Sagen Sie ihm, was Sie mir sagten! Daß alles bleibt, wie es war! — Habe ich das gesagt? fragte Maria. Herr Lenzer war plötzlich da, blaß, aber glücklich in der Glorie nicht alltäglichen Geschehens, und er war es, der Antwort gab: Sie brauchen es nicht wiederholen, liebe gnädige Frau! Ich habe alles gehört.

Ich danke Ihnen! Ich danke Ihnen von Herzen! Ich wußte, daß Sie gerecht sein werden am Ende! Aber Sie haben es mir schwer gemacht! Sie haben mich zweifeln lassen! Fast hätten sie einen alten Mann in den Tod getrieben.

Nun folgte, nur etwas länger dauernd als sonst, die übliche Aussprache und Versöhnungsszene, die damit endete, daß Frau Lenzer drei Gläser hervorholte und mit süßem Ungarwein füllte. — Dies sei nun ein schönes sichtbares Zeichen, daß er das Wohlwollen und Vertrauen seiner Gnädigen wiedergewonnen habe, sagte Lenzer, als sie alle getrunken hatten — aber die richtige innere Ruhe fände er erst, wenn er noch vor Abend hintreten dürfe vor sie mit den Wirtschaftsbüchern und Dispositionen für Herbst, Winter und nächsten Frühling, der, so Gott wolle, eine Wendung bedeuten würde, nein, bedeuten müsse in der schweren Krise, die heutzutage jeder Landwirt durchzumachen habe, der noch an den alten bewährten Methoden festhalte. Wissen Sie noch, was Ihnen Herr von Hohnefeld, mein früherer Prinzipal, schrieb, als Sie, schon einmal von Zweifeln befallen, Auskunft sich erbaten über mich? Herr Lenzer ist wohl alt, schrieb er, und etwas zu vorsichtig, aber eine treue Seele und ein Mann echt preußischer Gesinnung, der bei den Gardejägern gedient hat und die Leute zu nehmen weiß. Seine Methode wird am Ende doch die richtige sein! Ja, das schrieb er. Und das ist eine Ehre für mich! Und das soll eine Ehre werden für Majeiken! Das gelobe ich, so wahr ich lebe!

Hoffnungsvoll ging Maria zum Herrschaftshause zurück; aber sie gelangte kaum hin, so mächtig war schon die Herrschaft des Windes! Auf dem Eßtisch lag noch das Geld.

Ungezählt. Es wird schon reichen! dachte Maria, scharrte es in den Beutel zurück und bestellte Kaffee. Das eine mußte man dem Alten lassen: er war ein taktvoller Mann! Mit keinem Worte hatte er angespielt auf den noch ausstehenden Gehaltsrest, obgleich er soeben die Situation so hätte ausnutzen können, daß es peinlich gewesen wäre für sie! Jetzt war sie ganz beruhigt. Sie trank Kaffee und sah zu, wie in der Dämmrung draußen der Wind die welken Blätter tanzen ließ. Dann entzündete sie die Kerzen am Klavier, ließ die Fensterläden schließen und begann ein Potpourri zu spielen. Je ein Stückchen: Kaisergavotte von Morley; Heimliche Liebe von Resch; Ouvertüre zur Stummen von Portici; Hoffnungsstrahlen, Walzer von Lanner; Schlafe wohl, du lieber Engel du! von Franz Abt. — Als sie bei dieser gefühlvollen Weise angekommen war, die sie moderato und piano zu spielen sich bemühte, wurde der Wind zum Sturm und so laut, daß es klang, als haue ein betrunkener Riese gegens Haus und fiele dann hin der Länge nach über Hof, Garten und Felder. Ein raschelndes Umsichgreifen, ein Ächzen noch, ein Stöhnen, dann war alles still. So still, daß Maria das Zittern der Kerzenflamme hörte. Sie begann sich zu grauen und mochte nicht mehr weiter spielen. Sie saß und lauschte und wartete, bis die Flamme sich beruhigte. In diesem Augenblick klopfte es. Herein! rief Maria. Die Tür wurde geöffnet. Die Flamme erlosch. Etwas wie ein kühler, leise klagender Geist schien durch den Raum zu schweben. — Gott! Wer kommt da? — Ich bin es nur, sagte Herr Lenzer, ich wollte nicht stören, solange die Gnädige spielte. — Ach, lieber Herr Lenzer! sagte Maria, während sie die Kerze und dann die Lampe anzündete — ich habe solche Angst vor dem Sturm! Die Knechte sollen

nur recht vorsichtig sein mit den Stallaternen heute! — Habe ich schon befohlen, erwiderte Lenzer, aber fürchten braucht die Gnädige sich nicht. Ich lebe schon so lange und noch nie hat Sturm mir etwas angetan oder geschadet. Hier sind die Bücher! — Und diese aufschlagend, begann der Alte sachlichen Tones und so, als sei alles ganz sicher in der Welt, von Zahlen zu sprechen, auf Zahlen hinzuweisen, Zahlen zu vergleichen mit andern Zahlen, Maria zum Mitzählen aufzufordern, und überall, wo eine Summe erreicht wurde, zu fragen, ob es stimme. — Ja, es stimmt, sagte Maria jedesmal, aber dabei war ihr so unheimlich zu Sinn, daß sie insgeheim wünschte: ach! wär ich doch gar nicht da! — Nämlich der Wind draußen war viel mächtiger, als ihr Wille klar zu sehn in der Wirtschaft des Alten. Sie vermochte nichts andres zu tun, als klopfenden Herzens zu warten und zu lauschen: wie verhält der da draußen sich, während der Alte all diese Zahlen nennt? Wie konnte sie zählen und zuhören dem Vorgezählten, wenn da draußen im Dunkel einer war, der den Atem anhielt und, noch ehe die Endsumme errechnet wurde, plötzlich die wichtigste der Zahlen überschrie, an sich riß, verzerrte, hinwegtrieb über die wirkliche Welt! Wie konnte sie die Gunst und Ungunst dieser Zahlen, das Soll und Haben, begreifen, wenn da draußen im Dunkel einer war, der das Haben höhnend hinwegblies und mit dem Soll heransauste wie aus weiter Ferne, und plötzlich den Sinn änderte und das Soll hinwarf und das Haben her und donnernd da war und nichts verkündete als: Ich bin! Ich bin das Schicksal! Ich bin da!

Ich kann jetzt nicht weiter rechnen! sagte Maria, mich stört dieser Sturm! Hören Sie nur! — Der Alte lauschte. Da wurde alles still. Soll ich nun meine Dispositionen ...?

— Später später! Nur eins sagen Sie mir heute, ich muß es doch einmal wissen, ich meine das Fazit vom Ganzen. Ergibt sich eine bedeutende Unterbilanz? Werde ich Majeiken etwa ... verkaufen müssen? — Der Alte schlug mehrmals mit der Hand durch die Luft. Aber aber, sagte er, welche Gedanken! Doch nur die Kartoffelernte ist mißlungen. Die Kornernte dafür um so schöner. Die ganze große Scheune liegt ja voll. Und indem ich diesmal auf die Dampfdreschmaschine verzichte und alles im Lauf des Winters mit dem Göpel dresche, spare ich nicht wenig. Wenn ich dann im Frühjahr nur etwas Bargeld in die Hand bekomme zum — — Da fällt mir ein, unterbrach Maria, ich schulde Ihnen ja noch Gehalt. Es tut mir leid, daß Sie warten mußten, aber die Johannisterminzinsen für Herrn von Hohnefeld ... Hier ist jetzt, was Ihnen noch zusteht! Bitte! — Es hätte keine Eile gehabt, sagte der Alte, als er das Geld einstrich. — An wen noch wäre jetzt zu zahlen? fragte Maria mit dem Rest der geliehenen Taler spielend — ich meine, wer drängt am meisten? — Der Jude. — Welcher Jude? — Der Winrichsburger, der Kalmus. Aber wir — — Der Eisenhändler? Warum nur soviel Eisen gebraucht wird, möcht ich wissen! — Aber die Gnädige hat doch soeben selber das Schmiedekonto geprüft! Die Beträge für Hufeisen, Räderreifen, die Reparaturen der Pflugscharen und Eggen. Und dann ist das Vorjährige noch nicht beglichen. — — Gut, gut! Also was schulden wir? — Zweitausendvierhundert. Aber wir brauchen — — Zweitausendvierhundert?? — Wir brauchen es nicht bar bezahlen, wollte ich sagen, weil ich nämlich auf eine gute Idee gekommen bin. Der Jud hat sich dieser Tage gelegentlich eines Konkurses Schafe angeschafft, so Stücker fünfzig glaub ich, und sofort hab

ich ihm vorgeschlagen, er soll sie für Herbst und Winter zum Fettmachen bei uns einstellen, und das könnte dann verrechnet werden mit dem Eisen. — — Das wäre ja schön! Hören Sie nur den Sturm! — Er ist drauf eingegangen. — Hören Sie nur! Das wird ja ein Orkan zur Nacht! — Der Alte lauschte. Hoffentlich bekommt der Dachdecker nicht zuviel Arbeit morgen! sagte er. Maria hatte sich erhoben: Das eine weiß ich, ich gehe nicht so bald schlafen! — Keine Sorge! lächelte der Alte, keine Sorge! Dann wünschte er angenehme Ruhe und empfahl sich. Maria Holl blieb allein.

Schrecklich! dachte sie, wenn der Sturm plötzlich stehen bleibt, kann man deutlich Stimmen hören da draußen, wo doch keine sein können! Es ist, als wandre jemand, der Verwünschungen ausstößt, die Straße entlang; als husche ein hungerndes Kind ums Haus; und jetzt, jetzt das klirrende Klagen am Fenster — das ist ein Irrender, ein Irrer! Kaum dachte sie solches, sah sie auch schon etwas. Sie sah gleichzeitig Johannes, ihr Kind, und Viktor, ihren geisteskranken Bruder. Zu glauben, daß der Sturm Schuld sei an solchen Erscheinungen — dagegen sträubte sie sich sogar in dieser Stunde des Grauens. Was also war Schuld? Was hatte in einem Bilde das Lieblichste und Schrecklichste heraufbeschworen?

Ach! Etwas ganz Natürliches! Sorge bedeutendes wohl, aber kein Wunder! Nichts andres, als die Erinnerung an den Brief, den im Sommer eingetroffnen Brief des Arztes, der die Erklärung gegeben hatte für Viktors Irrewerden. Ehrgeiz allein bringt niemand um den Verstand. Aber ehrgeizig sein, Großes leisten wollen, Ruhm sich erarbeiten und dabei hungern müssen — solch Leben freilich erklärt zur Genüge das Unbegreifliche von

Geistzerstörung und spukhaftem Ende, und solche Erklärung verscheucht Gott sei Dank die Gedanken an des Irrewerdens Erblichkeit! Warum aber hatte der geistig Überlastete hungern müssen und darben? — Weil Groß-Diepgens Hof abgebrannt war und das Herrschaftshaus, ohne versichert zu sein; weil Groß-Diepgens Acker verkauft werden mußten, um die Schulden zu tilgen, die Belastungen des Gutes; weil das Fleckchen Erde, drauf der Zeidelsche Stamm hätte wurzeln können, draus jeder einzige Sprößling Nahrung hätte ziehen können — umgegraben jetzt wurde von fremden Händen! Daher nun Entbehrung, Hunger, Irrsinn!

Seit Maria diesen Zusammenhang erschaut und begriffen hatte, war ihre Sorge um Majeiken so etwas geworden wie Sorge um ein Kind. Unter allen Umständen mußte gesorgt werden dafür, daß Johannes auf dem Wege seines Ruhmes die Ernte vom ererbten Acker stets zur Seite hatte! Mit allen Sinnen und Gedanken mußte Maria jetzt kämpfen, um dem Sohne das Gut zu erhalten! Nicht, damit er es übernähme dereinst, sondern so lange, bis er leben könne von dem, was das Soldatsein einbringt! Schwer sein wird dieser Kampf für sie, die eines Mannes Erfahrung nicht besitzt, eines Mannes Brutalität nicht aufbringt; die Mitleid hat mit allen Leuten, zu gefällig ist den Nachbarn und immer noch nicht klug geworden aus diesem Alten! Schwer, so schwer vielleicht wie jetzt das Aufrechtstehn draußen im Sturm! Ach ach! Das ist ja kein Sturm mehr, das ist etwas Unheimliches! Ringsum alles Land wehrt sich und wogt und ist geworden wie ein Gestiebe donnernder Wolken. Die Allee der Landstraße: ein schäumender Strom. Alles Wachsende im Garten vielleicht schon entwurzelt und mitgerissen!

Des Ahorns letztes Laub: längst verspritzt wie Gischt. Und jetzt splittert's da oben und zittert und birst, als ginge es auch an Ast und Stamm! Ach, ach, das alte Majeiker Haus ächzend und schwankend wird noch davonschwimmen in die Wirbel der Welt wie ein steuerloses Schiff, und niemand wird darin sein als Maria! Was soll sie tun? Was hat sie tun wollen soeben? Stehen bleiben? Ja, gleichsam stehen bleiben! Kämpfen! Sich klar werden über die Schwere des Kampfes! Gott sei gelobt! Jetzt wird es wieder etwas ruhiger, jetzt klingt alles wieder etwas natürlicher! Also kämpfen! Nachdenken! Ein Mittel finden gegen die Sorgen! Geld natürlich!

Wie immer, wenn Maria vor dieser entscheidenden Frage stand: Wie Geld schaffen? — dachte sie zunächst an andere Menschen, verwandte und bekannte. Von Verwandten kamen nicht viel in Betracht. Emilie, ihres Mannes unverheiratete Schwester hatte bald nach dessen Tod die Hypothek gekündigt, die Majeiken an zweiter Stelle belastete, und ein fremder, fern ansässiger, in Geldsachen sehr peinlicher Herr, der Ökonomierat von Hohnefeld, war eingetreten dafür. Die Zinsen für den neuen Hypothekar hatte Schwägerin Emilie schon zweimal ausgelegt, am letzten Johannistermin aber dieses verweigert, obgleich Maria ihr angedeutet, daß Johannes doch ihr einziger Erbe sei. Andre Verwandte Karl Holls kannte Maria nicht. Von ihren eignen hatte Onkel von Lambatz im Namen seiner Familie und Grundsätze halber geldliche Hilfeleistungen ein für allemal abgelehnt, im übrigen dank seiner Beziehungen sich bereit erklärt zu jeder andren Gefälligkeit, was keine Redensart war, denn ihm nur hatte Johannes die Freistelle im Korps zu verdanken. — Mit ihrer Schwester Magda, obgleich die

reich verheiratet war, lebte Maria seit Jahren in Feindschaft. Die beiden hatten sich gestritten um den Besitz der Wäsche, die von Karl Holl aus dem brennenden Groß-Diepger Hause gerettet und von Maria nach Majeiken gebracht worden war. Karl Holl, zu seinen Lebzeiten ein etwas heftiger Vermittler in diesem Streit, hatte auch durch seinen Tod nicht vermocht, Frieden zu stiften zwischen den Schwestern.

Marias ältester Bruder war in der Irrenanstalt; Leo, der jüngere, Schulden halber in Amerika. Vielleicht war er jetzt reich. Maria erhoffte von Jahr zu Jahr seine Rückkehr als Reicher oder wenigstens die Nachricht von seiner letzten Verfügung. Von den übrigen Verwandten lebten nur noch Onkel Heinrich, Tante Linchen, sowie einige Abkömmlinge von Vaters Stiefbruder, dem Braunsberger Regierungsrat. Sie alle hatten schon, wie sie schrieben, Opfer gebracht für Majeiken. Vor nächstem Jahre konnte man keine neuen verlangen von ihnen.

Die Bekannten, denen Maria Geld schuldete, waren, abgesehen von Landrat Hedeck, Gott sei Dank solche, die nicht zu ihrem Verkehr gehörten: einige Kaufleute, ein Hotelwirt in Winrichsburg, der Dorfschulze in Bjelutto-rotzken, der Getreidejude in Thorn. Als dieser Jude erschien in der Reihe derer, die Maria solcherweise sich vorstellte, mußte sie an etwas denken, das dem Inspektor zu offenbaren ihr peinlich gewesen war die ganze Zeit, und es hatte, wie sie jetzt deutlich empfand, ihr heutiges Auftreten ihm gegenüber fast mit der Kraft eines Schuldbewußtseins beeinflußt. Nämlich auf die Kornvorräte, die noch ungedroschen in der großen Scheune lagerten, hatte sie von dem Getreidejuden eine bedeutende Summe als Angeld erbeten und erhalten; das Geld aber war schon

verbraucht worden; wofür, das wußte sie jetzt nicht mehr; rechnete aber Lenzer, der im Frühjahr der Majeiker Wirtschaft einen neuen Aufschwung zu geben hoffte, falls er Bargeld in die Hand bekäme, mit dem vollen Erlös aus der Ernte, so rechnete er falsch durch — ihre Schuld! Diese Schuld sich vom Halse zu schaffen, schien Maria jetzt wichtiger als die Auswahl des nächsten Gläubigers. Sie starrte, Hilfe heischend, in die traurige Flamme der Petroleumlampe. Sie vergaß die Angst vor dem Sturm. Vielleicht könnte er auch zu etwas gut sein! dachte sie, als sie die Flamme ansah. Die große Scheune samt den Getreidevorräten war mit hoher Summe gegen Feuerschaden versichert; daß die Knechte vorsichtig sein sollten mit den Stallaternen, war aufrichtig gemeint gewesen; aber, wenn es Scheunenlaternen gäbe, sie selber würde nicht zögern, damit herumzuleuchten im Sturm nahe der Scheune, falls sie nicht eine Frau wäre, eine zu redlich empfindende Frau!

Gerade, wie sie so dasaß, die Flamme ansehend mit Sehnsucht und dem Sturm freundlicher zuhörend, fast wie einem Bundesgenossen in dem Kampf um Majeiken, geschah das Entscheidende in diesem Kampf. Ohne Ankündigung, aus einer Stille, die so still war, daß man denken konnte, was man nie gedacht, warf sich der Sturm gegen den Boden, das Fundament alles Irdischen, rüttelte an dem, darauf Marias Füße ruhten, und erhob sich dann zum Himmel in so gewaltig fragendem Crescendo, als erwarte er die Antwort des Wahnsinns. Aber Wahnsinn wäre Wohltat gewesen im Vergleich zu dem, was Maria hören mußte jetzt: Majeiken schien zusammengeschlagen zu werden vom Schicksal! — Sie griff sich an den Kopf und eilte hinaus. Der Sturm warf sie zurück.

Sie konnte die Türe nicht öffnen ihres Hauses. Sie mußte vergeblich sich abmühen am Ausgang ins Freie, in Schweiß gebadet, wie eine gefangene Maus an der Klappe ihrer Falle sich abmühen und rufen, so lange, bis ein Licht durch den Sturm hindurch auf sie zuschwankte. Lenzer war es mit einer Laterne. Als er endlich die Rufende, Nichthinauskönnende erreichte, war er weiß wie ein Gespenst, obgleich die Röte der Anstrengung auf ihm lag.

Der Sturm, keuchte er, der Sturm . . . ein Unglück! Etwas Unmögliches! Der Sturm hat die große Scheune umgerissen! — Nein! rief Maria, nein! Geben Sie mir die Laterne! — Lenzer hielt sie zurück: Man sieht es nicht mit der Laterne! Man sieht nur Himmel dort, wo das Gebäude war. Wir müssen warten bis zum Morgen.

* * *

Am Morgen war der Kettenhund der erste, der den Himmel dort wahrnahm, wo er nie gewesen; eine Weile winselte er, als wäre Unheimliches geschehen, dann begann er, und fortan immer wieder, die Stelle anzubellen, drauf etwas fehlte, drüber fremde Helle hereinbrach, als wäre der Himmel ein Dieb, der eingebrochen war in den Hof.

Dann kamen die Menschen, auch Maria; gingen umher und sahen sehr deutlich des Sturmes Macht über alles Morsche und Alte. Der Sturm hatte das Dach abgehoben und auf die Landstraße geworfen; hatte die dicksten Balken so zerbrochen, daß man innen Werk und Wege der Würmer sah; hatte die Wände zersplittert, die Maschinen zerschlagen, die festgepackten Korngarben auseinandergezaust und die Büschel und Halme fortgeblasen über die Felder, über die Grenze, fast bis nach Bjelutto-rotzken hin zu den Bauern.

Maria rang die Hände. Das ist ein Schaden, der mich für alle Zeit trifft! — rief sie — aber jeder sieht: ich habe keine Schuld daran! Dieser Sturm war ein Schicksalsschlag, und dagegen gibt es keine Versicherung wie gegen Feuer. Wiederaufbauen? Das kann ich nicht! Das tue ich nicht! Mag der Teufel jetzt auch alles andre holen! — Aber sehr bald kam ein Schriftstück von der Landschaftsdirektion, darin der Wiederaufbau des Gebäudes im kommenden Frühling gefordert wurde, weil die Grundlage, darauf die von der Landschaft gewährte erste Hypothek ruhte, nicht lange verändert bleiben dürfe. Maria legte das Schriftstück beiseite und dachte: bis zum Frühling ist es noch lange Zeit! — Sie ging Tag für Tag hinaus zum Trümmerhaufen, an dessen Aufräumung gearbeitet wurde mit allen Leuten und Gespannen, bis der Winter dies unmöglich machte. Dann begann sie, lange Briefe zu schreiben und abzusenden, darin sie ihr Schicksal anklagte, auf ihre Schuldlosigkeit hinwies und mehr oder weniger verhüllt andeutete, daß sie an den Bettelstab käme im nächsten Frühling, wenn man sie nicht unterstütze.

Nur der eigentliche Herr des Gutes, Johannes, das Kind, erfuhr nichts von dem Zusammenbruch des Majeiker Wahrzeichens. Maria erinnerte sich, wie am letzten Tage der Sommerferien beim letzten Abschied die Kinderaugen hochgeschaut hatten zu diesem Wahrzeichen, und hörte noch die klagenden Worte: Hiervon habe ich nun kein Bild. Die Zeit hat nicht gereicht. Aber wenn ich wiederkomme zu Weihnachten ... Nein! Das Kind durfte nicht wiederkommen zu Weihnachten! Die Kinderaugen angesichts des Trümmerhaufens wollte Maria nicht sehen! Auf ihr Betreiben wurde Kadett Holl eingeladen die Weihnachtsfestzeit in Adlig-Brückenhof zu verleben und

bekam dort herrliche Dinge geschenkt für sein Nippesfach.

Während des ganzen Winters, der schneller verging als sie gedacht, wartete Maria auf Hilfe. Keine Hilfe kam. Auch kein Brief, der solche ankündigte. Vom Kind dagegen kamen unerwartet viele, und in jedem war zu lesen: Ach, wie freue ich mich auf die Osterzeit! — Nun, vielleicht geschieht noch ein Wunder bis Ostern! dachte Maria. Als dann aber wirklich eins geschah, hielt sie es nicht dafür, wies es ab mit dem Herzen, und nur wachsende wirtschaftliche Not brachte sie schließlich auf den Gedanken, dies Geschehnis für Majeiken und vor allem für ihr Kind auszunutzen. Dies Geschehnis, das sie als Wunder nicht empfand, war — die Liebe. Die Liebe war plötzlich da, obschon es Alltag war, Wirklichkeit, Winterwetter noch; obgleich ganz nüchtern, sachlich, geschäftlich, fachmännisch der Plan zum Bau einer neuen massiven Scheune besprochen wurde; obgleich man Querschnitte und Grundrisse betrachtete, Kostenanschläge prüfte und die Frage der Materialbeschaffung; obgleich man schließlich einig wurde nur in einem: im Klagen über die schlechten Zeiten! Ohne sich darum zu kümmern, erschien plötzlich die Liebe, und zwar nicht im Herzen der Frau, sondern in den Blicken des Baumeisters, dieses Mannes, der in seinem Fach bewährt war, aber sonst schüchtern und verschämt, ein alternder Junggeselle, etwas verunstaltet und von niederer Abkunft. Und als Maria darüber erschrak und noch verlegener wurde als er, wagte sich die Liebe auch in seine Worte, vorsichtig, ganz vorsichtig nur, aber doch so eigenwillig, daß der Baumeister keinen andren Grund anzugeben wußte für sein Werben, als daß — eben die Liebe da sei, ihm selber unbegreiflich und wie ein Wunder.

Ohne Erfolg versuchte die Umworbne ihm diesen Glauben an ein Wunder auszureden, und da es nur einen einzigen Baumeister gab in Winrichsburg, und das Gebäude nun doch gebaut werden mußte, ob sich Geld vorfand oder nicht, war es unvermeidlich, daß Maria mehr als sie wollte, dem Werben der Liebe ausgesetzt wurde. Allmählich gewöhnte sie sich dran, zumal sie es angenehm empfand, die geschäftlichen Dinge zu ihrem Vorteil behandelt und die Frage über Baukosten, Art und Zeit der Bezahlung verschoben zu wissen auf das Gebiet des Wunders. Als sie dann noch von des Baumeisters Gesinnung, Eigenschaften und Lebenslage manches kennen lernte, das ihr gefiel, wie: Ehrfurcht vor jeder Frau, Keuschheit, Bescheidenheit und Reichtum — erschien der Gedanke, mit seiner Hilfe Majeiken zu retten und ihrem Kinde zu erhalten selbst unter Preisgabe ihres Herzens, das vom Wunder nicht berührt war, gar nicht mehr so ungeheuerlich. Er wurde ihr sogar schließlich lieb, dieser Gedanke, infolge eines Gespräches über Johannes, wobei sich gezeigt hatte, daß der Baumeister sich wohl bewußt war seiner Einfachheit und Unbedeutung gegenüber dem künftigen Herrn Majeikens, dem künftigen Offizier; daß er ein unterwürfiger Bewunderer war des Offizierstandes und ein begeisterter Anhänger gleichzeitig Bismarcks und des jungen Kaisers, was Maria, wie sie sagte, als wohltuende Seltenheit empfand, für die man einem von Herzen zugetan sein müsse, ob man wolle oder nicht. Der so Gepriesene hielt dies für eine keusche Verhüllung ihrer Gefühle und wurde ganz glücklich. Nun ist nur noch eins zu gewinnen, sagte er, nämlich des Herrn Kadetten Geneigtheit, mich als zweiten Vater anzusehen, sein Herz gewissermaßen; denn ihm zuwiderhandeln, womöglich

eine Entfremdung herbeizuführen zwischen Sohn und Mutter, das möchte ich nicht, selbst wenn ich das Opfer bringen müßte meiner Liebe. Denn ich kenne mich gut genug, um zu wissen, daß ich die Störung eines Familienfriedens mir vorwerfen müßte mein ganzes Leben lang, und ich kann alles ertragen, nur keine Selbstvorwürfe.

* * *

Am Ostertage war es warm, als wäre der Frühling schon gewesen. Johannes mit seinem Malgerät hatte sich niedergelassen im Stroh des auf dem Hof stehenden Milchwagens, nachdem er auf der Wagentafel die verlöschten Worte »Gut Majeiken« mit seinen schwachen Farben hatte auffrischen wollen, was natürlich nicht gelungen war; und nun überlegte er, ob er die Überbleibsel der alten Scheune werde festhalten können in einem Bilde. Die Trümmer sind schwer zu zeichnen, sagte er sich; ihre Farbe ist eigentlich gar keine Farbe; das meiste liegt schon nicht mehr dort, wo es einst sich erhob über dem Fundament, und viel Neues, Ziegel, Sand und helles Holz ist herbeigeschafft und wirkt störend in einem Bilde der Trümmerstätte.

Er gab sein Vorhaben auf, hob den Blick ein wenig höher und versuchte sich die Scheune vorzustellen wie sie gewesen; aber statt ihrer gewahrte er eine ganze Stadt aus Wolken, darin es keine Winkel gab und keine Ecken, auch keine Straßen, sondern nur Kuppeln und Zinnen und Tore und alle waren vergoldet, denn die Sonne stand gegenüber und so tief schon, daß sie Hof und Felder nicht mehr berührte, sondern nur noch die Wolken. Wenn ich solch Gold hätte in meinem Farbenkasten, dachte Johannes, dann würde ich das alles abmalen! Aber wer weiß, ob ich es fertig brächte auch nur im Umriß; diese

Stadt ist ja, als würde sie fortwährend umgebaut! — Er kauerte sich ins Stroh und sah zu, wie die Stadt höher und höher gebaut wurde. Dazu schien jemand eine Melodie zu singen. Nein, es war in seinem Innern; es war die Erinnerung an einen Gesang, an ein Lied, und nun wußte er auch die Worte:

Jerusalem, du hochgebaute Stadt!
Ich wollt, ich wär in dir . . .
Mein liebend Herz so groß Verlangen hat
Und ist nicht mehr in mir.
Weit über Berg und Tale,
Weit über blaches Feld — —

Tränen erstickten die Erinnrung. Dies Lied hatte er in den Tagen, da die Festzeit herannahte und die Freiheit, oft gesungen im Betsaal und Kirchenraum des Kadettenhauses, und wenn er an die Worte gekommen war »weit über blaches Feld« — hatte er die Augen zugemacht und die fernen Felder Majeikens gesehn.

Nun hatte er die gleiche Empfindung wie damals und schloß unwillkürlich die Augen. Aber nur einen Herzschlag lang. Dann stand er auf der Erde mit beiden Füßen und hatte das Gefühl, einen Jubelschrei ausgestoßen zu haben. Es war ja Ostern! Er war frei! Er konnte Heimat sehen, ohne die Augen schließen zu müssen!

Er suchte die Sonne. Noch stand sie hoch genug für das, was er vor hatte. Das Stück eines Astes in die Hand nehmend wie einen Stab, schritt er mit der ernsten und wichtigen Miene jemandes, der dazu berufen ist, über die Trümmerstätte hinweg und eine kleine Strecke hinaus in die Felder, bis er auf eine Anhöhe gelangte. Hier blieb er stehen, auf seinen Stab gestützt nach Art eines Hirten und

dachte: Soll ich jetzt Hirt spielen? — Aber es war keine Herde da; weit und breit war kein Geschöpf zu sehn, das er hüten und behüten hätte können. Nicht einmal das Osterlamm sah er, wie er einst auf Vaters Arm es gesehn hatte, flackernde Freudensprünge tun in der Frühsonne. Nun, das konnte auch nicht sein. Die Sonne jetzt war ja im Sinken, glich einem stillen Spiegel, in den niemand hineinzusehen vermochte, und er, Johannes, fühlte sich auch zu alt schon, um glauben zu können an das hüpfende Lamm im Licht. — Ich werde Inspektor spielen! dachte er und ließ den geblendeten Blick tiefere dunklere Wege gehn, weithin über die Fluren. Aber auch dies Spiel mißlang. Er hatte vergessen, daß es Feiertag war auf Erden. Nirgends wurde gearbeitet. Kein Gerät konnte er mustern; keine Tiere anfeuern; keinen Leuten befehlen oder mit dem Stock drohen. Ach, das ist auch nicht nötig! sagte er sich. Es sieht alles hier aus, als wäre es gut. Gut! So will auch ich ein guter Herr sein heute am Feiertag! Und mit einer sachten, eher segnenden als drohenden Bewegung schwenkte das Kind seinen Stab über die Saaten hin und sagte: Auf Wiedersehn! Auf Wiedersehn im Sommer! Jetzt aber muß ich fort! Denn die Dämmrung ist bald da. — Wohin soll ich? fragte er sich; und seltsam! in seinem Innern sah er plötzlich wie eine Antwort das Grab seines Vaters. — Nein! Das ist zu weit! entschied er; bis ich hinkomme, sehe ich gar nichts mehr, und Mutter würde sich auch ängstigen, wenn ich abends nicht da wäre! Ich will ins Haus gehn. Jetzt bin ich schon sieben Tage hier und war noch gar nicht in der »kalten Pracht«, wie Vater das große Besuchszimmer nannte, wo ich zum letztenmal ihn sah im Sarge. Ob der Raum jetzt abgeschlossen ist? Unbenützt? Verändert in

der Einrichtung? Ganz leer vielleicht? Wie habe ich nur vergessen können, da mal hineinzusehn!

Als Johannes hinkam, war die Dämmrung schon da. Man kann aber noch sehen! — sagte er sich; und selbst wenn es dunkler wäre, müßte ich es mir zutrauen; ich bin ja Soldat! — Trotzdem zögerte er ein wenig vor der Türe dieses großen, selten betretenen Raumes, den Mutter wohl gar nicht mehr bewohnte. Sein Herz schlug, als wäre es schon auf der Flucht vor einem Geiste. Ihm war, als höre er mehr, als das Schlagen dieses Herzens. Er öffnete und sah. Er sah nichts vom Raum. Er sah nur seine Mutter und einen fremden Mann; sah, daß sie sich umarmt hielten und küßten, und sah dann, daß sie auf einem Sofa saßen, und daß dies Sofa dort stand, wo einst Vaters Sarg gestanden. Er sah sogleich ein, daß er fort mußte. Aber — er konnte sich nicht bewegen. Er konnte auch nicht antworten, als Mutter ihn anrief. Er begriff nicht, was sie sagte. Er begriff nur: der fremde Mann sah aus wie einer, der unrecht getan. Der fremde Mann wollte fort. Mutter hielt ihn zurück. Und ihm, der sich nicht bewegen konnte, ihm winkte sie. Dann, als sie wieder sprach, begriff er. — Komm näher! rief sie; so komm doch näher! und sei nicht ungezogen! Dieser Herr hier soll dein zweiter Vater sein! — Da geschah ein Wunder. Johannes fand seine Sprache wieder, die Sprache die nur ihm gehörte, die Sprache, die wahr sein mußte: Ich habe nur einen Vater! rief er — und will nur einen haben, auch wenn er tot ist! — und mit dieser Sprache fand er auch die Kraft, sich zu lösen aus der Erstarrung des Stehens und Sehens und hinauszueilen aus diesem Hause, von dem er geglaubt hatte, es gehöre nur seiner Mutter und ihm so wie es einst dem Toten gehörte.

Auf dem Hofe sah er den Milchwagen stehn gegenüber der Trümmerstätte und erinnerte sich an sein dort vergessenes Malgerät. Es war nun zu dunkel zum Malen. Das Stroh aber war gut, sich zu bergen darin. Er kauerte sich hinein, faltete die Hände hinter dem Haupt und blickte in den Himmel. Die goldne Stadt war nicht mehr da; aus dem schönen Gebilde luftiger Welten war ein Schleier geworden vor leerem Raum. Hinterrücks vom Hause her kamen gerüstete Rufe jetzt; die wollten ringen mit seiner Seele. Er hielt seine Seele still. Er lauschte Leiserem. Das Lied war wieder da. Die Melodie der Sehnsucht. Der klingende Trost des Einsamen:

— — — — — — — — — — —

Mein liebend Herz so groß Verlangen hat
Und ist nicht mehr in mir.
Weit über Berg und Tale,
Weit über blaches Feld
Schwingt es sich über alle
Und eilt aus dieser Welt.

* * *

Maria Holl fuhr nach Winrichsburg, um eine Torte zu bestellen. Morgen mit dem Mittagszuge sollte Johannes eintreffen, dessen große Ferien begannen, und er sollte nach jener unerquicklichen Auseinandersetzung in der Osterzeit jetzt am Empfange schon merken, daß seiner Mutter ganze Fürsorge und Liebe nur ihm galt. Zum Glück hatte der Baumeister ohne tragisches Auftreten das Feld geräumt, hatte Maria recht gegeben drin, daß die Liebe kein Wunder sei, hatte die Scheune gebaut und sehr bescheidne Bezahlung verlangt. Er war sogar zur

Hälfte schon befriedigt worden, indem die Majeiker Gutsverwaltung die Hälfte der Milchkühe und Zugochsen verkauft hatte.

Nun war Maria in Winrichsburg. Sie ließ ausspannen im Hotel »Zum Hochmeister«, ging in Meybachs Konditorei, aß Apfelkuchen mit Schlagsahne und bestellte für morgen eine schöne Torte mit der Gußzuckeraufschrift »Willkommen zu Hause!« — Dann kehrte sie ins Hotel zurück, wo grade mehrere fremde Herren mit Aktentaschen vom Bahnhof her eintrafen und Zimmer angewiesen bekamen. Wer sind denn die? — fragte Maria den vorbeieilenden Hotelwirt. — Die wollen eine Zwangsverwaltung einsetzen auf einem Gut hier in der Nähe. Weiß Gott, wem es gilt! — Hoffentlich nicht mir! sagte lachend Maria, die an der Wirkung dieses Scherzes prüfen wollte, welchen Kredit sie habe beim Hotelwirt. Der Hotelwirt stimmte in ihr Lachen ein. Ganz unbefangen. Aber gnädige Frau! sagte er und ging lachend fort. Maria war beruhigt. Eine Sekunde lang hatte sie wirklich Befürchtungen gehabt. Die Johanniszinsen an die Landschaft waren noch nicht bezahlt, die an Herrn von Hohnefeld übrigens auch nicht, aber der Johannistermin lag kaum zwei Wochen zurück. Keine Mahnung war gekommen. Dieser Tage mußte Geld kommen, das Angeld vom Thorner Jud. Maria war beruhigt. Sie ließ anspannen und fuhr nach Majeiken zurück.

Zu ihrer großen Überraschung fand sie dort Herrn Kalmus, den Eisenjuden, der schon über eine Stunde auf ihre Rückkehr gewartet hatte. Forschend begrüßte er sie, und als sie fröhlich nach seinem Begehr fragte (denn in Anbetracht der Schafe, die man ihm mästete, konnte er ja kein dringender Gläubiger sein!) wurde auch er sehr

fröhlich. Eine Kleinigkeit nur wolle er. Eine Beruhigung nur, weil er herzkrank sei und vielleicht etwas überängstlich. Die Form nur solle gewahrt werden. Die Eisenrechnung wäre nun beträchtlich gewachsen infolge der diesjährigen Liefrungen zum Scheunenbau und der Zinsen. — Ja, aber Ihre Schafe! rief Maria, wir wollten uns doch verrechnen! — Gewiß! Gewiß verrechnen wir uns. Glaubten Sie denn, ich wolle Geld? Halten Sie mich für einen rücksichtslosen Mann? — Maria atmete auf und wurde sehr liebenswürdig. Treten Sie ein, Herr Kalmus, und trinken Sie ein Glas Limonade, das wird Ihrem Herzen gut tun bei der heißen Wittrung! — Gern! sagte Kalmus, aber erst unterschreiben Sie bitte dies hier! — Doch keine Wechsel? Ich unterschreibe grundsätzlich keine Wechsel! — Maria sprang auf. Kalmus dagegen setzte sich und wurde ruhiger. — Hab' ich gesagt Wechsel? Ich hab' gesagt: dies hier! Kleinigkeit für Sie! — Was ist es? — Falls Sie mal nicht bezahlen wollen oder nicht können, soll mir Ihre Einrichtung hier verpfändet sein! Gott bewahre! Nicht alles! Hab' ich gesagt: alles? Ich hab' gesagt: Nur was dem Wert entspricht. — Aber die Schafe! Die haben doch ebensoviel gefressen wie . . . — Ganz recht! Aber den Dung hat Majeiken behalten. Der liegt auf dem Majeiker Acker. Und meinen Sie, Schafdung steht heut niedrig im Wert? Wie soll ich es können verantworten, den nicht in die Verrechnung einzubeziehn! — Ich weiß nicht, ob ich unterschreiben kann, ohne den Inspektor zu fragen. — Kalmus schien erschrocken, nein mitleidig. Das wußte ich ja gar nicht, sagte er, dem Lenzer gehört hier die Einrichtung? — Was für eine Frage! rief Maria und unterschrieb.

* * *

Johannes fuhr seiner Heimat entgegen. Sein Herz kam schneller vorwärts als die mühsam fauchende Maschine, deren Rauchfahne am Boden schleifte, in Fetzen riß, festzuhaken sich schien in unendlichen Wäldern, bis in einer Lücke schimmernd das Schloß der Hochmeister sich hob und gleich darauf (Johannes lief ans andre Fenster) das weiteste nahe war: der Himmel seiner Kindheit über flimmerndem Bruch, abgeholztem Hügel, dunstfarbnen dürftigen Dächern. Nun sah er die donnernde Dampffahne gehoben hell und hingeschwenkt über Majeiken. Aber er konnte nicht flattern und fliegen wie sie, die weiße leichte . . . Er mußte vorüber. Er mußte erst zum Winrichsburger Bahnhof, mußte dort langsam einfahren und dann aussteigen mit schwerem Koffer. Schwerer noch war sein Herz. Wiedersehn tat ihm immer weh wie Abschiednehmen. Jetzt gleich wird Mutterchen die Arme mir entgegenbreiten, dachte er — wenn ich in Uniform nur nicht werde weinen müssen! Er schob die Halsbinde zurecht, rieb mit dem Ärmel die Knöpfe blank und vergewisserte sich, daß die Mützenkokarde genau über der Nasenlinie sich befand. Dann stieg er aus.

Trotz langen Suchens fand er seine Mutter nicht. Auch keinen, den sie geschickt haben könnte. Nicht einmal ein Fuhrwerk, das ihn nach Majeiken bringen sollte. Nur fremde Menschen überall. Und im Spiegel des Wartesaals sein eigenes erschrockenes Gesicht. Verspätet! dachte er. Was kann es anders sein! Ich werde warten. — Kaum hatte er sich gesetzt um zu warten, drängten sich traurige Gedanken um sein Herz: Mutter hat vergessen, daß ich komme; oder sie ist krank; oder sie hat doch den Baumeister geheiratet; oder die Pferde sind durchgegangen mit ihr; oder sie ist tot; oder — — Ein Offizier

ging vorüber. Johannes sprang auf und stand stramm. Dann wurde er unmutig. Wie kommt denn ein Offizier nach Winrichsburg? dachte er. Ich will nicht länger warten hier, wo Offiziere vorbeikommen können! Ich habe Ferien. Ich bin frei! Ich will nach Hause!

Den Koffer mit den schweren Kommißsachen schleppend, hastete er hin auf glühendem Sandweg, um möglichst schnell die Landstraße nach Majeiken zu erreichen, um möglichst schnell vorbeizukommen an diesen fremden Menschen und Kindern, die ihm nachriefen: Kadett, Kadett, Kaldaunenschlucker — hat Hosen ohne Unterfutter! Kommt mir nur näher! dachte er, ich schlag euch tot! Aber er hatte ja noch kein Seitengewehr und glaubte vor Wut weinen zu müssen. — Dann endlich auf der leeren Landstraße weinte er wirklich, weinte vor Hunger und Heimweh. Seit gestern hatte er nichts gegessen. Seit Monaten sich auf Majeiken gefreut und Mutter. Und nun dieser Leidensweg! Ruhte er, trieb Heimweh ihn weiter; geriet er in Eile, hielt Hunger ihn fest. Und die Hitze war heute so, daß außer ihm kein andres lebendes Wesen sich zeigte auf der Straße.

Doch! Da ganz hinten bewegte sich etwas; kam näher; ihm entgegen; langsam; tastend; gleichsam etwas suchend; war es Mutter?

Nein! Es war ein altes Weib. Wenn man wohin unterwegs ist und als erstes ein altes Weib trifft, muß man umkehren ohne Besinnen, weil solche Begegnung Unglück ankündigt! — das waren von allen Worten seines Vaters die einzigen, die Johannes nicht vergessen hatte. Vater war tot; lange schon; sollte er einem, der schon lange tot war, folgen? Sollte er umkehren? Aber wohin? In den Wartesaal, wo Offiziere vorbeikommen konnten? Auf

die Bank an Vaters Grab? Mit dem Koffer voller Uniformen? Dem Herzen voller Tränen? Dem kleinen Körper voller Hunger?

Unmöglich! Schon deshalb unmöglich, weil er den Blick nicht wenden konnte von Majeiken! Er beschloß, Majeiken fest und starr anzusehen und gar nicht zu achten des alten Weibes. Gedacht, getan! Fast war er vorüber, da wurde er angehalten mit den Worten: Ist das nicht der junge Herr? — Er ging weiter als wäre er es nicht. Aber er war schon erkannt. Gott du gerechter! Und grad heut kommt er an! — Er fühlte sich herumgerissen von diesem bedauernden Ausruf und blickte die Stehngebliebene erstaunt an. Es war die alte Jüdin, die in der äußersten ärmlichsten Kate Majeikens wohnte und am Fenster auf den Tod zu warten pflegte. Die lebte immer noch? Und ging sogar hier die Straße entlang? Und ihm entgegen? Und wußte mehr als er? — Was ist grad heut? Warum erschraken Sie, weil ich grad heut komme? — Nichts, nichts, junger Herr! Nichts! Ich hab' nichts gesagt. Ich sag' nichts mehr. — Aber Sie waren doch erschrocken! Ist meine Mutter . . . Lebt meine Mutter noch? — Warum soll sie leben nicht? Lebt länger als ich! Viel viel länger als ich! Aber ich sage nichts mehr. Will dem jungen Herrn nur helfen tragen. Er ist ja ein Kind noch. Er bricht zusammen. Ich bin alt, aber daran gewöhnt, Schweres zu tragen. Noch von früher her. — Und obgleich Johannes sich in die Brust warf und behauptete, ein Kadett dürfe sich nicht helfen lassen, und er käme am besten und schnellsten allein vorwärts, griff die Alte zu und trug mit ihm den Koffer voller Uniformen bis an das Tor des Hofes. Dort begann der Hund ein wütend lautes Gebell, und die Jüdin, die gleich merkte, des Tieres Wut galt ihr, kehrte

um und humpelte zurück, ohne daß Johannes verstanden hatte, was sie sagte. Mit Staunen ging er über den Hof. Es war alles so seltsam! Kein Mensch zu sehn. Der Hund bellte weiter trotz Zurufs. Erkannte ihn nicht. Vor dem Stall fremde Wagen. Die neue Scheune: aufdringlich neu, prächtig und mächtig, doch nicht hergehörend auf den alten Hof. Im Hause dann, als er endlich eintrat, wuchs seine Befremdung und wurde zur Angst. Hätte er gar nichts mehr angetroffen von den Dingen, die er kannte, wäre es nicht so unheimlich gewesen wie jetzt, da alles noch da war am alten Platz und mit Wehmut den Eintretenden wahrzunehmen schien und zu beklagen, während weder Mutter noch sonst ein menschliches Wesen ihm entgegenkam. Und doch war es, als wären viele Menschen in einem der Nebenräume, als hielte eine fremde Stimme sie im Bann. Wo war es? Im Eßzimmer nicht. In Mutters Schlafzimmer auch nicht. Das Zimmer daneben, darin Vater einst schlief, war verschlossen. Im großen Zimmer war es! Schmutzige Spuren vieler Füße führten dorthin, und an der Tür jetzt stehend hörte Johannes: die fremde Stimme war dahinter, unerregt aber bestimmt und beherrschend die Geräusche einer zuhörenden Menge. Auch Johannes versuchte jetzt zuzuhören, verstand auch einzelnes, begriff aber den Zusammenhang nicht, weil er vom Anfang nichts wußte. Jetzt aber wurde die fremde Stimme, als wolle sie auch ihn erreichen, wurde herrisch laut und streng: Ihr habt nun gehört, was hier vorgelesen wurde und bekannt gemacht. Ich will es kurz und deutlich für jeden wiederholen: Von heut ab steht das Gut Majeiken unter Zwangsverwaltung. Die bisherige Besitzerin, Frau Maria Holl, rechtsmäßiger Vormund des noch unmündigen Besitzers

Johannes Holl, hat in die Zwangsverwaltung zu willigen und sich fortan jeder Einmischung in die Wirtschaft zu enthalten! Der bisherige Inspektor Lenzer wird entlassen. Ihr alle, Arbeitsleute und Gesinde, habt bis auf weiteres nur einem zu gehorchen, dem von der Landschaft eingesetzten Zwangsverwalter, Herrn Fackler, der hier steht. Wer unter diesen veränderten Verhältnissen nicht bleiben will, kann nachher seine Kündigung hier vorbringen für den entsprechenden Termin! Jetzt — wäre weiter nichts mehr zu sagen! Ihr könnt nach Hause!

Und ehe Johannes noch denken konnte: wohin soll ich jetzt? wurde die Tür geöffnet und er war mitten unter denen, zu welchen die fremde Stimme gesagt hatte: Ihr könnt nach Hause! Er wurde lange, trotz seiner Uniform, von keinem bemerkt. In dem engen Vorraum, den der Schatten des Ahorns füllte, hatten die Hinausdrängenden nicht Übersicht genug, um ihn, ihren kleinen Herrn, zu gewahren. Jeder sah nur seinen Nächsten an, oder stieren Blickes in die ungewisse Zukunft. Fast wäre Johannes mitgerissen worden und hinaus, aber er klammerte sich an die Wand in einem dunklen Winkel und blieb, denn er dachte: nach Hause? Ich bin ja zu Hause! — Jemand sah ihn plötzlich, hob die Hände und schluchzte. Andre sahen sich um, riefen ihm Bedauerndes zu in polnischer Sprache, mußten aber weiter. Der Inspektor stand vor ihm, fahl, verwirrt, wie von Sinnen. Kind! keuchte er, Herr! Vergeben Sie mir! — Johannes begann zu zucken mit Gesicht und Schultern. Wo ist meine Mutter? fragte er. Die Stimme des Alten schien unfähig, Antwort zu geben. Kind ... zitterte die Stimme — Kind und Herr, Kind und Herr ...! Er ist wieder betrunken, dachte Johannes. Er sah den Kutscher, zupfte ihn am Rock: Wo

ist meine Mutter? — Der Kutscher schlug die Hände zusammen. Einer der fremden Herren wollte vorbeigehn mit einem Schriftstück in der Hand und einer Feder. Was ist denn das für ein bunter Knirps? fragte er — der Sohn? Johannes Holl? Das trifft sich ja gut! Komm mal mit Kleiner! — Johannes rührte sich nicht. — Nun? fragte der Fremde. — Ich bin dreizehn Jahr alt! erklärte Johannes — Im Korps sagt man »Sie« zu mir! — Der Fremde lachte. Also kommen Sie mit, Herr Feldmarschall! — Sie kamen beide vor die verschlossne Tür des Zimmers, drin einst Vater schlief. — Nun klopf mal und sag, daß du es bist! flüsterte der Fremde — ah, nicht du! Sie natürlich! — Ist meine Mutter drin? — Ja. — Johannes klopfte: Ich bin es, Mutterchen! Mach auf! Bitte mach auf! — Eine Weile kam keine Antwort. Dann wurde der Riegel zurückgeschoben. Johannes riß die Tür der Dahinterstehenden aus der Hand. Es war Mutter. So verweint, daß er sie fast nicht erkannte. Beide umarmten einander. Der Fremde mit dem Schriftstück stand dabei und wartete. — Sag was! bat Johannes, sag was! Warum sagst du nichts? — Maria ließ ihn los, verzerrte ihr Gesicht und schrie den Fremden an: Ich unterschreibe nicht! Und wenn Sie mich totschlagen, ich unterschreibe nicht! — Johannes war erschrocken über diese Unbeherrschtheit. Er kannte Mutters Heftigkeit; so aber hatte er sie noch nie gesehn. Mutterchen! bat er. Sie schob ihn beiseite: Du verstehst das nicht! Geh! Ich unterschreibe nicht! — Sie müssen es! erklärte der Fremde, seien Sie doch vernünftig! Es ist Beschluß der Generalversammlung! — Maria geriet außer sich: Die Generalversammlung kann mir den — — Mutter! rief Johannes — pfui! Du bist doch eine Dame! — Sie wandte sich um:

Was? Du auch bist gegen mich? So! Dann bin ich fertig! — Sie eilte an Vaters Schreibtisch, riß mehrere Schubfächer auf, suchte, stöberte, fand etwas, riß es auseinander, steckte etwas in den Mund, setzte sich auf einen Stuhl und sagte leise: So! Jetzt habe ich Gift genommen. Jetzt kann man mich nicht mehr zwingen!

Johannes, der Uniform nicht achtend, begann das Geschrei eines Kindes, welches begreift, daß die Mutter ihm stirbt. Er schrie so, daß alle fremden Herren, die im Hause waren, herbeistürzten mit Fragen. Dem Schreienden, der seine Mutter umklammert hielt, setzte der Atem aus. Es wurde ganz still. — Sie haben mich in den Tod getrieben, sagte Maria laut, und als sie ihr Kind wieder keuchen hörte, fügte sie leise hinzu: beinahe! Aber das Kind verstand dies nicht. Mit übermenschlicher Anstrengung zwang es seinen Schmerz, Wort zu werden: Warum? warum nur? Sag warum? Mutterchen! Gib doch ganz Majeiken hin, aber bleib bei mir! Bleib am Leben! Hörst du noch? Bleib! Ich werde sorgen für dich. Ich werde dich nie verlassen. Ich kann ganz schnell etwas lernen. Ich werde schnell befördert werden. Berühmt vielleicht. Bleib am Leben! Bleib! — Quälen Sie doch den Jungen nicht so! sagte jetzt eine männliche Stimme, wir haben die Reste des Pulvers, das sie nahmen, untersucht . . . es ist ja Natron. — Maria gab keine Antwort. Johannes, einen guten Ausgang erhoffend, wurde übererregt. Er lachte und weinte zugleich. — Wirst du mich wieder lieb haben? fragte Maria ihn plötzlich, wirst du mich immer lieb haben? — Ja, Mutterchen, ja ja! Wenn du nur am Leben bleibst! — Sie wandte sich an den Fremden: Geben Sie her! Ich unterschreibe. Aber dann bitte ich, allein gelassen zu werden!

Die Herren verbeugten sich und gingen. Die Überrumplung werde ich ihnen nie vergessen und verzeihen! sagte Maria, als sie allein war mit ihrem Kinde, gestern noch wußte ich von nichts. War ganz vergnügt und harmlos in Winrichsburg. Heut mit der Frühpost erhalte ich die Benachrichtigung, daß sie kommen würden, die Zwangsverwaltung einsetzen, und um zehn Uhr waren sie schon da. — Johannes schwieg. — Weißt du, wer uns ins Unglück gebracht hat? fragte Maria und gab sofort selber die Antwort: Nur der Lenzer! Nur der Lenzer! Hätt ich ihn doch fortgejagt vor Jahren schon! Aber ich Schaf bin zu mitleidig gewesen. Nun ist es zu spät. — Johannes schwieg. — Bist du mir böse, weil ich dich erschrocken habe, mein Herzchen? Ich meine: mit dem Giftnehmen? Es mußte sein! Ich mußte versuchen, Eindruck auf sie zu machen. Aber sie haben alle kein Herz. Sie hätten mich sterben lassen, glaube ich, wenn es wirklich Gift gewesen wäre! Warum siehst du mich so an? — Ich freue mich, daß du lebst. — Sie umarmten und küßten einander, und Johannes schmeichelte und schmiegte sich an, als erlebe er den sorglosesten Tag seiner Kindheit. Plötzlich aber seufzte er. — Sind wir jetzt ganz arm? fragte er, haben wir gar nichts mehr zu essen? — Mein Herzchen, mein einziges! rief Maria, daß ich das vergessen konnte! — Sie eilte ins Schlafzimmer nebenan, entfernte dort raschelnde Papierhüllen von irgend etwas und kam wieder mit einer großen Schichttorte, die sie niedersetzte vor dem staunenden Kinde. Die Torte war geziert mit gezuckerten Früchten und der Aufschrift: Willkommen zu Hause!

* * *

Im Herbste, wenn Nebel oder nahende Nacht das heimliche Umherstreifen des Alten begünstigen, geht Inspektor Lenzer über die Felder Majeikens. Er hat einen Stock wie immer; aber nicht um andern zu drohen damit, um Tagewerk anzuweisen oder hinzudeuten auf das, was er selber vollbracht, sondern nur, um sich zu stützen. Das Gehen fällt ihm schwer in diesem Herbst, und er muß längere Zeit auf den Beinen sein als früher. Er muß alles verfolgen was ohne ihn geschieht; er muß beobachten was anders geworden ist auf dem Acker seit er nicht mehr wirtschaftet; und da er jeder Begegnung mit andern ausweicht, niemals stehen bleibt um mit andern zu sprechen und sie auszufragen, dauert es lange bis er weiß was er wissen will; ist sein Weg mühselig und entmutigend.

Bisweilen kann er nicht weiter. Dann bleibt er stehn, wischt sich den Schweiß vom weißen Haar und spricht mit sich selber. — Nun sieh mal! sagt er, hier sind wirklich die Herbstbrachen schon gepflügt und abgeeggt zum Durchwintern! Wie der Teufel das nur fertig gebracht hat in den paar Tagen! Er muß geradwegs aus der Hölle Ochsen und Pferde sich beschafft haben, fette starke Biester, die nicht Heu fressen, sondern Gold! — und er geht kopfschüttelnd weiter. Kurz vor der Dämmrung kommt er an einen Acker, da ist die neue Saat schon aufgegangen, herrlich, gleichmäßig, dicht wie die Haare einer Bürste. Der Alte kann gar nicht sich trennen von dem Anblick. Er streicht um die Saat herum wie ein Hirt um seine Herde; schaut und rechnet, rechnet und schaut wieder. Schließlich merkt er, daß er sich verrechnet, daß er verwirrt wird im Kopf. Der Teufel hockt in ihm wie ein Hund und bellt die Zahlen an, die Lenzer einstellen müßte in sein Exempel, damit die Rechnung richtig und

gut ausgehe. Dieser Teufel verdirbt ihm die ganze Freude am Schauen. In der Freude ist jede Saat so, als wäre sie aufgegangen dank unsres Wirkens, nach unserm Willen, unter unsern Händen. Wird diese Freude verdorben, muß man sich abwenden, muß fort, muß wo anders hin . . .

Der Alte geht wo anders hin. Mühsamer wird sein Weg, mühsamer das Atmen. Unversehens steht er auf dem Stubbenhügel zwischen vertrockneten Stümpfen, gilbendem Kraut, Spinngeweben, darin Tropfen liegen wie runde Frucht. Er blickt ins Weite mit wehen Augen, sucht sucht und findet nicht was er sehen will. Zwischen ihm und Majeiken hängt ein dunstiger Schleier. Er stolpert den Hügel hinab und geht über Wiesen dem Torfbruch zu. Mit Verwundrung sieht er einen Graben, den er nie gesehn; der ist so breit und tief, daß er nicht hinüber kann; er muß entlang an ihm; einen Umweg machen, bis er eine Brücke findet und nun weiß: der Graben war immer da, nur nicht gereinigt und erweitert. Überhaupt scheint hier jemand gewesen zu sein, der gesorgt hat für die Wiesen. Sieh mal an! Da sind sogar die Maulwurfshaufen auseinandergestreut, und auf den nassen Stellen liegt Sand! — Nun geht der Alte über die Brücke und gewinnt den Weg, der durchs Torfbruch zum Walde führt. Aber an diesem Wege liegt ein Ungeheuer und wartet auf ihn. Er weiß sogleich, was es ist. Er wird sich hüten, ihm nahe zu kommen! Es ist des Teufels Greifbagger, die Maschine, die plötzlich angetrieben wird von der Hölle aus durch Hebeldruck und die dunkelsten Tiefen auszubeuten vermag bis auf den Grund! Ehe er solches geschehn läßt in seinem Innern, macht er lieber einen Umweg, tastet sich quer durchs Bruch, springt über hundert Wasser-

gräben und Löcher, drauf der Himmel schimmert und traurig sich trübt und erzittert jedesmal, wenn das Bild des hüpfenden Alten erscheint. — Dieser denkt nicht an Gefahr. Er denkt nicht dran, daß er ausgleiten könnte oder zu kurz springen und versinken im Schimmer des Himmels. Er ist nicht betrunken. Er fühlt sich sicher und weiß: er hat ein Versprechen zu erfüllen. Er hat versprochen, noch vor Dunkelheit bei ihr zu sein, die er liebt, weil er sie geliebt hat in der Jugend, die die Mutter ist seiner Kinder — wo mögen die Kinder jetzt sein? — die die Trösterin ist seines traurigen Alters.

Jetzt steht er vor der Waldschenke. Sag ihr, daß ich da bin! ruft er schon von weitem dem Förster zu, der im Fenster lehnt und raucht. Der Förster, wenngleich ein starker furchtloser Mann, erschrickt so, daß er die Pfeife beiseite legt. Wem soll ich es sagen? fragt er. Lenzer steht und wischt sich den Schweiß. Wem? Nun ihr, die ich untergebracht hab in deinem Haus hier, obgleich du Schuft nur eine elende Kammer hergegeben hast zum Schlafen! — Aber Lenzer, um Gotteswillen was ist mit dir! sagt jetzt der Förster; komm herein. Mensch! Komm trink einen Grog und vergiß die ganze Geschichte! Komm! Man muß sich wärmen im Herbst! — Ich will mich nicht wärmen! antwortet der Alte. Siehst du nicht, daß mir warm ist? Ich will, daß du es ihr sagst! — Der Förster schüttelt den Kopf, tritt vom Fenster zurück und kommt gleich drauf heraus, einen seiner Hunde am Halsband haltend. Der Hund beginnt zu wedeln. Sieh Lenzer! dieser Hund erkennt dich sofort. Ich aber, ich erkenn dich kaum. Du bist ganz verfallen, Mensch! Komm herein und trink eins! — Du weißt, daß ich nur trank, weil es schlecht bestellt war um Majeiken. Jetzt ist es anders. Jetzt trink

ich nicht mehr. Die neue Saat ist aufgegangen wie noch nie. Geh sag es ihr! Sag: es wäre alles gut jetzt! Und ein großes Gehalt sei mir versprochen worden. Sie wird nicht mehr hungern müssen am Abend. Geh sag es ihr! — Der Förster legt dem Sprechenden die Hand auf die Schulter und rüttelt ihn. Lenzer! mahnt er, Mensch! Komm doch zu dir! Deine Frau ist ja gar nicht hier und war nie hier. Niemals hast du sie bei mir untergebracht, sondern beim Pfarrer in Bjeluttorotzken. Und was ist das für ein Unsinn mit dem Gehalt? Du redest ja, daß es einem ganz Angst wird! Was soll aus dir werden? — Der Alte gibt keine Antwort. Er blickt so traurig den Hund an, daß dieser unruhig wird und zu winseln beginnt. So sag doch was, Mensch! ruft der Förster, zieht die Hand von der Schulter des Traurigen, und als dieser noch immer schweigt, weiß er sich keinen andern Rat, als die Weise zu pfeifen vom Jäger aus Kurpfalz — — der reitet durch den grünen Wald — — — — — — — —

Ja, dann muß ich umkehren! sagt mitten drin der Alte; und er geht auch schon; geht ohne Abschied zu nehmen; geht als wäre der Förster gar nicht da. — Lenzer! ruft dieser, Lenzer! Wohin gehst du? Willst du etwa nach Bjeluttorotzken? — Er läuft ihm nach: Willst du etwa ...? Zu wem willst du? — Lenzer ist verwundert. Zu ihr natürlich! sagt er. Zu ihr. Nach Hause. — Aber Mensch! ruft der Förster, der nun ganz aufgeregt ist, während der Hund bellend umherspringt, als müsse er sich Mut machen, — Lenzer! Besinn dich doch! Deine Frau ist ja tot. — Der Alte lächelt: Das sagt ihr mir immer! Das sagt ihr nur, weil ihr glaubt, ich sei betrunken. Ich trinke aber nicht mehr seit es besser bestellt ist um Majeiken. Ich geh jetzt nach Hause. Ich muß bei ihr sein vor der Dunkelheit.

Und er geht wirklich; geht übers Torfbruch schon; wird mal kleiner, mal größer; beginnt zu hüpfen wie ein gespenstiges Kind; verschwindet in nebliger Nacht; und nicht einmal der Wind mehr findet seine Spuren ...

* * *

Wenige Stunden nur sind es bis zur Dunkelheit, bis zum heiligen Abend. Johannes ist vor den Spiegel getreten so nahe heran als möglich. Er sieht nichts andres als sein Gesicht; betrachtet es lange mit Ernst und Forscherfrommheit und wird ganz traurig als er findet: es ist immer noch das Gesicht eines Kindes. Er entfernt sich so weit, daß alle Konturen seines Körpers im Spiegelbilde erscheinen, daß des Raumes braunschimmernde Schatten zurückweichen vor seiner hellen Nacktheit; aber auch jetzt findet er nichts verändert an sich; alles an ihm ist Kind. Und doch: in die Trauer über dieses Leibes langsames Leben mischt sich jetzt etwas andres; etwas wie ein Staunen, ein seltsames Staunen, als sei er soeben erschaffen worden von Gott, als könne er die Schauer der Schöpfung noch irgendwo erschauen an seinem Leibe. Ohne dem nachdenken zu können, hat er das Gefühl, als sei die Schöpfung noch nicht vollendet, als müsse er selber zusehn und suchen und die Kraft entdecken, die der Schöpfer unbenutzt ließ und hingab ans Geschaffene. Und da er von sich nichts andres kennt als seinen Leib, gilt sein Forschen diesem. Er forscht und forscht aber findet nicht die Kraft, die er sucht, deren Nahsein er sehnend schon spürt ...

Wer rief? Die Mutter stand vor der Türe und rief. Bist du fertig? rief sie. Nein! antwortete Johannes und blickte um sich. Er sah den Raum, darin Vater einst wohnte

und ruhte zur Nacht, darin er selber nun wohnt und wacht und träumt, und sah die Vorbereitungen zum Weihnachtsbad. Er kniete nieder in der Wanne, schöpfte Wasser, ließ es rieseln über Haupt und Leib wie einer, der sich selber tauft und machte sich dann mit frohen jungen Bewegungen an die Waschung. — Nicht zu lange, mein Kind! Ich warte auf dich! Wir müssen fort! rief Maria.

Als der so Gemahnte jedoch nach längerer Zeit erschien, angekleidet schon fürs Freie, bereit zur Fahrt, sah es aus, als wäre die Mutter noch nicht fertig, als warte sie auf etwas. Siehst du gar nicht, daß ich verweint bin? fragte sie schließlich. — Ja, sagte Johannes, warum? — Ist dir gar nicht weh ums Herz, fort zu müssen von Majeiken? — Heute müssen wir ja noch nicht fort. Ich denke, wir fahren jetzt nach Winrichsburg, Vaters Grab besuchen. — Du bist diese Weihnacht so anders, so, als wärst du gar nicht mein Kind mehr. Früher hast du geweint, wenn ich weinte! — Ich kann doch auf Wunsch nicht weinen! — Aber du bist doch zum letztenmal in deiner Heimat. — Johannes wandte sich ab, und nun waren ihm Tränen nahe; er wurde zornig, stampfte mit dem Fuß und schrie: Ich fahr nicht mit! Ich kann in Uniform mich nicht sehn lassen, wenn ich weinen muß! — Gleich drauf aber fiel er an seiner Mutter nieder und bat schluchzend um Verzeihung. Sie hatte wirklich ein Gesicht wie jemand, der verlassen wird vom letzten. Sei nicht traurig! Mutterchen! — bat er — sei nicht traurig! Wir werden auch ohne Majeiken leben! Ich verlasse dich niemals! Wenn ich Offizier bin, ziehst du zu mir, führst mir die Wirtschaft, und wir werden sicherlich mehr und besser zu essen haben als du hier in Majeiken und ich im Korps. — Die so Getröstete

sah nicht aus, als höre sie zu. Wenn uns der Jud nur die Sachen läßt! sagte sie. Sonst weiß ich nicht, was werden soll! Ich denke, wir fahren jetzt zunächst beim Juden vor und dann erst auf den Friedhof!

Sie fuhren; in einem Schlitten und mit herrschaftlichem Geläut wie immer. Unterwegs wollte Johannes verschiedenes wissen: Warum Vater so früh gestorben sei? — Das weiß der liebe Gott, seufzte Maria. — Ob man auch Lenzers Grab besuchen werde? — Ja, das könne man auch. — Wie Lenzer ausgesehen habe, als der Greifbagger ihn hochgezogen habe aus dem Torfwasser? — Wer hätte das anschauen können, mein Kind! — Und dann nach längerem Sinnen, als sie schon vorüberglitten an den ersten Häusern des Städtchens: ob Bankrottmachen eigentlich eine Schande sei? Ob man in Uniform sitzen dürfe in einem Schlitten, der ... der nicht mehr — Was nicht mehr? Uns gehört? Er gehört uns! Nach den Bestimmungen habe ich bis zu dem Augenblick wo ich fort muß, Anspruch auf herrschaftliches Fuhrwerk! Und überhaupt mein Kind, bin ich noch Besitzerin von Majeiken bis zu dem Augenblick, wo ich fort muß! Hätte ich Geld, könnte ich jederzeit die Zwangsverwaltung zum Teufel jagen! Aber nun hat die Bande schon so viel hereingesteckt in die Wirtschaft, daß das Geld gar nicht mehr aufzubringen ist! — Bleibt Majeiken also unter Zwangsverwaltung? — Bis Neujahr ja! Dann, wenn nicht ich, kauft es ein andrer. — Wer? — Ich weiß nicht. Ein Fremder.

Ein Fremder! Johannes wandte sich ab und wollte schweigen und nachdenken, aber die Mutter, wahrscheinlich weil sie die Leute nicht anblicken mochte, zog ihn immer wieder in ein Gespräch, von dem nichts zu ver-

stehn war, so laut hallte jetzt das herrschaftliche Geläut in den engen Straßen. Endlich glitt der Schlitten quer über den Marktplatz und hielt vor dem Laden des Eisenjuden Kalmus. Maria verschwand darin, ausgleitend, fluchend, maulend und mit Beschwerde bei der Polizei drohend, während Johannes, der im Schlitten warten sollte, sich duckte und so tat, als betrachte er den für Vaters Grab mitgenommnen Kranz. Es war ein Kranz aus Tannenzweigen und künstlichen Rosen. Die ersteren hatte er selber geholt aus dem Garten, den einst die Gefangenen angelegt; die letzteren hatte Mutter geschnitten und gebauscht aus buntem Papier, darin eigentlich Weihnachtsbonbons eingewickelt werden sollten. Weihnachtsbonbons aber hatte man dies Jahr nicht kaufen können. Der Wartende seufzte und blinzelte seitwärts, weil er immer fürchtete, einen Bekannten daherkommen zu sehn oder gar einen Offizier und sich schämen zu müssen des Wartens vor dem Hause des Juden. Er sah jedoch nur fremde Kinder, und selbst diese achteten heute nicht seiner Uniform, weil sie die weihnachtlichen Dinge anstaunten und umjubelten, die aus Fenstern winziger Läden schimmerten oder hinweggetragen wurden von jemand, der sie hatte kaufen können. Die fremden Kinder konnten nichts kaufen; sie waren arm wahrscheinlich, arm wie Johannes, und dieser dachte: jetzt bin ich selber ein fremdes Kind. Wo werde ich Weihnachten übers Jahr sein? Ach es wird doch schwer werden, leben zu müssen fortan als einer, der in Majeiken nichts mehr zu suchen und zu sagen hat, als einer, der nie nie mehr beurlaubt werden kann in seine Heimat!

Wie vor peinigendem Dienst, wie vor strenger Inspizierung spannte er seinen kleinen Körper an, um Einhalt

zu tun dem Zittern seiner Seele, und dann war die Zukunft, ja die allernäheste Zeit so erschüttert, daß kein Gefühl, kein Gedanke festgehalten werden konnte darin; zu einer unbewußten Gegenwart wurde alles Leben, zu einem verzweifelten Versuch, jetzt, gerade jetzt gelebt zu werden. Daß er solch Leben zu leben immer wieder versuchte, geschah einzig und allein infolge Unterwerfung unter die Macht der Kommandorufe. Drum war er heute und hier, wo kein solcher Ruf erschallte und dennoch Außerordentliches bestanden werden mußte, wie einer, der das Leben aufgibt. Er sah sich plötzlich ohne Furcht und Verwundrung im Grabe liegen an seines Vaters Seite, schloß die Augen und — sah noch mehr. Er sah die Macht des Toten, sah sich selber als Teil dieser Macht und sah wie in einem Bilde die Möglichkeit, mit dieser Macht das zu beherrschen, was nicht mehr ihm gehörte: das Leben. Ganz unbemerkt, ganz ohne Zwang. Ohne Zeit, ohne Kommandoruf. Nur durch Einssein mit dem Bilde, durch das Geheimnis des Spiegels, drin das Bild unsichtbar wird dem, der andres erforschen will als sich selber. Hätte er vermocht, dies Erleben in Worte zu wandeln, er hätte etwa sagen müssen: Wenn Mutter jetzt kommt, wenn Mutter jetzt ruft — ich bin fort. Mich findet sie nicht mehr. Mein Geheimnis enthüllt sich ihr nicht. Die Spatzen dort spielen und streiten um Kot. Ich aber bin in einem fernen Bilde . . .

Was ihm unerträglich gewesen soeben noch: das Warten — jetzt war es etwas Selbstverständliches, zu seinem Dasein und Geheimnis Gehörendes. Weil seine Seele versenkt war in der Seligkeit des Vaters, war er eins mit seinem Bilde, war sein Warten das eines Seligen, ein Gewärtigsein des Wunders, ein Herrschen über das

Leben. Zum erstenmal offenbarte sich ihm das Innerste: ich bin kein Kind nur. Ich bin etwas ganz andres, als ich jemals hier werden kann. Ich will warten auf das, was ich bin. Ich will warten auf mich selber!

Und nun geschah ein Wunder: Der Ruf der Mutter erreichte ihn wie einen Traumwandelnden der Schrei eines Erschrockenen. Das ganze soeben offenbar gewordne Wissen um sein Innerstes war fort, ohne eine Spur zu hinterlassen im Fühlen und Denken, fort, als wäre es nie gewesen, und doch, als er jetzt den Ruf verstand und hinging und eintrat in das Haus, aus welchem gerufen wurde, ging er nicht mehr wie ein Kind, das der Mutter folgt, sondern als einer, der sich selber sendet. Zum erstenmal sah er Mutter nicht als Mutter, sondern als eine, die ihr eignes Leben lebt, und mußte sich besinnen, was er zu schaffen habe mit ihr. Was wollte sie von ihm? Warum hatte sie gerufen? Warum rang sie die Hände? Was tat sie? Was bedeutet all dieses, das sich abspielte vor seinen Augen?

Mitten im Raum stand Herr Kalmus, der Eisenhändler. Die Hände hatte er hinten unter den Rockschoß gesteckt, die Schultern hochgezogen, und in seinem Gesicht schien jede Falte Recht zu haben für allezeit. Mutters Gesicht dagegen, bewegt wie von wühlendem Wind, wußte nicht, wo es hin sollte, um das Recht zu erhaschen, und ihr ganzer Körper war untertan diesem taumelnden Gesicht. Aus dem Taumeln wurde ein Suchen, ein Sichwinden, ein Sich-überwinden, ein Flehen; das Flehen flüchtete in die Hände, und diese Hände griffen schließlich Johannes und umtasteten ihn, als wollten sie ihn verwandeln in eine überwältigende Bittgestalt. Dann erst kamen die Worte und forderten, was Johannes der

Gebärde versagt hatte. Knie nieder! rief Maria, knie nieder vor dem harten Mann! — und gegen Kalmus sich wendend: Sie werden doch nicht ein Kind vergeblich bitten lassen, ein unschuldiges Kind, ein vor Ihnen knien-des Kind! —— Knie nieder, hab ich dir gesagt! — Nein, das tue ich nicht! trotzte Johannes und riß sich los. — Spielen Sie doch kein Theater! sagte der Jude — der Herr Sohn ist ja vernünftiger als Sie! — Pfui! rief Maria, pfui pfui! So kann nur einer sprechen, der kein Christ ist! — Nebbich! sagte Herr Kalmus ganz ruhig und steigerte die Unbesonnenheit der Wütenden. Was soll das heißen? schrie sie; reden Sie gefälligst deutsch mit mir! Oder war das etwa eine Bemerkung, eine Verhöhnung wollt ich sagen, ein Schimpfwort? Jo-hannes, du bist Zeuge, daß Herr Kalmus mich —— Komm doch fort, Mutter! — unterbrach Johannes. Komm! Lieber soll er alles nehmen, was wir haben, als daß du so bist! — Maria schlug die Hände vors Ge-sicht, fing ein überlautes Schluchzen drin auf und be-wegte die Schultern, als würden sie von diesem Schluch-zen geschüttelt; dann glitt sie haltlos, doch wie es dem Beobachtenden schien: vorsichtig, als wolle sie auf einen Schemel sich setzen, zu Boden. Johannes sprang sofort hinzu, um sie hochzureißen. Sie stieß ihn beiseite. Sie wimmerte wie im Sommer, als sie den Selbstmord-versuch vorgetäuscht hatte. Johannes blickte den Juden an, verstand dessen Lächeln und Kopfschütteln, und fühlte, wie er rot wurde vor Scham. Mutter! mahnte er noch-mals, Mutter, wenn du jetzt nicht aufstehst und mit-kommst, gehe ich allein. Er erhielt keine Antwort. Nur lauter schluchzte und wimmerte die am Boden Kauernde; ja sie machte Miene, sich hinzuwerfen. Da ging er zur

Tür. Ich gehe voran, sagte er, ich gehe mit dem Kranz voran zu Vaters Grab. — Noch während der beiden letzten Worte erhob sich Maria. Wart! weinte sie — ich komm mit! aber sie zauderte, wischte sich immer wieder die Tränen und blinzelte nach Herrn Kalmus hinüber, der inzwischen ans Schreibpult getreten war und im Geschäftsbuch blätterte. — Also Herr Kalmus, begann sie mit veränderter Stimme, mit der Stimme einer schwer Leidenden, Herr Kalmus — — Bitte? fragte der, höflich, als wolle jemand Eisen kaufen. — Herr Kalmus, Sie bestehen also auf dem Zwangsverkauf meiner Möbel und privaten Wertsachen? — Gewiß! erwiderte Kalmus, ich wüßte nicht, was in geschäftlicher Hinsicht sich geändert haben sollte seit Sie zuletzt, vor paar Minuten, mich dasselbe fragten! — Sie bestehen also darauf, auch wenn ... auch wenn ich selber mich hinknie vor Ihnen und Sie anflehe um dieses Kindes willen? — Der Jude erwiderte mit einer Geste, die etwa bedeutete: Bitte schön! Nach Belieben! beugte sich über sein Buch und begann zu addieren, die Zahlen von oben nach unten mit dem Stift verfolgend. Maria war mit einem Ruck auf die Knie gefallen. Johannes öffnete die Tür und ging hinaus.

Aber noch ehe er ins Freie gelangte, vernahm er Mutters Stimme abermals und zwar so, daß er sofort wußte: Jetzt hat sich etwas verändert; jetzt redet sie wie sie denkt; jetzt spielt sie kein Theater. Er eilte zurück. Der Jude war noch immer beim Zählen, nur daß er den Stift von unten nach oben bewegte. Er schien gar nicht zuzuhören. Jede Falte in seinem Gesicht schien recht zu haben für allezeit. Ob er auch so fühlte, wie er aussah, war ungewiß, gewiß hingegen, daß Mutter so aussah wie

sie fühlte, wie sie in Wahrheit fühlte. Sie enthüllte einen Haß, dessen Dasein in dieser Welt Johannes nicht für möglich gehalten hatte bisher. Er hatte manchen Haß kennen gelernt seit er im Korps war, solchen nicht. Jeder andre Haß war wie Rauch gewesen; dieser war Flamme, aus dem Nichts aufzuckendes Element. Aus dem Nichts? Aus Mutters Herz? — Johannes begann zu zittern und blieb ferne dem, was er sah, was seine Mutter sein sollte. Er hatte Furcht, getötet zu werden von diesem Haß, wenn er in seinen Bereich geriete, getötet zu werden wie ein Vogel, der durch Flammen fliegen will. So blieb er stehn und sah und glaubte selbst die Worte zu sehn, die, aus Mutters Mund geworfen, sein Herz durchdrangen, noch ehe sie des Juden Ohr erreichten.

Ich verfluche Sie! rief Maria — ich verfluche alle Juden! Nur die Juden sind schuld dran, wenn wir Bettler werden. Sie haben kein Herz wie wir. Ihr Herz ist hart und wie das, womit sie handeln! Eher könnte ich Eisen zu Tränen rühren, als das Herz eines Juden erweichen! Und dabei bin ich eine Mutter, eine Mutter, die um ihres einzigen Kindes willen bittet und weint! Nicht um mein Gut, nicht um Majeiken mehr kann ich kämpfen — ich bin zu müde! — nur um die paar Dinge, die unentbehrlichsten Dinge für mein Kind, Erbstücke, einzige Andenken an sein Elternhaus! Aber das Herz des Juden läßt sich nicht erweichen. Drum verfluche ich es! Drum bitte ich zu Gott, er möge es ihm faulen lassen im lebendigen Leibe! Vielleicht, daß es dann seine Härte verliert, sich löst, überfließt, in den Dreck meinetwegen, damit man es erkennt von weitem, ausweichen kann, das Bein heben, drüber wegschreiten

wie über rinnende Jauche! Oh, oh, nur noch wenn ich Jauche sehe, will ich an Juden denken fortan! Sollte aber einer in Menschengestalt es wagen, jemals mein Haus zu betreten, ich könnte ihn mit diesen meinen Händen, mit diesen Nägeln — — — Johannes trat zwischen die Fluchende und den Juden, der blaß geworden war wie das Blatt seines Geschäftsbuches. Ich will nicht, daß du weiter sprichst! rief er, als befehle er. Der so Unterbrochenen gelang es nicht, den Haß zu entfernen aus dem Blick; drum war es, als erkenne sie niemand. Wer bist du? rief sie. — Ich. Du siehst doch! — Du bist nicht mehr mein Kind, wenn du es wagst, in dieser unehrerbietigen — — So? unterbrach Johannes abermals mit schwerem Atem, und dann leise und leichter, gehaucht fast fügte er hinzu: Komm auf den Friedhof mit mir!

Sie gingen. Wirklich sie gingen. Herr Kalmus konnte sich nicht rühren, so erstaunt war er, und er machte eine Verbeugung erst, als niemand mehr im Raum sich befand außer ihm.

Mutter und Sohn waren ins Freie gelangt. Während sie im Schlitten Platz nahmen und in Verlegenheit über die gegenseitige Entfremdung länger als sonst mit dem Einhüllen in die Pelzdecke sich abgaben, wobei sie die Köpfe beugen konnten, um das Gesicht nicht sehn zu lassen, sprachen sie kein Wort miteinander. Der erste der sprach, war der Kutscher. Wohin? fragte er. — Nach Hause! sagte Maria; aber weil sie sich schämte ihrer Stimme, die heiser war von Tränen und Haß, sagte sie es so leise, daß nur Johannes es verstehen konnte. Seinem erstaunten Blick begegnete sie mit einem Gesicht, drin er sogleich launischen Trotz inmitten feiger Sanftheit erkannte. Drum glaubte er auch nicht an die Gebärde

des Schmerzes, zu der sie ihre Züge jetzt zwang. Sie verstellt sich wieder! mußte er denken und sagte sehr laut und bestimmt: Zum Friedhof! — Die Pferde zogen an. Das herrschaftliche Geläut ließ keine Worte mehr aufkommen. Maria zog ihren Schleier herunter, lehnte sich in die Ecke wie eine halb Ohnmächtige und legte noch die Hand über den Schleier, so daß von ihrem Gesicht und dem, was sie dachte, nichts mehr zu sehn war.

Erst als sie ganz im Freien anlangten vor dem Tor, drauf geschrieben steht: Gehet ein in Frieden! — enthüllte Maria ihr Gesicht und schien nun nichts zu sein als eine trauernde Frau. Sie selber nahm den Kranz und schritt ihrem Sohne voraus, durch eine niedere Nebenpforte den schmalen Pfad betretend, der nur für jeweils einen beschreitbar war, denn der Wind hatte die winterlichen Grabhügelhüllen durcheinandergerafft und aufgehäuft dort, wo eigentlich breiter Weg sein sollte. Als Johannes hinter seiner Mutter herging und ihr Gesicht nicht mehr sah, nur ihren mühsamen Gang, vergaß er alles, was soeben geschehen, und sann der Versöhnung nach. Worte zu finden, die alles gut machen könnten, wünschte er sich. Aber jedes Wort, das er fand, tat weh, viel zu weh, und darum gelangte er schweigend an die Stelle, wo Vaters Schweigen die Herrschaft antrat über das Herz mit der Verkündigung: es ist alles gut! — Ganz von ferne, wenn die wartenden Tiere sich schüttelten, kamen wohl Töne des Geläuts, das an die Majeiker Herrschaft mahnte, doch auch solches tat nicht mehr weh dem Herzen, das unter die Herrschaft des ewig schweigenden Vaters sich begeben hatte. Als Johannes jetzt die Mutter suchte, war ihm, als könne er mit Vaters Augen sehen. Er sah miteins das ganze ferne friedlose Leben,

seins und ihrs und vieler andrer Leben, als dunkle Last, die der Mutter aufgeladen war, und sah, daß sie nicht wußte, was sie trug. Ihr Nichtwissen, ihre Verzweiflung über dies Nichtwissen, ihr Leid über das Belastetsein mit dieser geheimnisvollen Bürde »Leben«, war so zu sehen und war so echt, so ungewollt, so urgewaltig wie vorhin ihr Haß. Und seltsam: während er vorhin dem Haß Einhalt hatte tun können, jetzt dem Leide gegenüber war er dazu nicht imstande. Einsam und unerreichbar selbst dem Sohne stand die Mutter mit ihrer Bürde hier auf dem Acker, wo Liebe nur im Tode aufzufinden ist. Er, der dies sah, wollte ihr zurufen, was sie trüge, wollte ihr helfen, wollte ihr alles, alles erklären, — da wußte er selber plötzlich nicht, was das Leben ist. Zwei Wahrheiten wohl hatte er heute geglaubt, erkannt zu haben: vorhin den Haß, jetzt das Leid — ach! vielleicht waren es nur Wahrheiten deshalb, weil er von allem anderen nichts wußte! Er hatte plötzlich die Ahnung, ja fast die Gewißheit, den Tod zu kennen, aber das Leben noch nicht. Er hatte an Vater keine Frage mehr zu richten, wandte sich ab und folgte der Mutter, die die geheimnisvolle Bürde vor ihm hertrug. Er beschloß, nicht mehr zuzusehen nur, sondern zu wägen, was er wußte, das Unbekannte nicht zu scheuen und selber zu tragen, was getragen werden mußte, nein mehr: auf sich zu heben möglichst viel von diesem schweren dunklen leidvollen Leben.

* * *

An einem trüben Morgen zu Beginn des neuen Jahres fuhr eine weinende Frau aus dem Hoftor Majeikens hinaus auf die Landstraße. Dicht hinter ihr war der Wind

und war, als dränge er, als stoße er, als wäre er es, der den Schlitten dahintrieb durch diese traurige Welt. Irgendwohin. Überallhin. Immer weiter, weiter. Nur fort aus Majeiken! — Der Wind zerriß das herrschaftliche Geläut und warf die klingenden Fetzen weit voraus auf den Weg, so daß die desselben Weges Fahrende fast nichts mehr erhaschen konnte davon. Der Wind, wenn er ihr Haupt nicht höhnend umheulte oder mit knatterndem Schreck anstieß, trug ihr das traurige Bim-bim-bim eines Glöckchens nach. Dies Glöckchen hing am Halse eines alten gespenstig hohen hinkenden Gaules, des noch immer lebenden Fuchswallachs Durchlaucht, der einstmals Karl Holl über Majeikens Felder getragen, in letzter Zeit aber nur den Milchwagen zu ziehen vermocht hatte. Das Gestell dieses Milchwagens, ein halbzerbrochner durchlöcherter zermorschter Kasten, an den die Ortstafel zu hängen man sich geschämt hätte, war jetzt auf Kufen gesetzt und grade gut genug, die paar Kisten und Koffer hinwegzubefördern, die die bankrott gewordne Besitzerin von Majeiken noch besaß.

Ihre ganze Habe hatte Platz gefunden auf diesem armseligen Gefährt und das Gebimmel dran war wie ein stetes Erinnern an die Armut. — Es sind Dinge, die zu zählen sind, sagte die Stimme des Glöckchens: das lila Kleid, das graue Kleid, das schwarze Kleid bim bim bim. Das Armband, das Halsband, die Ohrringe bim bim bim. Vaters Bild, Mutters Bild, des verstorbenen Mannes Bild, des Kindes Bild bim bim bim. — Aber Gott sei Dank doch noch viel andres: Servietten-ringe, Vasen, Leuchter, Messerbänkchen, Teile vom Hochzeitsservis, Zierdeckchen, Fruchtschalen, Einmachgläser, ein Spiegel, noch ein Spiegel bim bim bim bim bim bim

bim bim bim. — Und wenn auch kein Bett, so doch das Leinenzeug, alles, was aus dem brennenden Groß-Diepger Hause einst gerettet wurde, von wem eigentlich? Ärgernis dann, aber nun doch ein Glück! — Ei, ich bin doch nicht die Dümmste! sagte sich Maria. Den Brief, drin meine Schwester mir die Wäsche streitig macht, habe ich klug benutzt! Nach dem, was drin geschrieben steht, habe ich ganz unbefangen erklären können: Die Wäsche gehört nicht mir. Die Wäsche gehört meiner Schwester. Geliehene Wäsche ist es nur. Zurückerstatten muß ich die Wäsche. Wuppdich! habe ich dem Juden ein Schnippchen geschlagen! Und jetzt — jetzt bin ich dabei, meinen glücklichsten Entschluß auszuführen! Jetzt bringe ich die umstrittene Wäsche wirklich zurück; jetzt bin ich auf dem Wege zu meiner Schwester und zur Versöhnung mit ihr; jetzt bringe ich freiwillig zurück, was sie einst forderte, und sie wird mir dafür Unterkunft gewähren fürs erste, bis ich eine meiner Bildung und Abstammung entsprechende Stellung als Hausdame gefunden habe. Wirklich! Ich versteh mich aufs Glück trotz allem!

Während Maria Holl solches dachte, hörte sie nicht mehr den Klang des Armutsglöckleins, sondern plötzlich herrschaftliches Geläut. Sie wurde ganz stolz und erhob sich beinahe. Aber ach! dies Geläut kam von einem Schlitten, dem sie begegnete, dem sie ausweichen mußte. Ein fremder Herr saß drin. Er saß da in seinem Pelzmantel, hatte die Schirmmütze so tief heruntergezogen, daß man die Augen nicht sah, und rechnete. In der einen Hand hielt er ein dickes Notizbuch; in der andern, drauf ein großer goldner Wappenring glänzte, einen Bleistift, mit dem er zählend oder schreibend auf dem Papier hin und her zuckte. In seinem Gesicht —— Aber er war schon

vorüber. Schnell und sicher fuhr er dem Wind entgegen. — Wer ist denn das? Der sah ja aus wie der leibhaftige Satan! rief Maria. Das ist der neue Herr von Majeiken, Herr von Hohnefeld! antwortete der Knecht, der vor ihr saß. Bim bim bim bim machte das Armutsglöcklein. Maria wandte sich um, ohne etwas sagen zu können, denn der Wind schloß ihr den Mund. Sie sah nur. Sie sah: der Fremde war schon in Majeiken. Mehr sah sie nicht.

Opfer

Maria sah sich abermals um nach Majeiken. Es lag da in seltsam eindringlicher Beleuchtung und ganz übersehbar wie ein Bild. Rings die Flur war sogar durchsichtig, als sei der Boden scholliges Glas, und was drauf wuchs war wie wogendes Eisblumengezweig. — Solches zu ernten, wird schwer sein, wird unmöglich sein! dachte Maria. Da sah sie in der Tiefe unter dem Wachsenden den Schatten eines Mannes sich bewegen wie etwas Fließendes, und wäre dies Fließen nicht gewesen, hätte sie geglaubt, aus Gestalt und Gebaren Karl Holl erkennen zu müssen.

Was dort geschah, wo der lebendige Schatten war, sah sie nicht; sie sah nur: wo er gewesen, verwandelte sich das Wachsende oben in richtiges reifes rauschendes Korn, wurde von bekannten freundlich grüßenden Leuten gemäht, gebunden, aufgeladen und zur großen Scheune gefahren. Die große Scheune war noch die alte, aber seltsam: ihr Schatten glich jenem unterirdischen

wieder, der unter dem Wachsenden sich bewegt hatte; nun war er oben und begann zu zittern und zu zucken beim leisesten Wind, wie um ihn abzuwehren. Als Maria dies sah, wurde sie ganz ruhig und sorglos, und betrat nun selber den Hof, eine Erntekrone tragend. Diese Erntekrone wurde plötzlich zu einem blühenden Baldachin, der über ganz Majeiken sich hob, so hoch, daß sogar der hohe Ziehbrunnen überwölbt wurde davon. — Auf dem Rande des Brunnens saß jemand und wartete. Es war Großvater Zeidel; doch ehe Maria erschrak, lächelte er wehmütig, nahm einen Stock, der gar kein Stock war, sondern eine Flöte, und begann eine sehr lustige Melodie zu blasen.

Nun erst sah Maria, wie schön es sich lebte in Majeiken. Freundliche satte Tiere schauten heraus aus den Ställen und nickten ihr zu, und unaufhörlich eilten lachende Leute über den Schatten hin zur großen Scheune und kehrten zurück mit vollen Schüsseln und Kannen. Maria spürte sogleich den Duft ihrer Lieblingsgerichte und Lieblingsgetränke: Gänsebraten mit Rotkraut, Groß-Diepger Saucen, Plumpudding, Ananas, Götterspeise, Erdbeerbowle und Winrichsburger Braunbier. — Wohin sollen wir all dieses tragen? Wo sollen wir die Tafel decken? fragten die Leute. — Geht ins Haus, antwortete Maria, und sucht den Raum, wo mein Kind auf mich wartet! Mit ihm zusammen will ich speisen. — Die Leute mit ihrer leckeren Last gingen ins Haus, drüber der Ahornbaum rauschte, und als alle drinnen waren, trat gesenkten Gesichts ein Mensch heraus, verbeugte sich tief vor Maria und bat schweigend um einen Tanz. Großvaters Flötenspiel wurde nun überirdisch schön, und als Maria mit dem Unbekannten tanzte, war es, als schwebten sie ohne Kör-

per dahin. Höher und höher schwebten sie und wären vielleicht im Himmel entschwunden, wenn nicht der Erntekronenbaldachin über ihnen gewesen wäre. — Wir wollen lieber immer in Majeiken bleiben! sagte Maria, und sofort war wieder Erde unter ihren Füßen. Der Unbekannte unterbrach den Tanz und beugte sich tief. — Mit wem tanze ich denn? fragte Maria. Reglos blieb er; gab keine Antwort. — Mit wem tanze ich? Bitte keine Heimlichkeit! Kein Geheimnis! — Reglos blieb er, aber eine Stimme sprach: Wenn ich mich nenne, ist das Ende da. — Lieber ein Ende, als Schuld! bat Maria, nur keine Schuld! nur keine Schuld!

Da blickte der andre sie an, und Maria — — erwachte. Johannes!! rief sie. Sie war allein. Sie sah: fremde Wände, eine fremde Balkendecke, ein fremdes Fenster, einen Arme-Leute-Schrank, einen Küchentisch, und auf zerbrochnem Schemel eine Schüssel mit schmutzigem Waschwasser. — Johannes ...! sagte sie noch einmal, seufzte und schloß wieder die Augen. Aber sie träumte nicht mehr.

* * *

Johannes ging in Majeiken umher an der Hand eines unbekannten alten Weibes, das sprach zu ihm: Dies alles will ich dir geben, so du gelobest, nie mehr zu deiner Mutter zurückzukehren! — Dies alles? Was alles? fragte Johannes. — Was du hier siehst! sagte die Alte und reckte den Arm. — Was ich hier sehe? Das besitze ich doch schon! Ich will lieber Mutter wiederfinden! Bring mich zu ihr! — Dann bring ich dich gleich ins Grab! grollte die Unbekannte und riß ihn mit sich, so daß es schmerzte. Er jedoch weinte nicht. Er war kein Kind

mehr. Ist Mutter denn tot? fragte er. — Die Alte gab nicht Antwort, so ergrimmt war sie. Wer bist du? schrie Johannes, schlug nach ihr, und als er wie in einen Schatten hineinschlug, schrie er um Hilfe. — Da sah er wie ein Krüppel mit einer Harmonika herbeieilte aus weiter Ferne ... Auch die Alte sah ihn, lächelte aber geringschätzig. So schnell wie der Wind ist er doch nicht! murmelte sie. Und sie raffte ihren Rock, blies ihren Bettelsack auf und, indem sie Johannes fester und fester packte, hob sie sich und ihn so schnell hinweg, daß es war, als flögen sie davon. Wehen Herzens sah Johannes, wie der Krüppel stehn blieb und sich niederkauerte, als verzweifle er am weiteren Nacheilen. Gleich darauf aber geschah es, daß triumphierende Töne schneller als Wind herankamen und Johannes samt der Alten überholten. Da geriet die letztere in Verwirrung, verlor den Atem, wurde langsamer und langsamer, ließ Johannes schließlich los, und als er sich ihr zuwandte um zu danken, sah er kein Weib mehr, sondern eine von der Erde festgehaltne unbewegliche Wurzel. Mag das die Alte sein oder nicht! rief er. Was kümmerts mich! — Er kehrte um, kämpfte tapfer gegen den Wind an und wollte zu der Stelle gelangen, wo seiner Meinung nach der Krüppel spielte, um ihm Dank zu sagen für die Hilfe mit den schönen schnellen Tönen. Aber er fand den Spielenden nicht, obgleich die Töne immer lockender und näher, wenn auch langsamer jetzt und höher über der Erde erklangen, und plötzlich, als habe die Musik in ein Bild sich verwandelt, hörte er nichts mehr, sondern sah einen seltsam leicht schreitenden fast ganz verhüllten Menschen auf sich zukommen. Was suchst du? fragte der mit einer Stimme, die wie eines Mädchens Stimme klang. —

Den Krüppel! sagte Johannes. — Ich dachte: Mutter! entgegnete traurigen Tones der unbekannte Mund. — Ach ja, Mutter ...! rief Johannes und fragte: Weißt du denn, wo sie ist? — Komm mit mir! war die Antwort.

Als sie eine Weile schweigend nebeneinander her gegangen waren, blieb der verhüllte Mensch fragend stehn: Erkennst du mich denn nicht? Ich bin ja Mutter! — Johannes schrie laut vor Staunen und erwachte. Klagend erklang ein Trompetensignal. Rings um den Staunenden erhoben sich gähnende Kadetten, und einer verspottete mit Grimassen ihn, der soeben noch an Traum und Wunder geglaubt.

* * *

Kadett Holl empfing einen Brief; öffnete ihn, stand stramm und hielt ihn dem kontrollierenden Hauptmann hin. — Von zu Hause? fragte der. — Nein, von meiner Mutter! — Na das ist doch von zu Hause! — Zu Befehl!

Johannes steckte den Brief ein und verschob das Lesen bis zur Zeit, wo er allein sein konnte, Kind sein konnte, unbeobachtet in etwaiger Wehmut, und solches war hier im Korps nur möglich in der Bedürfnisanstalt. — Johannes schloß sich ein und las. — Es ist schon dunkel, schrieb Mutter, und ich bin müde, weil ich tagsüber habe racken müssen wie eine Magd. Solang ich aber den Trost deiner Liebe habe, mein Kind, will ich dem lieben Gott nicht zürnen, wenn er auch ungerechterweise noch so viel Schweres mir auferlegt! Daß dein Hauptmann dich als Muster im Marschieren gelobt hat vor der ganzen Kompagnie, ist eine große Auszeichnung! Und deine Fort-

schritte im Turnen — erstaunlich! Überanstreng dich nur nicht mit den heimlichen Hantelübungen! Du stammst aus einer so gesunden Familie, daß du schon von selbst kräftiger werden wirst. Iß nur tüchtig! Mein einziger Kummer ist, dir nichts schicken zu können. Von hier geht es gar nicht, weil alles sehr knapp ist, und von Blänkow aus mochte ich es nicht, obgleich der alte Sonnbaum es mir nahe legte. Denk dir: dieser »Herr von Sonnbaum« war also richtig ein Jude! Ist es nicht, als hätte der Teufel es arrangiert, daß ich in meiner ersten Stellung grade an einen Juden geraten mußte? Um deinetwillen jedoch (ich bekam dort einhundertfünfzig, hier nur fünfundvierzig Mark) und auch wegen des schönen Essens und anständigen Zimmers hätte ich mich damit abgefunden, denn er war ja getauft und fuhr sogar öfter, als ich Lust hatte, zum Gottesdienst mit mir. Auch die vielen Besuche seiner Kinder hätte ich schließlich ertragen, obgleich die sehr jüdisch sich benahmen, immer von Gemälden sprachen und Dichtungen, von einem Liebermann und Liliencron und was weiß ich ...! aber ich mußte gehn, weil ich den Haushalt nicht so führen durfte, wie ich es für richtig hielt (sogar das Sparen verbot mir die Alte) und weil ich einem Gast, der sich abfällig über Kadettenerziehung äußerte, meine Meinung sagte. — Jetzt bin ich also hier in Klein-Schämelin bei Herrn von Strohler (Protestant, Offizier a. D.). Das Gut gehört nicht ihm, sondern der Landbank, die es parzellieren will. Drum steht das Herrschaftshaus leer und ohne Einrichtung außer dem Notdürftigsten für uns. Kein Mädchen (worüber froh bin) Küche im Anbau, sehr primitiv. Habe es nicht leicht, will aber jetzt schon aushalten, denn Herr von Strohler ist sehr respektvoll und wohlerzogen, leider ein wenig

Morphinist. Daß du die Ferien hier verlebst, meinte er, sei nicht möglich. Es ist kein Bett da, und es geht auch nicht wegen des Essens, da nichts ihm gehört. Du wirst also zu Verwandten fahren müssen, zu wem weiß ich noch nicht, weine aber jetzt schon beim Gedanken, auf ein Wiedersehen verzichten zu müssen. — Daß du meinethalben an Tante Magda schreibst, will ich nicht! Ich betrete ihr Haus nie wieder nach dem Vorgefallnen. Sie ist meine Schwester nicht mehr. Sie hat mich hinausgeworfen. Nimm die Wäsche, schrie sie, und behalt sie für immer, aber komm mir nie wieder vor Augen! Jetzt bin ich übrigens froh, daß ich die Wäsche hab. Ich verwahre sie für dich. Über ein Jahr bin ich jetzt schon in der Fremde. Mein Gott, wie lange noch! Das Haus hier liegt in einem verwilderten Park; da schreien Käuzchen und Lachtauben, und der Wind rüttelt an den Fenstern und schlägt mit dürren Weinranken dagegen. Ich habe Angst vor dem Schlafen — — —

Johannes sah auf, sah ins Leere und sah nichts als Mutters angstvoll geöffnete Augen mitten in der Nacht. Angst vor dem Schlafen? Er hatte nie Angst vor dem Schlafen. Er verstand nicht, wie das Schlafen, dieses dem Kind schon vertraute, von Träumen geschmückte, vom Schöpfer Himmels und der Erde geschenkte Schlafen schwerer und schrecklicher sein sollte als das Leben, das zu leben ihm befohlen wurde von andren Menschen. Ewig ewig hätte er schlafen mögen. Was eigentlich zwang ihn, immer wieder aufzuwachen und gehorsam zu sein dem Befehl zu leben, so zu leben, wie er niemals leben gewollt hatte? Ach Mutters Augen, Mutters angstvoll geöffnete Augen mitten in der Nacht ... Ohne daß er's wußte, wurden seine Augen wie die ihren, und obgleich

draußen Sonne strahlte und nur auf der Tür vor ihm Schatten winkten von einem Baume, der im Freien wuchs, glaubte Johannes wach sein zu müssen mitten in Nacht, und sein Herz begann zu pochen als sei das Leben ein Gespenst, das im Dunkeln ihn umschleiche. Er lauschte und fühlte plötzlich sein Blut fliehen aus dem Gesicht und fühlte sein Haar, sein bäuerisch eigenwilliges aber doch hilfloses Haar sich heben wie zur Abwehr. Er hörte nicht mehr sein Herz, sondern ein ungewöhnliches Pochen an der Tür, ein gleichmäßiges leises, bedeutsam sein sollendes, doch ganz unverständliches Pochen. Wer ist da? rief er und erhielt keine Antwort. Das Pochen hörte auf, begann dann wieder und hörte wieder auf, und Johannes glaubte seinen Namen geflüstert zu hören da draußen, ja seinen Vornamen sogar. Wer ist da? rief er nochmals, schob langsam den Riegel zurück und öffnete vorsichtig. — Die Schatten des Baumes, eines Ahorns, wie er jetzt am Umriß der Blätter erkannte, glitten von der Tür auf sein Gesicht, und plötzlich flutete Sonne herein durchs Fensterchen der Bedürfnisanstalt und floß vor Johannes her, so daß er ganz geblendet in den Vorraum hinaustrat und nichts sah. Schnell schritt er vorwärts um ganz ins Freie zu gelangen. Da sprang aus dunklem Winkel heraus etwas auf ihn wie ein Tier. Er erschrak so, daß er nicht schreien konnte. Er schüttelte sich und versuchte die Augen zu befreien, die ihm zugehalten wurden. Ohne noch zu wissen, wer und was ihn bedrohte, spürte er wie geheime Botschaft die Forderung, wählen zu müssen zwischen Tod und Leben. Er überlegte nicht lange, zumal sein Blut ihm zu Hilfe kam, plötzlich in Haupt und Armen war und ihm eine Kraft verlieh, die er nie zuvor gespürt.

Vor der Brust hing sein Spindschlüssel an einer schwarz-weißen Schnur. Diesen packte er, zerriß die Schnur, wandte sich mit jähem Ruck und schlug das Eisen in die Zähne eines Mundes, der ihn gerade küssen wollte. Wimmernd vor Schmerz und um das Blut zu stillen ließ der andre sofort ab und duckte sich, als wolle er nicht erkannt werden; aber seine Blicke, als wären sie zu schwer belastet, blieben zurück auf dieser Flucht vor Johannes. In diesen Blicken sah Johannes etwas, wonach das Leben ihm noch unheimlicher unverständlicher vorkam. Er sah Haß und Drohung in einem Lächeln, das wie Liebe war; er sah Stolz und Hochmut als lüsternes feiges Flackern. Zuffreit! rief er bebend vor Grauen, um Gottes willen, was willst du, Mensch? — Der andre duckte sich tiefer und eilte hinaus. Ich bin es gar nicht! rief er dabei mit verstellter Stimme. Aber jetzt an der Bewegung erkannte Johannes deutlich den Kadetten Freiherrn Reiffer von Zuffreit, eines fürstlichen Hofmarschalls Sohn, der bei der letzten Kaisers-Geburtstagsfeier die Rolle eines Rokokogespenstes gespielt hatte.

Johannes atmete tief und sah in die Sonne. Mein Gott, sagte er leise, was wollte er? Ich bin es gar nicht, hat er gesagt ...

* * *

Tante Linchen erfreute Maria mit einer Überraschung. Sie sandte ihr fünf Pfund Honig und schrieb mit zitternder Hand: Laß es Dir gut schmecken, mein liebes Mariechen! Ich weiß, Du issest Honig gerne. Es ist genau derselbe, den Deine Mama schon gerne aß, es ist Honig aus Mamas Heimat. — Ich bin jetzt so alt und schwach, daß ich selbst

Honig nicht mehr vertrage, was ich gar nicht verstehen kann! Drum habe ich an Dich gedacht. Wie leid mir Dein Schicksal tut, kann ich Dir nicht sagen! Und Dein Mißgeschick in Klein-Schämelin! Jetzt aber bei Herrn Pfarrer Ederschuh wirst Du es sicherlich gut haben! Ich weiß das. Denke Dir: ich habe Herrn Pfarrer Ederschuh mal gekannt; es ist lange her und er wird sich meiner kaum erinnern. Er ist sozusagen eine Jugendliebe von mir, darf es aber um Gottes willen nicht erfahren! Immerhin wird er wohl von meinem Honig ein Pröbchen zu schmecken bekommen und dann kannst Du vielleicht bei der Gelegenheit versuchen, einen Gruß anzubringen. — Nachschrift: Dein Junge, das schmucke Kadettchen, war während der ganzen Ferien sehr lieb und bescheiden; etwas zu still für sein Alter. Er hat Ähnlichkeit mit Mama. Ich habe ihm ein Album mit Mamas Gedichten mitgegeben, da er gerne drin las. Ob wir uns wohl wiedersehn werden ...

Der Sinn dieser Nachschrift gelangte nicht in Marias Seele; ihre Seele war weit fort, hatte Witwen- und Wandrerschicksal abgeschüttelt, spielte jungfräulich, kindlich, traumhaft in einem fernen Garten und verlor sich im lieblichen Hauch von Hollunder und Linden, der Heimat des Honigs ...

Da wurde ihr noch ein Brief hereingereicht. — Weil Sie sonst immer nur einen bekommen, sagte der Bote, habe ich diesen hier übersehn. — Marias Seele kehrte strahlend zurück in die Augen; sie sah, es war ein Brief aus Groß-Lichterfelde von Johannes. — Das gewünschte Bild von mir kann ich Dir nicht senden, schrieb Johannes, da ich kein Geld habe, mich photographieren zu lassen. Kann mir nicht mal Vesperbrot kaufen, obgleich wir jetzt

bei den Übungen zur Frühjahrsparade (wir Kadetten marschieren als erste vor dem Kaiser vorbei!) immer großen Hunger haben. Doch weiß ich mir zu helfen. Statt zu vespern spüle ich mir den Mund mit Zahnwasser, das ich ja besitzen muß laut Vorschrift; danach bleibt solch Geschmack, als hätte man was Schönes genossen. War letzten Sonntag in Berlin, habe aber wenig gesehn, weil immer aufpassen mußte wegen der Ehrenbezeugungen. Träume jetzt öfters von Majeiken. Es ist mir, als wäre ich eine Ewigkeit schon fort von da ... — Maria vermochte nicht weiter zu lesen, so überwältigt war sie von der Vorstellung, ihr Kind müsse hungern. Sie ging sinnend und rechnend im Raume auf und ab; suchte vergeblich etwas zu sehen im Freien; sagte, als spräche sie zu jemand, der nicht da war: Hätt' ich doch beizeiten den Lenzer entlassen! Oder das Gut verkauft! Oder hab ich denn Schuld? — eilte hinaus; näherte sich der Tür des Pfarrers, hörte, wie er seinen Predigttext laut auswendig lernte; kehrte zurück, durchstöberte alle Schubfächer und Kästchen nach Pfennigen; fand nichts; ging wieder auf und ab und blieb schließlich vor dem Honig stehn.

Was hatte Tante Linchen geschrieben? Honig aus Mamas Heimat? — Maria beugte sich über den Tisch und betrachtete lange und wehmutsvoll das duftende Gold ... Aus einem Busch weißer weißer Blüten trat Mama hervor in dunklem Festgewand, geschmückt mit goldnen Ketten und Medaillons, setzte sich an den Tisch und blickte Maria an. Was sollte sie tun? Mein Gott, was wollte die Tote von ihr? Oder war es gar nicht Mama? War es Tante Linchen? Auch Tante Linchen trug graue Hängelocken, goldne Ketten und Medaillons.

Worauf wartete Tante Linchen? Wollte sie wissen, wie der Honig dem Pfarrer, ihrem Jugendgeliebten geschmeckt habe? Aber da war ja noch jemand und wartete ...

Maria erhob sich, tat die Hüllen um den Honig und trug ihn so verpackt wie er gekommen zur Tür. Hier blieb sie stehn und überlegte. Sie kehrte um, packte den Honig wieder aus, kostete ein wenig von dem, was am Rand des Gefäßes haftete und legte die Hüllen wieder herum. Dann setzte sie das Gefäß in einen Korb und ging damit ins Freie. Sie ging die Dorfstraße entlang und wieder zurück, sie ging um fremde Gärten herum und auf dem schmalen Stege zwischen fremden Feldern und Wiesen. Sie machte in der Fremde einen langen Spaziergang mit dem Honig aus Mamas Heimat. Erst als die Sonne sank, faßte sie ein bestimmtes Ziel ins Auge. Sie ging zu einer einsam gelegenen Gastwirtschaft an der Landstraße, wo man sie nicht kannte. Eine freundliche Frau begrüßte sie. — Können Sie Honig brauchen? fragte Maria, ich könnte fünf Pfund abgeben. Ich habe dies Jahr mehr als ich brauche. — Die Frau kaufte. Das ist aber schöner Honig! sagte sie; solchen gibt es gar nicht hier in der Gegend. — Nein, solchen gibt es hier nicht, sagte Maria und ging desselben Weges zurück über die fremden Felder und weinte im Inneren und hielt einige silberne Geldstücke in der Hand.

Kurz vor dem Dorfe begegnete ihr der Pfarrer. — Ach, sagte er, sehen Sie nur, wie der Himmel heute aussieht da unten! Diese wundervolle Honigfarbe! Ist es nicht als ob —? Ich muß noch zur Post! unterbrach Maria, ich wollte meinem Sohn noch Geld schicken. — Der Pfarrer nickte. Ja ja — sagte er, aber sehen Sie dort ...

etwas höher ... das dunkle Wolkengeschiebe ... wie die Vision eines Propheten! Wie aus der Offenbarung Johannis!

* * *

Weihnacht war nahe. Im Wartesaal der Station Kreuz trafen sich Mutter und Sohn. Elend sah sie aus und älter, abgemagert, vergrämt, verärgert, verweint, ärmlicher gekleidet als einst; größer geworden er und hineingewachsen in die Uniform, aber blasser, schmächtiger, trauriger, müde von langer Nachtfahrt, übererregt von des Wiedersehns Freude, seltsam unruhig und gereizt bisweilen wie von heimlichem Schmerz. — Hast du nicht Hunger, mein Kind? Sieh, ich habe dir auftischen lassen alles, was du gern aßest in Majeiken! Nun mach mir die Freude und iß jetzt! — Ich habe keinen Hunger! erwiderte er und sah aus, als wisse er gar nicht, wer ihn gebeten habe zuzulangen, als wolle er erforschen, wer es sich absparte vom Munde. — Iß du! sagte er, ich kann nicht. — Maria war ganz erschrocken. — Ich? rief sie, ich hab in meinem Leben doch schon so viel gegessen! Nun verdirb mir nicht die Freude! — Er wich aus. Sieh mal die vielen Fremden! sagte er, merkwürdig, wie reich sie alle sind! — Er sah Landwirte, groß, wohlgenährt und warm in Pelze gehüllt; sah in Pelze gehüllt Polinnen, fein und schön wie kostbares Porzellan, duftend nach süßer Ferne, umfunkelt von edlen Steinen; er sah die sicher und zielbewußt schreitenden Kaufleute Berlins, die noch sicherer schreitenden Priester aus dem Posenschen, und sah die Kinder, die glücklichen Kinder, die mit Puppen und Trompeten auf der Reise waren ins Weihnachtsland.

Erzähl doch etwas! bat Mutter. Was sollte er erzählen? Er war die ganze Nacht, während der Schnellzug

raste, am vereisten Fenster gestanden und hatte glitzernde Engel gesehn in der Ferne über dunklem Weihnachtsacker, und alle hatten seiner Mutter einstiges Antlitz gehabt. Davon konnte er jetzt doch nicht sprechen! Ich schrieb dir ja schon, sagte er, daß ich noch zwei Jahre im Korps bleiben muß, weil ich zu schwach bin für den Heeresdienst. Warum bin ich so schwach? Ich hab mich geschämt. Und dann fürchte ich — — Was? — Daß ich zu dumm sein werde für das Lernen in der Prima und fürs Abiturium. — Zu dumm? Du? Dessen Urgroßvater ein studierter Mann war! — Achtung!! Vorsehn die Herrschaften!! brüllte ein Kellner und, sich duckend unter dampfende Fleischschüsseln, fügte Maria hinzu: Gebildete Offiziere sind sehr angesehn und gesucht. Denk doch an Onkel Viktor! Übrigens was ich sagen wollte — — Was? — Sie wußte es nicht mehr.

Johannes blickte über den Schanktisch hinweg in die Wohnzimmer des Wirts, wo Kinder einen Weihnachtsbaum schmückten. Bunte glitzernde Kugeln und Ketten sah er, Eiszapfen und Sterne, Schneeflocken und Engel, Hirten und heilige Könige und die Tiere, die dort sein durften, wo Christus geboren wurde. Heimat! dachte er, Heimat, Heimat ... Am liebsten möchte ich hier in Kreuz bleiben! Er hatte es laut gesagt. — Fährst du nicht gern nach Adlig-Brückenhof? — Er zuckte die Achseln: Warum kommst du nicht mit? Warum hat man dich nicht mit eingeladen? — Du weißt, ich muß in entgegengesetzter Richtung; ich habe meine neue Stelle bei dem Arzt nur unter der Bedingung bekommen, daß ich noch vor dem Fest eintreffe. — Warum bliebst du nicht beim Pfarrer? War er schlecht zu dir? — Er war reizend. Seine Mutter war es, die mich forthaben wollte. Seine Mutter war

boshaft, geizig, kleinlich eifersüchtig auf ihren Sohn, hat ja seine Frau schon ins Irrenhaus gebracht. Ich wagte schließlich nicht zu reden, nicht zu essen. Ich wäre trotzdem geblieben um deinetwillen, wenn nicht eines Tages ... Aber iß jetzt doch, mein Kind! Iß auf! Soll all das Schöne hier übrig bleiben? Wenn du es nicht issest, packe ich es in meine Tasche. — Johannes wurde rot: Pfui Mutter! Nein, das darfst du nicht! Nimm doch bitte Rücksicht auf meine Uniform! Wenn ein Offizier das sähe! — Gott! sagte Maria auftrotzend aus ihrer Beschämung, doch sie ließ das Schöne, wo es war. Sie schwiegen eine Weile. Am Weihnachtsbaum im Wohnzimmer brannten nacheinander Lichter auf zur Probe und wurden sogleich wieder ausgelöscht. Draußen vor den großen schmutzigen Glasscheiben des Wartesaals donnerten Züge vorbei ... Bald muß ich fort! sagte Maria, wovon sprachen wir doch? Ja, warum ich fort mußte. Es war nicht meine Schuld. Es war Manöver und wir hatten Einquartierung, einen Oberst sogar. Als der erfuhr, ich stamme aus der Familie von Lambatz, behandelte er mich wie die Herrin des Hauses; da wurde des Pfarrers Mutter neidig und gab mir bei Tisch zu verstehn, ich sei nur eine Angestellte. Ich ging natürlich weinend hinaus. Draußen fand ich das Mädchen wie es sich abküssen ließ von Soldaten. Ich stellte es zur Rede, vielleicht etwas lauter als sonst, der Pfarrer kam dazu und schrie mich an, das wäre seine Sache und da warf ich ihm die Schlüssel vor die Füße. — — Gut, daß du von Schlüsseln etwas sagst! unterbrach Johannes und begann in seinem Koffer zu kramen — fast hätte ich vergessen dir dein Weihnachtsgeschenk zu geben. Ich selbst hab es angefertigt, gesägt und geschnitzt, meine erste richtige Arbeit! Da! Gefällt es dir? —

Sehr sehr schön! Wirklich! Was soll es sein? — Das siehst du nicht? Du siehst nicht die Haken? Ein Schlüsselbrett natürlich. — Und ich habe nichts für dich! klagte Maria, und hab auch kein Geld mehr, dir was zu kaufen! Alles was ich hatte, hab ich ausgegeben für das Essen hier. Und nun hast du es stehn lassen! — Ich muß ja auch bald fort, sagte er und sah in den Spiegel. Maria suchte unter Tränen nach einem Wort, irgendeinem Wort, das ihn dahin brächte, sein Kinderherz ganz zu öffnen und die Mutter hineinblicken zu lassen in alle Winkel, ob nicht irgendwo ein Schmerz versteckt sei, den sie herausheben und auf sich nehmen könnte, ob nicht irgendwo über die leere Stelle der Heimat ein Groll hineingeschlichen sei, ein Groll, den die Mutter greifen und würgen könnte, ehe er wuchs. Sie fand das Wort nicht. Wir wollen ... begann sie, wolltest du mir etwas sagen? — Nichts besondres. Ich lern jetzt heimlich russisch. Wozu, weiß ich eigentlich nicht. Aber es macht mir Spaß wie früher wenn ich ein Spiel erfand. — Maria nickte. Das ist ja schön! Aber wir wollen, wir müssen uns jetzt Lebewohl sagen, mein Kind! Sag mir schnell, hast du mich noch ein wenig lieb? So wie früher? Wie in Majeiken? — Da sah sie: Johannes schnellte in die Höhe wie ein komisches Steh-auf-Männchen, machte eine energische schneidig laute Wendung, so daß die Fremden rings erschraken, dann lachten, riß mit einem Ruck seinen Kopf in Richtung des Ausgangs und, in strammer Haltung verharrend, die Finger krampfhaft ausgestreckt an der Hosennaht, folgte er mit einem Blick, der an des jungen Kaisers Blick erinnerte, mit einem Blick, drin Übermenschliches versucht zu werden schien, einem Vorübergehenden, den Maria nicht sehn konnte. Gleich darauf, wie auf Befehl, setzte

er sich ruckartig, sah eine Sekunde lang erschöpft und wie beschämt aus und versuchte dann ein Lächeln. Ich hatte im Spiegel einen Offizier gesehn, sagte er. Die Fremden rings flüsterten. In des Wirtes Wohnstube wurde leise von mehreren Kinderstimmen das Singen eines Liedes versucht: Stille Nacht, heilige Nacht ...

Dicht vor des Wartesaals Fenstern vorbei donnerten, in bösen Dampf gehüllt, Züge und glitten hinweg, der eine nach rechts, der andre nach links. Fern über fremden Feldern sank die Sonne.

* * *

Ein wachen Auges Träumender kam über abgeerntete Felder daher und mit einem Blicke, als habe er außer der Sonne kein andres Ziel, betrat er den Weg, der gen Osten führte. Er ging mit den spielerisch gelassenen Schritten eines Kindes, das Zeit hat, und achtete nicht seines Schattens, der in Gestalt eines übergroßen schmächtigen Soldaten hinter ihm herstelzte. Bisweilen blieb er stehn, als müsse er erkunden, wo er sei, und dann schien es ihm genug, wenn er ein Wölkchen erkannte oder einen Stein, fernen Föhrenwald, oder eine Staude, ein gefallnes Ahornblatt oder einen Silbertautropfen. In dem und jenem, einmal auch in Betrachtung der ganzen Landschaft, schien er etwas Schönes zu finden, nahm Zeichenblatt und Stift zur Hand und schaute und schaute, aber stets endete es damit, daß er den Kopf schüttelte und weiterging; was er geschaut, schien nicht wert des Aufbewahrtwerdens im Bilde. Schließlich dachte er gar nicht mehr an solches, sondern begnügte sich mit dem Schauen während des Gehens.

So geschah es, daß er, ohne es zu merken, an einem Haus und Gärtchen vorüberging und gleich danach den Weg mit einer Kette versperrt fand, hinter der ein russischer Soldat sich räkelte und zu grinsen begann über das Zusammenschrecken des träumend Dahergekommnen. Dieser gewahrte jetzt den deutsch-russischen Grenzpfahl, wurde rot, räusperte sich, dachte nach und sagte dann mit angestrengt männlich-soldatischer Betonung etwas, von dem er glaubte, es sei russisch. Der Russe aber verstand ihn nicht und lachte. Der Russe sprach nun auch und lachte lauter, weil der auf der deutschen Seite ihn nicht verstand. Nur daß Kadett Kadjet, und Kadjet Kadett hieß, verstand einer vom andern; aber das war nicht genug zu längerer Unterhaltung.

Betrübt über die Unzulänglichkeit der Sprache und auch, weil der Russe jetzt über ihn weg zu sehen schien, kehrte der Angekommne nach kurzem Gruß um und wollte, die Blicke abwärts auf den Weg gerichtet, sich entfernen, da hörte er hinter sich den Russen rufen: Isch! Kakaja krassawiza! — Das war ein Ausruf des Erstaunens, und das letzte Wort, weil es langsam und zärtlich gesprochen wurde, war das erste, das der Fortgehende verstand. Schönheit bedeutete es und dies nur, sofern ein weibliches Wesen damit gemeint war. Gut, daß er solches wußte! Aber nun, stehn bleibend und aufblickend, fühlte er eine jähe Berührung, ja Beleuchtung seines Herzens, wußte nichts mehr von Worten, weder deutschen noch russischen, nichts von dem Boden darauf er stand, geschweige von Grenzpfahl, Kette und Posten, nichts vom Himmel über sich, nichts von sich selber, nichts, als daß mit seinem Herzen etwas geschehen war ohne seinen Willen. Sein Herz war wie etwas bisher Unangetastetes,

Dunkles, Leeres, etwas das mitgeschleppt worden war gleich einem geschlossnen Buch und das nun, jählings dem Licht geöffnet, zum Grunde diente einem wunderfarbnen Bilde: In einem Gärtchen inmitt lilienhaft hoher Herbstblumen, auf die Frühsonnenlicht stürzte, wie um sie herauszuheben aus des Nebels schleierndem Wehen, beugte und hob sich ein Mädchen oder vielmehr ein Wesen, das Kind war ohne irdische Eltern. Es hatte wehmütig weich fallendes goldhelles Haar und ein Antlitz so fein, wie das einer Prinzessin aus tausendundeiner Nacht. In des Leibes Linien ahnte man Weibliches wie man ferne Musik zu hören vermeint, aber die Bewegungen waren nicht Beginn von Trieb und Sehnsucht, sondern Vollendung froher Kindheit, waren ein Schweben und Nachgeben gleichsam auf der heiligen schützenden Wolke der Unschuld. Es waren die Bewegungen des Fruchtsammelns, geheimnisvoll, bedeutsam und gut, und jede Bewegung wurde von einem Unsichtbaren mit kühnem Schwung hineingezeichnet in das stillgehaltne Herz. Die letzte Bewegung war das Aufschauen der Augen, und das Herz erzitterte. Das Herz taugte nicht dazu, daß ein Strahl dieser Augen in ihm festgehalten wurde, und jener Unsichtbare, der das Bild schuf, schien unwillig zu werden und verhüllte das Herz, daß es dunkel wurde wie ein zugeschlagnes Buch. Da war es wieder das Herz eines Menschen, und dieser ging traurig weiter des Weges, den er gekommen, und dachte: Warum bin ich nicht eine Blume, die in jenem Gärtchen wachsen darf? und grübelte: Warum habe ich schamhaft meiner Uniform denken müssen vor diesen Augen? — und schluchzte: Warum hab ich nicht selber Gewalt über mein Herz?

Solange er im Freien war, gab er dieser seligen Verzweiflung sich hin; im fremden Hause dann vor die Mutter tretend bändigte er sein Gefühl zu jenem Weh, dessen Bemerktwerden auch den Sanftesten in einen Zornigen verwandelt.

Gut, daß du kommst, Johannes! rief die Mutter, wir können gleich essen. Warst du weit? Warum siehst du so traurig aus? — Warum siehst du so häßlich aus? hätte er am liebsten entgegnet, begnügte sich aber mit dem gemurmelten Wunsche: Laß mich bitte in Frieden! — Sie nahm das übel, setzte die Miene des Lebensüberdrusses auf und wurde so um vieles häßlicher. Bei Tisch mochte Johannes sie gar nicht ansehn. Aber auch was er sonst sah, machte es ihm, dem am Morgen das liebliche Bild ins Herz gezeichnet war, schwer, die Unbefangenheit und Freundlichkeit des Gastes zur Schau zu tragen; denn er war Gast und wollte nichts andres sein, obgleich Ökonomierat Plogg, Mutters neuer Prinzipal, ihn mit den Worten eingeladen, er solle tun, als sei er der Sohn des Hauses. Ökonomierat Plogg war ein aufrechter weißhaariger freundlicher Mann mit den Anschauungen und der Ritterlichkeit Kaiser Wilhelms des Ersten. Nie ließ er sich anmerken, welch Leid er trug. Seine Frau war an widernatürlichen Neigungen zugrunde gegangen; Ewald, sein Sohn und Erbe ein halber Idiot. — Ewald war es, der Johannes jetzt gegenübersaß, Holz kauend, mit wirrem Haar, schwarzen Nägeln, starren lüsternen Blicken. Dauernd schwebte ein Lächeln um diese Blicke wie ein Geier um Aas und setzte sich fest wie zum Fraße, als der Idiot jetzt Johannes anstarrend sagte: Sehr schön sieht einer aus in Uniform! Sehr schön kann ich auch aussehn! Zieh Uniform an, bin ich schön! — Maria, die bis-

her geschwiegen, verwies ihm diese Äußrung mit so groben Worten, daß Johannes am liebsten aufgestanden wäre. Der Ökonomierat, wie immer, tat als höre er nichts und erkundigte sich freundlich, wohin Johannes seinen Morgenspaziergang gerichtet. Ich war an der Grenze, sagte der, erzählte von seinem Erlebnis mit dem Posten, von dem Haus, dem Gärtchen und fragte, wem es wohl gehöre. — Dem Juden, war die Antwort, dem Schankjud Mandelblüt. Es ist eine Gastwirtschaft. Haben Sie die Tochter gesehn? Die macht dem Namen des Alten Ehre. — Seien Sie bitte von Juden still, Herr Ökonomierat! Mir wird ganz schlecht! mischte Maria sich ein. Unbeirrt dadurch sagte Johannes: Ich sah eine mit goldblondem Haar; das kann doch keine Jüdin sein? — Doch! erklärte der Alte, es gibt viele Juden mit goldblondem Haar. — Eine Schande! rief Maria. — Der Idiot lächelte. Aber eine schöne Schande! sagte er, ich werde sie heiraten. — Alle lachten. Nur Johannes wurde ganz still.

Später auf ihrem Zimmer machte die Mutter ihm weinerliche Vorwürfe, ohne daß er begriff, weswegen; er ließ sie reden und dachte nur immer: warum bin ich so traurig, da mir doch das Bild gehört im Herzen? — Aber das Bild war nicht mehr so hell, daß er es sehen konnte, wann er wollte. — Ich gehe noch einmal spazieren, sagte er deshalb zur Mutter. — So? rief diese, obgleich du vielleicht zum letztenmal deinen Urlaub bei mir verlebst? Obgleich jeden Augenblick das Telegramm eintreffen kann, mit der Mitteilung, in welchem Regiment du Fähnrich geworden? — Das ist mir einerlei! sagte Johannes. — Das ist dir einerlei? Maria starrte ihn an, als sei er ein Stück von einem fremden Stern. Sie begann

in ihren Briefen zu kramen. Bitte! Hier ist dein Brief, der etwas anders lautet! Als du vorigen Urlaub bei Tante Emilie in Stettin verbrachtest und sie mit dir an die Ostsee gefahren war, schriebst du mir ... Hier ist der Brief! Hier sind die Worte: An der See erst spürt man eigentlich sein Soldatenblut, die Sehnsucht, ferne Länder, ja die ganze Welt zu erobern. An der See war auch mir, als läge dahinter etwas, was einst mir gehörte. Ich könnte immer an einem Strande sitzen, wo ich das Land, das ich nicht sehe, gegenüber habe. Ich will unbedingt in ein Regiment, dessen Garnison an der See ist! — Und hier in einem späteren Brief schreibst du, du hättest dich vormerken lassen für die Garnisonen Stettin oder Lübeck oder Gripshaven. Hast du das geschrieben oder nicht? — Ja. Jetzt aber ist es mir einerlei. — Er war schon fertig zum Fortgehn; schon an der Tür. — Geh nur, geh! hörte er, aber möge Gott dich nicht strafen! — Er drehte zornig sich um: Sprich nicht von Gott mit deinem launischen Mund! Überhaupt das ist ja Wahnsinn, von Gott und Strafe zu sprechen anläßlich eines Spaziergangs! — Sie antwortete mit einer häßlichen Grimasse. Er wurde erregter. Er schnallte sein Seitengewehr ab, warf es auf den Boden mit solcher Wucht, daß unten Hunde aufbellten, warf die weißen Handschuhe und die Mütze dazu, zog den Rock aus, warf ihn dazu, ließ sich aufs Sofa fallen, hielt die Hände wie schützend übers Herz und keuchte: Ganz einerlei, wo ich bin! Kann auch hierbleiben! Werd doch nie mehr eine Heimat haben! Nicht mal ein Gärtchen! Irgendein Exerzierplatz ist gut genug für mich! So hast du es gewollt! — Das war deutlich, und die Mutter erzitterte; aber sie wollte es nicht wahr haben, daß er unglücklich sei. Sie setzte sich ans Fenster,

stopfte Strümpfe, ließ ihr Weinen versickern und schwieg. Er schwieg nun auch, blieb liegen, hielt die Hände unter dem Haupt gefaltet, blickte hinauf zu den Balken des fremden Hauses, schien jedoch etwas andres zu sehen. Irgendwo sang der Wind, als singe jemand ein Wiegenlied . . .

Mich siehst du gar nicht, begann endlich Maria, siehst gar nicht, wie ich es habe auf der Welt! Bin ich etwa nicht heimatlos? Du bist jung und so weit jetzt, die schönste Laufbahn einschlagen zu dürfen, die es in Deutschland gibt; wirst bald ein eignes Zimmer haben, Gesellschaften mitmachen, dich reich verheiraten und zu Hause sein in der vornehmen Welt. Ich dagegen muß von Ort zu Ort, immer fremder Leute Brot essen, mich anschnauzen lassen, mich bedrohen lassen von einem Idioten! Neulich nahm er das Tischmesser und sagte: Was würden Sie tun, wenn ich Sie jetzt absteche wie ein Schwein? — Johannes erhob sich: Du darfst hier nicht bleiben, Mutter! Nehmen wir das Geld, das du zusammengebettelt hast für meine Uniform und laß mich damit irgendein Handwerk erlernen, bei dem man was verdient! Irgend eins! Tischler oder Schlosser oder Schuster. Einerlei! — Du sprichst wohl nicht im Ernst, mein Kind! Eher mache ich meinem Leben ein Ende, als daß du meinetwegen den bunten Rock ausziehst! — Kopfschüttelnd ging er auf und ab und sah seine Mutter heimlich an. Er sah sie verfallen in Wahn, dumm, unschön, alt, und konnte doch nicht anders als Mitleid haben mit ihr. Warum bist du nicht in deiner letzten Stellung bei dem Arzt geblieben? fragte er; du schriebst doch, er wäre — — Ja, er war ein feiner gebildeter Mann. Ich hatte ein gutes Gehalt, gutes Essen, viel Freiheit und Zeit zum Spazierengehen. Allerdings

kein eignes Zimmer; mußte mit der fünfzehnjährigen Tochter, einem bildhübschen aber frechen, verlogenen Balg, Gertrud hieß sie, zusammenschlafen in einem großen Raum, wo hinter einem Vorhang alte Möbel aufgespeichert lagen. Zwischen diesem alten Gerümpel mußte ich mich waschen, weil ich mich schämte vor der jüngeren. Vor Weihnachten erscheint eine Dame, eine Freundin des Hauses, sagte der Doktor; ihr Mann sollte zum Fest nachkommen. Sie bekam des Doktors Schlafkabinett, und er schlief im Wartezimmer. Sie war sehr nett und ich ganz harmlos, bis mir eines Tages Gertrud sagt, ob ich denn nicht merke, daß das Papas Liebe sei; ihretwegen sei er ja geschieden von Mama. Nun paßte ich auf und merkte alles mögliche, einmal sogar, daß sie ... nun du weißt schon! — Johannes wandte sich ab, so unangenehm wurde ihm seiner Mutter Gesicht. Ein hämisches, fast an den Idioten erinnerndes Triumphlächeln über die Schlechtigkeit der Welt sah er jetzt immer, wenn sie oder ein andrer von Liebe sprach. Nie nie werde ich ihr von meiner Liebe sprechen können, dachte er und ging weiter auf und ab. — Zum Fest, so fuhr Maria fort, kam richtig der Mann, ein älterer Rentier, gut gekleidet, sehr liebenswürdig, brachte mir zum Beispiel immer Rosen, aber wußte sicherlich vom Verhältnis seiner Frau. Eines schönen Tages komme ich ins Eßzimmer, da sitzt er, hat Gertrud auf dem Schoß, küßt sie und hat die Hand auf ... einer Stelle, die ich gar nicht nennen kann! Geh sofort auf dein Zimmer! sag ich zu dem Balg. Sie trotzt, aber gehorcht schließlich. Ich erzähl alles dem Vater und sage: Herr Doktor, sag ich, das geht nicht! Sie haben mir die Verantwortung für Ihr Kind übertragen und ... na und so weiter. Er war sehr kleinlaut, sperrte Gertrud drei

Tage ein und drohte, sie zur Strafe in ein Pfarrhaus zu schicken. Kurz darauf macht die Köchin eine Klatscherei über das Verhältnis des Doktors, wird zur Rede gestellt, schiebt alles auf Gertrud, und diese, aus Rache wahrscheinlich, alles auf mich! Da wurde mir am heiligen Abend grade gekündigt! Kann ich nun etwas dafür! Will ich nicht überall das Rechte und muß überall Unrecht leiden! Da! sagte sie und sah zum Fenster hinaus, jetzt hat der Wind sogar meine Wäsche von der Leine gerissen, und der Hund, das dreckige Vieh, wälzt sich drauf. Ach Gott, ach Gott! Ich werde aber dem Ökonomierat sagen, wenn er seine dreckigen Hunde nicht abschafft, dann passiert etwas! — Schimpfend ging sie hinaus.

Johannes blieb allein und seufzte nach einem andern Leben. Er stellte sich vor den Ecktisch, drauf Mutter die ihr noch gehörenden Sächelchen und Bilder aufgebaut hatte und betrachtete diese. Einiges erinnerte an Majeiken, das sah er nicht an. Ebenso Vaters Bild nicht. Er suchte diejenigen, die ihn anblickten mit der überheblichen Gewißheit: Du bist unser! —: Onkel Viktor, Onkel von Lambatz, Herrn Welle, Kaiser Wilhelm II., die Silhouette Urgroßvater Zeidels. — Nein! sagte Johannes und machte sich fertig — ich gehe jetzt fort. Nahe der Tür stutzte er nochmals. Auf einem Tischchen, wie auf einem Altar, mit Zittergras, Herbstlaub und deutschfarbnen Schleifen geschmückt, fand er seine eignen Bilder, eins, zwei, drei, vier . . . sieben Bilder eines Kadetten, eins immer zuversichtlicher als das andre. Das soll ich sein? fragte er und blickte in den Spiegel. Nein! wiederholte er, jetzt gehe ich aber wirklich.

Kurz nach Sonnenuntergang stand er auf der Landstraße und spähte in das Gärtchen und die Fenster der

Grenzschenke hinein. Im Gastzimmer war es dunkel. Im kleineren Wohnraum sah er feierliche Flammen auf Silberleuchtern und eine alte Frau geheimnisvolle Bewegungen darüber machen als winke sie ihm. Daneben weilte das schöne Mädchen und schien ihn anzublicken, oder vielleicht sah sie etwas andres an seiner Stelle, denn ihr Gesicht spiegelte nichts wieder von der Unruhe seines Daseins. In ihrem Gesicht glaubte Johannes zu sehen, daß alles Leben, aller Schmerz schon gelebt und gelitten sei seit Jahrtausenden, gelebt gelitten und doch schön befunden. — Er hatte eigentlich eintreten wollen in das Häuschen, um zu sehn wie sie lebte, deren Bild er im Herzen trug, ob er vielleicht ein Trostwort fände bei ihr oder eine Träne des Mitleids . . . Jetzt, nachdem er sie gesehn unter den Flammen des Friedens, vermochte er es nicht. Über die fremden Felder kehrte er zurück zum fremden Hause mit der entschlossnen Miene eines Märtyrers, der sich Seligkeit erhofft aus seiner Qual.

Ohne seiner Mutter zu begegnen, gelangte er in den ihm angewiesnen Raum, schloß sich ein, entzündete die Lampe, beugte sich über Pergament und Farben und versuchte, das Bild, das er im Herzen sah, mit seiner Hand hinzuzaubern vor den sehnenden Blick. Den von schwarzem Gewand umschlossnen Mädchenleib malte er, das Goldhaar, die hohen Blumen, ja sogar die feine Linie des Gesichtes einer Märchenprinzessin . . . die Augen jedoch, obgleich sie unverwandt ihn anblickten, vermochte er nicht einmal anzudeuten. Er sah gleichzeitig in ihnen das Licht des Morgens und das Licht des Abends, das Licht der Sonne und das Licht der Sabbathkerzen, und mühte sich lange, wenn auch nur einen Schimmer festzuhalten von diesem durcheinanderflutenden Licht. Ver-

gebens! Er verzweifelte am Licht dieser Welt. Unten bellten schon lange die Hunde, und im dunklen Garten ging der Idiot umher und sang: O Haupt voll Blut und Wunden, voll Schmerz und voller Hohn! O Haupt zum Spott gebunden mit einer Dornenkron . . . da klopfte es an die Tür.

Ich bin es, rief Mutter ganz atemlos. Soeben ist das Telegramm gekommen! Du bist Fähnrich im Grenadierregiment Prinz Franz, Garnison Gripshaven! Komm schnell! Der Herr Ökonomierat hat schon eine Flasche Wein aus dem Keller geholt!

* * *

Nun ist Johannes Holl Fähnrich im Regiment Prinz Franz. Er, der sieben Jahre gedarbt hat und gehungert, sitzt nun an kostbar gedeckter Tafel vor nie gesehenen Speisen, und aus silbersäuligem Wandspiegel blickt sein Kindergesicht, beklommen und eingeklammert zwischen blutroten Schulterklappen, drauf der prinzliche Namenszug leuchtet. Rings sitzen stumm und steif wie Gespenster, wie schön uniformierte duftende Schatten eines Prinzen die Herren des Regiments: von Bell, Hay von Karberg, von Lindenspee, von Nesselow, von Rüstelkow, von Wossow, Graf Reher-Ratz, Freiherr von Teufelsschenk, Glasmussen, Tepper, Deutfall und Fähnrich Herrenteig.

Dreizehn sind wir! Einer von uns ist zu viel am Tisch! sagt Herr von Bell und blickt Johannes an. Alle blicken Johannes an. Kelche mit rotem goldnem schäumendem Wein werden ihm entgegengehoben wie zum Hohn; soll er Bescheid tun mit einem Becher trüben Bieres? — Dünnbier? Sitzt ein Kutscher am Tisch? hört er fragen und wird rot wie der Burgunder, den gleich danach Frei-

herr von Teufelsschenk schweigend und düster glühenden Blickes ihm vorsetzt. Er trinkt nun von diesem Wein, trinkt und trinkt und fühlt sich alsbald verwandelt in jeden der andern, und fühlt, daß er kein Gespenst wird oder Prinzenschatte, sondern ein lebendiger leibhaftiger Prinz mit sorglos lustigem roten Kopf. Als man ihn fragt, wo er herstamme, sagt er: aus Majeiken! — wie lange er hier zu bleiben gedenke? Immer! — Was sein Vater sei? Prinz Franz! — An höllischem Gelächter erkennt er, daß irgend etwas an diesen Antworten sehr lustig war und ist ganz selig, als Herr von Bell zum Freiherrn sagt: Mir scheint, man muß den Prinzen von Majeiken auf den Abort befördern, ehe es zu spät ist!

Der Abort ist staunenswert: ein goldner Vogel Greif springt mit gespreizten Fängen aus jeder Wand und auf dem Marmorboden fließt roter Burgunderwein, liegt ausgestreut in Brocken Ochsenschwanz, Hühnerleber, Rehrücken, Käse und Kuchen, alles was soeben noch den Magen bestürmte.

Aber Johannes darf nicht dort bleiben wo er will. Freiherr von Teufelsschenk ist sein Gastgeber heute; von ihm wird er ins Rauchzimmer geschleppt in eine weiche Ecke, muß immer wieder große Kristallpokale schwarzen englischen Bieres leeren auf seines Vorgesetzten Wohl und legt lallend sein Leben hin vor den düster glühenden Blick. Sein Leben — ach, mit ein paar ärmlichen Kadettenworten ist es gesagt! — Spät wird es, sehr spät. Immer wieder schlagen schläfrige Uhren, und rings lauschen nicht mehr die Lebenden, rings lauschen die alten schwarzen Silhouetten aus vorigem Jahrhundert, lauter Prinz-Franz-Offiziere mit Zopf und Drillstock, tote Nesselows und Rüstelkows und Wossows und dazwischen ein Fürst

mit Brustflern und praller Hose. — Jetzt ist Holl in der Hölle! sagen sie alle. Doch das ist Angsttraum. Als Johannes erwacht, liegt er in seinem eisernen Fähnrichsbett in einer Lache ausgebrochnen Bieres. Gleich drauf steht er frierend und klein vor riesigen Grenadieren, die mit stieren Angstaugen unter dem Licht blakender Lämpchen im Kasernenflur aufgestellt sind, um das Gewehr hundert und aber hundertmal auf die Schulter zu werfen. Als werde von hundert und aber hundert Hämmern Erde zermalmt, ist das Aneinanderkrachen von Gewehr und Grenadierschulter und ist immer noch nicht laut genug den donnernden, bellenden, kreischenden Sergeanten und Feldwebeln, und auch er, der Fähnrich, soll donnern und bellen und kreischen, aber er kann nur ächzen wie ein krankes Kind und muß abseits gehn sich erbrechen. Dann marschiert er durch Schneegestöber. In Pelz gehüllt taucht Teufelsschenk auf. — Leiche! sagt er lächelnd, als Johannes dicht an ihm vorbeimarschiert mit den eingedrillt großen starren Blicken der Ehrenbezeugung.

* * *

Dieses Winters Leben ist fort, unauffindbar, verweht wie ein Wirbel. So selten wie ein Vogel zu hastigen Fluges hineinflattert in eines Menschen Wohnung, so selten hat diese Zeit den Winkel gestreift, darin Erinnrungen ihre Stätte haben dicht neben den Träumen, die noch zu leben sind.

Heut ist ein blauer Frühlingstag hineingetaumelt in des Fähnrichs einsames, abgelegnes, verfallendes Herz. Weit draußen ist er gewesen an der See; der Wellen hellstes Kronengeschmeid zwischen ihm und unsichtbarem

Gestad im Norden. Auf toten Trotzgeschlechtes plötzlich gerüstetem Traumschiff hat er hinausfahren wollen, das Abenteuer des Niewiederkehrens zu bestehen, da haben die gewohnten Kommandorufe ihn festgehalten, und er hat sich hinwerfen müssen und kriechen zwischen Dünengras und Disteln und sein Gewehr abknallen gegen die Kopfscheiben aus Pappe, die den Feind darstellten, die dunkel und dumm sich abhoben von des Meeres heiliger Helle. Nur einen Schimmer dieser hell und grenzlos flutenden Freiheit hat er in Gedanken mitgebracht in die Kaserne, in die stinkende Stube, nur einen Schimmer in Gedanken und ein Stückchen Schilf in der Faust.

Davor sitzt er nun und träumt von dem, was eigentlich zu leben ist, von Windüberwältigung und Wachsen, von der Kraft zu verlassen diesen Strand, drauf er nicht wurzelt, sich treiben zu lassen, der Seele Segel zu setzen, hinzuschwimmen zu flimmernden Inseln kindlichen Friedens und weiter weiter zum unentdeckten Lande der Liebe ... Aus seinem bißchen Besitz holt er hervor, was helfen könnte, Überbleibsel dessen, was von Wissenschaft wert einst schien, aufbewahrt zu werden fürs Leben: ein Heft mit mathematischen Musterlösungen, mit sauber und bunt gezeichneten Tetraedern, Oktaedern, Dodekaedern, Ellipsenkonstruktionen; eins mit stöchiometrischen Formeln; eins mit diktierten Grundsätzen der Logik; eins mit Charakteruntersuchungen Shakespearescher Gestalten; und dann das heimlich Aufgezeichnete von dem, was nicht gelehrt worden war, aber durch Zufall vor Augen gekommen ihm, der einen Fluchtpfad geahnt in allem Fremden. Da hat er sich Kunde aufbewahrt vom vorgeschichtlichen Menschen, von Tertiärzeit, Steinzeit, Metallzeit, von Höhlenbewohnern, Bestattungsformen, Or-

namenten und den ersten Spuren der Religion, lange Tabellen über die Sprachen der Erde und das wichtigste von Indiens Gedanken: Indras Macht über Wind und Wandergestirn; Brahmas Schaffen im Schicksal, in innerer Schau; vom qualvollen Irren der Seele in den Körpern; vom Vedanta, dem Ziel alles Wissens; von Buddha, dem Weiser des Weges ins Nirvana. Und gleich danach findet er Kunde vom sehnsüchtigen Gedenken, von der Minne, dem süßen Gesang des Mittelalters. O weh, wohin verschwunden sind alle meine Jahr! singt Walther von der Vogelweide. Und tränenden Auges gedenkt Johannes der Sage von der entsagenden Ritterschaft, den templeisen, den vom Engel bestellten Hütern des Grals. Fern fernhin ausschauend baut er Montsalvatsch wieder auf aus des endenden Frühlingstags goldenen Wolken und neigt, geblendet und fast verstört von Sehnsucht sein Gesicht und findet auf eines Versalbums vergilbten Blättern der Großmutter rührend kleine Klage:

Wenn der Lenz auflauscht, wenn vom Leben singt
schwarzes Vöglein, das vom Sternlicht trinkt,
zittert wohl die abgelegte Zier.
Ich bin nicht mehr hier, weil so fern ich bin . . .

All dies hilft mir nichts! sagt sich Johannes. Nicht von mir zuerst ist dies gefühlt, nicht von mir zuerst jenes erdacht. Ich selber weiß gar nichts. Ich selber fühle gar nichts. Was wohl sollte ich beginnen in einem andren Leben? — Und während draußen es dunkler wird, legt er sein Haupt auf die vom Gewehrtragen und Schießen müden Arme und grübelt über die Möglichkeit andren Lebens; aber er vermag kein Leben sich auszudenken ohne Pflichterfüllung, ohne Vollendung des einmal Begonnenen.

Als er sich aufrichtet, um die alten Erinnrungen fortzutun, ist es ganz dunkel und er sieht nicht mehr, wie aus Großmutters Album das Bild eines Mädchens herausfällt, das Bild eines Mädchens inmitten hoher Herbstblumen, schwarz gekleidet und ohne Augen. . . . Er sieht nicht, wie es auf den Boden fällt und besudelt wird von seinen Füßen, dran der Kot der Marschstraße noch klebt.

Und als er die Lampe anzündet sieht er das Verlorene auch nicht, denn da tritt Fähnrich Herrenteig ein, sein Freund seit letztem Liebesmahl, tritt ein und ruft: Mensch, du bist noch nicht fertig? Du mußt ja noch zum Friseur! — Ach ja, das Bockbierfest! sagt Johannes — geh nur voraus! — Dann kleidet er sich um, bearbeitet lange seine Fingernägel, geht zum Friseur, läßt, wie ihm anbefohlen, das Haar sich salben mit köstlichen Essenzen, indem er denkt: wie werde ich je das bezahlen können! und tritt dann mit strammen Ehrenbezeugungen an den Stammtisch, wo heut auch die Hauptleute sitzen, die behäbigen, reichen, gutgelaunten vor Kaviar und Wildschweinkopf mit Remouladensauce, vor Gänseleberpastete und echtem Schafskäse. Laut und lustig geht es her am Tisch. Musik spielt. Jemand spendet Schnäpse. Und Johannes sieht, daß sein Geld für sieben Glas Bockbier noch reicht.

Er trinkt und trinkt bis er Gedanken und Hunger vergißt und dreinschaut, als sei er glücklich und zufrieden. — Der Fähnrich Holl, sagt Hauptmann von Zwiegold, indem er sich die Finger leckt, denn er ißt Krebse, der Fähnrich Holl lebt, glaub ich, von Luft und Liebe! Übrigens hat er einen ganz blödsinnig geformten Schädel. Hätt Pfaff werden sollen oder Bauer! Prosit Prinz von Majeiken!

* * *

Es wurde ein Mahl gegeben zu Ehren des Tages, an dem Holl und Herrenteig durch Allerhöchste Kabinetts-Ordre den Offiziersrang erhielten. Teufelsschenk war nun Kamerad und Johannes wieder sein Gast.

Als Johannes den wohlbekannten Burgunder schlürfte, nach dessen Genuß man in einen Prinzen verwandelt sich fühlt, dachte er an den Ernst und die Entbehrungen der Kriegsschulzeit als an einen komischen dummen, ganz unnötigen Versuch, aus dem Leben mehr zu machen als es ohnehin bot, und der nicht vergessene Spottname »Prinz von Majeiken« klang nun fast beglückend und traulich ihm, den die Kriegsschüler heimlich »Moltke« genannt und etliche sogar »Bauer Moltke«. Wohl wahr: er hatte mit bäuerischem Eigensinn es fertig gebracht, ein solides Leben zu führen und etwas zu lernen für seinen Beruf; er hatte Offiziere zu Vorgesetzten gehabt, deren Leben ihm vorbildlich erschien, deren Wissen er bewunderte, deren Lob er sich erwarb, ohne danach zu streben, vielleicht nur, weil die Kriegskunst als Spiel der Gedanken ihm weniger schwer gefallen war als den andren; jetzt aber, als Herrenteig davon zu sprechen begann, leugnete er alles, verleugnete sich selber und log den Ernst des Lebens hinweg. Als er viele Gläser geleert von dem, was Teufelsschenk spendete, glaubte er zu wissen, wie das Leben zu leben sei: Lust war wichtiger als Leid; Leichtsinn vornehmer als Sorge; Kameradschaft verdienstlicher als Auszeichnung; Eleganz und Kaltschnäuzigkeit schneidiger als kopfrötender Kommiß. Unvergleichlich fand Johannes heute jeden, der Prinz-Franz-Uniform trug, beneidenswert jeden, der mit etwas prahlen konnte; vorbildlich jeden, der trotz Speiens dablieb und aufrecht sitzen konnte oder gar stehen und eine Rede halten.

Hoch ließ er sich leben; sang rülpsend das Lied mit vom Herrn Schwanzmann: Herr Schwanzmann, Herr Schwanzmann, der ist ein schweres Schwein! Und tanzt mit leichten Mädchen doch beim Mondenschein! — ließ sich eintanzen für die bevorstehenden Bälle und kaufte Leutnant Deutfall einen Hund ab. An diesen Kauf schloß sich ein lauter Streit aller Trunkenen über Hunderassen und Hundedressur, wobei Johannes, weil er nicht mitzureden wußte, traurig und verstimmt wurde und dem Gedanken sich hingab, die umstrittnen Tiere seien den andren wichtiger als er und sein Fest; er bemitleidete sich, trank sich selber zu und bekam plötzlich Sehnsucht nach einem Heim. Die ihm zugewiesene Offizierswohnung lag in der Kaserne ganz in der Nähe, und ohne daß jemand ihn aufhielt, ohne daß jemand es bemerkte, eilte er jetzt dorthin.

Als er eintrat aus dämmrigem Flur begegnete ihm, ungehindert durch die Fenster flutend, das strenge Licht des Himmels überm Meere, drauf fern von Norden her Nacht schon heranschwamm mit grauen Sorgensegeln. Johannes wollte Vorhänge vorziehen vor die Fenster, mildfarbne Vorhänge, von denen er soeben geträumt, aber er fand keine. Er wollte das traulichere Licht einer Lampe entzünden, aber er fand keine. Deutlich streng vorschriftsmäßig zeigte sich in des Himmels Licht nichts andres, als was mit dem abgestempelten Geräteverzeichnis übereinstimmte: ein schwarzes Ledersofa wie ein geöffneter auseinandergequollener Sarg, ein Eckschränkchen, eine Kommode, vier Stühle, ein Säbelständer, ein Spucknapf und im engen Nebenraum ein eisernes Feldbett, wie auch Kadetten es haben, ein Waschtisch, ein Eimer, ein Stiefelknecht. Alles, der Boden sowohl als

jedes Gerät, roch nach Scheuerlappen, und dieser dumpfe Geruch entweder oder das schwindelerregende Himmelslicht oder beides zusammen wirkten, daß Johannes plötzlich sich erbrach, wobei jedoch nicht das Bewußtsein ihm abhanden kam, daß solch Besudeln von Uniform und Wohnung am heutigen Tage etwas war, das wieder gut gemacht werden mußte. Er schloß die Tür, wischte das Ausgespieene vom Boden auf, rieb jedes Fleckchen mit Wasser und Seife so lange, bis es nicht mehr nach Burgunder roch und zog eine neue noch nie getragne Uniform an. Dann sah er nach der Uhr und ging säbelklirrend in die Stadt.

Er wollte eigentlich nur eine Lampe sich kaufen, aber da er ins vornehmste Ausstattungsgeschäft hineingeriet, da der Verkäufer mit vielen Dienern die herrlichsten Dinge anpries und mit geringschätzigem Lächeln die Frage der Bezahlung beiseite schob, kaufte er auch Fenstervorhänge aus Seide, eine Tischdecke für Herrenzimmer, einen persischen Teppich, ein kleines Eisbärenfell, einen Teekessel aus Kupfer, einen Brotkorb mit chinesischer Lackmalerei und drei Bilder. Aber noch heut abend alles schicken! sagte er fast befehlend, als er sah, daß der Verkäufer wie ein Untergebner sich benahm. Dann, weil er doch noch alles bare Geld besaß, ging er zur nächsten Buchhandlung und kaufte einen Leitfaden für Hundeerziehung und Dressur. Ganz glücklich trat er den Heimweg an zur Kaserne. Frei! jubelte es in ihm, frei! Ich kann hingehn wo ich will! Nach Hause kommen wann ich will! Ich richte jetzt die Wohnung ein wie ich will und dann . . .

Er vernahm vor sich die Stimmen der angeheiterten Offiziere, die zur Stadt gingen und bog ab in die dunklen

Anlagen, weil er jetzt nicht aufgehalten werden wollte und gehindert an der Einrichtung eines schönen Heims. Er mußte einen großen Umweg machen, und als er endlich in seiner Wohnung anlangte, waren die schönen Dinge alle schon da. Er rief sofort seinen Burschen, ließ die neue Lampe füllen und anzünden, ließ sich Hammer und Nägel geben und machte sich mit kindlicher Freude an die Umgestaltung des Kommißraums. Ob er nicht helfen solle, fragte der Bursche. Nein nein, nicht helfen! — Es wären mehrere Offiziere dagewesen und hätten den Herrn Leutnant holen wollen und gesagt er möchte nachkommen ins . . . Gut gut! unterbrach Johannes und hämmerte drauf los.

Grade als draußen bei der Wache die Wirbel des Zapfenstreichs verklangen, war er fertig. Vor dem jetzt schwarzen Himmel hingen erdbeerrote Vorhänge, und wenn man auf den Stuhl an der Tür sich setzte, sah man nichts andres, als auf Teppich und Tischdecke die Farbengebilde, die ohne Bestimmtes darzustellen, doch lebendig waren wie etwas, das aus ferner ferner Welt seltsam beglückende Kunde brachte. Eine Stunde fast saß Johannes da und sann den Geheimnissen und Abenteuern dieser Farben nach; dann, als er Hunger verspürte, stellte er den Teekessel und den chinesisch bemalten Brotkorb auf den Tisch, hatte aber weder Tee noch Brot und bemerkte seufzend, daß es zu spät sei, um etwas holen zu lassen. Mitternacht war nahe. Er nahm die Lampe und hob sie, um die Bilder zu betrachten, die bisher beschattet gewesen. Was er gewählt und erworben, ohne etwas zu wissen von dem, der es gemalt und der eigentlichen Bedeutung des Gemalten, schien ihm von unergründlicher Schönheit, obgleich oder vielleicht gerade weil keine Farben da

waren, und alles nur wirkte kraft des Gegensatzes von Hell und Dunkel, kraft der Kontur und der Kunst, die seelisches Leben in Raum verwandeln gekonnt.

Vor dem ersten Bilde, drunter geschrieben stand »Giorgione: Venus« fühlte der Betrachtende sogleich ohne Nachdenken, daß es, falls man die Augen nicht schloß, unmöglich war, sich zu wehren gegen das Leuchten und Locken des weiblichen Leibes, der sich vor der übrigen Welt ausbreitend diese nur als Traum erscheinen ließ, drin alles unwirklich war: Himmel, Hügel, Hof und Häuser, Wege, Wasser und Wolken, Berge, Bäume und Blättercchen. All und jedes in dieser Welt war bekannt und wäre doch ohne Reiz, ohne Geheimnis, wäre nichts gewesen, wenn man es anzusehn vermocht hätte, ohne vorher das Gesicht der träumenden Venus gesehn zu haben. Dies Gesicht war dasselbe, das in des schauenden jungen Menschen Herz gezeichnet war, aber es war nur wie eines Bildes Erinnrungsbild, über dessen Betrachten man das wirkliche vergaß. Wehmütig und wie einer der aufwachen will, wandte Johannes sich ab und hob die Lampe vor das zweite Bild. Es trug die Unterschrift »Giotto: Flucht nach Ägypten (Fresko, Kirche zu Assisi)«. Hier war die Umgebung der Menschen, Weg und Hügel, Baum und Schloß, so gemalt, daß Johannes sich sagte, man brauche die Erde gar nicht, um das Leben im Bilde darzustellen und Sehnsucht kam ihn an, zu sein wie dies Kind, das abgewandt jedem andren Ziel als dem, ins geliebte Mutterantlitz zu schauen, dennoch vorwärts kam und gerettet wurde aus Vergangnem von — wem eigentlich? Vom Tier? Vom Manne? Von Engeln? Das Tier hatte schwere schwarze Hufe, der Mann Faust, Stab und Mantel, der Engel nur Haupt, Herz und Schwingen. Vor diesem

Bilde vergaß Johannes, daß er Leutnant war im Regiment Prinz Franz, daß das kleine Kind dort Christus war, der zukünftige Gott. Alles was er wußte, war heilig, ohne daß er Gottes gedachte, denn er selber war auf der Flucht in die Welt des Kindes. — Aber ach! Jetzt stand er vor dem dritten Bilde. Da stand einsam eine ganz kleine Gestalt, stand da, als sei sie geflohen aus dem Menschenleben und hätte nichts vor sich als das wegloſe, nur von Wellen durchwanderte Wintermeer, das dunkler war als der Himmel und doch nicht minder Wunder verheißend als der schlafenden Venus Gesicht.

Johannes setzte die Lampe nieder, ließ sich in das Sargsofa fallen, streckte sich, fühlte plötzlich nichts als Müdigkeit und wollte nichts andres als Ruhe nach dem Rausch. Da hörte er während des Dehnens und Gähnens seinen Atem entweichen, als flüchte klagender Wind aus einem verlassnen Hause und gleich danach meinte er sein Herz zu hören wie einen hastig herbeispringenden aufbellenden Hund. Er richtete sich vorsichtig und langsam hoch. Er glaubte, der Schreck sei von innen gekommen, aber er kam von außen. Er sah, wie die Tür sich öffnete und ein wirklicher Hund hereinkam, aussehend wie ein Wolf und nach kurzem Stutzen einen Angriffssprung versuchend und aufbellend wie vorhin das Herz. Dann erschien, säbelrasselnd und blaß wie ein Toter, Leutnant Deutfall. Er war so betrunken, daß er ganz steif war und sich nicht umdrehen konnte, um die Tür zu schließen. Die Tür blieb auf und man hörte eine ferne Uhr Mitternacht schlagen. Der Eingetretene sagte nichts, sondern lauschte diesem fernen Klingen mit läppisch erhobnem Finger und dem unheimlichen Triumph des Trunkenen. Der Hund lief winselnd und schnuppernd umher. — Sie

bringen mir noch heute abend das Tier? fragte Johannes und fühlte, wie sich ihm hinten vom Kopf bis zu den Füßen ein Schauer anschmiegte; denn er wußte, er hatte es oft erzählen hören von den andren: wenn Deutfall so viel getrunken hatte, daß er steif und blaß war, konnte man nie wissen, was geschehen werde. Wollte man kameradschaftlich handeln, wollte man Unheil verhüten, durfte man keinesfalls denken an Gewalt oder Widerspruch.

Deutfall wandte den Kopf und blickte Johannes verächtlich an, aber es war klar, daß er einen anderen zu sehn vermeinte und erst näher kommend erkannte, wen er vor sich hatte. Beide Hände in den Taschen haltend trat er ganz nahe an Johannes heran, betrachtete ihn kopfnickend, setzte ihm blitzschnell und hart etwas Funkelndes gegen die Rippen und sagte: Haben Sie Mut? — Johannes, der einen vernickelten Revolver vor seinem Herzen sah, wußte sogleich mit übernatürlicher Bestimmtheit, daß körperliche Abwehr oder Ablenkung nichts vermocht hätte gegen den Tod; er rührte sich nicht, tat, als sähe er nicht, was ihm bevorstand, richtete schnell den Blick auf die träumende Venus und sagte: Sehen Sie, was ich mir angeschafft habe! — Deutfall riß den Kopf herum: — Pfui Teufel! Ein Frauenzimmer, ein nacktes! rief er, hob den Revolver, zielte kurz und schoß. Der Hund, als wolle er apportieren, sprang bellend vor gegen die Venus, und Johannes sah ein rundes schwarzes Loch dort wo eben noch das schöne Gesicht gewesen. Deutfall selber schien etwas erschrocken und ernüchtert vom Knall, blickte unsicher, steckte den Revolver in die Tasche, pfiff dem Hund, streichelte ihn und sagte: Nämlich mein Hund hier ist viel zu anständig, um mit einem schweinischen Frauen-

zimmer zusammenzuwohnen! Apport Misogyn! Faß das Saumensch! Faß zu! — Der Hund verbellte die Venus. — Johannes, erschüttert von des Geschehens Brutalität, glaubte etwas Versöhnliches sagen zu müssen. Misogyn heißt der Hund? fragte er, was bedeutet der Name? — Deutfall erhob sich: Sie wissen nicht, was Misogyn ist? Sie sind ein Armloch! — Und gleich drauf, etwas unsichrer und abgewandten Blickes: Geht mich übrigens nichts an! Bin gekommen, damit Sie mir meinen Hund bezahlen! Brauch das Geld noch heute. Ist zwar Dreck Ihr Geld und mein Hund ist — — Er setzte sich wieder, rief Misogyn heran, liebkoste ihn, küßte ihn auf die Schnauze — mein Hund hat eine Seele, verstehn Sie! Eine Seele! Wissen Sie was eine Seele ist? — Ja ich glaube. — Nein! Sie wissen es nicht! Also geben Sie her Ihren Dreck! — Johannes gab alles Geld hin, das er besaß; es reichte grade. Deutfall warf es achtlos und das Nachzählen verschmähend zum Revolver in die Tasche, erhob sich und ging. Den nachlaufenden Hund stieß er mit einem Fußtritt ins Zimmer zurück und rief dabei: Wenn Sie ihn nicht anständig behandeln, sehr anständig, anständiger als einen Menschen, bekommen Sie es mit mir zu tun! Gute Nacht Misogyn!

Sein Schritt verhallte. Misogyn stand schweifwedelnd und winselnd an der Tür und war durch keine Lockung von dort wegzubringen. Johannes, zunächst sehr erregt, wurde durch das vergebliche Bemühen um das Tier sowie durch zielloses Hin- und Herwandern in dem engen Raum allmählich ruhig und nüchtern, müde und stumpf. Sein Ärger über das zerstörte Venusbild verlor sich ebenso wie seine Freude an der Schönheit des übrigen. Er ließ all das in der Gesellschaft des Tieres und begab

sich in den Nebenraum, um sein Lager aufzusuchen. Auf dem Nachttisch lagen zwei Briefe; einer von seiner Mutter, der andre von unbekannter Hand. Letzteren öffnete er zuerst und über das, was er sah, erschrak er dermaßen, daß er Mutters Brief liegen ließ und gar nicht anzusehn wagte, wie ein Schuldiger meidet, was an Unschuld ihn erinnert. Es war nur eine Zahl, die er gesehen hatte, eine gewöhnliche vierstellige Zahl, wie sie ihm oft schon vorgekommen, aber nichts hätte mehr nach Strafe aussehn, nichts gespenstiger den Gegensatz zwischen Schicksal und Schönheit darstellen können als diese eine Zahl. Sie bedeutete den Preis für all die schönen Dinge, die er im Rausch hatte besitzen wollen; bedeutete die Vergeudung des Opfers, das Mutter für ihn zusammengebettelt; bedeutete die Verhöhung des Opfers, das er zusammenzuhungern sich vornahm. Er hatte die Empfindung, daß er zu Grunde gehn müsse, weil nun diese Zahl da war, die Beziehung sich erschlichen hatte zu seinem Schicksal. Er eilte zurück in den Raum, wo noch immer das Tier, allem Schönen unbekümmert den Rücken kehrend, am Ausgang winselte, und er beneidete es und dachte: Wie schwer ist es doch, Mensch zu sein! Viel viel schwerer als — Offizier werden! — Dann, nachdem er einige Zeit alle schuldhaft erworbenen Dinge betrachtet und ihren Wert verglichen mit dem Wert seiner Sehnsucht und Seelenruhe, begann er behutsam eins nach dem andren fortzunehmen von der Stelle, der es als Schmuck gedient, packte alles, außer dem zerstörten Venusbild, welches er in einer Schublade barg, in die Hüllen wieder, drin es ihm zugeschickt worden war, und setzte sich in die Nähe des jetzt mit klugen Augen beobachtenden Tieres auf den Stuhl am

Ausgang, um sich zu gewöhnen an das Nichtssagende des ungeschmückten Raumes, an die Drohung der schwarzen Fenster, an die Überflutung mit trostlosen Gedanken. Plötzlich mit einer überwältigenden Gewißheit hatte er das Gefühl, gefangen zu sein, erblindet, untergegangen. Er warf die Arme hoch und vor die Augen, glitt vom Stuhl auf die Knie und schluchzte, als wäre er der Verworfenste der Welt. — Da kam zum erstenmal das Tier zu ihm. Nicht fremd schien ihm eines Menschen Jammer. Es kam ganz zutraulich nahe heran, suchte zu trösten durch Tasten mit der Pfote, und sein Winseln galt nun nicht mehr dem Schweigen und Fortsein des bisherigen, sondern dem Dasein und Schmerze des neuen Herrn. Johannes lehnte sich an das lebendige Wesen, bis er ruhig wurde und Trost wieder fand in einem Gedanken: Kamst du mich trösten armes Tier? Mich, der dich ganz vergessen hatte? der sogar deinen Namen vergessen hat? der gar nicht weiß, was dein Name bedeutet? Klang es nicht wie — Misère? Misère will ich dich nennen! Bleib bei mir, Misère! Tröste mich, Misère! Bewach mich, Misère, wenn ich einschlafe!

Einschlafend erinnerte sich Johannes, daß er Mutters Brief ganz vergessen . . . Er machte noch einmal Licht und begann zu lesen, kam aber nicht über den ersten Satz hinaus: Seiner verfluchten dreckigen Hunde wegen, von denen er sich nicht trennen wollte, habe ich heute dem Ökonomierat gekündigt — — Er legte den Brief beiseite und rief: Komm Misère! Komm her zu mir! Sollst kein schlechteres Lager haben als ich! Ja, du darfst bei mir bleiben, Misère!

* * *

Die Kameraden sind sehr unzufrieden mit dem Leben, das der junge Leutnant Holl führt, und fragen sich, was das bedeuten solle. Was treibt dieser seltsam verschlossne witzlose Jüngling eigentlich? Wer hat ihn jemals freiwillig und mit vergnügtem Gesicht in unsern Kreis kommen sehn? Wer hat ihn je auf der Jagd getroffen? Wer auf einer Landpartie? Wer mit einem Mädel zusammen? Wer auf der Promenade? Will er etwa nur mit seinem Köter verkehren, mit seinem Misère?

Der dicke Nesselow, der nicht nur Oberleutnant ist, sondern auch Besitzer zweier Rittergüter und deshalb stets guter Laune und geneigt, Fritz Reuter zu zitieren, hat eine Erklärung: Hei is »viel zu geistlich, Korl! For en Leutnant viel zu geistlich!« — Mit andren Worten er onaniert wahrscheinlich! ruft Lindenspee, — ich bin immer für das gerade-aus! — Laßt ihn in Ruh! mahnt jetzt Wossow, der Adjutant, der Oberst ist sehr zufrieden mit ihm. — Hätt in seinem Preußen bleiben sollen! brummt Rüstelkow. Der Adjutant zuckt die Achsel: es geschehen Zeichen und Wunder! Wer weiß, vielleicht wird er noch einmal mein Nachfolger...! und sofort ruft Tepper: Herrenteig ist ganz blaß geworden vor Neid! Ja, ein Kadett bringt die Beine beim Marschieren eben anders raus als das verwöhnte Söhnchen eines Bremer Kaufherrn! — Aber Herrenteig ärgert sich gar nicht darüber. Er lächelt. — Holl ist mein Freund, sagt er, übrigens ein ganz armer Kerl! Keinen Pfennig außer Kaisers Zulage! — Warum hat er sich dann nicht nach Krotoschin gemeldet? fragt Graf Reher-Ratz wie ein erstauntes Mädchen mit der Sanftheit, die bei Hofe üblich ist; dann klemmt er sein Einglas ins Auge und betrachtet Herrenteig wie ein nie gesehenes Tier. Ach

was ... Sie sind sein Freund? — Herrenteig wird rot; Gott, was man so Freundschaft nennt! Will mich jedenfalls seiner etwas annehmen ...

Deutfall geht über den Exerzierplatz, geht an Holl vorbei, zeigt auf den Hund und sagt: Lassen Sie sich von keinem andern helfen als dem dort! — Holl versteht ihn nicht. Er hat ein schlechtes Gewissen. Er denkt: vielleicht weiß er, daß ich manchmal bei sehr großem Hunger aus dem Freßnapf etwas nehme, den der Bursche für Misère bringt, vielleicht weiß er das und deutet nun boshaft an, daß der Hund mir helfe! Ich will jetzt wirklich mehr an Herrenteig mich anschließen als an Misère! Ich werde weniger bedenklich sein, wenn er mich einladen will oder freihalten, etwas auslegen für mich oder mir etwas schenken; wenn schon ich dies alles nicht vergelten kann mit Gleichem vorläufig, muß ich mir sagen: es ist weniger schmachvoll, eines Kameraden Hilfe anzunehmen, als die eines Hundes!

So kommt denn die Zeit, wo Misère sich selber überlassen wird und mit klugen wartenden Augen vergeblich sich hinstellt vor seinen Herrn. Lange, lange Stunden muß er allein sein, mürrisch ausgestreckt in der leeren Stube oder ziellos umherschnüffelnd im Kasernenflur, im Hof, auf den Straßen. Sein Freßnapf ist nicht mehr so voll des Guten, sein Fell wird nicht mehr gekämmt und gestreichelt. Keine lustigen Sprünge mehr macht er über vorgehaltne Säbelklingen hinweg, keinen Schutz mehr findet er vor Püffen und Fußtritten Fremder. Er weint fast vor Langerweile. Und nachts winselt er vor Angst, wenn sein Herr heimkommt mit unheimlichen Augen, die Misère gar nicht kennen und erkennen, oder wenn er gar rasselnd wie ein Gespenst hinschlägt auf

den Boden und stöhnt, bis seinem Munde das säuerliche Gemengsel entquillt, das Misère dann aufschleckt. Dies ist die Zeit der Freundschaft mit Herrenteig. Aber Johannes Holl sieht sie ja nicht mit den Augen Misères. Johannes Holl ist ganz glücklich und Herrenteig von Herzen zugetan. Er hat wirklich einen Freund gefunden an ihm, einen, der behutsam und ohne Hohn die Augen ihm öffnet, in vertraulichen Stunden mit Kennermiene das Kindliche hervorholt und pflegt und in geselliger Runde den Einsamen davor bewahrt, als Sonderling angesehn zu werden. Wo Herrenteig erscheint, ist jetzt Holl an seiner Seite, und die Achtung die man dem Reichen schenkt, darf der Arme bisweilen auffangen und aufbewahren. Wenngleich dieser die Sorglosigkeit aus sich selbst, den leichten Sinn und das Lachen aus eigenster Lust nicht aufbringt — der Widerschein von Herrenteigs strahlendem Lebenslicht schützt ihn davor, daß die Kameraden sein Dunkles beargwöhnen und Ärgernis nehmen an seinem Dasein. Holl kennt des Schmerzes Geschmack. Wie bitter aber muß der Schmerz sein, wenn man sein Leben unter Entsagungen und Entbehrungen in einen Kreis geschleppt hat und dann erkennen muß: es liegt da nur zum Anstoß und Ärgernis für die andren! Nein! So ist es jetzt nicht! Dank Herrenteigs Freundschaft ist es so nicht. Es sieht sich jetzt alles mit andren Augen an und Gott sei Dank: der Freund sieht es ja nicht so, als seien die andren wichtiger, als lebe man nur ihretwegen. Nein gewiß nicht! sagt Herrenteig; wenn man Freude hat an Farben und Flötenton, wenn man selig sein kann vor einem schönen Bilde und im Gesang der Vögel — warum nicht? Hay von Karberg malt auch im geheimen; und Flöte geblasen hat selbst Friedrich

der Große! Man kann der sogenannten Seele hinwerfen, was sie verlangt, nur dürfen die andren, der Freund ausgenommen, nichts wissen davon! Jeder der andren ist heimlich ebenfalls ein eigner und besondrer, vor andren aber der andre. Deshalb muß ich, deshalb mußt du auch der andre sein können! Das ist ja das Wesen der Kameradschaft, daß man ihr die eigne Persönlichkeit opfert, zum Schein natürlich, denn sonst wäre man ja ein Idiot! So spricht der Freund. Und Johannes sagt: Nein! Daß du an meinen Geburtstag gedacht hast und meine heimlichsten Wünsche erraten! Dieser teure Malkasten mit Tuben sogar! Und diese Flöte mit silbernen Klappen! Soll das wirklich mir gehören? Ich weiß ja gar nicht, womit dir eine Freude machen! Außer daß ich zuweilen die Nachtronde übernehme für dich, hast du ja nichts von mir! Was könnte ich dir denn schenken? Willst du Misère haben? Nicht? Willst du einiges von diesem Leinen, das Mutter mir geschickt? Stammt aus großelterlichem Haus! Handgesponnen! Du lachst! Ja du besitzest eben schon alles! Aber auch ich hab jetzt keinen Wunsch mehr. Ach, ich könnte ja gar nicht leben ohne dich! Du hast meinen Schuster bezahlt und meinen Schneider und den Friseur und im Ausstattungsgeschäft die Lampe und das von mir beschädigte Venusbild. Du teilst dein Frühstück mit mir und abends bin ich dein Gast. Seit du mein Freund bist, nähern sich die Kameraden mir wieder; Rüstelkow hat mir neulich sogar eine lange Jagdgeschichte erzählt und gemeint, er wolle mich einmal mitnehmen zum Hasentreiben, dann könne aus mir noch was werden. Ich bin glücklich. Ich bin fast wie jeder der andren. Wären nur nicht die Enttäuschungen im Dienst! Für Besichtigungen nur soll ich drillen und

auf alles mögliche Rücksicht nehmen und werd wie ein dummer Junge behandelt, wenn ich vorbringe, was wir in der Kriegsschule gelernt. Neulich bei einer Felddienstübung hatte ich mit meinem Zuge alles ganz kriegsmäßig vorbereitet, wir lagen im Hinterhalt, und der Gegner, ohne aufzuklären, kommt auf zweihundert Meter heran vor unsere Mündungen. Mit dem Gegner reitet der Hauptmann. Ich, nur an den ersteren denkend, kommandiere Schnellfeuer, das Pferd des Hauptmanns tanzt, er schimpft, flucht, winkt das Schießen ab und brüllt mich an, warum ich nicht nach hinten sehe; hinten sei das Pferd eines Milchwagens unruhig geworden. Denk dir: nach hinten statt nach dem Feind sollte ich schauen als Führender! Seitdem ist nichts recht was ich tue. Seitdem hab ich die Lust verloren. Jetzt streng ich mich nicht mehr an, als ich muß! Jetzt tröst ich mich mit Flötenspiel und Malen. Übrigens neulich nach dem großen Marsch bin ich abends noch hinausgerannt, eine Landschaft skizzieren, die mir unterwegs gefiel. Wo ich sie habe? Zerrissen. Es war ja Kitsch. Man muß ernstlicher arbeiten — — Ja ja, sagt Herrenteig, aber vergiß auch nicht, morgen hat der dicke Nesselow Geburtstag, da wird ordentlich gesoffen! Du bist mein Gast ...

Nie hat Holl gedacht, daß eine kameradschaftliche Feier so schön sein könne! Nesselow, das unförmige Geburtstagskind, ist von Anfang an betrunken und so drollig dabei, daß man aus dem Lachen gar nicht herauskommt. Alle Versammelten sind in bester Laune. Sogar Deutfall lacht und küßt mit komischer Verzweiflung des Gefeierten Glatze. Dabei blickt er Holl an. Er blickt ihn oft an seit jenem Abend, da die Venus durchschossen und der Hund Holls Eigentum wurde, aber sein Blick ist jetzt

ganz anders als früher. Nicht mehr feindlich, sondern voller Achtung, voll geheimen Einverständnisses. Vielleicht ist er dankbar, denkt Holl, weil ich zu keinem gesprochen habe über den Vorfall jenes Abends. Vielleicht werden wir noch einmal Freunde werden! Ach, ich möchte am liebsten alle zu Freunden haben! Es sind ja alle, jeder in seiner Art, prächtige Kerle! Nur Teufelsschenk nicht mit seinem Blick; Gott sei Dank ist der heute nicht da. Das Schönste aber ist, daß Hay von Karberg, der Schweigsame, plötzlich neben Holl sich setzt und, vorsichtig zuerst, dann wärmer und wärmer werdend, ein Gespräch über Malerei anbahnt. Er ist ein älterer sehr geachteter und beherrschter Offizier und weiß mit einem Scherzwort jeden abzuwehren, der ihr Gespräch stören möchte, was Holl gleichzeitig mit Freude erfüllt über die Vertraulichkeit und mit Bewundrung über die vornehme Art, Kameraden zu begegnen, ohne Spielverderber zu sein. Herrenteig hat also doch recht! denkt er. Man kann auch in diesem Beruf alles erfüllen, innen und außen! Diese freudige Empfindung gibt Holl heute eine besondere Stärke. Er kann immer wieder Bescheid tun den andren ohne betrunken zu werden. Er tanzt und wird zum Tanzen aufgefordert von jedem, sogar von Deutfall. Und schließlich um Mitternacht hält er eine Rede.

Diese Rede zu halten, hat er gestern schon sich vorgenommen, hat jedoch nicht geglaubt, daß er den Mut finden würde dazu. Jetzt um Mitternacht hält er die Rede. Die Rede soll Nesselow eine Geburtstagsfreude bereiten, und deshalb hat er sie ausgedacht in plattdeutschen Redensarten und hat das Motiv aus Fritz Reuters Stromtid verwendet, wo Jung-Jochen ne Red

hollen will. — Kann ik nich Reden hollen? sagt er — All' hollen sei Reden, Herr von Rambow höllt Reden, Pomuchelskopp, Bräsig red't in de Reform, wat? un ik bün tau slicht dortau? — Bräsig, bün ik slichter as jeder anner? — Und er verwandelt den Hund Bauschan in seinen Misère und de täuwenden Lüd' in seine Kameraden und sich selbst in etwas, worüber man am besten lacht, und schließt mit den Worten: Kinnings, gah ein jeder för hüt an sin Köm (Kümmel) ut de Red' ward hüt nicks! — Er hat einen unerwartet großen Erfolg. Alle trinken ihm zu, und Nesselow wackelt heran, ihn zu umarmen und Brüderschaft zu trinken mit ihm. — Hei is en bannig g'scheuten Kirl! ruft er immer wieder, — hei muß uns' Adjutant warden! — Nun komm auch mal wieder zu mir! ruft Herrenteig. Aber Holl ist schon draußen, ist von Nesselow mit hinausgezogen worden ins Freie.

Im Freien tanzen die Sterne wie besoffne Mücken, und von der See her kommt ein Wind und wirft den Trunkenen um. Holl aber kann stehen. Oho, er kann noch mehr, er kann dem Gefallenen wieder aufhelfen und kann ihn stützen! Ja, er fühlt sich heute so stark, daß er ohne Beistand es unternimmt, den schwankenden schlaflabbrigen Leib des Gefeierten nach Hause zu schleppen. Das ist ein schwerer Weg, und Holl muß stützen und schwitzen und reden und abraten und säubern und suchen bis er selber ganz nüchtern wird. Jede mondhelle Pfütze hält der Betrunkene für sein Bett und den fern tutenden Nachtwächter für ein lockendes Frauenzimmer. Endlich um halb drei ist er vor seinem Hause und nun so weit wohl, daß er Holl verabschieden kann mit einer langen Lob- und Dankrede, die wieder mit den Worten schließt: Hei muß uns' Adjutant warden!

Johannes kehrt raschen Schrittes nach der Kaserne zurück. Er ist in der glücklichsten Stimmung. Einem Mädel, das ihn mit »Schatz« anredet, schenkt er sein letztes Geld, eilt aber schnell weiter, denn er hat heute nicht Zeit für die Liebe, er gehört heute seinen Kameraden. Sie sitzen gewiß noch beisammen. Er hat sich nicht verabschiedet. Er will heute mit ihnen saufen bis zuletzt. Wer weiß, wann wieder er so glücklich sein wird wie heute! Vor den Sternen sind Wolken jetzt. Aus dem Dunkel kommt im Winde vom Hafen her ein wunderbarer Gesang. Die Melodie ist fremd. Kein Heimatlied. Die Worte sind schwedisch. Die Stimme die eines Trunkenen.

Johannes geht langsamer und lauscht, ohne verstehen zu können, was dort gesungen wird, warum diese einfache Weise sein Herz so geheimnisvoll anspricht. Er möchte am liebsten sich hinsetzen und weinen. Er schließt die Augen und hat das Gefühl, auf einem heißen Kornfelde zu sein, wie er es von Majeiken her kennt. Ist er vielleicht doch noch nicht nüchtern? Ist es nicht besser, weiter zu eilen?

Im Kasino findet er noch Licht. Er legt ab in der Vorhalle und will eben die Tür öffnen zu dem Raum, aus dem laute Stimmen dringen, da kommt Deutfall heraus, schiebt ihn fort, packt ihn am Arm und zieht ihn, immer schweigend, durch mehrere Zimmer, bis sie abermals vor dem Raum stehn, drin die Stimmen sind.

Hören Sie! flüstert Deutfall hier, kennen Sie die Stimme? — Johannes nickt. Er begreift noch nichts, aber er versteht, daß er hören soll, was Herrenteig, sein Freund, da drinnen spricht. — Spricht er von mir so? — Deutfall nickt. — Zu wem denn? — Der Adjutant ist drinnen. — Nun endlich begreift Johannes. Nun be-

greift er, warum Herrenteig ihn schildert als einen ganz verweichlichten, träumerischen, kindischen Gesellen, der über den Dienst klagt und sich vorgenommen hat, nichts andres zu erstreben als gut zu malen und Flöte zu blasen. — Mein Gott! sagt Johannes und blickt nach Deutfall hin, aber blickt ins Leere. Deutfall ist nicht mehr da. Er ist allein. Einen Herzschlag lang überlegt er, ob er die Tür aufreißen soll und rufen: Was verleumdest du mich? Ich wollte dir ja nicht im Wege sein! Ich will ja gar nicht Adjutant werden! Ich weiß ja, daß ich zu arm bin dazu! — Dann aber denkt er: Nein! Lieber ihn nicht ansehn mehr! Ihn niemals ansehn mehr! Keinen Menschen ansehn mehr! Es gibt unter Menschen keinen Freund! Es gibt für mich keinen andren Freund als Misère! Ach Misère, Misère, armes Tier, wie lange schon habe ich dich vernachlässigt! Jetzt will ich alles gut machen! Jetzt will ich mich nie mehr von dir trennen! Ich will nur dich noch ansehn mit dem Blick der Liebe! Ich will dein Bild malen mit einem Heiligenschein!

Aber als Johannes in seiner Wohnung anlangt, ist Misère nicht da.

* * *

Misère ist nicht aufzufinden; niemand hat sein Verschwinden bemerkt; niemand kann sich denken, wo er sein könnte. Johannes ist allein und ohne Freund. Er tut seinen Dienst eifriger als je, doch seine ganze Freizeit widmet er dem Suchen nach Misère. Die Flöte setzt er nicht mehr an die Lippen. Die Palette legt er zu dem zerstörten Venusbild.

Eines Tages ist jemand da, der eine Spur des Vermißten bemerkt hat. Einer aus dem Zuge von Leutnant

Holl, ein Mann, der in seiner Heimat war auf kurzem Urlaub, kommt und sagt, er glaube Misère gesehen zu haben. Ja, weit von hier und heimatlos; von Ort zu Ort streift er schmutzig mager und scheu; toll vielleicht. — Das ist nicht möglich! sagt Johannes, mein Misère wird nicht toll. Wie weit ist es denn bis zu der Gegend, wo ich ihn finden kann? — Sieben Stunden. — Am nächsten Abend schon, obgleich müde von langer Marschübung, setzt sich Holl auf ein geliehenes Rad und fährt in die Nacht hinaus. Er fährt natürlich nicht in Uniform und hat keinen Urlaub, aber morgen ist es Sonntag und so hat er zum Suchen sechsunddreißig Stunden Zeit. Früh bei Sonnenaufgang erreicht er sein Ziel. Ach, sein Ziel ist nichts als eine Gegend! Er rastet auf eines Wirtshauses Bank und nimmt einen Morgenimbiß, dann beginnt er das Mühevolle, Aussichtslose: von Ort zu Ort zu fahren, von Tür zu Tür, von Bauer zu Bauer — niemand weiß etwas von Misère. Hundertmal beschreibt Johannes, wie Misère aussieht, niemand hat solch Wesen gesehn. Es ist ein herrlicher Oktobersonntag, jeder geht seinem Vergnügen nach, keiner hat Zeit, sich mit einem abzugeben, der Misère sucht. Johannes ist ganz verzweifelt und erschöpft. An so unerwartet Schönem ist er vorbeigekommen: an blitzenden Seen und umschatteten Klöstern, an düstern Sumpfburgen und kinderbunten Häusern; durch Wälder duftenden Goldes ist er gefahren und hat Rast gemacht am grauen, stummen, Märchen verschweigenden Stein der Vorzeit. Am liebsten wäre er überall geblieben um sich zu freuen an dem, was wuchs und von alters her verwaltet wurde in Freiheit, um vom Wind sich enthüllen zu lassen das Bild seines Landes und im Geiste sich zu erheben über die

lichte lichte Welt gleich den hochschwebenden letzten Vögeln. Aber ach, er hat immer weiter müssen, Misère suchen und jetzt — kann er nicht weiter, jetzt ist er erschöpft. Er denkt dran, durch ein Mittagsmahl sich zu stärken, da bemerkt er, daß er sein Geld verloren hat. Leihen kann er sich keins, denn niemand kennt ihn ohne Uniform. Nach einer Stunde dumpfen Denkens und Planens entschließt er sich zu hungern und umzukehren. Vielleicht reicht seine Kraft, bis er wieder dort ist, wo er herkam. Mit Wasser nur stärkt er sich bis er übervoll wird davon, bis es nicht mehr bleiben will in ihm, und nun beginnt sein Herz zu springen und zu bellen, bis er nachgibt, gleichgültig wird, auf den Rücken sich legt und den Untergang der Sonne erwartet. In der Kühle schleppt er sich zur nächsten Station, gibt sich dem Vorsteher zu erkennen, leiht eine kleine Summe Geldes von ihm und fährt damit nach Gripshaven zurück, unterwegs an nichts denkend, als wie und wo er möglichst bald sich sättigen und seinen Durst löschen kann. Er beschließt, um nicht Vorgesetzten oder Kameraden zu begegnen, eine abgelegene einfache Hafenschenke aufzusuchen und tritt ein ins Gasthaus »Zur Heimat«.

An Misère denkt er jetzt nicht. Nur Brot, denkt er, Brot! Brot! Dreimal sieben Stunden sind es, seit er den letzten Bissen im Munde gehabt. In einem blinden Spiegel sieht er: sein Gesicht ist weiß wie die Kalkwand, kaum erkennt er es. Dagegen erkennt er im gleichen Spiegel ein andres Gesicht, stutzt, will umkehren, unbemerkt das Haus verlassen, da wird er schon festgehalten von einer Stimme. Ja, es ist Deutfall. Wie anders er einem erscheint heute und hier an diesem heimlich aufgesuchten Ort, in dieser zwanglosen Haltung, in diesem

schlichten Gewand! Fast schwach und bemitleidenswert, als habe er ohne Uniform Angst vor dem Leben! Holl reicht ihm die Hand und setzt sich hilflos lächelnd ihm gegenüber. Ich habe Misère gesucht, sagt er. Nun und —? fragt Deutfall. — Und nicht gefunden, kann der Erschöpfte grad noch erklären, dann verliert er das Bewußtsein ...

Als er erwacht, glaubt er in einer andern Welt zu sein. Der Himmel, den er auf der Suche nach Misère eben noch gesehn lichtblau mit stillen dunkleren Wölkchen, ist jetzt braun düster schmutzig fast schwarz, und was als Wolke oder Dunst hinwegzieht über ihn, hin und her, hoch und herab, ist heller, durchsichtig bisweilen, von einer unhimmlischen unheiligen Bläue. In diesem Gewoge, bald lichtumzittert, bald von Schatten umschäumt, schwimmt ein weißes Schiff mit vollen Segeln, aber bleibt immer auf derselben Stelle. Unheimlicher noch: es ist nicht die geringste Bewegung wahrzunehmen an ihm; es ist so, wie ein Schiff mit vollen Segeln in Wirklichkeit nie ist. Hin und wieder taucht, ebenso groß wie das Schiff, ein Fisch auf oder vielmehr das Gespenst eines Fisches, ein schwimmendes Skelett mit Flossen und Stacheln, mit gleichsam grinsenden Gräten, gräßlichem Rachen und großen leeren Löchern statt der Augen. Tiefer ist ein Rand wie eines fernen Sagenlandes Gestade und dort ragt eine wie Stein verwitterte Streitart, die zu zittern scheint, und als Holl ein wenig sich hebt, um die Riesenfaust zu finden, die diese Streitart schwingt, wirft Schwindel ihn zurück, weil er vermeint, der ganzen Erde, aller nur denkbaren Länder Dinge und Undinge zu sehn wie sie als Wände ihn umgeben. Schwindel wirft ihn zurück und schließt ihm die Augen

wieder, aber er weiß: er hat auch wohlbekannten lebendigen Lichtschein wahrgenommen in der Mitte des Raumes und davor den Schatten eines Menschen und drum wundert er sich gar nicht, als er eine Stimme hört: Bleiben Sie nur ruhig wo Sie sind! Wir haben Zeit.

Lange, wer weiß wie lange liegt er und denkt: ob das noch immer Deutfall ist? Das wäre nicht weiter schlimm, aber — Was aber? Was wollte ich doch wissen? Was wollte ich doch immer schon, immer schon wissen? — Ja? ruft er plötzlich, als gäbe er Antwort auf einen Ruf und richtet sich auf und fragt den Schatten gegenüber: Wo sind wir eigentlich? — Im Nebenraum. — Im Nebenraum? In welchem Nebenraum? — Immer noch im Gasthaus »Zur Heimat«. — Also oben, ich meine, auf der Erde? Ich dachte schon, ich wäre tot. — So leicht stirbt es sich nicht! sagt der Schatten. Dann herrscht langes Schweigen zwischen beiden. Als Holl die ganze Zeit über sich aufrecht hält, erhebt sich der Schatten und sagt: So, nun will ich das Licht wieder zwischen uns stellen. — Nun kehrt das Vergangene schnell zurück. Nun erkennt Holl wieder Deutfall und erinnert sich an Misère und lächelt über das Leben. Diese blödsinnige Ohnmacht! sagt er. — Essen Sie doch und trinken Sie, Mensch! Es steht ja alles vor Ihnen. Sie müssen nur zugreifen! — Und während Holl ißt und trinkt, fährt Deutfall fort: Sie müssen überhaupt härter, unbedenklicher, gefühlloser werden! Mehr rücksichtslos! Gefällt Ihnen das Leben, das Sie leben? Mir nicht! Das einzige, was mir an Ihnen gefällt, ist, daß Sie Misère, übrigens heißt es Misogyn, haben suchen wollen. Ein Zeichen, daß Sie ein anständiger Kerl sind! Sie sollten sich versetzen lassen von hier! — Warum? Ich bin gern hier. — Gern hier? Was hält Sie

denn? — Nichts besondres. Das Meer, der Wind ... Mehr weiß er nicht zu nennen, er wird verlegen, unterbricht seine Mahlzeit und erhebt sich, um eine alte Landkarte zu betrachten, die an der Wand hängt. Wie es 1660 hier aussah! sagt er; wo wir jetzt sind, das war damals schwedisch! Da! Hier! Alles grün Umgrenzte war schwedisch damals! — Was geht mich Schweden an! knurrt Deutfall, da! dies alte Bild beschauen sie sich mal! — Holl sieht einen nackten Menschen mit ausgebreiteten Armen in einem Raum stehn, der in vier Schichten eingeteilt ist. Jede grenzt einen Teil des Leibes ab und trägt in altertümlicher Schrift die Erklärung: Das Hauppt — Feuer; Brust, Arme — Luft; das Gemächte — Wasser; die Erde — Erde. Ferner bemerkt man auf dem Haupt einen Widder; auf den Armen je ein Kind; Zwillinge wohl; am Gürtel eine Wage; über der Geschlechtsgegend einen Skorpion; zwischen den unteren Gliedmaßen einen Mann im Wasser; und zwischen den Zehen Fische. — Was bedeutet das? — Ein Aderlaßmännchen mit den Tierkreiszeichen! erklärt Deutfall; das Blut muß raus an bestimmten Stellen zu bestimmten Zeiten! — Wer bestimmt das? — Die Sterne. — Seltsam! sagt Johannes; woher wissen Sie das? — und als der andre schweigt: Sind Sie übrigens bekannt hier? — Hier im Nebenraum? Ja. Glauben Sie, ich werde meine Abende mit Reher-Ratz verbringen im Gespräch über die beste Art, das Einglas zu tragen, über Armbänder und Suspensorien? — Holl blickt jetzt mit Ehrfurcht auf den so Sprechenden. Wohl weiß er, daß Deutfall ein tüchtiger Frontoffizier ist, unbeuglich streng gegen sich selbst und die Leute, immer gegen die Vorschrift arbeitend und doch das Vorgeschriebene übertreffend, der beste Schütze und

im Felddienst so, als sei er schon in einem wirklichen Kriege gewesen; nun aber, daß er sogar in den Sternen Bescheid weiß und vielleicht die Begabung hat, zu überschauen, was Holl sich gar nicht denken kann, das zu erfahren, zu erleben, ist doch eigentlich merkwürdiger, als wenn Misère sich hätte finden lassen! Holl bekommt Lust, die ganze Nacht hier zu bleiben und Deutfall zuzuhören, aber der sitzt jetzt schweigend da, raucht Tabak und macht Augen, als sähe er noch jemand im Raum. Unwillkürlich blickt Holl sich um nach allen Seiten. Doch er findet außer ihnen beiden nichts Lebendiges; nur Bilder, ausgestopfte Möwen, Papageien, Affen; wilder Tiere Felle, Zähne, Hauer; Gefäße, Muscheln, Steine, Waffen; alte Rüstungen, Wracktrümmer und Schiffe, immer wieder Schiffe aus verschollnen Zeiten. Hier und dort ein Spruch, der dran erinnert, daß man allzeit auf Fahrt ist und in Gefahr. Einer lautet: »Der König sprach: Segelt! Der Wind sprach: Nein!«, ein andrer: »Hinweg! Macht Platz dem Sturmwind!« und wieder ein andrer: »Der Wind bläst scharf aus West und Nord. Trinkt aus! Der Tod ist an Bord!« — Johannes schauert. Grade als er dies liest, geht vor dem Fenster wirklicher Wind vorbei mit dem bekannten Pfiff von Ferne zu Ferne, und das Meer wie ein Schlaftrunkner schlägt gegen Pfahlwerk und Fahrzeuge im Hafen. Gleichzeitig trinkt Deutfall aus und macht den Vorschlag, vor das Feuer sich zu setzen und einen Feuerpunsch zu trinken. Jetzt erst bemerkt Holl, daß Feuer im Kamin brennt und viele Flaschen bereit stehn. Ist es denn kalt draußen? Ich hab's doch tüchtig heiß gehabt heut auf der Suche nach Misère ... Sie werden Misère nie mehr finden! versichert Deutfall. — Wieso? Wissen Sie, wo er ist? — Deutfall denkt eine

Weile nach. Noch nicht! sagt er dann. Schweigen. Langes Schweigen. Das Feuer prasselt. Der Wind pfeift. Die beiden vom Zufall Zueinandergetriebnen trinken und werfen bisweilen Trost sich zu in einem treuherzigen Blick. — Nicht wahr, Deutfall — beginnt Holl, als dies alles ihm unheimlich wird — nicht wahr, Sie sind nicht glücklich? — Deutfall erwidert etwas, doch es ist nicht zu verstehn. Ganz laut schlägt eine Uhr Mitternacht; dann schlagen draußen die Uhren am Rathaus und den drei Kathedralen. Als alles verklungen ist, sagt Deutfall: So! Jetzt ist es heute! Heute soll ich meinen Vortrag halten vorm Offizierkorps. Über die Schlacht bei Jena. Glauben Sie, ich hab mich vorbereitet? Nicht eine Zeile hab ich geschrieben, nicht eine Skizze gezeichnet! Ich fühle, ich weiß alles wie es war! Und ich weiß, wie es sein wird. Schlimmer als ihr alle glaubt! — Ich glaub es, sagt Holl leise; wir werden drauf gedrillt, den Vorgesetzten anzusehn aber nicht den Feind. Leider kann man nichts dagegen tun, wenn man nur Leutnant ist. — Nichts dagegen tun? ruft Deutfall. Passen Sie nur auf! Es wird heute manchen kalt überlaufen, wenn ich euch Jena demonstriere! — Ich kann es mir denken, meint Holl, Sie wollen es so schildern, daß mancher sich und seinen Zopf erkennt in dem Unglück vor hundert Jahren. — Auch nicht übel! sagt Deutfall, doch ich kann schlecht reden. Ich habe ... Na, Sie werden schon sehn! — Er trinkt aus, schleudert sein Glas ins Feuer und erhebt sich mit einem Ruck. Gehen wir!

Sie gehen nebeneinander durch die Nacht ohne sprechen zu können. Der Wind will es nicht. Der Wind wirft jedes Wort beiseite, sobald es von einem zum andern will. Erst dort, wo ihre Wege sich trennen, über-

windet ein Wort den Wind. Ein Wort nur. Hinüber und herüber. Wie ein Kommando schreit einer es dem andern zu: Freund! — Freund! Jeder von ihnen versteht das Wort und wem es gilt. Sie können Abschied nehmen voneinander.

Ach wie glücklich ist Holl! Mag der Wind heulen und höhnen! Er hat einen Freund gefunden diese Nacht! Er ist ausgezogen, Misère zu suchen, das verkommne Vieh, und hat einen Freund gefunden, einen Menschen!

Dies Glück erregt ihn so, daß er lange nicht Ruhe findet auf seinem Lager, daß er gegen Morgen erst einschläft. Am nächsten Tage im Dienst ist er wie zerschlagen von der Suche nach Misère und dem Feuerpunsch, und aufrecht hält ihn nur der Gedanke an die so herb und stolz und im Sturme geschlossne Freundschaft. In der Freizeit ruht er nicht, sondern sucht, daß er den Freund zu Gesicht bekomme. Er sucht ihn in seiner Wohnung, auf dem Exerzierplatz, in den Straßen der Stadt, auf dem Wege zum Hafen, draußen am Meere entlang und im Wind. Nirgends bekommt er ihn zu Gesicht. Bisweilen bleibt er stehen und starrt in sein Inneres. Mein Gott, ist es auch Wirklichkeit, was in der Nacht geschehn? Oder habe ich alles geträumt? Habe ich überhaupt etwas geträumt? Habe ich nicht von einem Brief geträumt, von einem mit Blut geschriebnen Brief, von einer Absage Deutfalls? Hat er mir nicht geschrieben: Suchen Sie nie mehr mich zu Gesicht zu bekommen! Nein. Das habe ich nicht geträumt. Woher und wie ist solches mir in den Sinn geflogen? Bin ich schon so, daß ich zweifle vor jeder Zweiheit? Will der Wind, daß ich allein bleibe ewig? Nein nein! Der Wind selber hat ja mein Wort zu ihm gelassen und seines zu mir: Freund! — Freund! In aller

Wirklichkeit werden wir mit Blick und Wort uns bestätigen unsre Freundschaft, wenn wir uns wiedersehn am Abend...

Am Abend, als die Offiziere sich versammeln zum Vortrag, ist Johannes Holl ganz ruhig. Er weiß: Jetzt muß er gleich kommen; denn nicht nur ich warte, sondern alle warten! Alle, vom jüngsten Leutnant bis zum Oberst, warten auf Deutfall! Warum kommt er nicht? fragen sie. Warum ist nichts vorbereitet zum Vortrag? Warum hängt hier keine Karte von Jena? — Warum bekomme ich keine Meldung? fragt der Oberst sehr ungnädig schon, warum bekomme ich keine Meldung, wo Herr Leutnant Deutfall sich befindet, warum er nicht erscheint, warum er uns warten läßt alle?

Aber da ist ja die Meldung schon, Herr Oberst! Der Oberst reißt den Umschlag auf, entfaltet ein Papier, liest, stutzt, wird blaß, eilt zur Tür, bleibt stehen, liest nochmals, zittert sichtlich, wendet sich und sagt mit einer Stimme, die keiner noch je hörte: Meine Herren, Sie sind entlassen! Leutnant Deutfall meldet mir soeben, daß er sich erschossen hat.

* * *

Einen ganzen Winter lang hatte Holl gekränkelt und gehüstelt, Ärger über Ärger gehabt und sich heiser geschrien im Dienst und nun lag er wirklich krank und wußte nicht, ob er den Frühling noch erleben werde. Frühlingsanfang, des Kranken Geburtstag, war zwar vorüber schon und Ostern auch; wenige Wochen noch, dann war es Mai, aber draußen stürmte und schneite es, als wolle der Winter ebensowenig weichen wie die Krankheit. Die Militärärzte zwar behaupteten, die Krankheit sei schon überstanden, dies sei Genesung schon, Holl glaubte ihnen nicht; er

fühlte sich schwach und totenschwer und verändert durch und durch und sprach von der Möglichkeit eines Endes. Da sagten sie, er sei ein Schwarzseher, und nun lag er im Feldbett am Fenster seines Wohnraums, suchte mit sehnenden Blicken das Meer, aber sah nur des Windes weißes, spukhaftes Spiel mit dem, was zögernd und still herabschwebte vom Himmel. Immer wieder mußte er denken: Bin ich wirklich ein Schwarzseher? Mein Gott! Dann muß ich ja fort von hier! Schwarzseher dulde ich nicht in meinem Lande! hat Seine Majestät gesagt. Nun muß ich fort von hier. Wo soll ich hin?

Er dachte an seine Kameraden und Vorgesetzten. Einige hatten während seiner Krankheit ihn besucht; hatten ihm Leckerbissen gebracht: Täubchen, Kuchen, Wein; Glasmussen Unterhaltungsromane; Lindenspee französische Witzblätter; Hay von Karberg einen ganzen Stapel Künstlermappen, Klassiker, Philosophen; die Frau seines Hauptmanns hatte ihm Blumen geschickt und ein Geduldspiel; ja sogar Herrenteig, der in peinlicher Aussprache Gekränkte hatte gute Besserung wünschen und sagen lassen, er wäre zu jeder Gefälligkeit, zu jedem Dienst bereit. Es war kein Zweifel; wenn Holl jetzt gesund und stark, schneidig und trunkfest, in tadellos sitzender Uniform und mit Augen unbekümmert und heiter wie Hohenzollernwetter in ihren Kreis träte, sie würden ihn mit kameradschaftlichem Hallo, mit aufrichtiger Lust, solches zu feiern, begrüßen; wenn er aber käme als einer, der fort muß von hier, weiter, fernhin ins Unbekannte, als ein vom Schicksal Beauftragter, als einer, der Unglück kennt und Unglück ahnt, als ein armer krank gewordner Mensch ohne des Kaisers Rock — es war kein Zweifel: jeder würde ebenso unnahbar sein wie Seine Majestät.

Er dachte an seine Mutter und die noch lebenden Verwandten, und hierbei gab es weit mehr Zweifel zu beachten und kennen zu lernen. Ärgerliches war zusammengetroffen. Gleich nach Beginn der Krankheit hatte Johannes seiner Mutter wegen und diese seinetwegen opferheischend an die Verwandten geschrieben. Im vorigen Sommer als Gesunder noch hatte Johannes seine Mutter einmal besucht, damit sie ihn sähe als Offizier. Da hatte er sich geschämt ihrer; er hatte sich geschämt ihres unmodernen, wenig damenhaften Kleides, ihrer nicht ganz sauberen Fingernägel, ihrer Simpelfransen, die sie trug um jugendlicher zu erscheinen und so leichter eine bessere Stellung zu finden, und vor allem hatte er sich geschämt dieser ihrer Stellung selber. Es war eine dienende Stellung; zu repräsentieren verstand sie nun einmal nicht, sie übernahm am liebsten die Arbeit einer Magd; man konnte sagen: sie diente als Magd bei einem ungebildeten geizigen Kaufmann; und das Schlimmste war: sie brüstete sich in solcher Stellung damit, daß ihr Sohn Offizier sei, sie schleppte ihn hin zu Krethi und Plethi, um diesem Pack Ehrerbietung und Neid abzunötigen mit dem Glanze seiner Uniform! Nach sehr unerquicklicher Szene hatte Johannes Abschied genommen von seiner Mutter und sich insgeheim gelobt, sie nie mehr zu besuchen; hatte dabei aber verlangt, daß sie ihre Stellung aufgebe und auf eine anständige Art sich einrichte. Später war auf Umwegen die Nachricht zu ihm gelangt, daß sie seinem Wunsche ein weit größeres Opfer gebracht als er sich denken könne, daß sie in den kümmerlichsten Verhältnissen lebe, ja daß sie es schlimmer habe als ein Hund. Da hatte er von Herrenteig eine größere Summe geliehen und ihr gesandt und hatte Mitleid gehabt mit ihr

und Reue so lange bis er sich betrank und alles Unangenehme vergaß. Dann aber, als die Krankheit das laute Leben eines jungen Offiziers hinwegblies von ihm, als er still und hilflos dalag wie ein Kind, hatte er mit Tränen seiner Mutter sich erinnert und immer nur gedacht: was wird aus ihr, wenn ich sterbe ohne reich geworden zu sein! — Er hatte ihr zärtliche Briefe geschickt und ebensolche empfangen und dann, als es ihm besser ging, hatte er nach und nach an alle Verwandten geschrieben und gebeten, sie möchten seiner Mutter sich annehmen, bis er einen höheren Rang erreicht habe und selber sorgen könne für sie. Da hatte er überraschende Antworten bekommen, die nur ein gemeinsames enthielten: die Mitteilung, daß Mutter das gleiche Opfer für ihn verlangt habe, was vielen Grund gab zu behaupten, ein doppeltes Opfer könne man nicht bringen. Nicht alle behaupteten das. Einige wollten helfen. Tante Linchen wollte Mutter helfen; Tante Emilie, Vaters Schwester, ihm. Sie hoffe aber, schrieb sie, er würde bald einsehen, daß der Offiziersberuf nicht das richtige sei; sein Vater hätte ihn nie und nimmer Offizier werden lassen. Aber noch Beunruhigenderes stand in ihrem Briefe: die Andeutung, daß Mutter schuld sei an Vaters Tode; die Andeutung, daß Johannes jetzt ein Mann sei, ein Mann aber ein Werk schaffen müsse aus eigener Kraft und nicht nach Art eines Byzantiners (sollte der Dienst Seiner Majestät damit gemeint sein?) und, was am meisten verdroß, die Andeutung, daß das Soldatenhandwerk etwas Überflüssiges, der Krieg etwas Menschenunwürdiges sei. Die beiden letzten Andeutungen schienen Holl so vermessen, so frevelhaft, daß er der ersten jede Glaubwürdigkeit absprach, sie der Mutter verschwieg und an Tante Emilie schrieb,

er bedürfe weder ihrer Ratschläge noch ihrer Hilfe. Von den übrigen Antworten war merkwürdig die von Mutters Schwester. Gewiß, sie sei die Schwester, schrieb sie, und grade deshalb kenne sie Mutter besser als andre, kenne sie von klein auf und müsse sagen, Mutter wäre genau so wie der unerträgliche Großvater Zeidel, der sich zur Erleichtrung aller aufhängte; so wenig wie sie diesen Toten einlade, möchte sie Mutter einladen. Es wäre besser, sich nie zu sehn, und Hilfe von fern habe erst recht Verdrießlichkeiten im Gefolge. Anders wäre es mit Johannes und ihrem eignen Sohn Felix, der jetzt in Berlin studiere und Rechtsanwalt werden wolle. Johannes wäre ihr in ihrem Hause stets willkommen und sie würde sich freuen, wenn Freundschaft entstünde zwischen ihm und Felix, denn es sei ihr Wunsch, die neue Generation möge mit mehr Glück und weniger Hader leben als die alte.

Als Johannes jetzt alle Briefe nochmals durchlas, sah er vor lauter sich erhebenden Zweifeln keine Tür, die ihm offen stand, wenn er kommen müßte ohne Uniform, ohne andren Anspruch als den: ich bin ein Mensch, ein unglücklicher Mensch, ich bin verwandt mit euch!

Er dachte an seinen Freund den Toten und an dessen geheimnisvolle Hinterlassenschaft. Deutfall hatte nur Schulden hinterlassen und einen Brief mit der Aufschrift: Herrn Leutnant Holl, Hochwohlgeboren, Hier. — Als Johannes den Umschlag abgestreift, hatte er einen zweiten verschlossnen, ja versiegelten Brief in Händen gehalten, drauf geschrieben stand: Auf dem Schlachtfeld von Jena zu öffnen! — Lange hatte der Lebende drüber gegrübelt, was gemeint sei, wie er des Freundes wunderlichen Willen erfüllen könne, und hatte sich entschlossen, den Brief ungeöffnet aufzubewahren bis er einmal wirk-

lich nach Jena käme, was ja nicht unmöglich war. Jetzt dachte er: mein Freund der Tote, wenn ich ihn aufsuchte als unglücklicher Mensch, er würde mich aufnehmen! Wie aber den Weg finden zu ihm? Wenn ich die Erde verlasse wie er, wer weiß, ob ich in der gleichen Richtung gehe ...

Er dachte an andre Tote und mußte sich eingestehn, daß er zu keinem den Weg wußte. Da sah er neben sich ein schwarzes Buch mit weißer Aufschrift und las zuerst die Worte: »Über den Tod«. Etwas höher aber hieß es »Aphorismen zur Lebensweisheit« und wieder etwas höher stand der Name eines Menschen, von dem Johannes nichts andres wußte, als daß er tot war: Arthur Schopenhauer. Dieses Buch schlug er jetzt auf. Aber trotz seiner Krankheit war er nicht imstande, ein philosophisches Buch im Zusammenhang lesen zu können. Zu langer gedankenloser Dienst in der Zeit seines Gesundseins hatte bewirkt, daß sein Gehirn immer gleich müde wurde jetzt. So blätterte er nur und las hie und da eine Stelle. »Überhaupt kann jeder im vollkommensten Einklange nur mit sich selbst stehen, nicht mit seinem Freunde, nicht mit seiner Geliebten« las er und strich die Stelle an. Ebenso diese: »An einem jungen Menschen ist es in intellektueller und auch in moralischer Hinsicht ein schlechtes Zeichen, wenn er im Tun und Treiben der Menschen sich recht früh zurechtzufinden weiß, sogleich darin zu Hause ist und wie vorbereitet in dasselbe eintritt; es kündigt Gemeinheit an. Hingegen deutet in solcher Beziehung ein befremdetes stutziges ungeschicktes und verkehrtes Benehmen auf eine Natur edlerer Art« — und diese: »Die tiefe Überzeugung von unsrer Unvertilgbarkeit durch den Tod ... hängt durchaus an dem Bewußtsein unsrer Ursprünglichkeit und Ewigkeit: daher Spinoza sie so ausdrückt: sentimus

experimurque, nos aeternos esse.« — Nun war Johannes im Kapitel »Über den Tod« und fühlte sich mehr und mehr angezogen und begeistert davon. Er las und las, aber nicht eine einzige Stelle fand er, von wo aus er das letzte Geheimnis enthüllt sah. Ehe er zum Schluß gelangte, brach Dämmrung herein, und seine Augen sahen nichts mehr. Er lag nun lange im Dunkel und dachte über den Tod nach. Sehr ergriffen hatten ihn die Worte, der Tod sei die große Gelegenheit, nicht mehr Ich zu sein; aber daß der Tod eine Strafe für unser Dasein wäre, daß wir im Grunde etwas seien, was nicht sein sollte, das wollte er nicht wahr haben und verwarf es mit der unbeirrbaren Sicherheit des Kindes. Denkend verzehrte er das einfache Mahl, das der Bursche zugleich mit der Lampe hereinbrachte und später, als alles schon fortgeräumt war, immer noch denkend überhörte er das »Gute Nacht« des treuherzigen Mannes. Er dachte grade: vielleicht ist es, um das Geheimnis enthüllt zu sehen, nötig, alles zu wissen was die gedacht, die vor mir gelebt, und wollte, die Lampe näher rückend, abermals in Schopenhauers Werk sich vertiefen, da hörte er das Geräusch vieler Schritte und Stimmen seiner Tür nahen und dann Säbelklirren, Manneslachen und dazwischen, so schien es ihm, den bald lieblichen, bald widerstrebenden Laut eines Kindes. Gleich drauf wurde ein bildhübsches Mädchen hereingestoßen in seinen Raum und die Tür, gegen die es errötend und dem Weinen nah sogleich wieder sich wandte, von außen zugehalten.

Johannes, zuerst vom Zorn hochgerissen, vereinigte eine Weile seine Entrüstungsrufe mit denen des Mädchens, dann, als er vernahm, wie sie von außen abschlossen, wie betrunken sie waren, seine Kameraden, drunter auch

Herrenteig und Lindenspee, wie sie in Streit gerieten und schließlich sich entfernten, legte er sich zurück und sagte: Haben Sie keine Angst! Wenn alle fort sind, werde ich die Tür aufbrechen, damit Sie freien Weg haben. — Doch wie nun das junge, erregte, deutlich sinnliche Geschöpf sich niederließ und mit allerliebstem Mündchen davon zu plappern begann, welchen Wert es dem Anstand, der Sitte, der Keuschheit beimesse, welche Empörung in einem unberührten Mädchenherz ausbrechen müsse, wenn Herren so unmoralisch sich benähmen, kam Johannes vom Denken immer mehr ins Schauen und Lächeln. An Unmoral hatte er bei dem Streich seiner Kameraden gar nicht gedacht; seine anfängliche Entrüstung hatte nur ihrer Unverschämtheit gegolten, dann hatte er auch dafür Verständnis gefunden, nachdem er ihre Trunkenheit bemerkt; mehr verdroß ihn die Frage: Warum dieser Streich? Warum grade ihm ein Mädchen mit Gewalt bringen? Glaubten sie etwa, er sei unnormal veranlagt? Meinten sie, die geschlechtliche Vereinigung sei ihm fremd, nur weil er es verabscheute, mit andern die Bordells aufzusuchen und vor aller Augen gemein und schamlos zu sein? War es nicht männlicher, ein Mädchen nur für sich und in Heimlichkeit zu besitzen? Wohl: die Zeit, drin er lebte, ließ solches nur selten zu und machte Trunkenheit und Geldbesitz auch zur Vorbedingung, aber soviel hatte er schon erfahren und hatte auch als Trunkner es nie vergessen: der Körper des Weibes, jeden Weibes, war etwas Natürliches und Heiliges und durfte nicht entweiht werden durch Witz und männliche Widerwartswut! — Wie nun aber, da er solches dachte, auch die Frage nach dem Grund der Handlungsweise seiner Kameraden an Wichtigkeit verlor und bald sogar das Denken selber und nur noch

Schauen und Lächeln sich behauptete, fühlte die verschämt tuende Schöne, daß dem Schauenden und Lächelnden Wahrheit wichtiger sei als Moral. Und so ließ sie plötzlich von ihren Redensarten ab, gab sich natürlich und sagte: Ich kenn Sie schon lange. Aber von weitem nur! — In Uniform? Nun jetzt habe ich leider — — Er errötete, weil er dachte: ich benehm mich ja wie ein Kind! Sie blickte ihn an mit großen träumerischen Augen: Nicht wahr? Sie sind gar nicht das was die andren sagen? Sie sind auch nur ein Mensch, nicht? — Sie haben eine wunderbare Stimme! antwortete er. Sie war erfreut. — Natürlich! rief sie, ich singe ja auch! Ich bin am Theater. Ich schwimme und sing: Rheingold, Rheingold, reines Gold! Ich bin der Waldvogel, der über Siegfried singt und ich tanze und sing auf der Festwiese der Meistersinger. Haben Sie mich noch nie gehört? Wäre es nicht Nacht, würd ich jetzt gleich singen. Ich bin so glücklich! — Nach kurzem Aufseufzen und Anhalten des Atems blickten beide einander an und sahen nichts von Zeit und Raum. Und als plötzlich draußen der Wind an den Läden rüttelte, lief das Mädchen, wie um Schutz zu suchen, in des Überraschten Arme und blieb mit einem Kuß an ihm hängen. Polternd und bös auseinanderraschelnd fiel Schopenhauers Werk zu Boden und blieb dort unbemerkt liegen die ganze Nacht.

* * *

In dieser Nacht verliebte sich das Mädchen in Johannes und gelobte, hinfort nur noch für ihn zu singen, für ihn zu tanzen, für ihn da zu sein. Und auch er verliebte sich in das zärtliche entzückende Geschöpf und gelobte, schon in den nächsten Tagen gesund sich zu melden und die

Meistersinger sich anzusehen, das heißt nicht den ollen Hans Sachs, sondern sie, die in der Johannisnacht erst und dann am Johannistag tanzen würde im Vordergrunde der Festwiese und ihm winken, ihm, der ja auch Johannes heiße. Johannistag, Johannistag, Blumen und Bänder so viel einer mag ...

Johannistag war da, oder vielmehr der Abend, an dem dieser Tag gespielt werden sollte, das Theater war gefüllt, die Ouvertüre sollte beginnen. Johannes mit den Augen eines Menschen, drin jenes Glück glüht, das er allein entzündet zu haben glaubt, saß und wartete auf die Szene, drin seines Herzens süßes Brennen aufflackern würde und erfassen die Tanzende, die im künstlichen Sonnenlicht Tanzende, mit dem wirklichen Feuer, das seit der Liebesnacht, so fühlte er, nicht mehr verlöscht war in ihm und nicht mehr verlöschen würde, da hörte er hinter sich eine Stimme, die klang so fern wie Himmel und doch so nah wie sein Herz. Er konnte nicht anders als sich umsehen und sah ein Mädchen wie eine Erscheinung aus andrer Welt. Er erschrak so, daß er blaß wurde, denn er meinte, eine Heilige sei ihm erschienen und er müsse nun hier im Theater vor allen Zuschauern auf die Knie fallen. Und mit dem himmlisch bestimmten Erschrecken jemandes, der weiß, daß sein irdisches Glück jetzt abgetan ist wie in einem Gelübde, blickte er fast zu lange der Fremden in die blaustrahlenden Sternaugen und übersah es fast, daß sein Kamerad Hay von Karberg auch da war und überhörte es fast, daß dieser sagte: Dies ist mein lieber Kamerad Holl, soeben gesund geworden, und dies ist meine Schwester Angelika, zur Erholung hier, obgleich allzeit gesund. — Angelika errötete und reichte Johannes die Hand, wobei es ihm schien, als gebe sie der seinigen das lieblich zagende

Zeichen: Halte mich fest! — da verbeugte er sich tief, und die Ouvertüre begann.

Schon bei den ersten Akkorden geriet er in einen unirdischen Sturm. Die Gewalt eines Sternsturmes schien von fern fernher durch die Instrumente zu brausen und zu fordern: Schließe die Augen und suche im Klange das klare Gesicht! Harre des heiligen Hauches: Angelika! Nicht stürze sehend zur Erde! Hörend erheb dich im Sturm! Im Sturm, der Erlösung nicht will, nur Harmonie fernster Herzen! — Und der Bewegte wandte sich und sagte leise: Diese Ouvertüre werde ich nie vergessen ... worauf Angelika, die nicht minder bewegt schien, flüsterte: Auch ich werde sie nie vergessen. Mehr sprachen sie nicht. Das Spiel der deutschen Liebe begann und bannte die beiden, die soeben noch im Worte ihr bisheriges unermeßliches Fernvoneinandersein erfühlt, mit den immer traulicher, treuer, köstlicher klingenden Melodien und Harmonien heimatlicher Verzaubrung, wonach die Herzen, ihrer gleichen Märchenherkunft gewiß, so sind, als fühle eins den Schlag des andren, während der Mund nur noch Bilder verschweigen kann und der Blick alle hinüber- und herüberwollenden Worte fortküßt ... Nichts von dem Spiel auf der Bühne sahen die beiden. In der Dunkelheit des Zuschauerraums konnte Angelika so weit sich vorbeugen, konnte Johannes so weit sich zurücklehnen, daß sie in seinem, und er in ihrem Blick das Meisterspiel der Liebe sah, und was dazu erklang war, als lausche ein Herz es dem andren ab. Mit diesen Klängen wurde das Spiel zwischen Ritter Stolzing und Eva verwandelt in ihr eignes wirkliches Leben, und alles andre, Johannisnachtluft, Beckmesserlaune, Hans Sachsens Wahnsolo, Festwiesenjubel und Preislied, war nur die Zauberweise, die

den Kreis zog um ihr heimliches Einsgewordensein. Ja, sie waren verzaubert ineinander. Aus beider Leben war ein Lächeln geworden.

Wie aber in jedem deutschen Märchen, auch im lieblichsten, das Leid sich findet, nicht das wirkliche, noch zu lebende, drin Einsgewordenes nur fester sich fügt, sondern das von Traumtränen geschmückte, traumleichte Leid: Es war einmal ... so auch im Lächeln der Verzauberten. Drum noch ehe das Spiel aus war, fühlte Angelika einer Ohnmacht sich nahe und mußte von ihrem Bruder behutsam hinausgeleitet werden, während Johannes sein jetzt wunderlich wehes Herz dem Posaunengeschmetter des Meisterspruchs und dem Jubel des Schlußchors hinhalten mußte. Dann ging auch er hinaus und in die Nacht hinein, immer wieder in sinnendem Gesang das Preislied der Liebe wiederholend, und die Schneeflocken waren ihm wie flatternde Jasminblüten...

Am nächsten Morgen, als er erwachte, war wirklich der Frühling da. Ein Brief kam mit unbekannter Schrift: Warum hast Du mich nicht erwartet am Tor des Theaters? Hast Du gehört, wie ich Dir nur sang? Hast Du gesehn, wie ich Dir nur winkte von der Festwiese aus? — Sing mir nie mehr! antwortete er, winke mir nie mehr! Ich bin nicht da in der nächsten Zeit. Ich bin fort, weit fort. Suche mich nicht! Sollt ich später einmal dir begegnen, kann ich dich nicht erkennen, denn du bist die Lust, ich aber muß Ernst machen mit der Liebe ... Diese Absage an die Lust, die er kennen gelernt in der Nacht, schrieb er und dann, da er Dienst noch nicht tun durfte, lieh er sich das Rad, drauf er einst Misère gesucht, und fuhr hinaus irgendwohin in den blauen Silberglanz, drin ein Sehnen war und Singen, als wäre Herrn Walthers Vogelweide

ganz in der Näh. Aber wo er gewesen, wußte er nie; er wußte nur: er hatte Angelika gefunden. Im Frühlingsgeflüster des Buchenwaldes, im Anemonenschimmer, im Wiesenwind, im Mittagsklang um Klosterruinen, im Verglühen der Dünen und im Mondgesang der See — überall fand er Angelika und immer allein. Und er war nimmer der arme Leutnant Holl, sondern ausgerüstet mit jenem sagenhaft unermeßlichen Reichtum inneren Gesanges, der den Ritter zum Meister macht; er war der mächtigste glücklichste aller Deutschen. Er brauchte nur sagen: Hier soll Angelika sein! so wurde, wo auch immer er war, alles rings um ihn (und um sie) lieblich und licht, ja das ärmste Fleckchen deutscher Erde verwandelte sich auf sein Geheiß in die herrlichste Minne- und Märchengegend. Er tat nicht mehr königlich preußischen Dienst, sondern den denkbar deutschesten: Herr Walther von der Vogelweid, der ist mein Meister gewesen! sang er immer und immer wieder.

Da sah er eines Tages Angelika dort, wo er sie nie gesucht, sah sie in Gegenwart ihrer selbst in wirklichem Gewand und in Gesellschaft andrer und fühlte sogleich einer Ohnmacht sich nahe. Er verbarg sich und mußte tagelang sich selber suchen, und als er sich fand, war er einer, der wußte: Angelika ist zweimal da. Von nun an erschien sie ihm nicht mehr dort, wo er sie suchte mit innerem Gesang. Aus Verzweiflung meldete er sich zum Dienst früher als der Arzt es anriet und während der ganzen Freizeit saß er in seiner Wohnung und wartete auf eine Einladung in die Gesellschaft, drin er Angelika zuletzt gesehen. Keine Einladung kam. Es war ja Frühling. Die Zeit der Gesellschaften vorbei. Auch das Theater hatte schon geschlossen. Jetzt hatte Johannes keinen

andren Wunsch als die Klänge der Verzaubrung noch einmal zu hören. Er kaufte den Klavierauszug der Meistersinger, mietete ein Instrument und übte mit der Geduld eines Gefangnen so lange, bis er wenigstens das Preislied, wenn auch nur langsam und nicht mit allen Tönen und Akkorden, sich vorspielen konnte. Dann unter unsäglichen Schwierigkeiten, denn er war ja sein eigner Lehrer und ganz ohne Vorkenntnisse in dieser Kunst, machte er sich an die Ouvertüre. Auch ich werde sie nie vergessen, hatte Angelika gesagt. Die Zeit wehte fort wie Maiwind. Es wurde Sommer, ehe er die Ouvertüre beherrschte. Angelika sah er nicht. Da begann er ihr zu schreiben, und seine Briefe waren, als hätte er vor langer langer Zeit schon gelebt. Sie las sie wohl alle, denn er bekam keinen zurück, zwar auch keine Antwort. Er wurde unruhig, überreizt, heftig im Dienst. Antwort! brüllte er, wenn er instruierte, jeden an, der bei einer Frage zögerte; im Innern jedoch weinte er leise wie ein Kind: Warum antwortest du nicht, Angelika? — Da kam eines Tages während einer Dienstpause auf dem Exerzierplatz ein älterer Kamerad zu ihm im Auftrage von Angelikas Bruder und gab ihm zu verstehn, er möge doch ablassen von seiner seltsamen Bewerbung um das Mädchen, denn dieses sei leider drauf angewiesen, einen Mann zu heiraten, der nicht ohne Besitz sei, und er, Kamerad Holl, wisse doch, er sei ein armer Kerl ... Ja, sagte Johannes, dann verlor er das Bewußtsein. Als er erwachte, stand der Oberst da: Sie müssen einen Erholungsurlaub haben, lieber Holl, Sie haben viel zu früh Ihren Dienst begonnen nach der langen Krankheit! Nun schreiben Sie mal Muttern, daß Sie bald kommen und daß die Fleischtöpfe bereitgestellt werden sollen! — Zu Befehl!

Als Johannes seine Wohnung betrat, wurde grad das Klavier abgeholt, drauf er gestern noch die Meistersingerouvertüre gespielt; wurde abgeholt, weil er die Mietsrate nicht bezahlen gekonnt. Nun war seine Stube ganz stumm. Er schrieb seiner Mutter, er müsse sie auf einige Tage besuchen kommen, wo er dann bliebe, wisse er noch nicht. Er hätte sechs Wochen Erholungsurlaub. — Bei mir, die ganzen sechs Wochen bei mir bleiben! schrieb Mutter zurück, aber als ihr Brief ihn erreichte, war Johannes schon auf der Wandrung in seiner Stube, ging viele Meilen hin und her, blieb immer wieder vor einer Wand stehn und sagte: Nein! Ich will Mutter jetzt nicht sehn! Ich will die Meistersinger hören! — Wer weiß, wo er hingekommen wäre auf dieser Wandrung zwischen den Wänden, wenn nicht eines Tages zufällig ein Blatt hereingeweht wäre, drauf geschrieben stand: Meistersinger — und drüber: Festspiele Bayreuth. Ohne zu zögern holte er sich eine Landkarte und zog von der Stelle, wo er war, mit dem Bleistift eine gerade Linie nach dem Punkt, der Bayreuth bedeutete. So! sagte er, morgen beginne ich an dieser Linie entlang zu gehn; denn um die Fahrt bezahlen zu können, müßte ich ja hergeben, was ich zum Leben brauche.

* * *

Von Majeiken und Groß-Diepgen fast gleich weit entfernt, liegt in einer Sandebene, über der viel Saatkrähen krächzen, das winzige Städtchen Wartenfeld, zu dem keine großen Straßen führen und keine Bahnen, und das meist nur von Staubwolken besucht wird. — Nirgends ist das Leben so billig wie in Wartenfeld, und drum lebt hier Maria Holl. Sie lebt in einem Dachraum. Die Ein-

richtung, zusammengeliehen von Verwandten, besteht aus abgenutzten, doch einst herrschaftlichen Stücken, und ihre eignen Andenken, so eng der Raum ist, hat sie alle unterbringen können. Der Raum hat zwei Fensterchen. Hat Maria sich satt gegessen an Kartoffeln und Salz, setzt sie sich an das eine, bringt ihren Strickstrumpf in Bewegung und denkt an Majeiken. Wird sie dann hungrig und durchsucht vergebens den Raum nach etwas Sättigendem, setzt sie sich an das andre und denkt an Groß-Diepgen. Ihre Hände zittern dann dermaßen, daß sie nicht stricken kann; um so aufmerksamer blickt sie in die Welt hinaus. Manchmal ist es, als käme etwas daher, als bekäme sie Besuch, das Glück vielleicht ... Aber es ist immer nur eine Staubwolke. Die Krähen krächzen. Ganz harmlos klingt es krah krah, aber Maria weiß, daß das Hohn ist und Hunger bedeutet. Sie droht mit der Faust und ruft ihnen zu: Verfluchte! und dann fliegen sie fort in den Himmel hinein, dessen Glanz jetzt wohl über Groß-Diepgen liegt. Sie aber, die Einsame, muß, ehe es dunkel wird, sich abkehren und rechnen und sinnen über der Summe, die Tante Linchen sendet an jedem ersten Sonntag eines neuen Monats.

Ach wie langsam, denkt sie, wie langsam geht doch die Zeit, wenn man mit ihr geht ohne satt zu sein! Am liebsten möchte ich schlafen und nur am ersten Sonntag jeden Monats aufwachen, aber wie sollten dann die Strümpfe fertig werden für Johannes! — Nein! Wenn jetzt auch die Nacht kommt, und sie gleich allen Menschen sich hinlegen muß, sie schläft nicht so bald ein! Sie wacht und wartet auf den Glanz, der von ihres Sohnes Ruhmessold einmal doch ausstrahlen muß und auch ihr den Weg licht machen, den Weg in die reiche reiche Welt! Und auch

deshalb will sie nicht einschlafen, weil oft ein fürchterlicher Traum kommt und sie zurücktreibt, der Traum, daß sie wieder werde dienen müssen bei fremden Leuten. — So ist ihr Leben ein wirklich wehtuendes Sich-wachhalten, ein seltnes, sehr seltnes Sattsein, ein traumloser Trost mit einem Leben, das ein andrer leben muß.

So ist es? Nein! So war es! Jetzt ist alles anders. Jetzt ist alles Weh nicht mehr wahr, der Hunger ist etwas Heiliges, der Traum ein Trost. Johannes wird kommen und einkehren und wohnen bei seiner Mutter! Heute oder morgen muß er eintreffen. Maria sitzt nicht mehr an einem ihrer Fensterchen. Sie wird nicht mehr getäuscht von Staubwolken und geärgert von Krähen. Sie weilt draußen überall dort, wo einer ankommen kann in Wartenfeld, sie geht von einem Ortsende zum andern. Sie ist zwar nicht satt, aber sie hat keine Sorgen mehr. Johannes soll satt werden! Sechs Wochen lang soll er sich satt essen! Denn sie ist kühn gewesen und hat von einem früheren Kameraden ihres Bruders Viktor eine Summe erbeten und erhalten, die so groß ist, daß der Erholungsbedürftige sechs Wochen lang sich satt essen kann und mehr als das: sie werden Sonntags sogar einen Wagen nehmen können und zu dem Aussichtshügel fahren, wo es Kaffee und Kuchen gibt und vielleicht frische Erdbeeren mit Schlagsahne . . .

Der Wartenden läuft das Wasser im Munde zusammen, da ruft der Briefbote sie an und übergibt ihr eine Ansichtskarte vom Kyffhäuser. Kyffhäuser! sagt Maria, wo liegt der Kyffhäuser! Wer kann mir vom Kyffhäuser aus Nachricht schicken? Johannes? — Ich bin auf einer langen Wandrung, schreibt Johannes, ich will bis ins Herz Deutschlands vordringen. Ich raste hier an-

gesichts der goldnen Aue auf dem Berge, der über dem toten Kaiser grünt und blüht. Ich bin ganz verliebt in Deutschland. Ich glaube, ich bin gesund. Nachricht erreicht mich in Bayreuth, Gasthaus »Zur Festwiese«.

Langsam und sinnend kehrt die Wartende um und sucht ihren Dachraum auf. Sie zählt noch einmal die Summe, die so groß ist, daß man sechs Wochen schön leben kann davon, und sendet sie, ohne einen Pfennig fortzunehmen, an Seine Hochwohlgeboren Herrn Leutnant im Regiment Prinz Friedrich Franz, Johannes Holl, zur Zeit Bayreuth, Hotel »Zur Festwiese«. Dann setzt sie sich an das Majeiker Fensterchen, besieht genau die Ansichtskarte vom Kyffhäuser und wagt sich schließlich mit einem Blick ins Weite. — Was es doch alles gibt in der Welt! seufzt sie und sieht und sieht, aber sie sieht nichts andres als Tränen.

* * *

Solange er in der Ebene wanderte, wich Johannes nur wenig ab von der Linie, die er sich vorgezeichnet als geradesten Weg zum Herzen Deutschlands. Zwischen Sonne und Sumpf schritt er dahin, ohne viel sich umzusehn, ohne seiner Sehnsucht Ziel anders sich vorzustellen als in klingenden Klagen. Sowie aber eines Abends blaue Berge auftauchten zu seiner Rechten, blieb er immer wieder stehen und staunte wie ein Kind. — Wenn Gestein, dachte er, wenn starre Erde solchermaßen erheben sich kann und die Farbe des Himmels annehmen, sollte da ich vorüber und weiter wandern mit gesenktem Gesicht meinem armseligen Singsang nach! Nein, ich will abbiegen und erfahren, wie das Aufwärtssteigen ist und mindestens so hoch mich erheben über die Erde wie diese blauen Berge!

So geriet er abbiegend von seiner Linie bald in den Bann der lieblichsten Landschaft. Er wanderte hin und her, talauf und talab, über Stein und Moos und verlor sich wie ein Liebender im Anschauen des schönen Angesichtes der Erde. Ist dies wirklich Deutschland? fragte er sich immer wieder, dies ist ja ebenso schön wie Angelika! Und er streichelte die Steine und schmiegte sich ans Moos, überträumte die Triften, liebkoste die Quellen, lauschte dem Rauschen der Eichen und spielte wie ein Kind mit den Bildern der bunten Harzdörferchen. In Stolberg, diesem Städtchen so klein als stände es auf einer Bühne, verbrachte er die ganze Nacht am Brunnen und sah zu, wie sein Schatten langsam, so langsam wie der Mond, über den Platz schwebte, während in silbernen Winkeln unsichtbar Tote standen und mit Zimbeln Geigen und Flöten aufspielten das lautlose Lied deutscher Lust. — Dann eines Mittags durchwanderte er die goldne Aue. Das reifende Korn schien an den blauen Wind sich zu lehnen und leise Beifall zu rauschen jedem seiner Schritte. Ein Mühlenrad wühlte in den Wellen der Helme und schüttete schäumendes Silber aus vor dem Verweilenden. Der war jetzt heimlich ein Königssohn und diente als Knecht sieben Jahre um die tote Müllerstochter, um Feinsliebchen aus Himmelsschimmer und Schlammgespiegel. Als er verschmäht sich fand, war er sogleich bereit das Kühnste zu wagen, alle Hüllen abzuwerfen und hinabzusteigen aus dem heißen Goldhauch des Tages in der Sage eiskaltes Silbergeschäum. Da vernahm er einen Ruf aus dem Tiefsten des Berges und sah sich um und sah im Sande die deutsche Krone, fortgeworfen vom Kaiser der Toten oder ihm hingeworfen, ihm dem Lebenden, damit er sie aufhebe und trage. Es ist schon mein Schicksal,

dachte er, zu tragen, was die Toten verschmähen, beugte sich tief, hob die Krone auf und setzte sie sich aufs Haupt; da fühlte sie sich lieblich an und leicht wie ein Lüftchen. Nun stieg er, gekrönt mit der deutschen Krone, aber von keinem erkannt, langsam den Berg hinan, der über dem toten Kaiser grünt und blüht. Oben anlangend, den schwachen Leib vom Schweiß gesalbt, schlief er hungrig ein unter staubigem Eichengestrüpp und erwachte erst am Abend. Raben flogen um den Berg. Er suchte eine Aussicht, fand keine und nahm Unterkunft als gewöhnlicher Gast in der Burgherberge »Zum Kyffhäuser«. Nachts träumte ihm, sein Vater säße unten im Kornfelde mit einer Krone auf dem Haupt und sähe aus, als sei er am Leben, und seine Mutter oben zwischen den Ruinen feiere Hochzeit mit dem deutschen Kaiser. Am nächsten Morgen, als er weiter sollte, war er ganz zerrüttet von seinem Traum. Er trug keine Krone mehr. Er war unschlüssig, unlustig, furchtsam und faul. Er trieb ziellos umher ohne vom Rastort sich trennen zu können, aß und trank mehr als er durfte und war lüstern nach einer verluderten Magd. Ihr zulieb verfiel er in seinem Wesen, gab sich stark und suchte mit Leutnantsdünkel einen Erfolg zu erzwingen. Die Magd aber meinte, er wäre gar kein Leutnant, sondern ein verhungerter Schneidergesell. Da schämte er sich und schrieb die Ansichtskarte an Mutter. In den Worten, die er schrieb, kam etwas seines wahren Wesens ihm wieder zum Bewußtsein. Er wurde traurig und ging von dannen, ohne um Richtung sich zu kümmern. Gegen Abend ermüdete er, legte sich im Wald unter eine Linde und lauschte, halb schlafend schon, der seltsam dringlichen Stimme eines Vogels, der sich verspätet hatte. Die Stimme klang bis in seinen Traum hinein. Aber da

war es nicht mehr eines Waldvogels Stimme, sondern eines Mädchens Rufen, ein Rufen von weither wie aus andrem Land, wie über eine Steppe hinweg, traurig und so eindringlich, daß dem Träumenden das Herz mitzitterte im Klang. Er verstand nicht, was gerufen wurde. Die Sprache war fremd, und er träumte nur, daß er einmal schon diese Sprache vernommen und verstanden habe, aber auch nur in einem Traum. Er träumte nun, daß er träume, und solches zeitigte einen Entschluß. Er wollte fortan nur noch dem Klang dieser Stimme nachgehen, die von fern zu seinem Herzen redete, ohne daß er etwas verstand, und nun erschrak er sehr, weil er sich erinnerte, die anfangs eingeschlagene Richtung verlassen zu haben, und von keiner Richtung mehr zu wissen. Er wollte aufspringen und sich zurechtfinden, aber er war blind. Schauer schüttelten ihn. Er warf sich hin und her und erwachte. Er war nicht blind. Er sah sich liegen belichtet vom düsteren Grün eines Baumes und besprengt vom Tau der Frühe. Er stand auf, schüttelte sich und bemerkte nun erst, daß dicht vor ihm ein uraltes Weib stand, grad so grau wie der erste Morgenschimmer. Er bot seinen Gruß und fragte nach der Richtung. Die Alte blieb unbeweglich als hätte niemand gesprochen, dann schüttelte sie den Kopf und ging ihres Weges. Er eilte ihr nach. Er kam dicht an sie heran, sprach und fragte — sie hörte es nicht; sie schien taub zu sein. Nun berührte er sie, hielt sie an und fragte nochmals nach der Richtung — sie gab keine Antwort; sie schien stumm zu sein. Endlich reckte sie ihren Arm und wies den Fragenden auf den Weg, den sie selber gekommen. Johannes, dem das Zusammensein mit der Alten unheimlich wurde, besann sich nicht lange, sondern ging in der angegebenen Richtung schnell von

dannen. Bald aus dem Walde tretend und im Helleren sich zurechtfindend gewahrte er, daß er nach Südosten ging. Er war freudig erstaunt. So komme ich also wieder in die anfangs eingeschlagene Richtung hinein, dachte er, es ist fast als hätte das Schicksal mich gewiesen! Nachdenklich und ohne Gegenwartsbewußtsein wanderte er weiter an den Abhängen der Schmücke entlang über Kölleda, Buttstädt, Apolda, und eines Tages überschritt er ein Plateau, zu dem rings bewaldete Schluchten hochkrochen, kam an das Saaletal und sah Jena zu seinen Füßen liegen. Mein Gott! dachte er, geht der Weg nach Bayreuth über Jena? — Er erinnerte sich sogleich an des toten Freundes Vermächtnis, durchsuchte seine Brusttasche und fand richtig das längst vergessne noch ungeöffnete Schreiben. Von einem Vorbeigehenden erfuhr er, daß er grad auf dem Schlachtfeld stände, eilte eine Strecke weit zurück in die Ebene hinein und hatte das Gefühl, jetzt erst angesichts dieses alten Totenackers auf dem richtigen, ihm bestimmten Platz seines Lebens zu sein, jetzt erst seines Berufes sich bewußt zu werden.

Schwer atmend blieb er stehn zwischen den Schollen, die noch fett schienen vom Blut, überzeugte sich, daß er allein war, brach die Siegel und betrachtete das Schreiben mit Verwundrung, in die bald Grauen sich mischte. Das Ganze war in Form eines Dienstbefehls abgefaßt. Oben links stand: Streng vertraulich! Oben rechts: eine Zeitangabe, die Johannes als Tag und Stunde von Deutfalls Selbstmord erkannte. Die einzelnen Befehle waren numeriert und lauteten:

1. Der Feind hat mit starken Kräften Deutschland besetzt und wird noch vor Einbruch der Dunkelheit an-

gegriffen. 2. Ich übernehme das Kommando der Armee. 3. Wer liebt, wird erschossen. 4. Zu meinem Vertreter bestimme ich Leutnant Holl.

gez. Deutfall.

Holl überlief es kalt. Daß Irrsinn seinen Kameraden in den Tod getrieben, war von manchem behauptet, von ihm nie geglaubt worden. Die letzte Meldung an den Oberst, obwohl seltsam an sich, enthielt kein Wort, das des Geistes Umnachtung bewies. Sie lautete: Ich melde ganz gehorsamst, daß ich den Vortrag heute nicht halten kann, weil ich mich erschossen habe. — Das konnte so abgefaßt sein, um über den kleinlichen nörgelnden Vorgesetzten, der alles »schriftlich« haben wollte, um es »sachgemäß verfolgen« zu können, zu triumphieren; denn wie Deutfall alles schreiberhaft Peinliche, Bureaukratische im Soldatenleben gehaßt, war bekannt. Nun aber, dieser Befehl ließ keinen Zweifel darüber, daß Irrsinn obwaltete. Die Frage, die nun quälte, war: Wodurch, unter welchen Bedingungen kommt dieser Irrsinn auf? Warum überfällt er oft grade die tüchtigsten Offiziere? — Johannes dachte da zunächst an Onkel Viktor, dessen kriegswissenschaftlicher Nachlaß ihm zugefallen war. Eine erstaunliche Geistesbegabung und Kraft hatte er drin aufgespürt. Doch er erinnerte sich noch andrer Irrsinnsüberfälle. Sein Kriegsschullehrer in Waffenkunde, ein Artilleriehauptmann, saß längst in einer Anstalt und konstruierte ein Geschoß, das weittragend genug sein sollte, um das Kätzchen seiner Frau zu treffen; und kurz bevor Johannes Fähnrich wurde, hatte im Regiment Prinz Franz ein hochbegabter Offizier eines Tages das Bürgermeisteramt besetzen lassen um es zu reorganisieren. Dann Deutfall. Aber auch solche, die man normal nennen mußte, galten,

sofern sie mit ihrer Truppe besonderes erreichten, als ein bißchen verrückt. Der eine hatte den »Schießfimmel«, der andre den »Appellvogel«, des dritten Manie war der Parademarsch, ja einer hatte sogar, wie die Leutnants es nannten, den »Klaps«, seine Grenadiere zu höchsten Leistungen im Schießen und Fechten mit Bibelworten anzufeuern. Sehr nachdenklich und langsam ging Johannes auf dem Jenaer Schlachtfeld hin und her. Unbewußt zerriß er dabei des Irrsinnigen Vermächtnis und zerriß das Zerrissene immer wieder, bis alles wie Spreu in seiner Hand lag, und dann gleich einem Säenden warf er es in den Wind. Als er endlich Ruhe und Erquickung suchte im Städtchen unten, war es fast dunkel, er aber hatte mit seinen vielen Schritten auf dem alten Schlachtgefilde doch etwas erreicht, nämlich den Entschluß, um des schönen deutschen Landes willen, das er letzterzeit so lieben gelernt, sein ganzes Leben einzusetzen im Dienst für das geliebte, nur drauf bedacht, ein tüchtiger Soldat zu werden und möglichst bald den Rang zu erreichen, der ihm Macht gab, alles Kampfuntüchtige im Heer mit fester Hand auszuscheiden. Einerseits galt es bis dahin, allem zu entsagen, was ablenken konnte zu andrem Leben hin, andrerseits: die Augen offen zu halten, nicht einseitig und schrullenhaft zu werden im Dienst, das Geheimnis künftigen Sieges zu ergründen und sich selber so zu überwachen und mit der Welt in Kontakt zu halten, daß kein Irrsinn aufkommen konnte. Was Deutsche, was Preußen zu leisten vermögen ohne den Verstand zu verlieren, war ihm bekannt. Wenn man nur die besten der Geschichte zum Vorbild sich nahm, wenn man nur treu blieb dem bewährten System und nicht nachgab den Lockungen des sogenannten modernen Lebens, konnte es nie und

nimmer einen Zusammenbruch ähnlich dem von Jena geben!

Schon am nächsten Morgen begann er, die Ursachen jenes Zusammenbruchs und den Verlauf der Niederlage zu studieren. Er kaufte sich kriegswissenschaftliche Darstellungen der Schlacht, deutsche sowohl als französische, kaufte Karten, Skizzen, Geschichts- und Erinnrungswerke, las bis in die Nacht hinein und fand keinen Schlaf vor Erregung über all die Mißstände und unheilvollen Anschauungen, bei denen er eine Ähnlichkeit entdeckte zwischen damals und jetzt. Am Tage, obgleich es regnete, stand er stundenlang auf der Höhe nordwestlich des Orts oder strich umher zwischen Saaletal, Isserstedt und Vierzehnheiligen, ja es schien ihm sogar geboten, einen Ausflug nach dem zwanzig Kilometer entfernten Auerstedt zu machen, wo er mehrere Tage blieb. Bei der Rückkehr von dort, meist auf Feldwegen und über Acker gehend, begegnete er einem winzigen weinenden Kinde, das sich verirrt hatte. Es wußte gar nichts von der Gegend ringsum und sagte nur immer, es sei in Weimar zu Hause. Da trug Johannes es, abwechselnd auf Schulter und Armen, nach Weimar, wo es sich ergab, daß die Eltern vor kurzem nach Dornburg übergesiedelt seien. Johannes mußte das verirrte Kind der Polizei überlassen und kehrte noch am selben Abend zu Fuß nach Jena zurück, um das Übernachten in Weimar zu sparen. Da er auch am Essen gespart, obgleich er fast fünfzig Kilometer zurückgelegt, brach er nächsten Tages fast zusammen. Nun, Geld und Zeit zählend, fand er, daß ans Weiterwandern zu den Festspielen nicht mehr zu denken sei. Er war erschöpft und sein Urlaub bald abgelaufen. Er hatte grad noch so viel Zeit sich zu erholen dort wo er war und grad so viel

Geld, um dann in der vierten Klasse zu seinem Regiment zurückzukehren. Eines Nachts kam er hungrig, blaß, zerschlagen, wie nach verlorner Schlacht, wie nach langem Rückzuge in Gripshaven an. — In seiner Wohnung lag eine Karte von Mutter, die wissen wollte, wo er geblieben sei und ob er in Bayreuth das Geld erhalten habe, von dem man sechs Wochen lang schön leben könne.

* * *

Es war nun kein andres Leben mehr da für Johannes Holl als das dienstliche, und in diesem fand er manches verändert. Während seiner Krankheit hatte das Regiment mehrere junge Offiziere erhalten und während seines Urlaubs einen neuen Kommandeur, Oberst von Schirm; Hay von Karberg war Adjutant geworden; und er selber wurde einer andern Kompagnie zugeteilt, deren Chef, Hauptmann Edelmann, nicht nur im Charakter und Wesen dasselbe war wie sein Name, sondern auch als Soldat und Führer eine Erscheinung, zu der Holl bald mit Bewundrung emporblickte. Seit er Dienst tat in Edelmanns Kompagnie erschien ihm die Schwere seiner Jenaer Betrachtungen und Befürchtungen immer mehr als ein Ergebnis nicht richtigen Wägens. Er hatte nicht um alle Gewichte gewußt. Er hatte nicht dran gedacht, daß alle Mängel aufgewogen werden können durch einen Mann. Gab es in jedem Regiment nur einen solchen Mann wie Edelmann, konnte mit solchem Gewicht das ganze deutsche Heer bewahrt werden vor dem Herabsausen in die Tiefe. Holl wollte auch solch ein Mann sein, und nachdem er eine Zeitlang versucht hatte, seinem Hauptmann in dem und jenem nachzuahmen, ohne ihm gleichkommen zu können, sah er genauer zu und fand als

des Mannes Wesentlichstes, daß er Glauben habe an seinen Beruf und dessen Erfüllung durch die Tat, und daß er diese Tat tue ohne Hinsicht auf sich selbst, ohne Rücksicht auf andre, allein nach dem Gesetz, das man Sachlichkeit nennt. Bei Edelmann hieß es nie: dann und dann ist Besichtigung; der Teufel hole den, der im geringsten auffällt! — sondern: Was einer kann, weiß ich, wenn er es einmal nur bewiesen hat! — Je weniger Erfolg er mit solchem Grundsatz gehabt in den Augen seiner Vorgesetzten, um so mehr im Herzen seiner Leute. Jeder schien alles zu können, was sein Hauptmann konnte und vormachte, jeder ebenso zu denken und zu fühlen wie er. Es waren lauter »Edelleute«, und Johannes fühlte sich bald als einen der ihrigen und wünschte nur, niemals mehr scheiden zu müssen von seiner Kompagnie. Von früh bis spät ging er völlig im Dienst auf. Er hatte während der Kriegsschulzeit einen Japaner kennen gelernt und damals sich lustig gemacht über dessen fanatischen Willen, Erfahrungen zu sammeln und ein Soldat zu werden, der etwas versteht und kann — jetzt war sein eigner Wille nicht weniger angespannt, wenn auch dank Edelmanns Vorbild das Fanatische nicht aufkam. Als zudem Johannes wahrnahm, daß der neue Oberst die Edelmännische Sachlichkeit zu würdigen wußte, wurde er ganz glücklich und dachte: Warum nur habe ich damals auf den Höhen vor Jena so schwere traurige Gedanken gehabt! Es ist ja eine Lust zu leben und zu dienen im deutschen Heer, wenn es solche Männer gibt! Seine Majestät hat doch recht gehabt: Fort mit allen Schwarzsehern!

Hell und herrlich war des Sommers Ende. Im Herbst sollte das Regiment an den Kaisermanövern teilnehmen, und Oberst von Schirm befahl, auf Gefechtsdienst,

Marsch- und Schießübungen das Hauptgewicht zu legen. Aber nicht wegen des Kaisermanövers! fügte er hinzu, sondern so soll es immer jetzt sein, meine Herren! Parademarsch, Garnisonwachdienst und ähnliches lange zu üben verbiete ich. — Das war ein neuer Ton im Regiment Prinz Franz. Das wird 'ne kloetrige Geschicht! sagte der dicke Nesselow, wogegen weder Prinz-Franz-Bowle, noch Kurfürstlicher Magenbitter hilft! Das Beste ist, man zieht sich auf seine Güter zurück und beobachtet von weitem! — Und Herr von Rüstelkow sagte, das wäre noch schöner, wenn eine Nachtübung wichtiger sein solle als ein Rehbock! Man müsse zum Jägerbataillon sich versetzen lassen: dort gäbe es noch anständige Menschen, die in aller Ruhe auf den Anstand gehn dürfen und nicht bloß Schwitzsoldaten sein müssen! — Und Herrenteig sagte, er werde noch ein armer Mann werden, wenn der Oberst nur für den Durst sorge, aber die Bowlen nicht bezahle, die man dann saufen müsse, und übrigens trage der Oberst Röllchen. Vielleicht sei auch ein Zylinderhut nicht allzufern, da er doch ein »Schirm« sei! — Alle lachten; nur Holl nicht, und da meinten nachher etliche, er sei ein Hinterhälter und Leisetreter, und nur der jüngste Offizier, Holls Kompagniekamerad Elefssen, nahm ihn in Schutz. Voilà! sagte Freiherr von Teufelsschenk — die »Edelleute ohne von« halten zusammen wie Sch . . . dreck! — Elefssen brachte diese Bemerkung zur Kenntnis des Ehrenrats; der Freiherr wurde verwarnt und noch vor dem Manöver nach Metz versetzt. Da nahm er den Abschied. Haeselers Schinduder werden? Nee! Gott sei Dank sind wir reich genug, um solches vermeiden zu können!

Die Kaisermanöver fanden im Weserbergland statt, und das Gardekorps nahm daran teil. Es wurde viel hin

und her marschiert, ehe es zum Entscheidungstreffen kam. Die Tage waren staubig und heiß, die Morgen neblig und kalt, die Abende aber mild, klar und überschimmert von Sternen. Im Biwak eines Abends vor dem Zelt saß Holl mit seinem Hauptmann und Elefffen. Alle drei waren schweigsam. Während Edelmann die Wachtfeuer im Tale zu zählen schien, blickten die beiden jüngeren zu den Sternen empor. Die müde Mannschaft schlief bereits. Vor dem Offizierszelt der Nachbarkompagnie schimpfte und nörgelte Hauptmann von Zwiegold: die Ente sei schlecht gebräunt; die Pilzsauce der Sau vor den Zagel zu gießen; der Rotwein nicht gewärmt; er verbäte sich das Schnarchen der Leute in der Nähe seines Zelts, und wenn morgen früh wie neulich ein Lümmel ihn störe durch lautes Suchen seines Kochgeschirrdeckels, werde er ihn bestrafen. Immer wieder sagte der Feldwebel: Jawohl Herr Hauptmann! und immer wieder sang zwischenhinein ein angetrunkner Reserveoffizier den Schluß des Weserlieds: Vorbei ist die schöne, die selige Zeit, vorbei sind die Tage der Liebe. — Unten an der Straße, wo es am dunkelsten war, diktierte jemand Befehle; die Ferne aber war voller Geräusch, als bereite Entscheidendes sich vor, nicht nur hier zwischen den Tälern sondern in der ganzen weiten Welt. — Ob es wohl so etwas gibt wie einen, der die Erde kommandiert, so eine Art Schlachtenlenker, eine Art Gott? fragte Elefffen plötzlich. Drüber spricht man nicht! sagte Edelmann; und dann nach einer Weile: Wissen Sie übrigens, wo wir sind? — Der junge Leutnant, etwas schuldbewußt, holte seine Karte hervor, aber Edelmann lächelte. Ich meinte es anders. Ich dachte eben: hier wo wir jetzt sind, war einst die sicherste Stelle Deutschlands. Hier zwischen Weser, Süntel und dem alten

Osning oder Teutoburger Wald wie man heute sagt. Hier liegt nämlich meine Heimat. Eine Festung, die der da oben gebaut hat. Hier ringsum sind alle heimatschützenden und darum siegreichen und einzig wahren Schlachten geschlagen worden. Ich wünschte, ich wäre damals schon dagewesen mit meiner Kompagnie; heutzutage ist ein wahrer Kampf wohl kaum zu erleben. — Und als Elefssen ihn erinnerte, daß er doch am Chinafeldzug teilgenommen, sagte er: Ja. Meine Beine waren dabei. Mein Herz nicht. Nämlich: es schlägt nicht für Krämerinteressen. Übrigens war es kein Feldzug, sondern eine Straferpedition. Gegen Menschen, die nicht Schlimmeres verschuldet als die, die einst diese Berge hier verteidigt gegen den Einbruch fremder Händler und Heere. Nun frage keiner nach meinen Trophäen! Schweigen wir lieber!

Sie schwiegen, und aus dem Abend wurde Nacht. Der Adjutant glitt vorbei wie ein Schatten: Es geht bald weiter, meine Herren! Wir sollen der einen Gardedivision in die Flanke marschieren. Im Vertrauen gesagt: ein müßiges Unternehmen. Seine Majestät hat den Wunsch ausgesprochen, daß das Gardekorps siege.

Ehe jemand hierauf etwas antworten konnte, kam schon der Befehl zum Aufbruch, und bald marschierten die Kolonnen lautlos durch die Mondlandschaft. Holl war seltsam erregt. Obgleich er nicht geruht, schien sein Leib leicht und schwebend sich zu bewegen, und nur das Herz war schwer und schmerzte bisweilen. Er hatte in letzter Zeit oft das Gefühl, als sei er in einem wirklichen Kriege, marschiere einem überlegnen Feinde entgegen, und werde fallen. Er nahm Abschied vom braun und golden daliegenden Lande dieser Nacht und glitt mit einer Ko-

lonne von Toten, die ohne Anfang ohne Ende dahinzog, in das gespenstige Weiß des Himmels hinein. In Wirklichkeit war er immer derselbe, und nur alles andre änderte sich. Der Blutmond sank in den Acker, und die Geschwader der Frühe, deren Segel Nebel sind, bewegt und gebauscht vom hellsten Himmelslicht, schwammen und schwebten schon um die wieder deutlichen deutschen Berge.

Die Kolonne marschierte schwarz und schwer. Endlich: Schwenkung, Gefechtsaufmarsch, Schützengruppen vor! Wink! und weiter schwankte alles aufwärts über Acker in den Nebel hinein, drin hie und da Sonne zuckte, ganz nahe Sonne, während rechts in der Ferne unsichtbar ein Riese hockte und dumpf hustete.

Leise Meldungen gelangten an Holl: Gruppe Kern habe Aussicht ins Tal und auf seitwärts vorbeimarschierende Gardekolonnen! — Die Höhe besetzt halten und nicht sich zeigen bis wir alle da sind! befahl Holl, gab der Truppe die verabredeten Winke und wollte dann seinem Zuge vorauseilen, da wurde er durch plötzliche Unruhe der hinter ihm Schreitenden veranlaßt, sich umzusehen. Was gibt's? — Die Leute, freudig erregt, wiesen ihm mit Kopfwink und Geflüster ein Bild, vor dessen Glanz und unerwarteter Nähe auch er zunächst stutzte, dann befahl er: Nach vorn die Augen! Nur der Feind geht euch etwas an! und eilte schneller vorwärts der Höhe zu. Nun aber während des Laufens erlabte er selber sich an dem seltenen Bilde: der Kaiser! Zunächst, noch nicht auf der Höhe zum Glück, sah man das ehrfürchtig harrende Gefolge, drüber die Kaiserstandarte leuchtete. Seine Majestät selbst, sogleich zu erkennen an dem kurzen Arm über den Zügeln, ritt langsam und nur gefolgt von zwei kopfschüttelnden Flügeladjutanten, die Höhe hinan, die

Kern schon besetzt hielt und die auch Holl erreichen wollte und alles was hinter ihm kam. Holls Herz machte Freudensprünge. Welch wundervolles Bild! Aus dem namenlos alten nebelnassen Acker hebt sich plötzlich die stolz schimmernde deutsche Kaiserherrlichkeit! Gleich drauf aber will das Herz fast nicht weiter vor Schreck. Holl bleibt stehen und schaut. Was geschieht? Der Kaiser, in dessen Gebärde und Ton jetzt Tadel deutlicher wird, treibt die Gruppe Kern von der Höhe hinunter, so daß alle, Führer und Leute, bestürzt sich erheben und zurückeilen, wodurch zweifellos der Feind aufmerksam gemacht und das eigne Unternehmen — wie sagte der Adjutant? — ein müßiges Unternehmen wird. Holl bemerkt jetzt erst seinen Zorn über diese Nachtprophezeiung und ohne zu zögern, getrieben fast, als bekomme er einen Stoß von dem Acker unter sich, tritt er dem Kaiser entgegen, salutiert und sagt: Verzeihen Eure Majestät! Die Gruppe sollte die Höhe auf meinen Befehl halten! — Der Kaiser, keinen Finger zum Gruß hebend, wird blaß, will heftig erwidern, beherrscht sich aber, wendet sich ab und reitet langsam davon. Nicht lange danach galoppiert ein Flügeladjutant herbei, fragt nach Holls Namen, galoppiert weiter, die Truppen stutzen, einige Führer kommandieren: Kehrt marsch! andere zögern und machen den Einwand: Was sollen unsre Leute von ihren Führern denken! — der Flügeladjutant lächelt immer wieder, salutiert und sagt: Befehl Seiner Majestät!

Also kehrt marsch! Die Grenadiere sind übermütig und denken, es sei alles zu Ende; die Führer ingrimmig haben vollauf zu tun mit kleinlichstem Tadel. Holl vermag in Erregung über das Erlebte kein Kommando mehr abzugeben. — Seine Majestät hat mit Ihnen gesprochen?

fragen ihn alle; was hat er gesagt? — Nichts! erwidert Holl und geht nachdenklich weiter. — Ich werde doch den Vortrag über Jena halten! denkt er.

* * *

Zunächst mußte Holl bestraft werden auf höheren Befehl. Oberst von Schirm vor dem versammelten Offizierkorps sagte zu ihm: Ich bestrafe Sie mit drei Tagen Stubenarrest, weil Sie ungefragt und ohne Grund Ihren Allerhöchsten Kriegsherrn, Seine Majestät den Kaiser, angeredet haben! Zugleich spreche ich persönlich meine Anerkennung Ihnen aus für Ihr militärisch durchaus richtiges und entschlossenes Verhalten!

Einige Wochen darauf erhielt Oberst von Schirm den Abschied. Sein Nachfolger wurde ein elegant gekleideter, Brillantringe tragender, dicknackiger, etwas jüdisch aussehender, doch adliger Herr, der wundervolle Pferde besaß, ein Auto, Dienerschaft, und überall, wo er erschien, Ehrfurcht gebietend sich umsah, als werde er gleich sagen: Ich stehe hier an Stelle Seiner Majestät! — Er besichtigte selten den Dienst, erfuhr aber von all und jedem, als trage ein unsichtbares altes Weib es ihm zu, versammelte oft die Offiziere, hörte sich gern selber reden und bekundete bald sein Mißfallen über den Dienst in Edelmanns Kompagnie. — Garnisonwachtdienst wäre wichtig vor allem und Parademarsch, denn zur Rekrutenvereidigung werde Seine Hoheit Prinz Paul erwartet. Leutnant Holl müsse etwas mehr Sorgfalt auf seinen Anzug legen und sich besser frisieren! Wer die Ehre habe, diesem Regiment anzugehören, müsse auch durch sein Äußeres dies dokumentieren! Es gehe zum Winter; die Zeit der Gesellschaften beginne; er wünsche, daß niemand sich ausschließe und

ein Sonderlingsleben führe, wie es vorgekommen sein soll! — Einige Tage drauf ließ er Holl rufen und sagte, er habe gehört, Holl sei ganz unbemittelt und werde wohl gesellschaftlich nicht so auftreten können wie ein Offizier es müsse, er stelle ihm daher mit Vergnügen seine Kasse zur Verfügung. Holl dankte gehorsamst und lehnte ab! Lieber Schulden machen, dachte er, als diesem Mann verpflichtet sein! Er hatte nämlich die Beobachtung gemacht, daß der Oberst alles mit Geld beherrschen wollte und damit begann, Untergebene, Schreiber sowohl als Stabsoffiziere, mit Geschenken zu überhäufen. Oft auch, wo sein Offizierkorps in der Gesamtheit auftreten oder erscheinen mußte, übernahm er die Gesamtkosten, damit es vornehmer zugehe und man nicht kameradschaftliche Rücksicht nehmen müsse auf Unbemittelte. Viele waren entzückt darüber; für Holl war es ein Grund, noch bescheidner sich einzurichten und noch mehr dem Dienst sich zu widmen. Aber auch dort fand er Verdruß. Immer wieder hieß es: Der Herr Oberst hat befohlen ... Der Herr Oberst, der eben vorbeiritt, hat es schon anders angeordnet ... — so daß Holl manchmal dachte: Nun, dann mag der Oberst die Rekruten selber ausbilden! — Edelmann war um diese Zeit schon krank und sprach vom Abschiednehmen. Auch Holl fühlte sich nicht gesund, doch da sich weder Fieber noch andre Symptome zeigten wie bei seiner vorjährigen Krankheit, war er über seinen Zustand mehr ergrimmt als besorgt. Herzwallungen und Atemnot beeinträchtigten jetzt oft seine Nachtruhe; und wenn er nach neunstündigem Dienst abends zu Diners und Bällen erscheinen mußte, war er blaß und schweigensbedürftig. Das schwere Essen und lange Tanzen vertrug er nicht, zwang sich aber dazu. Der Oberst hatte erklärt:

Gesellschaftsleben ist für einen jungen Offizier Dienst! und Holl, der auch früher oft dieser Auffassung begegnet war, wußte nicht, ob er das Recht habe, sich ihr zu widersetzen. Abermals krank sich melden, das wollte er nicht. Er wollte dem Oberst nicht den geringsten Anlaß zum Mißtrauen geben; er wußte, mit welchem Mißtrauen man im Heere Krankheiten gegenüberstand, wenn sichtliche Symptome fehlten. So beschloß er, in diesem Winter alle Energie seinem Körper zuzuwenden. Er badete in Eiswasser, machte Übungen nach schwedischem System und schaffte sich einen Stoßdegen an, um durch Fechten gewandt und zäh zu werden und wie Japaner etwa, von deren wunderbarer Kraft er einmal gelesen. Auch hatte er gelesen, daß der Offizier einen eisernen Körper haben müsse, um geistig scharf Hervorragendes zu zeitigen, und das sollte von ihm aus ebenfalls geschehn in diesem Winter. Er war jetzt zu dem Vortrag über Jena entschlossen und war dabei, ihn so zu gestalten, daß die Darstellung sowohl nach dem Geistigen und Militärischen, als nach dem Patriotischen hin Aufsehen erregen mußte und die Bewundrung wenigstens eines der höheren Vorgesetzten, die solchen Vorträgen zuzuhören pflegten, des Brigadekommandeurs etwa, der von allen, die Holl jetzt über sich hatte, der Gerechteste und Schlichteste schien. — Holl beabsichtigte, nicht nur eine kritische Darstellung jener Schlacht zu geben, sondern mit seiner Worte Kraft den Blick aller so zu heben, daß sie gleichzeitig den damaligen und heutigen Dienst am Vaterlande übersahen und sich ergriffen fühlten vor dem Spiegel des Unglücks. Er wollte mit eines Deutschen bestwirkender heiligster Kraft, mit der Liebe zur Heimat, das Tote lebendig machen und den jetzt gelebten Tag so sehen lassen, als sei er schon eingefügt

in die Geschichte des Volks. Er glaubte nicht, daß man ihm etwas anhaben könne, wenn er das Volk über den Offizierstand stelle, ja er wollte verstehen lassen, daß auch der Höchstgestellte seinen persönlichen Willen dem Wohle des Ganzen zum Opfer bringen müsse. Er wollte mit seinen Worten das Ideal eines Deutschen erscheinen lassen und dann zeigen, daß diesem Ideal nur näher zu kommen sei auf dem Wege des Opfers. Er wollte zeigen, daß die Gewalt des Opfers größer sei, als die Gewalt des Kommandos.

Bei seiner Arbeit war ihm oft, als habe er unsichtbare Helfer, als schauten tote Kameraden von Jena ihm über die Schulter, um vorzusagen, was er schreiben solle; und sie wichen auch nicht, wenn des dritten Friedrich Wilhelm besorgter Geist sich erhob, um Holl zu hindern im Schreiben nach dem Diktat klagender und anklagender Toter. Ja, als seine Arbeit weiter vorschritt, schien es ihm, als geschehe alles Verdrießliche, Dumme, Lächerliche, Kleinliche, Zwecklose, das im Dienst und in der Gesellschaft ihm begegnete, nicht um ihn zu kränken, sondern damit sein Werk gefördert werde, damit er lebendige Beweise erhalte für seine noch toten Behauptungen, damit alles trübselig Erlebte beleuchtet werde vom Licht der Gedanken. Es schien, als werde alles so eingerichtet von einer geheimnisvoll helfenden Macht. Ja, Holl war trotz allem glücklich. Als am Tage vor der Rekrutenvereidigung, weil Prinz Paul kommen sollte, die Aufstellung auf dem Kirchplatz stundenlang erwogen und geübt und verworfen und neu angeordnet wurde unter lautem Geschrei und Kommandieren, mit Hilfe von Kreide und Metermaß, und zustandekommend nur nach wiederholtem Zusammenrufen der Offiziere, als schon alle verärgert waren

und verzweifelt, ja sogar ganz Einfältige und Unkritische hilfesuchend den Blick zum Himmel hoben, war Holl ein unverdrossener angeregter Beobachter und wußte bald: so war es, als man das Lager aufschlug vor Jena.

Auch als man persönlich ihn kränken wollte, indem man einen Zettel ihm sandte, drauf (wie ihm schien, von Herrenteigs Hand) die Verse geschrieben waren: »Trotz Fechtkunst und Kaltwasserbad, findet keine Verschönrung statt! — Obgleich er tapfer schritt und stritt, kam seine Hose mit der Mode nicht mit! — Obgleich martialisch die Statur, bleibt er doch ein Bauer nur!« — auch da gelang es nicht, ihn zu erschüttern. Die Schmähung hatte nichts andres zur Folge, als daß er seiner Arbeit Betrachtungen über Kameradschaft einfügte. — Gereizt wurde er nur jedesmal, wenn sein Herz nicht weiter wollte. Dann konnte er aufspringen, den Stoßdegen ergreifen und wütende Ausfälle nach seinem Schatten hin machen; und erschüttert wurde er einmal, als er gewahrte, wie die Damen der Gesellschaft begannen, seine Ungewandtheit im Geplauder, Tanz und Scharwenzeln mit Hohn und Haß zu vergelten. Nicht nur aus ihren Blicken erfuhr er dies, und aus hinterrücks Geflüstertem, sondern auch aus deutlich kränken sollenden Fragen und Bemerkungen. — Ob er noch Flöte spiele, fragte ihn eine, und ob Flötenspiel nicht dumm mache mit der Zeit? — Ob er beim Wohltätigkeitsbasar für eine oder für zwei Mark kaufen werde? fragte eine zweite. Und eine dritte bemerkte, sie habe gehört, er sei verlobt! und fügte, nur kurz sein Erstaunen abwartend, hinzu: Mit einer reichen Bauerntochter. — Da biß er sich auf die Lippen und verließ die Gesellschaft, wofür er am nächsten Tage vom Oberst mit teils humoristischen, teils gehässig höhnischen

Worten zurechtgewiesen wurde. — Tröstlich war nur: in der Einsamkeit die Arbeit, und im Verkehr die Zuneigung der allerjüngsten Kameraden, welche, der Kindheit noch näher stehend als dem Offiziersleben, in Holls Wesen etwas Wahres, allem jung Seienden gut Gesinntes erspüren mochten. Als einer dieser jüngsten ihn einmal aufsuchte um Geld zu leihen, und Holl, grad nichts besitzend, sofort seinen Stoßdegen verkaufen ging, um den Erlös dem andren einzuhändigen, wurde der so betroffen, daß er gar nicht sich trennen konnte von Holl, zu erzählen begann von seiner Kindheit bis in die Nacht hinein und endlich, die ihm zurechtgeschnittene Maske des Schneids abwerfend, das unglückliche Gesicht eines Menschen sehen ließ, der nicht wußte, warum er lebe. — Mut, Mut! sagte Holl und erhob sich, es wird einmal alles anders sein! und noch in derselben Nacht ließ er den kindlich und ganz vertrauend Gewordnen Einblick nehmen in einen Teil seiner Arbeit, was zur Folge hatte, daß bald mehrere und endlich alle davon redeten, als sei ein Wunder zu erwarten, wodurch Holl selber ganz hoch erhoben oder zerschmettert werden könnte. Solche Reden konnten ihn, dem sie galten, nur verwirren; und als die entscheidende Stunde, an einem Tage kurz vor Weihnacht, da war, sprach Holl unsicher und schlecht. Gerade wie er anfing, die Gesichter der Zuhörer prüfend, kam ihm die Gewißheit: meine Idee ist bedeutungslos vor diesen allen! meine Arbeit vergeblich gewesen! nicht ein Gesicht von diesen allen kann geändert werden durch mein Wort! — Drum sprach er, als sei niemand da, als richte er die Schärfe seiner Anklagen nur gegen sich selbst. Keinem blickte er mehr ins Gesicht. Hin und wieder, doch ohne zu wissen was er sah, blickte er auf das Bild des Kaisers.

Die andauernde Befürchtung, unterbrochen zu werden, verdammt und hinausgewiesen aus diesem Leben, spannte ihn aufs äußerste. Seine Kinnbacken zitterten. Sein Herz war längst nicht mehr da. Als er endlich das letzte Wort sprach und eine Verbeugung machen wollte gegen den Kommandeur, verlor er das Bewußtsein. Er vermeinte ein fernes Gelächter zu hören, empfand als letztes aber die Freude, daß einzelne zusprangen und ihm halfen.

Sehr bald wieder wurde er seines Lebens sich bewußt und bat um Entschuldigung für die Mühe, die er andren verursache, und klagte insgeheim: Wäre ich doch nie mehr aufgewacht! An seinen Vortrag dachte er gar nicht mehr. Die Zuhörer waren fort. Eine Kritik hatte nicht stattgefunden. Einen Vorgesetzten sah er nicht mehr vor Weihnachten. Kameraden, bei denen er nach der Wirkung seiner Worte sich erkundigte, machten ein vielsagendes Gesicht. Da fast alle sehr förmlich ihm begegneten und einer sogar meinte, Holl werde jetzt zweifellos Adjutant werden, glaubte er in seiner Arglosigkeit draus schließen zu dürfen, daß sein Vortrag Eindruck gemacht habe auf die höheren Vorgesetzten. Während der Festzeit nahm er einen mehrtägigen Urlaub, schloß sich aber in sein Zimmer ein (er hatte ja kein Geld zu einer Reise oder einem Vergnügen) und, kärglicher lebend als sonst, beschäftigte er sich mit Studien über Truppenführung und Adjutantendienst.

Als er am letzten Tage des Jahres von diesem »Urlaub« sich zurückmeldete beim Oberst, tat er diesem den Entschluß kund, sich zum Kriegsakademieexamen vorzubereiten. Der Oberst, der ihn empfing und betrachtete wie etwas Gefährliches, sagte kühl: Draus könne nichts

werden! Er habe Holl bereits namhaft gemacht zur Abkommandierung in eine technische Truppe, Pioniere oder Eisenbahner. Wer theoretisch so klug sei wie Holl, werde ja beim Regiment Prinz Franz kaum jemals sich wohl fühlen. Danke sehr! — Verbeugung.

Holl ging durch die Straßen Gripshavens und ließ sich trösten vom Wind. Er fühlte sich ausgestoßen aus der Vergangenheit und unbrauchbar für die Zukunft. Im Soldatenleben war ihm die Begeistrung alles gewesen, die Technik nichts. Er wußte, daß er seinen Vorkenntnissen sowie seiner innersten Begabung nach hilflos allem Technischen gegenüberstehen würde. Trotzdem ging er in eine Buchhandlung und kaufte für sein letztes Geld einen technischen Leitfaden. — Wieder die Straße betretend stieß er auf Teufelsschenk. Obgleich der sehr vornehm aussah in Zivil, stutzte er und begrüßte Holl. Ich bin gekommen, mal nach dem Rechten zu sehn! sagte er, und Holl blickte ihn freundlich an und erfreut drüber, daß der Freiherr ihm die Hand gereicht. Endlich, daß der Mensch einen mal freundlich ansieht! sagte Teufelsschenk und bat Holl, er möchte heute sein Gast sein. Holl hatte nichts Besseres vor und ging mit. Das Buch über Technik ließ er in der Elektrischen liegen. Sie fuhren von einem Weinlokal ins andre und abends zur Silvesterfeier ins Kasino, wo die jüngsten versammelt waren. Holl erkannte keinen mehr, so betrunken war er. Um Mitternacht wußte er sogar nimmer, wer er selber war. Wer bin ich? lallte er, sag mir, Teufelsschenk, wer ich bin! — Der Prinz von Majeiken! erklärte Teufelsschenk.

Da setzte Holl eine Krone sich auf, geflochten aus zackigen Weinblättern, nahm als Szepter einen Aufschöpflöffel, hüllte sich in ein Leinentuch und tanzte zu

aller Hallo und Händeklaschen einen Narrentanz als Prinz von Majeiken.

* * *

Der Prinz von Majeiken, dieser tanzende Narr mit der Krone, ist ein Affe geworden im Spiegel und fletscht sich an mit dem Ernst eines, der das Technische beherrscht. Aber das Technische rächt sich und beginnt, seine Träume zu beherrschen. Läuteten eben noch Maiglöckchen lebendig und leuchtend: Majeiken, Majeiken . . . muß er sie ansehen und sieht sie verwandelt in starr Konstruiertes und sucht träumend Motor, Regulator, Indikator, berechnet Schwingung und Spannung und Leistung; und weiß niemals die Formel des Drucks. Schweißbeschwert erwacht er und geht in den Dienst, und bisweilen scheint alles ganz leicht; jeder der Untergebnen weiß, was er zu tun hat, (es sind lauter Techniker) und sie gehorchen Holl, aber dann kommt ein Hauptmann und sagt: Das Kommandieren allein nützt nichts, Herr Leutnant! Sie müssen etwas wissen! Sie sind in einer technischen Truppe. Sie sind beim Eisenbahnregiment. — Zu Befehl! sagt Holl. — Auch das nützt nichts! lächelt der Hauptmann, setzen Sie sich lieber hin und studieren Sie! — Holl studiert. In Schöneberg wohnt er, in eines häßlichen alten Weibes Dachzimmer; und soviel Erdöl die Alte ihm zumißt, so lange bleibt er auf und studiert. Er studiert ernstlich. Er richtet seinen ganzen Kopf innen technisch ein. Nun saust das und funkt und schnurrt und dampft und hämmert da drinnen, daß Holl bisweilen ganz stolz ist und das Gefühl hat, er habe seinen Kopf neu erfunden, zumindest neu konstruiert. Er tritt ans Fenster, um dem Himmel seinen Kopf zu zeigen. Aber der Himmel ist nicht

da. Der Himmel ist ein stinkendes Durcheinander irdischen Abfalls, drin ein Stück Mond liegt wie ein fortgeworfenes, kaum noch blinkendes Splitterchen. Berlin aber, denkt Johannes, ist nicht wert, daß ich meinen Kopf drüber beuge!

Er studiert weiter. Unzählige Zeitschriften und Bücher der technischen Bibliothek des Regiments hat er schon durchstudiert und findet immer neue und immer andre Probleme und vertieft sich tastend in das was er grade findet, und wenn er auf dem Grund zu sein glaubt, gewahrt er eines Nachts: das Ganze ist ja schon zu Grund gesunken im Strome der Zeit. Es ist längst Neues da. Nun studiert er nur das Neuste, bis er eines Tages gewahrt: er versteht das Neuste nicht, weil er um das Älteste nicht weiß; er will sich ja nicht begnügen mit Namen und Formeln, er will Sinn und Wesen jeder Erscheinung erforschen; er will das Lebendige entdecken in allem Technischen. Er findet es nicht. Er ist verzweifelt. Er ist überzeugt, daß er zu dumm sei dafür. Gott Gott! ruft er, warum bin ich so wie ich bin! Ich weiß ja nicht einmal, was Elektrizität ist! — Er faßt den Entschluß, von einem Kameraden sich helfen zu lassen, von irgend einem; er bewundert sie alle; sie alle sind ihm überlegen; sie alle sind Techniker. — Was ist eigentlich Elektrizität? fragt er den Kameraden, nachdem er vieles andre gefragt? — Elektrizität? Aber das weiß doch jeder! — Holl, die durchstudierten Bücher aufschlagend, beweist ihm, daß niemand, auch die größte Autorität nicht, es weiß. — Ja, das ist etwas andres! sagt der Kamerad; Sie meinen das Wesen. Das geht uns nichts an. — Das Wesen geht uns nichts an? — Nein. Nur die Formel. Was Sie da studieren, mein Lieber, brauchen Sie ja niemals im

Leben. Wer hat Ihnen gesagt, daß Sie all dies studieren sollen? Ihr Hauptmann? Der ist ja verrückt! Wissen Sie, bei uns sind alle höheren Chargen ein wenig verrückt. Jeder will mindestens eine neue Brückenkonstruktion finden.

Der dies sagt, schaut so überlegen jung und zuversichtlich drein, daß Holl bewundernd den Blick zu ihm hebt und mit ihm geht und sich wünscht, so einer zu werden wie dieser. Dies ist einer, dem die Zukunft gehört, denkt er, dies ist ein wirklich moderner Mensch: zugleich Soldat und Techniker; berlinisch und amerikanisch; von Musik und von Sport begeistert; nicht reich und doch nicht gedrückt; nicht dumm und doch tadellos angezogen; von allem wissend und doch lächelnd als sei es nichts. Man kann mit ihm gehen nächtelang durch die große, brausende, süß stinkende Stadt und hat doch das sichere Gefühl: dieser Mensch wird nie klein, nie betäubt sein. Man steht im täglichen Dienst und fragt sich: wie ist es möglich, daß dieser Mensch, der Nacht für Nacht sich herumtreibt, so viel und so Außerordentliches zu leisten vermag am Tage? Und er ist keine Ausnahme. So wie er sind viele. Alle fast beherrschen sie das Leben und die Technik so, als sei eins das andre. Nur Johannes Holl ist ein Bauer, der mit dem Herzen lebt und die Formel nicht weiß. Er wird sich aber ändern. Er wird sich entwickeln. Er wird die Zeit in Berlin nützen. Er wird ein moderner Mensch werden. —Er beginnt damit, wie einst seinen Körper, so jetzt seine Seele abzuhärten und zu trainieren. Mit dem Eiswasser der Skepsis übergießt er sie. Nach dem System des raschesten Fortschritts macht er sie geschmeidig. Seine Seele, einst ein schwerer Ackergaul, soll ein Rennpferd jetzt werden. Überall dabei

sein, wo etwas Neues geschieht! Überall mitsprechen können! Alles anhören können, ohne es zu glauben! Alles sagen können, ohne nachzudenken! — das muß geübt werden. Das sind die Freiübungen der Seele. — Und wirklich: wer seine Seele so in die Hand bekommt, kann die Zeit am Zagel packen! Am Tage der Dienst wird erledigt leicht und wie eine Lappalie. Sogar der verrückt sein sollende Hauptmann kann nichts dagegen sagen. Holl beherrscht die Formeln jetzt genau wie die Kommandos, obgleich er nicht mehr studiert wenn die Nacht kommt, nicht mehr beim Erdöllämpchen der alten häßlichen Hexe staunend erschauert vor den Wundern der Technik. Wenn die Nacht kommt jetzt, ist er nicht mehr müde wie ein Bauer. Er geht durch die Nacht als ein Herr, dem das Gemeinste nicht fremd ist; mit einem Gassenhauer pfeift er jedes Gefühl hinter sich, wie man einen Hund hinter sich zwingt mit einem Pfiff; mit modernstem Mantel unterscheidet er sich von Elend und Plebs; nur eine englische Grimasse der Sachkenntnis oder Übersättigung scheint ihm das Richtige, wenn Reichtum lockt; mit wissendem Lächeln nimmt er teil am Leben derer, die nicht schlafen können. Nicht mehr ärgert er sich über Schwindel und Schwall, über Stahlgestank und drüber, daß nach Schmutz schmeckt was man frische Luft nennt, daß der Wind faulig ist und fett und kleben bleibt, wenn er einen trifft. Er gewinnt mit der Zeit Berlin lieb. Nicht die Kaiserstadt, die Hauptstadt Deutschlands, sondern die moderne Weltstadt, die Stadt der Zukunft. Er ist bereit, alles was er hat, für Berlin zu opfern, und scheut sich nicht, auch seiner Mutter Opfer abzulocken, die er dann Berlin darbringt. Er muß öfter und öfter seine Mutter um Geld bitten. Daß sie welches

brauche, daran denkt er gar nicht mehr. Er trägt ihr auf, an Verwandte zu schreiben und für ihn zu betteln. Er lügt ohne Bedenken. Wenn ich kein Geld habe, schreibt er, werde ich nie das Technische beherrschen, das im modernen Kriege eine große Rolle spielt. — In Wirklichkeit hat er Schulden. Nicht nur bei Kameraden und Kellnern; sogar einer Dirne schuldet er das Äquivalent für ihre Liebe. Auch aus Gripshaven melden sich Gläubiger, einer nach dem andren wie auf Verabredung, mit Bitten und Drohungen. Idioten! nennt sie Holl. Kleinbürger! Pisangs! Was gehen sie ihn an! Er ist ein moderner Mensch!

Eines Nachts sitzt er im Café Bauer und denkt an nichts. Er hat sich satt gegessen von geborgtem Gelde und verdaut nun, dampfenden Mokka nippend, Zigaretten rauchend, mit dem Wohlbehagen, das aufmerksame Bedienung verschafft und die Empfindung, nicht gestört werden zu können; Teil einer Masse zu sein, und doch um keinen sich kümmern zu müssen. Mitternacht ist vorüber, und das Leben hört nicht auf zu strahlen und zu rauschen. Aus modern gearbeiteten Silberpokalen schlürft Johannes das grüne süße Feuer des neuest erfundenen Schnapsgemisches Amour de Satan. Er fühlt sich glücklich danach und fähig, liebenswürdig zu sein; geneigt, einem Menschen seine Aufmerksamkeit zuzuwenden; er blickt sich um und sucht einen Kameraden oder eine Dirne. Aber nur Menschen sieht er, die ebenso gut nicht da zu sein brauchen. Hereinkommen, hinausgehn, schmatzen, schlürfen, schlucken, zahlen, den Abort aufsuchen — das ist alles, was diese Menschen tun! Nein! Dort sitzt einer und liest. Ein knabenhaft schmächtiger, blasser, unschöner, nicht mehr junger Mensch mit wirrem

Haar und unruhigen Händen sitzt da und liest. Die Augen sind merkwürdig schön. Wo und wann hab ich doch solche Augen schon gesehn? fragt sich Johannes und blickt immer wieder hinüber, immer öfter dem Blick des andren begegnend. Der Fremde scheint von jedem Blick berührt zu werden und aufgeregt. Nein, aufgeregt war er schon, ehe er Johannes gewahrte. Über sich selbst oder das Gelesene. Was mag er lesen? Komischer Kerl! sitzt da um zwei Uhr nachts mitten im Café und liest und reibt sich die Stirn und verrät mit Schultern, Armen, Händen, Fingern, Füßen, daß er Unglaubliches lese. Unglaubliches oder Beglückendes. Was mag er lesen?

Johannes erschrickt. Der Fremde erhebt sich, nimmt sein Buch, ohne es zuzuklappen und kommt hastig heran. Kann er Gedanken erraten? Will er etwas? Ist es ein Schweinhund vielleicht? Ein Homoserueller? Man ist ja in Berlin! denkt Johannes und bereitet sich zur Abwehr; er tut als ginge der Fremde ihn nichts an, als sähe er ihn nicht. Aber der Begeisterte läßt sich nicht beirren; er scheint nicht zu sehn, daß er nicht gesehn werden will; er scheint sich auch nicht um Johannes grade zu kümmern; er grüßt weder, noch stellt er sich vor; auch betrunken ist er nicht; aber er zittert vor Erregung. Immer wieder deutet er mit dem Finger auf eine Stelle des Textes, als wolle er Johannes lesen lassen, während er doch das Buch so hält, daß ein Hineinschauen nicht möglich ist. — Herrlich, herrlich! sagt er; Sie kennen es sicher auch, was? Das ist nun schon über zwanzig Jahre in der Welt und erst heute fällt es mir in die Hände! Ach ach ach, wundervoll ist dies: »Was groß ist am Menschen, das ist, daß er eine Brücke und kein Zweck ist: was geliebt werden kann am Menschen, das ist, daß er

ein Übergang und ein Untergang ist.« Wissen Sie, was das heißt: ein Übergang und ein Untergang? Er erwartet keine Antwort, er blättert hastig weiter, als habe er keine Zeit, und findet eine andre Stelle und murmelt und stottert und stockt, und dann kommen hell und feierlich und wie an Johannes gerichtet die Worte: »Aber bei meiner Liebe und Hoffnung beschwöre ich dich: wirf den Helden in deiner Seele nicht weg! Halte heilig deine höchste Hoffnung!« — Gleich danach blickt der Fremde Johannes Holl ins Gesicht, erschrickt, verbeugt sich, sagt demütig: Entschuldigen Sie! — und eilt hinaus.

Das Ganze hat so überraschend und schnell sich ereignet wie ein Türauf- und -zuschlagen, und doch glaubt Holl mehr als ein Erlebnis gehabt zu haben. Er hat Zudringlichkeit erlebt, Fremdheit, Beschämung, Furcht, Ohnmacht, Stolz, und ganz zuletzt, als der Fremde zuletzt ihn angeblickt — ja, was war das gewesen? Der Fremde hat ihn angeblickt mit den Augen jenes jüdischen Gastwirtskindes, jener goldhaarigen Prinzessin aus Tausendundeiner Nacht, die Johannes am Tage seiner Einberufung ins Heer bewundert und wiederzugeben versucht hatte im Bilde und deren Schönheit er ganz vergessen bis heute. Wo war das Bildchen wohl? Wo war die Schöne selber? Wie war ihr Name doch? Wer war dieser Fremde?

Wer war denn das? fragt Johannes einen Kellner, den er hatte lachen sehen über das Gebaren des Begeisterten. — Das ist ein alter Gast von uns, erklärt der Kellner, einer der oft des Nachts hierher lesen kommt und schreiben und mit Menschen sprechen. Es ist ein Jud, sonst aber ganz anständig.

Unlustig erhebt sich Johannes und bricht auf. Er geht nach seiner Wohnung in Schöneberg; geht zu Fuß; unter den Linden, durchs Brandenburger Tor, durch den Tiergarten. Es wird allmählich Morgen; ein kühler trüber Frühlingsmorgen; die Vögel sind traurig; die Veilchen verweint; alte Menschen wanken dahin und husten.

Auch Johannes hustet. Ihm fällt ein, daß er seit längerer Zeit schon husten muß, ehe der Tag beginnt. Aber der Tag ist jetzt da. Sonne ist schon auf der Siegessäule. Johannes bleibt stehn. Er sagt sich leise die letzten Worte des Fremden vor: Wirf den Helden in deiner Seele nicht weg! Halte heilig deine höchste Hoffnung! Er blinzelt ins Licht und muß wieder husten. Er spuckt Blut.

Von diesem Tage an weicht von Johannes das sichere und stolz machende Gefühl, ein moderner Mensch zu sein, ohne daß er über seinen Zustand sich klar werden kann. Er weiß nicht, warum er so unruhig sein muß und wie im Fieber, so müde und doch schlaflos, so begierig und doch übersättigt, so traurig bisweilen wie ein Kind und so ausgelassen und läppisch wie ein Greis. Er weiß nicht: ist dies weil er Blut hustet? Weil er im Spiegel sich sieht und im Herzen nicht mehr das schöne Bild? Weil er zuviel wach ist? Zu viel trinkt? Zu viel hungert? Zu viel Dienst tut? Weil er die Lust am Technischen verloren hat? Weil er das Leben liebt? — Fieberhaft liebt er jetzt das Leben und beobachtet es wie ein Kranker seine Krankheit. Den Dienst, die Formeln, das Technische beginnt er zu hassen. Zieht er den Vergleich zwischen all dem und etwas ganz Verächtlichem, einer Dirne zum Beispiel, muß er sich sagen: in der Dirne ist mehr Leben, mehr Lebensmöglichkeit. Immer wieder versucht er, sie

anders zu lieben, als sie es gewohnt sind; wesentlich, welthaft, kindlich; immer wieder wird er enttäuscht. Zwar die Vampire, die er früher in ihnen sah und die alle Welt in ihnen sieht, sind sie nicht. Es gibt viele, die nach Wort und Wunder begieriger sind als nach dem Griff eines Mannes. Es gibt viele, die sich ausweinen vor ihm, wenn er sie anblickt mit den Augen eines Kindes. Es gibt viele, die natürlicher, menschlicher, wahrer empfinden als manch ehrbar tuendes Bürgerweib, als manche wohlerzogene Dame der Gesellschaft. Aber — wie dort so hier: die Enttäuschung bleibt nicht aus. Jedes weibliche Wesen, Dame oder Dirne, ist Sinnbild der Enttäuschung! denkt Johannes; meine Mutter nicht ausgenommen! Es gibt kein Weib, das nach der Liebe fragt, mit der ich das Leben liebe!

Aber während er sich gelobt nie zu heiraten, wird seine Gier nach dem Weiblichen immer bedrohlicher und drängender. Wie ein Fiebernder irrt er durch diesen Frühling und flucht und weint, weil er arm ist. Er hungert, um eine Dirne bezahlen zu können; aber dann fühlt er sich schwach und gibt alles Ersparte für eine ausgiebige Mahlzeit fort. Nun ist er übersatt und kann nicht schlafen, weil das Herz fast erstickt. Er ekelt sich vor seinem Leibe, vor seinem Bette, vor seinen wollüstigen Träumen. Bisweilen springt er hoch des Nachts, kocht sich Tee und geht stundenlang in dem winzigen Raume auf und ab, bis er sich graut in der Vorstellung, es könnten rings im Dunklen Zuschauer stehn wie am Käfig eines gefangnen Tieres. Er möchte sich verkriechen oder etwas andres sehn als sich selbst. Aber was? — Theater? Unmöglich! Ausflüge ins Freie? Zu teuer! Gemäldegalerien? Zu ermüdend! Auch erlaubt der Dienst nicht,

etwas zu unternehmen solange es hell ist. — Bücher! Wenn er das Buch hätte, daraus der Fremde sich begeisterte! Er durchirrt gelegentlich Bibliotheken, die des Regiments und die große königliche des Staates, aber gerät nur in Verzweiflung dabei vor der Übermacht dessen, was andre wissen, und er nicht. Nicht mehr als Wellen eines Weisheitsmeeres, drin er Schiffbruch erlitten, sind diese Bücher! Wo er Halt sucht, versinkt er. Und so unmöglich es ist, im Meere eine verlorne Krone zu finden, so unmöglich hier das Wort von dem Helden in der Seele, von der höchsten Hoffnung! Den Fremden aber, der davon weiß, den sieht er nie mehr wieder.

Es wird Sommer, und Johannes hat das Gefühl hinschwinden zu müssen in der Schwüle dessen, was man Tag nennt, was in Wirklichkeit Tod ist. Es scheint ihm jetzt gewiß, daß er verhungert. Sein Sold, auch wenn er nicht Schulden abzahlen müßte davon, reicht nicht aus, hat nie ausgereicht zum Sattwerden. Er wendet sich an mehrere Verwandte, ohne Antwort zu erhalten. Er schreibt seiner Mutter, er könne jetzt die kostbaren handgewebten Leinenstücke wieder brauchen, die er vor seiner Übersiedlung nach Berlin ihr gesandt zum Aufbewahren; sie wisse doch, die Bett- und Tischwäsche, die Vater einst gerettet aus brennendem Hause. In ihrem Antwortbrief schreibt Mutter, sie habe die Wäsche vor kurzem versetzen müssen und könne sie nicht auslösen, sie habe aber von Bekannten sich Geld geliehen und sende es ihm. Zwölf Mark kommen an. Johannes hustet Blut.

Da eines Tages taucht Vetter Felix auf. Johannes ist überrascht; weiß nichts von ihm; wer ist Vetter Felix? — Man erinnert sich nun, man schließt Freundschaft, man spricht sich aus. Viel und gern spricht Vetter Felix:

er will Rechtsanwalt werden. Auch über die Mütter spricht man und den gemeinsamen Großvater Zeidel und den Urgroßvater, der sich aufhängte. So verrückt ist nun heutzutage Gott sei Dank niemand in unsrer Familie, oder würdest du die Geschmacklosigkeit aufbringen können, dir das Leben zu nehmen als moderner Mensch? fragt Felix. — Man verreckt ja ohnehin! antwortet Johannes, und Felix lacht. Er sieht satt aus und tadellos angezogen; er muß reich sein; scheint nie an Geld zu denken; nur an die Zukunft; jetzt aber spricht er von der Vergangenheit. Weißt du, sagt er, auch unser Großvater, der Groß-Diepger, war ziemlich blödsinnig! Schon die Namen, die er unsren Müttern gab, was! Du weißt doch, er wollte überhaupt keine Töchter haben, weil er Frauenzimmer verachtete. Da wurde ihm prophezeit, daß er drei bekommen würde, und aus Ärger beschloß er, den Namen der biblischen Sünderin Maria Magdalena, der der Herr nach Markus sechzehn, Vers neun die sieben Teufel ausgetrieben, auf seine drei Töchter zu verteilen. Die erste wurde Maria getauft, das ist deine Mutter; die zweite Magda, das ist meine; und die dritte sollte Lena heißen, wurde aber gar nicht geboren. Der Zeugungstrieb, scheint es, richtet sich nicht nach Prophezeiungen! Mir zum Beispiel hat der Arzt nach meiner Gonorrhöe prophezeit, ich würde nie ein Kind zeugen können, und ein Jahr danach hatt ich einen neunpfündigen Sohn! — Du bist verheiratet? — Verheiratet? Blödsinn! Wer wird heiraten solang er jung ist! Einen unehelichen hab ich natürlich. Kostet horrendes Geld! — Ach! sagt Johannes, und ich wollt soeben dich bitten, mir aus einer Verlegenheit zu helfen! Brauche grad zwanzig Mark ... Zwanzig? Hier hast du hundert, mein Kerlchen! Verrechnung beim

jüngsten Gericht! — Felix lacht. — Ja, so lacht das Glück! — und verspricht wieder zu kommen. Man trennt sich mit herzlichen, wenn auch modern herzlichen Worten.

Am nächsten Tage schon kommt, zwar nicht Felix, aber eine Überraschung. Etwas ganz Unerwartetes. Wie jedem Eisenbahnoffizier wird auch Herrn Leutnant Holl angeboten, den Sommerurlaub im Ausland zu verbringen. Freifahrschein erster Klasse, gültig für alle Bahnen und unbeschränkte Fahrten in dem betreffenden Lande, das zu wählen sei, wird zur Verfügung gestellt. Einzige Bedingung: Vortrag im Winter über etwas in dem bereisten Lande technisch Bemerkenswertes. — Holl besinnt sich nicht einen Herzschlag lang. Es gilt schnell zuzugreifen. Er wird mit den hundert Mark nicht, wie beabsichtigt, Schulden bezahlen, er wird auch um die Verabredung mit Felix sich nicht kümmern, er wird sofort seinen Koffer packen und — nach Schweden fahren.

Freifahrschein Schweden — leider schon vergeben! heißt es. Zur Wahl stände nur noch Schweiz oder Österreich-Ungarn. Also Ungarn! Pußta! Zigeunermusik! Möglichst weit fort ...

Johannes, hustend und spuckend im Staube, saust nun in die Welt, steht bald wie an einem Ziel unter Ungarns weißglühendem Himmel, und in seinem Innern wird sogleich alles dunkel. Nein! Hier im Freien zu verweilen, wie er sich's vorgenommen, ist unmöglich! Und in einer Gaststätte Unterkunft suchen — dazu ist er nicht reich genug trotz seiner Begegnung mit Felix! Was der ihm geliehen, langt gerade zur Sättigung während der Reise. Ruhen und träumen wo anders als im fauchenden zuckenden Zuge ist unmöglich. Man liegt ja weich in der ersten Klasse und ist meist allein im Abteil; aber es ist sehr heiß

und staubig da, und mitten in der Nacht muß man sich ausweisen, und auf vielen Strecken wollen auch andre mit und stören den soeben errungnen Traum vom kühlen Kinderbettchen. Auch fährt Johannes, weil er möglichst abgelegene fremdartige Gegenden erreichen will, meist auf Nebenbahnen, wo es keine erste Klasse gibt. — Er hat wieder einen Malkasten sich gekauft, einen billigen, und macht überall Skizzen. Er hat schon Skizzen von einer unbekannten Ruine an der Donau, von einem Akazienbusch in der Pußta, von Eichen und Schweineherden im Bosnatal, von einer Zigeunerschenke in Tokai, vom Schnörkelwerk an slawonischen Dorfhäusern, von einem Fels im Burzenlande, und nun hat er den Wunsch, eine Fata Morgana zu finden und festzuhalten im Bilde. Aber eine Fata Morgana ist schwer zu finden! — Zu Fuß auf der Suche danach eines Mittags gerät er in einen Staubsturm, der unerwartet und schneller als ein Schnellzug dahinbraust. Über den zu Boden sich Werfenden hinweg rollt er wie eine schwarze sausende Säule, und als Johannes sich wieder erhebt, ist er sehr verwundert noch am Leben zu sein. Kopf, Herz, Beine — alles ist noch da. Nur die Skizzen sind fort; alle seine schönen Skizzen sind fort, sind ihm entrissen, sind Fetzen im Sturm ...

Johannes gibt die Suche nach der Fata Morgana auf. Er fährt nach Budapest und von dort am Abend nach Fiume, wo er am nächsten Morgen ankommt. Er ißt Käse und Brot und schläft auf einer Bank; dann geht er nach Abbazia baden. Ich muß etwas für meine Gesundheit tun! denkt er. In Abbazia erschrickt er vor den eleganten Toiletten und den Blicken, mit denen man ihm begegnet. Was will man? Er ist ein Wandrer. Er badet

wie die andren im blitzend blauen starken zärtlichen Meer und findet wie die andren Ruhe inmitten des dunklen Lorbeerhains. Da ist es kühl wie in einem Grabe. Aber er lebt. Er muß weiter. Er muß zurück zur Nacht auf sein Lager in der ersten Klasse und saust wieder nach Budapest, um am nächsten Abend wieder nach Abbazia zurückzusausen. Dies Hin und Her wiederholt er dreimal. Die Schaffner kennen ihn schon. Und er kennt die Strecke, Plattenseegestade, Murbrücke, Geschrei in Agram, Karlstadt an der Kulpa und die paar Stationen im öden Karstgebirge, all das kennt er schon so gut wie den Weg zwischen Majeiken und Winrichsburg. — Als er zum drittenmal zurück will nach Budapest und in Fiume vor der Abfahrt sich hinauslehnt aus seinem Abteil, bemerkt er Männer, die mit dem Schaffner über ihn sprechen. Unheimliche Männer, die eine fremde Sprache sprechen. Zum Glück scheinen sie nicht mitzufahren, trennen sich, verlieren sich im Gedränge.

Johannes ist allein; nicht nur in seinem Abteil, sondern im ganzen Wagen. Er schließt die Tür zum Seitengang und bereitet sich zum Schlafen. Der Schaffner kommt und sagt, so wäre es recht, er solle nur ruhig schlafen, man sei schon im Karst, bis Karlstadt käme keine Station mehr. Johannes legt sich hin; aber einen sicheren Schlaf, einen schönen Traum findet er jetzt nie nie mehr. Nur des Halbtraums Erscheinungen kommen; doch nicht um zu erquicken, sondern um — zu warnen?

Warum singt und summt es aus Majeikens Ahornbaum: Steh auf! Steh auf! — warum trottet schattenhaft ein Misère ähnliches Tier über die Pußta und heult: Steh auf! Steh auf! — warum klagt ein Mädchen, fern hinter Steppe und Gebirg, hinter Wolken und Wald,

und fleht: Steh auf! Steh auf! — Ach, er kann sich nicht rühren! Seine Seele möchte gehorchen dem Fernen, aber sein Leib befiehlt: Erde auf die Augen! — Da kommt das Mädchen, ein fremdes Mädchen, in seinem Inneren, hinter dem geschlossenen Blick, auf ihn zu und trägt Narzissen in der Hand. Sieh! sagt es, blick auf! — Er gehorcht und blickt auf; aber er sieht keine Narzissen, sondern im Gange das Gesicht eines Mannes, der durch die Glasscheibe beobachtet mit einer blauen Brille vor den Augen. Johannes erkennt sofort das Gesicht eines der unheimlichen Männer, die er in Fiume bemerkte. Ganz wach ist er nun, als sei der Tod ihm nahe. Er sieht den Zusammenhang: man hält ihn, weil er so oft und lange Strecken erster Klasse fährt, für einen reichen Reisenden und will ihn nun überfallen, berauben, ersticken, töten, hinauswerfen durchs Fenster ins öde Gebirg. Die Notleine ziehen — kann Johannes nicht als preußischer Offizier; aber er hat zum Glück eine Waffe. Die kleine vernickelte Schußwaffe, dieselbe, die einst sein Venusbild zerstörte, hat er erworben aus Deutfalls Nachlaß. Nun zögert er nicht; springt auf, die Waffe in der Hand verborgen, und will hinaus auf den Gang und von dort in einen andren Wagen. Gestatten Sie! sagt er zum Herrn mit der blauen Brille. Der rührt sich nicht, packt ihn plötzlich an der Brust, will ihn wieder ins Abteil hineinstoßen, sieht die blitzschnell erhobne Waffe auf sich gerichtet, taumelt zurück und gibt den Weg frei. Johannes findet die Verbindung zum andren Wagen gesperrt; aber nicht für den Blick: durch eine Glasscheibe gewahrt er andre Menschen, und diese gewahren ihn. Er ist gerettet. Der Unheimliche wagt sich nicht mehr an ihn heran, sondern steht am andren Ausgang. Der

Schaffner erscheint nicht. Kurz vor der Station Karlstadt fährt der Zug auffallend langsam, und Johannes sieht, wie der Mann mit der blauen Brille die Tür öffnet, im Fahren abspringt und im Dunkel verschwindet. Nun ist er äußerst erregt; weniger von der Gefahr her, als wegen der deutlich gewordenen Mithelferschaft des Zugspersonals. Er steigt aus, um Anzeige zu erstatten. Der kroatische Stationschef versteht ihn nicht und weist ihn barsch ab. Bis die verlangte Kaiserlich Königliche Polizei zur Stelle ist, dampft der Zug mit den Verdächtigen bereits weiter und entführt auch den Koffer des Ausgestiegenen. Dessen Erregung nimmt zu. Man hat mich berauben wollen! ruft er, berauben und ermorden! Man hat mich für einen reichen Reisenden gehalten, und ich bin doch nur ein preußischer Offizier! — Sie sind ein preußischer Offizier? sagt der Polizeileutnant, der mit ruhigem Mißtrauen der Erregung gegenübersteht. — Sie ein preußischer Offizier? Das glaub ich nie und nimmer! — Was? ruft Holl, ich bin kein preußischer Offizier?? — Er holt seinen Ausweis hervor, aber grade, wie er ihn überreicht und bemerkt, daß der andre höflich und zur Ehrerbietung bereit wird, schwinden ihm die Sinne.

* * *

Es ist Herbst. Ein hageres helläugiges altes Fräulein, hochaufgerichtet und dunkel, nur mit dem glattgestrichenen gelbgrauen Scheitel hineinreichend in der Hängelampe Schein, sitzt inmitten ihres Gemaches und legt Patience. Ohne aufzublicken. Die Einsame weiß ja: rings ist nichts zu erkennen; die Schatten der Welt sind hineingedrungen bis in ihren Raum; zu sehen ist nur, was unter ihren Händen beleuchtet ist: der alte Spieltisch, darauf ab-

wechselnd die roten Herzen und schwarzen Kreuze erscheinen, die Könige und Buben und Damen.

Sie hört nichts als das Singen der Lampe, drin das Erdöl zur Neige geht, und des Windes Gepolter, wenn er vom Hafen her gegen ihr Haus sich wirft. Nun aber schlägt es neun, und beim ersten Schlag, als sei es eines Engels mahnende Stimme, erhebt sich, ehe die Patience aufgegangen, das alte Fräulein, klappt den Spieltisch zu und will sich zur Ruhe begeben. Da schrillt unten gleich einem Hilferuf die Hausglocke hinein in die letzten zeithabenden Klänge der alten Uhr. Ein altes Mädchen erscheint und meldet, eine Dame in Trauer sei da, die unter Tränen bäte, sogleich vorgelassen zu werden! sie wolle ihren Namen nicht nennen, versichere aber, nicht fehlgegangen, sondern vor dem richtigen Hause zu sein. Sie soll heraufkommen! befiehlt das alte Fräulein und setzt sich in den ältesten steifsten Familienstuhl, dran die harte schwedische Schnitzerei ist, und der im Schatten steht. Hastig und gleich bis in den Lichtschein vordringend tritt die Schwarzgekleidete ein und sagt, in sichtlicher Aufregung die Begrüßung vergessend: Ich bin es! Ich weiß nirgends wo anders hin! — Ich wünsche Ihnen einen guten Abend! sagt das alte Fräulein, erhebt sich langsam und steif und fragt: Haben wir uns schon einmal gesehen? — Die als Fremde Angesprochene schluchzt und birgt ihr Gesicht. — Ja, zuletzt bei meiner Hochzeit! schluchzt sie. — Jetzt macht ein Zittern das alte Fräulein noch größer, als es ohnehin ist. Es erkennt jetzt die Gekommene und sagt bedeutungsvoll: Nein, Maria, sondern bei meines Bruders Begräbnis! — Langes Schweigen. Nicht die weinend sich Abwendende, nicht die nach Schuld Forschende findet ein Wort. Von der Uhr her hört man den

gleichmütigen Gang der Zeit. — Das ist ja meine Uhr aus Majeiken! — Nein Maria! Das ist unsre Uhr! Die Uhr der Familie Holl. Durch deine Schuld kam sie in fremden Besitz. Ich hab sie wieder erworben. — Durch meine Schuld? will Maria bös aufblickend erwidern, besinnt sich aber, streift ihre Schwägerin mit flackernder Feindseligkeit und fällt ihr zu Füßen: Helfen mußt du! Helfen dem einzigen Sohn deines Bruders! Helfen meinem Johannes! — Das hab ich erwartet! sagt Emilie Holl; alle Offiziere enden so, daß sie Hilfe beanspruchen! — Du bist im Irrtum, erwidert Maria und erhebt sich, er aber ist im Unglück. Versteh mich nicht falsch! Als Offizier war er glücklich, und das Unglück ist ihm nur begegnet. Er war abkommandiert zu einer technischen Truppe, war dort einer der besten, wurde mit besondrem Auftrag nach Ungarn geschickt, erkrankte aber unterwegs, wahrscheinlich weil es dort, wo keine preußische Polizei ist, so viel Epidemien gibt, fiel in Fieber, lag lange in Lazaretten und ist jetzt ganz schwach. Nie wieder wird er kräftig und berufsfähig werden, sagen die Ärzte, wenn er nicht eine Erholungsreise macht, den Winter in mildem Klima zubringt. Du aber bist die einzige, die ihm das ermöglichen, die ihm helfen kann! — Ja! sagt Emilie Holl, aber nur unter einer Bedingung! — Unter welcher? Sag, unter welcher! Ich erfülle jede Bedingung. Ich bin zu jedem Opfer bereit. — Unter der Bedingung, daß meines Bruders Sohn, wenn er gesund geworden ist, nicht mehr Offizier bleibt, sondern einen neuen vernünftigen Beruf sich wählt! — Das ist empörend! ruft Maria; nie und nimmer willige ich drein. — Es handelt sich nicht um deine, sondern um seine Entscheidung. — Nie und nimmer! wiederhole ich. — Dann haben wir uns nichts mehr zu sagen!

Guten Abend! sagt Maria in einem gehässigen Ton und geht zur Tür, wo sie stehn bleibt wie vor einer Wand. Von der Hollschen Familienuhr her hört man den gleichmütigen Gang der Zeit, nur unterbrochen von einem zitternd klingenden Schlag: eines Engels alte Stimme. Einmal nur. Solchen Schlag hat Maria zum letztenmal vernommen kurz vor dem unglückseligen Ende Karl Holls.

Sie beginnt wieder zu weinen. Warum Gott mich so straft, weiß ich nicht! klagt sie. Nur das weiß ich: Muß mein Sohn seinen geliebten Beruf aufgeben, muß er die Uniform ausziehn, so ist das mein Tod! Doch — ich hab gesagt, ich will alles opfern. So werd ich also mich selbst opfern!

Sie wendet sich um: Ich bitte nur, daß du Johannes in seinem Zustande jetzt nicht aufregst mit einem Brief, der die Bedingung, unter der du helfen willst, ihm ankündigt! Im übrigen — soll sie erfüllt werden deine Bedingung! Aber es ist mein Tod, sage ich dir, mein Tod!

Die Erholungsreise

Die Sonne, die aller Blüten blendende Gewänder säumt; die langsamer als ein flüchtender Mensch ihres Weges zieht von einem Ende der Erde zum andren; die in den Herzen der Heiligen brennt als helles Feuer; und sanft wie Salbe, wie dunkle kühlende Salbe die Lider der Blinden berührt; — die Sonne ist plötzlich im Traum eines jungen jungen Mädchens.

Da öffnet dies die Augen und ist so glücklich wie noch nie in seinem Leben; es weiß sogleich, daß es da ist und alles sehn kann, und daß des Traumes Sonne dieselbe ist wie die des blauen Himmels. Die Erwachende ist dankbar ihrem Traum. Wenn sie nicht geträumt hätte von Sonne, wer weiß — vielleicht wäre sie im dunklen Duft der Narzissen erblindet und selber geworden wie eine Blume, die nie mehr erwacht so, daß sie sich erheben kann von der Erde wie die Menschen.

Das Mädchen erhebt sich und blickt schamgeschmückten lächelnden Gesichtes in die Ferne, wie um sich zu entschuldigen vor jemand, der dem schönen Einschlafen so früh am Tage zuschaute. Aber niemand ist da. So durchsichtig dieser Morgen auch ist, so ungehemmt die Aussicht, so beseligend alles was zu sehen ist hier — es ist niemand da. Rings am Rande der Erde hin ziehen Wolken wie alte gebückte, mit Bündeln beladne Flüchtlinge; gar nicht von der Stelle zu kommen scheinen sie, aber nur eine Weile allein gelassen vom Blick, der andres sucht — und sie sind verschwunden. Die Helle des Himmels, des heiligen Gottes Einsamkeit, ist nun überwältigend. Erschüttert ist die Schauende. Wenn Gott einen Namen hätte, denkt sie, ich würd ihn jetzt rufen und trösten und wiegen in meinem Schoße wie ein Kind! Sie läßt sich nieder auf der Erde und legt einige Narzissen auf ihren Schoß. Aus ihren Gedanken wird eine seltsam sehnsüchtige Musik. Die schimmernden Berge fern erschauern; furchtsam funkeln die Felsen; deutlich klanglos und klein liegt unten der tiefe talfüllende See, so klein, daß er überzittert werden kann von eines Trauerfalters dunklen Flügeln; die blühenden Büsche ducken sich lauschend; und nur die Narzissen werden groß, erheben sich und sind verzaubert, sind

tausend, vieltausend taumelnde tanzende blasse Prinzessinnen.

Die Schauende betrachtet dies alles staunend und etwas scheu jetzt und legt sich dann, Augen schließend, wieder hintüber, um selber der Musik zu lauschen. Sie weiß sogleich, woher die Musik kommt. So kann niemand spielen als der sanfte Löwenborg auf seinem Tisch mit den gemalten Tasten, der Blinde, dessen Begleiterin sie ist; er, der sein Altwerden nicht sieht; der mit Musik sie umwirbt wie ein junger Kavalier; dem sie zuhören muß, auch wenn er im Fernen spielt; dem ihre Tränen gehören wie jenem alten Kavalier in Gösta Berlings Geschichte, dem sanften blinden Löwenborg. Längst nennt sie ihren Schutzbefohlnen mit diesem Namen der Saga, obgleich er immer wieder bittet angeredet zu werden mit dem zärtlichen Namen seiner Knabenzeit. — Heute aber und hier wird kein Streit entstehn um seinen Namen. Denn nun ist seine Musik da. Nun spielt der Namenlose, der Blinde, der Ferne! Spielt er das stumme Lied des Leids wie Löwenborg vor Gösta Berling? Ach nein! Sein Lied ist ein Sich-auflehnen, ist ein Leugnen des Leides, ist von fernher eine Beschwörung des ruhenden Mädchens, ist ein Anruf des Glücks! Glück Glück! — spielt er — warum sollte ich dich nicht lieben? Weil deine Lippen glühend sind, deine Wangen im Glanz, weil deine Umarmung der Erde mich entreißt, deine Blicke beschwingen? Glück Glück, du bist einer jener scheuen schmerzvoll scheinenden Menschen, deren Liebe so leicht zu gewinnen ist, wenn man nicht drum wirbt. Du, von allen umworben, bist fern meinem Herzen; nun darf es dich lieben! Nun darf ich dich lieben und küssen, bis deines Leibes Wärme und Lust als Wunsch brennt auf weißen

Blumen, deren Duft deine Liebe gesteht. Ach wie ich glücklich bin! Ach wie ich voll Friedens bin, seit ich fand, was ich als letztes liebte! Es war heller Morgen um mich und in mir. Mit Flüchen ging ich dahin. Mit leichtem lockendem Lästerwort. Fort mich wendend vom offnen Himmel. Belästigt belogen mich fühlend von zudringlichen Geistern, die Glück mir deuteten als Schönheit der Sterne. Da wurde der ewige Schleier gelegt über mein Sehen und da sah ich dich. Ich sah dich fortgehn von mir über dunkle Erde. Du gingst im Schatten, o mein Geliebtes, du mit bebenden Lippen. Traurige Genien umringten dich. Sie trugen Kränze aus Grabesgrün. Sie ließen Posaunen erdröhnen und Pauken. Es war ein Schmerz, dich zu sehen. — Aber du kamst wieder. Du kamst wieder auf der Brücke deiner Trostworte, leis und sanft wie Sonne, die über Wellen wandert. Ich erhob mich an deiner Seite, und du halfst mir die Schwingen breiten, so daß zur Erde fiel der blinde Staub. Mein Jubel war wie Dankbarkeit des freigelassnen Singvogels, wie süßen Lenzwindes Weinen. Ich sandte meinen demütigsten Seufzer zu deinem Empfang. Ich benedeiete den schwarzen Himmel. Möchten doch meine Freudentränen ihn befruchten, möchte meine Kraft eine Hilfe sein den unsichtbaren Engeln! Ich rief das Leben an und die Höhe. Es war mir, als müßte ewigen Sehens Seligkeit Qual sein gegen meine Lust. — Glück Glück! Da war es, daß du scheu, fast schmerzhaft dich abwandtest und Einsamkeit suchtest. — Warum sollte ich dich nicht lieben wie man jene scheuen schmerzvoll scheinenden Menschen liebt, deren Liebe leicht zu gewinnen ist, wenn man nicht drum wirbt?

So spielt er, der Namenlose, der Blinde, der Ferne. Und das Mädchen erhebt sich und spürt seine Einsamkeit,

des Glückes Einsamkeit, wie einen Vorwurf und spürt Tränen in dem Gedanken, ein Blinder könne hier umherirren in des leuchtenden Lichtes Schönheit, ohne erschüttert zu werden davon, weil er werben will um das, was nur mit Tränen zu trösten vermag. O ihr Unglücklichen alle! denkt das Mädchen, wie soll ich einem von euch zu eigen mich geben als ein Glück! Wie soll ich wissen, ob ich selber das Glück bin! Nur meine Tränen kann ich euch geben ... Dann denkt das Mädchen nichts mehr, faltet die Hände über dem hochgezognen Knie und läßt sich entführen von unbekannter Sehnsucht weit, so weit hin, daß es sich selber nicht mehr sieht, und nur weiß: wo auch immer ich hingelange, es wartet eine Welt auf mich.

Jetzt kommt von rechts von den Büschen der Schlucht her sanfter süßer gleichsam suchender Wind, und drin ist, ohne mitzuschweben, rund und erfüllt klingend, der Glücksruf eines Kuckucks. Das Mädchen kommt wieder zu sich und wendet langsam den Kopf. Jetzt will ich doch mal lauschen, denkt es, und zählen und erfahren, wie lange ich noch zu leben habe. Zwölf zählt es, zwölf Jahre, dann kommt nichts mehr. Der Kuckuck ist verstummt. Was mag ihn gestört haben? Das Mädchen blickt fast angstvoll hin nach den Büschen. Warum nicht mehr als zwölf? denkt es. Niemand gibt Antwort. Leise und ohne aufzublicken löst sich aus dem Schatten ein Mensch, ein gebeugter müder mühsam gehender, wie es scheint, alter Mensch. Langsam kommt er näher. Aber jetzt, o Wunder! jetzt, da er aufschaut, sieht man: Dieser alte Mensch hat ja das Gesicht eines Kindes, eines unglücklichen Kindes.

* * *

Des Kommenden Schatten fällt jetzt auf das Mädchen. Eines Mannes Stimme fragt: Führt der Weg hier, drauf ich gehe, bis ganz nach oben? — Ich weiß nicht, erwidert das Mädchen, ich war noch nie dort, wo Sie hinwollen. — Ich will nirgends hin, sagt der also Beschiedene und geht weiter. Ohne sich umzuwenden geht er weiter seinen Weg, der in Kehren aufwärts führt, und die in Blüten sitzen Gebliebene hat das Gefühl, ein sehenden Auges Blinder schreite mehrmals über sie hinweg. — Nirgends hin? Ohne Ziel also? Ohne Willen? Immer weiter müssend ohne jede andre Begleitung als die des eignen Schattens? — Das Mädchen nimmt was es fortgelegt hatte, Hut, Blütenstrauß und ein Buch, hastig auf, erhebt sich und versucht, den steilen Hang über die Narzissen hinweg hinunterzusteigen, da gerät es alsbald, vom Schwindel ergriffen, an eine Stelle, wo der Fuß weder vor noch zurück kann.

Nun, angehalten von leisen kindlichen Rufen der Hilflosigkeit, bleibt auch der ziellos höher Schreitende stehn, blickt hinab und kommt ohne Zögern mit einer Lebendigkeit und Gewandtheit, die nach seiner bisherigen Haltung aufs Schönste überrascht, an des Mädchens Seite. Seine Hilfe anbieten jedoch kann er mit keinem Wort. Infolge des überhasteten Abwärtsspringens hat er keinen Atem mehr. Blaß und keuchend steht er da und lächelt, um sich zu entschuldigen. Das Mädchen erblaßt nun auch und blickt mit großen blauen Augen der Sorge dem Gekommnen ins Gesicht. — Wie unvernünftig Sie mit Ihrem Atem umgehn! sagt es. Man sieht Ihnen doch an, daß Sie das nicht dürften! Still! Nicht sprechen jetzt! Ausruhen! Ich stütze Sie dann und bring Sie hinauf und auf Ihren Weg wieder. Aber höher steigen sollten Sie

nicht, wenn Sie Ihres Herzens nicht sicher sind! — Er errötet und blickt hilfesuchend in die Ferne; dann sagt er fast ohne Stimme noch: Ich kam, um Sie zu stützen. Wollen Sie meinen Arm? Oder wollen Sie meinen Stock? — Weder eins noch das andre will ich. Hinauf kann ich selber. Und Ihnen noch helfen. — Keineswegs! Ich helfe Ihnen. — Also gut! Helfen wir uns gegenseitig!

Nach wenigen, behutsam gesetzten, Atem festhaltenden Schritten aufwärts stehen sie beide wieder auf dem Wege unfern der Stelle ihrer ersten Begegnung und Trennung, und blicken umher, als müsse jeder suchen, wo er jetzt bleibe. — Kein lebendes Wesen ist zu sehn; auch kein Haus; kein Feld; kein Acker dunkel gefärbt durch Menschenmühsal. Nur das Strahlen von Blüten und Schneegebirgsgipfeln, von See und Himmel, von Felsgestein und Junglaubgebüsch. Nur das Summen unsichtbarer Honigsammler ist zu hören und ein fernes überirdisches Klingen, als singe die Sonne. — Sind Sie auch zur Erholung hier? fragt das Mädchen. Er antwortet nicht. Er ist gar nicht mehr da; ist verschwunden; ist in die Erde gesunken, scheint es. Ganz erschrocken ist die allein sich findende, aber, dann — sieht sie ihn wieder. Er war, ohne es merken zu lassen, wieder hinabgestiegen bis zur steilen Stelle, von der sie soeben kamen, und nun mit letzter Kraft — o Unvernünftiger! — ohne Rast sich zu gönnen, strebt er wieder nach oben und reicht etwas herauf. Da! sagt er, ein Buch! Sie haben es verloren. Gösta Berlings Geschichte!

Vorwürfe ihm machend, weil er ihretwegen sich überanstrenge, doch auch erfreut dankend, streckt sie die Hand aus, darin Narzissen noch sind, um das Buch ihm abzunehmen, da erhält sie statt dessen einen seltsam verwun-

derten Blick: Habe ich Sie nicht schon einmal gesehn? In Ungarn vielleicht? — In Ungarn? Nie im Leben war ich in Ungarn. — Dann werde ich aus meinen Augen nicht klug, sagt der Verwunderte und steigt nun ganz herauf. Er überreicht das Buch und sieht fast neidisch zu, wie es zärtlich empfangen, betrachtet, abgewischt, gleichsam geliebkost wird. Lieben Sie es so? fragt er. — Lieben Sie es nicht? — Ich kenne es gar nicht. — Sie kennen nicht Gösta Berlings Geschichte? — Von wem? Selma Lagerlöf? Nein. Ich lese nicht, was Frauen schreiben. — Sie sucht erschrocken seinen Blick ohne ihn zu finden und sagt leise, fast traurig: Das gestaltete Leben, die schönste Tat des Genius, hat doch mit der Frage Mann oder Weib nichts zu tun! — Er zuckt die Achsel ohne aufzublicken, und sie gehen, als verstände es sich von selbst, eine Strecke Weges nebeneinander her. Abwärts durchs Gebüsch, drin der Kuckuck rief, und dann wieder mit ungehemmter Aussicht. Da hebt auch der Zweifelnde seinen Blick. — Sehen Sie! sagt er, wie das Weiß der Blüten anders ist, als das des ewigen Schnees dort in der Ferne! Wenn man Flügel von Engeln malen wollte, welches Weiß müßte man ihnen wohl geben? — Diese Worte, sagt das Mädchen, entsprechen Ihrer Erscheinung wieder mehr als die von vorhin. Hätte die irgendeiner geäußert, der nur männlich empfinden muß, der deutsche Offizier etwa, der in meinem Hotel wohnt, den ich übrigens nicht kenne, wäre es mir verständlich gewesen und nicht verwundernswert, aber — — Sie vollendet nicht, weil er sehr verlegen wird und seinen Gang beschleunigt, ohne seines Atems zu achten. — Als was denn erscheine ich Ihnen? fragt er. — Ich glaube nicht fehlzuraten, wenn ich Sie für einen Künstler halte oder ich will sagen: einen

innerlich sehr beschäftigten und drum wohl schöpferischen Menschen. — Weder Gang noch Miene ändert er bei diesem Urteil, und vergebens wartet sie auf ein bestätigendes Wort. Er geht schweigend weiter und zeichnet während des Gehens mit dem Stock Kreuze in den Staub. Sie gelangen allmählich herab von der blühenden Höhe, und vor ihnen über dem bauschigen Grün tieferer Schluchten zeigen sich jetzt Dachkonturen wie Stützmauern eines Gefüges großer goldner Buchstaben: Hotel des Étrangers. — Also auch Sie sind im Hotel des Étrangers! sagt der Kreuze zeichnende, ohne aufzublicken. — Woher wissen Sie das? Sind Sie auch dort? — Ja. Ich bin der deutsche Offizier, der Ihnen verständlich und nicht verwundernswert erscheint. Mein Name ist Holl.

Sie bleiben nun stehn und blicken einander an; er bereit zu kindlich boshaftem Triumph, sie zu lächelndem Forschen. Verwundert scheint sie gar nicht. So so! sagt sie nur; daher also dies Gesicht! — Was ist mit meinem Gesicht? — Sie schlägt vor, weiter zu gehn und sagt: Kennen Sie die Geschichte von dem lächeln müssenden Soldaten und dem Wunderrabbi? Es ist eine wahre Geschichte. Ein Jude in Rußland mußte als Soldat dem Zaren dienen, obgleich er Gott dienen wollte, und geriet drüber in solche Sorge, daß er wie besessen zu lächeln begann, überall und immer lächeln mußte, obschon er an nichts andres dachte, als es zu unterdrücken, obschon er vermahnt wurde und bestraft, geschlagen und zum Weinen gebracht. In seiner Not suchte er einen Wunderrabbi auf und fragte, wie er sich wehren könne gegen dies ungewollte Lächeln. — Wehr dich gegen deinen Schöpfer! bekam er zur Antwort und kehrte zurück mit dem Entschluß, sich aufzuhängen. Als er den Kopf schon in der

Schlinge hatte, fiel sein Blick in einen Spiegel und da sah er: das Lächeln war verschwunden. Nun also! sagte er und nahm die Schlinge ab. Da war das Lächeln wieder da. Er legte sie um, da war es fort. Er nahm sie ab, da war es wieder da. Und so stand er zwischen dem Lächeln des Wahnsinns und dem Ernst des Todes, bis ein Kamerad kam und ihm half. Ihr Gesicht erinnerte mich an jene Qual des Ärmsten. — Johannes Holl hat aufmerksam zugehört und sagt nun: Es ist seltsam, wie Ihre Stimme, Ihre Art zu sprechen, Ihr Blick mir bekannt scheinen und mich gewissermaßen beruhigen, obgleich Ihre Geschichte mich hätte erregen sollen. Nicht nur wegen des wenig schmeichelhaften Vergleichs mit einem Juden, sondern . . . Wissen Sie, daß ich selber vor einigen Tagen nahe dran war, mich aufzuhängen? — Ich glaube es. Aber zu Ihrem Glück kam kein Kamerad, der Ihnen half wie dem Juden! — Zu meinem Glück? — Ja. Haben Sie den Schluß meiner Geschichte anders verstanden, als daß der Kamerad dem Juden half, ewig ernst zu bleiben, nämlich durch Zuziehen der Schlinge? — Er gibt keine Antwort. Er schweigt lange und scheint nachzudenken, aber dann drängt es ihn sichtlich, von etwas andrem zu reden. Sind Sie auch zur Erholung hier? fragt er. — Ja, antwortet sie, ich bin auch zur Erholung hier. Ich wollte es eigentlich nicht, denn bei der Art meines Berufs — — Sie haben einen Beruf? Sie studieren wohl? — O nein! Ich bin nicht mal zur Schule gegangen. — Das ist doch gar nicht möglich! — Doch! Als ich klein war, waren wir immer auf der Flucht. Der Jude nämlich, der von seinem Kameraden aufgehängt wurde wegen des Lächelns aus Sorge, war mein Großvater. Mein Urgroßvater wurde bei einem Pogrom erschlagen und zerstampft

von Soldaten. Mein Vater lebt noch. Aber wir waren dauernd unterwegs, bald ausgewiesen, bald auf der Flucht. Ich habe keine andre Schule durchgemacht, als die Gott mir bestimmt hat. Nun aber werden Sie als deutscher Offizier nicht mehr neben mir gehn wollen! Zumal wenn Sie erfahren, wie ich heiße. Ich heiße Hannah Wasserzug.

Johannes Holl wird nun so verlegen wie ein Kind, das einer Schuld sich schämt. Ich bin allerdings überrascht! sagt er; man sieht Ihnen gar nicht an, was Sie sind, aber ich erinnre mich, vor langer Zeit ein jüdisches Mädchen gesehn zu haben, das auch blaue Augen hatte und sogar blondes Haar. Was sind Sie? Ich meine: in Ihrem Beruf. — Blindenlehrerin. Ich war zuerst an einer Blindenanstalt, jetzt seit einem Jahr bin ich in Privatstellung bei einem älteren blinden Herrn, meinem sanften Löwenborg, wie ich ihn nenne nach einer Gestalt dieses Buches hier. Ihm verdanke ich diese Erholungsreise. Er bestand drauf. — Ist er auch hier? — Nein zu Hause. In Basel. Seine Schwester vertritt mich. — Warum ist die nicht dauernd bei ihm? — Es würde sie auf die Dauer verrückt machen, hat sie gesagt. Sie ist eine Dame der Gesellschaft.

Sie schweigen nun lange. Es ist warm geworden inzwischen, schwül, dunstig, laut. Das Alltägliche kriecht herauf. Rauch und Küchengeruch. Albernes Gelächter. Gebimmel aus einem Kapellentürmchen. Klaviergeklimper. — Hoch und weit hinter ihnen liegt der Morgen mit seiner Stille und der kühlen süßen Blütensonne. Nichts mehr ist namenlos. Das Blaue im Tal ist der Genfer See; das Bunte daselbst Montreux; das Weiße, Hohe, Himmelnahe: der Schneegipfel des Dent du Jaman. Johannes Holl heißt der lebensüberdrüssig und bekümmert

Dahinschreitende; im Hotel des Étrangers, im Haus der Fremden, hat er sein Heim. Und die rührend kleine zarte arme Blindenlehrerin mit den kindlich frommen Bewegungen, mit den blauleuchtenden Augen, die ans Glück glauben, mit der Stimme wie die eines Vogels im Traum — ist es möglich, daß sie den lächerlichen Namen Hannah Wasserzug hat?

Es ist gut, daß Sie es nicht sind! sagt Johannes nach einer langen Pause. — Daß ich was nicht bin? — Eine Dame der Gesellschaft. Denken Sie: über sieben Jahre jetzt werde ich dazu erzogen, die Damen der Gesellschaft zu verehren und ihnen schön zu tun! Ich kann es immer noch nicht. Warum, weiß ich nicht. Vielleicht, weil ich von Bauern abstamme. Ich spüre eine Lüge in diesem Verehrenmüssen irgendeines albernen, putzsüchtigen, tanzsüchtigen, klatschsüchtigen Weibes nur darum, weil es zu den Damen der Gesellschaft gehört. Außerdem: eine Dame der Gesellschaft hat nichts Geheimnisvolles mehr. Ich könnte nie eine lieben, selbst wenn ich das Leben liebte! — Haben Sie keine Mutter mehr, Herr Holl? — Doch. Mein Vater nur ist tot. Meine Mutter lebt. Aber auch sie hat nichts Geheimnisvolles für mich. Sie ist so arm und unglücklich wie nur je ein Mensch, zweifelt aber keinen Augenblick dran, daß sie eine gnädige Frau ist! — Arm und unglücklich? Und Sie helfen ihr nicht? Hätten Sie nicht ihr die Erholungsreise ermöglichen können? — Erstaunt bleibt er stehn. Ich habe auf der Herreise meine Mutter ein Stückchen mitgenommen, sagt er, doch es war unerträglich. Wir sind zu verschieden. Und sie allein zur Erholung schicken, ist unmöglich. Ich bin ja mittellos. Das Geld für meinen Aufenthalt hier bringt teils der Staat auf, teils eine Verwandte, ich weiß gar nicht mal,

wer; und beide tun es nur, damit ich gesund werde, um Offizier zu bleiben, also mittellos, selber hilfsbedürftig, auf lange hinaus unfähig, jemand zu helfen! — Ja, warum müssen Sie denn Offizier bleiben? — Was denn könnte ich werden? — Haben Sie nie im Leben zu etwas andrem Lust gehabt? — O ja! Als Kind habe ich mir gewünscht, Maler zu werden, und überhaupt habe ich, oder vielmehr hatte ich Lust zu allem, was wächst, zur sogenannten Natur. Aber um daran teilhaben zu können, was sollte ich werden? Für mich ist kein Platz mehr auf der Erde.

Johannes schweigt und auch seine Begleiterin schweigt. Als er aufblickt, gewahrt er Tränen in ihren Augen. Verzeihen Sie . . . ! sagt eine leise Stimme, und fast gleichzeitig beginnt im Hotel des Étrangers Gesang, schmerzhaft tief und dunkel gesungen von einem Fremden und begleitet von Akkorden, die sind wie feierliche Verbeugungen im Tanz zuweilen und zuweilen wie gramvolles Sich-beugen über ein Grab. Die Worte sind die einer alten Weise:

Plaisir d'amour ne dure qu'un instant.
Chagrin d'amour dure toute la vie . . . ie . . . e.

* * *

Wohnt dem süßen, sanften, zitternden Wind über Narzissen die Kraft des Schicksals inne? Weht er Wünsche in die Seele nach dem Willen Gottes? Flüstert er Zauberworte der Zukunft ins Ohr denen, die an der Vergangenheit leiden? Ist er mächtiger als Menscheneinwand und Name, Rat und Rasse, Gesetz und Gebräuche, Bedenken, Vorwurf, Beschwörung, Drohung, Fluch, Hemm-Ge-

spenst, Todeswunsch? Will er zu Hütern eines Geheimnisses machen die zwei, die er den andren allen entführt? Oder wer, wenn nicht Gottes Blühwind, Gottes heimlichster Schicksalsbote, hat gewollt, daß der glänzend Elende und die verfemt Glückliche, der Erstarrte und die Entflammende, der Tod Erstrebende und die Leben Erzwingende, der Heimatlose und die Heimatlose einander so lieb gewinnen, daß sie, obgleich nur leicht zerreißbare Fessel aus Träumen und Tränen, aus Wort und Blick sie bindet, nicht mehr lassen können voneinander?

Ach, die beiden wußten es selber nicht! Immer wieder fragten sie oder suchten das Geheimnis zu erlauschen im leisen Erschauern über ihr Schicksal, soweit es ihnen bekannt und mitteilensmöglich war. Sag Hannah, warum du mich lieb hast! bat Johannes, sag es mir so, daß ich's verstehe! — Ich vermag es nicht, antwortete sie nach langem Besinnen; was ich an dir liebe, ist uns beiden vielleicht fremd. Mir ist, als hätte ich als Kind schon nur dich geliebt; als wäre alles, was ich Welt nannte und liebte bisher, nur dagewesen um deinetwillen! — Du hast die Welt geliebt? — Ich habe zeit meines Lebens die Welt geliebt, weil ich wußte, sie ist ein Weg zu dir. — Ich verstehe das nicht ganz. Aber ich muß dir sagen: was ich von mir weiß, ist nicht so schön wie die Welt, die wir hier sehn. — Wir sehen sie blühen jetzt. Hell und geheimnisvoll. Und ich denke wohl dran: nur Erholung bedeutet dies! Aber glaub mir: wir werden es nie mehr vergessen. — Was werden wir nie mehr vergessen? — Daß wir beide ein helles Geheimnis sahen auf dem Wege zueinander. — Sie schwiegen lange; er sann nach und fragte dann: Du meinst die Sonne? — Sonne ist ein Wort nur, sagte sie traurig werdend, ein Wort, eine Name, ein unzu-

länglicher. Ebenso unzulänglich wie Wasserzug. — Holl sollst du heißen! Hannah Holl. — Er neigte sich zu ihr und legte seinen Arm um ihr Haupt, als müsse er es schützen. Da begann sie zu weinen wie ein Kind, das fallend sich erhebt und erst durch Bemitleiden dran erinnert wird, daß es sich weh getan. Sie klagte sich selber an: Wie konnte ich vergessen, daß wir auf der Erde sind! Daß ich hier nur ein armes jüdisches Mädel bin! Daß meine Liebe dir vielleicht Leid bringt und Streit und schweres Leben! Warum liebst du mich? — Er besann sich nicht lange. Weil du gut bist und ich schlecht! erklärte er. Sie aber, als habe er gar nicht gesprochen, fuhr fort: Ich will nicht mehr fragen und zweifeln. Ich will jetzt nichts als deine Nähe atmen und so Kraft sammeln für die Zukunft. Wenn ich die Augen schließe, glaub nicht, ich sei mutlos oder müde! Ich sorge für dich immer immer, auch wenn du nicht siehst, was ich sehe! — Ruh aus, kleines Mädchen, ruh ganz aus und sorg nicht! Du sollst immer bleiben wie gestern, wie ein Kind! — Gestern waren wir beide Kinder. Wir haben etwas einholen dürfen von dem, was uns beiden so früh entschwand. Das Vergangne einholen und verwandeln, ist aber leichter, als die Zukunft leben! Heut und morgen ist dieselbe Sonne da wie gestern. Und schon heute ist dein Gesicht voller Sorgen. Was siehst du?

Johannes gab keine Antwort. Er wagte gar nicht anzublicken sie, die so gefragt hatte, daß er nun miteins wirklich etwas sah. Er sah nichts Schönes und ganz Unerwartetes. Er sah im Geiste einen Juden, häßlich alt, mondhaft gelb, mißgestaltet, schmutzig, zerlumpt, schattenhaft und scheu über die blühende Welt schleichen und sah in des Näherkommenden grinsender Grimasse so etwas

wie eine Begrüßung, ein Erkennen, ein Anerkennen der Verwandtschaft. Stürzte aber sein Herzblut ihm zu Hilfe und stieß das Gespenst zurück, so entwich es mit Bewegungen des Sich-anklammernwollens, des Klagens, Anklagens, woraus schließlich ein Drohen wurde, ein Drohen aus weiter weiter Ferne. Ganz fort aus der Welt wollte es nicht. Es blieb irgendwo, und alles Blühen der Natur stand in quälendem Gegensatz zu der beharrlich toten, unverändert bleibenden Erscheinung, die alle Gedanken an Liebe hemmte mit dem Anspruch: was du liebst, liebe ich nicht minder und habe älteres Recht drauf, daß es mir folge!

Was sollte folgen? Wie vom Blick des gräßlich Fordernden gestoßen, blickte Johannes auf Hannahs Füße. Sie waren klein, zierlich geformt und lieblich anzuschauen; aber nicht so sehr aufreizend und rüstig zur Lust wie eines verliebten Weibes Füße, sondern irgendwie milde stimmend, Mitleid erregend, etwas müde in unschuldig schöner Ruhe, als wären sie die eines Kindes. Im Augenblick entschied Johannes, daß diese Füßchen eine Heimat haben müßten, daß sie zu schade seien und zu schwach für ein Umherwandern in der Welt nach dem Willen des winkenden Alten, der kein andrer sein konnte als Ahasver, jener irrende Jude, der die Wunden ewigen Weges gering achtete und verlachte, weil er einmal die Wunden der Seele verlacht und verachtet. Johannes blickte gar nicht mehr hin nach ihm. Er verfolgte die Linien, die vom Fuß zum Herzen führend durch Hüllen den Leib ahnen ließen der Geliebten und fühlte beglückt, daß sein Blut ihm nicht wehrte diesen Weg, sondern Führer war kühn und unbedenklich, als ginge es nach dem Willen Gottes. Er wußte: Willkommengeheißen vom göttlichen Geiste

würde sein Blut weilen dürfen in diesem Schoße, um zu rasten und beraten zu werden über den Weg, der aus Schuld führt zur Schönheit. O Schönheit! Weltgeheimnishauch! Spur neuer Kindheit! Unschuld! Der Blick, der dich einmal sah, fürchtet nichts mehr, wagt sich getrost auch in die Weite des Wahns: ist er jetzt wohl gewichen, der Alte?

Ja. Jetzt war er fort. Doch wo er gewesen — o Schreck! o schnelle Verwandlung von allem, was irrt! — wo er gewesen, erschien Mutter. Sie stand wie geblendet. Nicht vom Blütenlicht sondern von Sorge. Sie hob die Hand wie eine Bettlerin, sie schlug die Hand vors Gesicht, sie wollte mit beiden Händen ihr Herz herausreißen. Sie wand sich, warf sich zur Erde und warb um ihres Kindes Zurückkommen und Mitleiden mit Bewegungen, die sie fast unkenntlich machten. Doch immer wieder richtete sie sich auf und war ohne Zweifel Maria Holl. Nichts andres als Maria Holl, geborne Zeidel. — Johannes blieb unbeweglich. Er empfand trostlose Trauer angesichts dieser Erscheinung, aber das, was er schaute: des Schattens Schmerz vermochte nicht, ihn fortzulocken von dem, was er ahnte: von der Lust am geheimnisvoll blühenden Leibe. — Da, als die Verzweiflung der schattenhaft erschienenen Mutter nicht mehr zu steigern war, trat etwas andres an ihre Seite, so etwas wie ein zweiter, doch hellerer Schatte, und Johannes erkannte sogleich seinen toten Vater. So wie er ihn gesehn hatte zuletzt im Sarge, sah er ihn jetzt angelehnt werden an Mutter, um sie zu stützen. Da riß etwas Lebendiges sich los aus seiner Seele und wurde von unbekannter Macht und auf unbegreifliche Weise dorthin getragen, wo die Eltern wartend zu versinken schienen; aber als es sie erreichte, wie die Welle den Strand erreicht, war nichts mehr da von der ganzen Er-

scheinung, und erst, als Johannes alles was von ihm noch übrig war, nachfluten ließ dem Verlorenen, sah er wieder. Er sah sich selber. Er sah sich selber dort wo seine Eltern gewesen waren, betrachtete sich erstaunt und gewahrte, daß er eine Uniform trug. Da sagte er sich: Nein! Das bin ich nicht. Ich bin ja hier. Hier auf blühender Höhe, Erholung erhoffend in der Verwirklichung meiner Liebe. Wer also ist das dort mir gegenüber? Es hat meine Gestalt, es hat mein Gebaren, es hat bisweilen meine Art zu schauen, doch ich bin es nicht. Es muß ein andrer sein, ein Fremder! Doch es kann kein Fremder sein der Uniform nach, der bekannten Uniform nach! Ein Kamerad also wohl. Aber wer? Ich werde winken. Es nähert sich. Jetzt werde ich gleich das Gesicht sehn. Es scheint sich zu freuen, dies Gesicht; es scheint mich zu erkennen, anzulächeln. Ach nein, wieder irre ich mich! Es grinst ja, es fletscht die Zähne, es verzerrt sich zum Zorn, es schrumpft ein zum Erschrecken, es fordert Rechenschaft von mir, es fordert mich heraus, es will mir meine Liebe streitig machen! Es ist furchtbar anzuschauen dies Gesicht! Es ist ja nicht das eines Menschen! Es ist ja gar kein Mensch drin in dieser Uniform! — Was siehst du? fragte nun Hannah abermals. Warum antwortest du nicht? Hast du mich ganz vergessen?

Ich sehe den Tod — wollte er sagen, aber dieses erkennend wandte er sich auch schon und sah den Blick, der ihn ansah, der ihn wohl angesehn hatte die ganze Zeit, und sagte: Die Liebe sehe ich in deinem Blick! und nach einer Weile, da die Geliebte nicht abließ ihn anzublicken: Warum blickst du mich so an?

Ich will dir die Wahrheit sagen! erklärte Hannah. Als ich soeben die Augen schloß, erschien mir im Geiste

dein Nebenbuhler. Erschrick nicht! Nicht der Nebenbuhler deines Glücks sondern deines Unglücks. Ich habe noch nie einen Mann geliebt, aber ich kann nicht leugnen, daß mehrere mich begehrt haben für ihr Leben. Die Werbungen der nur Verliebten, der Reichen und Glücklichen habe ich nie beachtet, dagegen in manchem Unglücklichen habe ich das Menschliche erkannt und gepflegt, vielleicht kann man auch sagen geliebt. Ich habe nichts verloren dabei und nichts zu bereuen. Als Letzter umwarb mich der Blinde, dem ich diese Erholungsreise, dies Zusammentreffen mit dir verdanke. Er war es, den ich soeben sah, als ich die Augen schloß. Ich sah mit Schrecken, daß auch ein Blinder sehen kann und traurig aussehen und Vorwurf haben im Blick, der doch kein Blick mehr ist. Und sah, daß dieser Vorwurf nicht dem Schicksal galt sondern mir. Bin ich vielleicht sein Schicksal? dachte ich. Bin ich es, die ihm gebietet, sich zu wenden, allein zu bleiben, blind den Weg sich zu suchen nach eignem Willen, ungeleitet ungewarnt ungehemmt, so daß er nun nichts will als fort von mir, so daß er nun fast ungeduldig dem Abgrund zuschwankt? Muß mein Glück zum Unglück werden eines andren? Ich war ganz verzweifelt als ich keine Antwort wußte auf diese Frage und ich wußte nicht anders mir zu helfen als die Augen wieder aufzumachen. Zuerst erschrak ich noch mehr, so daß ich fast erstarrte: du schienst, obgleich sehend, noch unglücklicher als der Blinde. Dann aber, als du mir in die Augen sahst, wußte ich plötzlich: es gibt etwas uns beiden Bestimmtes, etwas unerklärlich und längst Entschiedenes in der Welt, etwas das mächtiger ist als mein Glück, mächtiger als eines anderen Unglück, mächtiger vielleicht als das Schicksal. Was ist es nur? — Das Leben! antwortete er und erhob sich. Komm! Wir

wollen weiter! Es muß Zeit sein! Wenn zuviel Sonne ist hier oben, kann man nicht mehr ruhen und träumen. Man fiebert ja fast und sieht schwarz vor lauter Licht. Komm! Ich gehe mit dir wohin du willst.

Sie gingen, wo sie immer gingen seit sie sich kannten, und wo alle gehn müssen, denen die Sonne zu hell wird und zu herzerregend dort auf der weißen Höhe. Sie mußten auf den Weg, der für alle da war. Plötzlich blieb Johannes stehn: Hörst du den Hund bellen in der Ferne? So bellte Misère. — Wer war Misère? — Mein treuster Begleiter einst. Das dort ist seine Stimme. Ach, wenn ich Misère wiederfände! — Ich möcht nur mit dir zusammenleben, nicht mit einem Tier, wenn es auch noch so treu wäre! Komm! — Sie gingen weiter. — Ach ja, zusammenleben! seufzte Johannes! Wann wird das sein? Wie soll das möglich werden? Wie sollen wir leben auf der Erde, wenn alles wider uns ist? Nicht nur nirgends Hilfe, sondern Widerstand, wohin man sich wendet! Meine Mutter droht hinzugehn, wo ich sie nie mehr finde. Dein Vater verweigert Einwilligung, Segen und Geburtsschein. Das Regiment will mir den Abschied nicht bewilligen mit Pension. Meine Gläubiger fordern Bezahlung. Mein Schlaf flieht mich. Mein Herz gehorcht mir nicht mehr. Meine Gedanken sind ohne Herrschaft, morden einander. Niemand in der Welt wird so einem wie mir Arbeit geben! Mein Gewissen sogar leistet Widerstand meiner Liebe. Du krankes verschuldetes versumpftes Subjekt! ruft mein Gewissen mir zu. Du willst dies reine gottbegnadete schöne Geschöpf für immer an dich fesseln? Dann bitte ich Gott, er möchte mich ändern. Er aber tut nichts für mich. Ich bleibe derselbe. Meine einzige Hoffnung ist nur noch Vetter Felix.

Hannah hängte sich schwerer in den Arm des Klagenden, aber ihre Worte, als wären es Flügel, machten den Weg leichter. Weder Misère noch Vetter Felix werden wir brauchen! sagte sie. Bleibe ich nur leben, wirst auch du leben und gesund sein und glücklich und frei. Wir werden alle deine Schulden tilgen, und es wird alles gut sein. Bild dir nicht ein, ich sei besser und mehr als du! Ich bin nur etwas, weil ich dich liebe, und gottbegnadet nur, indem auch du mich liebst. — Und dann bat sie ihn, vorerst, an nichts andres zu denken als an seine Erholung und alle Sorge ihr zu überlassen. Sie kenne die niederziehende Schwere des Lebens, sei aber noch stets oben geblieben. Und immer hätten sich Menschen gefunden die halfen, manchmal ganz fremde. An ihrer Seite werde auch er Hilfe finden. Eine holländische Dame im Hotel, die sich sehr für beider Schicksal interessiere, habe sich bereits erboten, ihm eine kaufmännische Stellung in Java zu verschaffen, dran sei aber nicht zu denken, denn er solle werden, wozu sein Innerstes ihn treibe. Bis dahin sorge sie für beide. Im Notfall gehe sie nach Ägypten als Blindenlehrerin oder sie werde — — Nie werde er zugeben, unterbrach Johannes, daß sie für seine Existenz sorge, und er wolle selber gleich etwas werden, was Geld einbringe. Sollte er jedoch studieren müssen, weil seine Gesundheit die Ausübung eines praktischen Berufes zur Zeit noch nicht erlaube, so solle es ein Studium sein, das möglichst schnell zu Stellung und Einkommen verhelfe. Er denke an Nationalökonomie, da das Wirtschaftliche heutzutage doch ausschlaggebend sei. — Sieh, wer dort steht! sagte Hannah.

Am Hotel des Étrangers stand, von gaffenden Kindern umringt, ein Indier, dessen Haupt, hoch erhoben, mit seinem leuchtend blauen Turban Aufmerksamkeit erregte.

Er sprach mit einem kleinen Herrn, ohne daß man des Sprechens Bewegung in dem hagren braunen Gesicht wahrnahm. Dies Gesicht glich dem einer Mumie, die Augen aber schienen all und jedes anzublicken mit einem Leben, das noch nicht gelebt war. — Ich habe so etwas noch nie gesehn! sagte Johannes und blieb stehn wie ein Kind. Da kam des Indiers Begleiter und fragte, ob die Herrschaften sich wahrsagen lassen wollten. Nein! sagte Johannes und flüsterte, man solle kein Geld dran wenden und fortgehn aus der Nähe des Unheimlichen, worauf Hannah bat: Doch! Tun wir es! Was wir hören werden, wird sicher etwas Gutes, muß etwas Gutes sein, wenn es wahr ist! Und schon hielt sie dem Indier ihre offne Hand hin zum Lesen der Linien. Der aber lächelte und gab zu erkennen, daß er keiner Hand bedürfe. Dann sagte er langsam, was er zu sagen hatte, indem er teils englisch, teils indisch sprach, während der Dolmetscher übersetzte.

Fortmüssen — sagte der Indier — wo Erde am schnellsten bewegt wird, auch Blut, und im schönsten Schein: kein Unglück! Die Erde Verschlingende (damit meint er die Schlange! erklärte der Begleiter) will lügen Liebe; zischende Zunge lockt; will nähren, aber nähren sich selber mit Genährtem und schlagen fest ins Dunkel mit Biß: nun unschädlich, fällt zusammen, findet weiter Sehende nicht mehr! Sehen und Gehen ist Eins. Ohne Ende. Weg des Menschen in seinem Gesicht. Ziel ist nichts Gezähltes. Zahl: Zeichen der Zeit: immer Ende. Dinge rings dunkler: Menschenweg heller. Eigner Schein, wo Erde nicht mehr bewegt wird!

Bislang hatte der Wahrsagende Hannah angesehn, nun mit einer jähen Bewegung wandte er sich Johannes

zu. — Es wird gut sein, sagte er, der Weg hinter weit gehenden Augen. Neben der Gestalt: das ist es noch nicht!

* * *

Der Dampfer »Triumph« stampft über die Tiefe starkem Winde entgegen. Es ist ein heller Novembermorgen; die verlassene Küste lange zu sehn. Erst als man mehr nordwärts steuert, schwindet allmählich des Festlandes Glanz und im selben Maße auch der Wind. Nasse Nebel hüllen nun Himmel und Horizont, und Weg ist nur, wo man grad sich befindet; und ist nichts andres als ein Gewoge düster-grüner Flammen, die schwer und mit schwingender Klage sich heben, ohne Höheres zu erreichen als eignen Schaum. Dessen Weiß scheint Weh; zerreißt und verschwendet sich in Funken, Fetzen und Geisterfähnlein; und manchmal auch wird eine Totenhand draus, die ins Tiefe taucht oder eine Möwe, die lebend in Nebel sich wirft.

Langsamer und mit Warnungsgeheul bewegt sich der Dampfer »Triumph«. Auf Deck zu sein, ist keine Freude mehr. Oben bleibt nur, wer es muß aus Pflicht, wer es will aus Sehnsucht, Ingrimm, Gram. Die zwei aber ganz vorn? Muß man nicht nachsichtig lächeln, wenn man sie sieht? Gibt es wirklich immer noch Menschen, die ans Glück glauben?

Ganz vorn im Schiff, wo Erhobensein und Sinken am meisten gespürt wird, stehen Johannes und Hannah. Sie stehen vor dem Nebel wie Kinder vor einem Vorhang und wissen: kein Spiel sondern ihr Leben ist dahinter, das Leben, das nur gemeinsam gelebt werden kann und ertragen von denen, die sich treu bleiben, das Leben, des Beginn Hochzeit ist, dessen Ende — —? Sie klammern

sich fester aneinander und blicken sich an mit jener Ergriffenheit, die im Glück statt des Endes ein Geheimnis spürt. Ach, ist nicht Geheimnis schon im Beginn? In dieser Hochzeit, die erhofft wird, man weiß noch gar nicht wo? In dieser Fahrt, die ermöglicht wurde durch ein Wunder? Ja in allem, was seit Frühling widersprach und widerstrebte, um die Treue zu erproben, zu bedrohen, zu zertrümmern, und grade dadurch sie in die Bresche des Lebens trieb? Warum trachtet so viel in der Welt, zu verwehren die Wahl, zu verlachen die Liebe, zu verbieten Gottes Gebot? Warum verschwören sich so viele gegen das Leben und erschweren es, wo sie Treue spüren zwischen Fernstem statt zwischen Nächstem? Ist es nicht seltsam, daß Johannes Holl auf dem ganzen europäischen Festlande niemand findet, der ihm erlaubt zu leben vor menschlichem Gesetz mit der, die nach göttlichem Willen geboren ist für ihn, geboren, aber keinen Geburtsschein vorweisen kann! Daß er fahren muß mit ihr Hunderte von Meilen überland und über eine Strecke Meeres bis hin zur Insel mit der Weltstadt im Nordnebel, um vor ganz fremden Menschen in ganz fremder Sprache das Gelöbnis der Treue abzulegen! Ist es der Menschen Böses, das solches will? Vielleicht. Dann ist den Treuen aber das Böse ein Grund mehr, um gut zu sein einander! Noch weiß man nicht, ob man gute Zukunft erleben wird zusammen, aber was eins vom andren weiß: daß das Gewesene bös berührte und niederwerfen wollte, ist genug zu innerlichstem Gelöbnis beieinander zu bleiben in Treue. Sprechen darüber kann man nicht. Nur im Schweigen stimmt die Seele dem Guten zu, und von Worten erwartet man dann nichts als die Bestätigung, daß alles Böse *gewesen* ist, gewesen und verschwunden

ohne Wirkung. Und nun ist es wunderbar: Wenn Hannah erzählt von dem, was sie erlitten, wie sie so früh verlor die Mutter, von der allein sie Liebe erfuhr; wie sie schwer arbeiten mußte als schwaches Kind und singend betteln gehn; wie sie bei einer Judenverfolgung, um nicht gefunden und wie eine Katze getötet zu werden, begraben sich mußte unter Müll und Abfall, tagelang nur von Todesangst und verfaulten Rüben sich nährend, während oben die Sicheren und Satten das Letzte raubten des ererbten Geräts; wie sie flüchtend aus Versehn in eine christliche Kirche geriet und sich vergaß vor geheimnisvollen Farben und Bildern, bis spielende Kinder sie fanden und hinausstießen und so schlugen, daß ihr Körper noch heute Narben aufweise; wie sie dann, sich selbst überlassen, Gott nicht in Synagoge und Kirche, sondern in aller Welt seiend ahnte und auch diesen Glauben büßen mußte mit Alleinsein, Hunger, Heimatlosigkeit; wie sie Güte und Entgegenkommen fand erst bei den Blinden und erst später, als innerlichst entzündetes Glück nach außen strahlte, bemerkt und begehrt wurde auch von andern — wenn sie von all dem erzählt, schaut sie gar nicht drein, als erzähle sie von etwas Bösem, sondern lächelt und weint vor Freude und schließt mit der wundervollen Wendung: Das war aber alles gut. Denn es war alles notwendig, damit ich dir näher kam! Dieser Blick jetzt aus deinen Kinderaugen macht alles Erlebte und Erlittne mir lieb. Ach, ist dein Auge gut! Ist es möglich, daß du so viel Schlechtes und Schweres geschaut? — Und wenn Johannes dann zu erzählen beginnt von seines sorgenden Vaters Tod, seiner vergeblichen Liebe zur Mutter, dem Verlust Majeikens, dem Hunger und Hohn im Korps; von des Berufes Vergewaltigung, des Körpers Unzulänglichkeit, von dem Verfemtsein seelischer

Schönheit; vom Irren, Enttäuschtwerden, Krankwerden, Pflichterfüllenwollen im Selbstmord — lächelt auch er und keine Spur von Verbittrung ist in seinem Gesicht und er sagt: Ich bin glücklich, daß alles so war. Es war gar nicht schlimm. Es war nur wie Alp und unruhiger Schlaf. Mein Traum aber warst immer du! — Und mit der Unbeirrtheit von Kindern sprechen sie nun davon, daß niemand anders als Gott sie bestimmt habe füreinander, und daß alles gut sei, auch was böse erschien, weil man noch fern war der Höhe, drauf die Augen den Weg überschauen zugleich mit den Augen des andren, des Entgegengekommnen, von Gott Entgegengesandten, des innerlichst Gesuchten, des Geliebten. — Man sieht hier nichts, sagt Johannes auf den Nebel deutend, und doch erscheint mir die Welt, als seien wir mitten in einer sichtbaren Sage. Bilder sind plötzlich in meinem Innern, die ich nie gesehn und die ganz Wunderbares, fast Unmögliches mir zeigen: so das Bild unsrer gemeinsam verlebten Kindheit und das Bild einer Landschaft drin ich nie gewesen in diesem Leben und drin ich dennoch irgend etwas wiedererkenne. Ich weiß nicht, was. Ich kann es auch in Worten nicht ausdrücken. Mir ist, als seien wir in dieser Sage auf der Fahrt zur Insel des Schweigens, des Vergessens aller Worte, des unaussprechlichen Sehens, auf der Fahrt vielleicht zur Insel Thule. Hannah stimmt zu: Auch ich sehe nur Nebel und liebe doch schon, was dahinter ist. Auch ich hab das Gefühl, in eine Gegend zu kommen, die ich wiedererkenne. Dabei war ich niemals hier und auch niemand der meinigen. — Wer weiß! meint Johannes, wahr ist, daß ich immer schon Sehnsucht hatte nach dem Meere und allen Ländern, allen Gegenden der Erde. Und bin doch nur in Majeiken geboren! — Hannah

lächelt und träumt mit großen Augen in die Tiefe. Es gibt eine schöne Legende, sagt sie, wonach Gott, als er den ersten Menschen schuf, den Staub dazu aus allen Gegenden der Erde nahm. Nun ist irdische Sehnsucht vielleicht nichts als ein Ruhenwollen des Staubes bald hier, bald dort ... Johannes nickt: Das ist schön und am Ende eine Erklärung, aber — die unirdische Sehnsucht? fragt er. — Sie blicken einander ins Auge und sind nun wieder in lautlosem Gespräch beim Thema ihrer Liebe angelangt. Langsam zum andern Ende des Schiffes wandernd und dort verweilend merken sie nicht, daß der Nebel weicht und weiße Felsen da sind hinter den Wellen. Erst das Rufen und Rüsten der andern wendet sie wieder dieser Welt zu. Sie sind in Dover.

Sie werden mitgerissen von der Hast englischer Gepäckträger, verlieren sich fast in der Menge, aber dann im Zuge, im Abteil, sind sie wieder allein. Sie sausen über traurig braunes Weideland, drauf Wintergräser schon wehn und Schafe verirrt scheinen. Sie halten nirgends. Sie sind im Schnellzug nach London. Die Vorstadtgegend ist noch zu erkennen in der Dämmrung: Häuser fliegen vorbei zu Hunderten und doch als wäre es immer dasselbe Haus, so sehr gleicht eins dem andern. Seltsam gespenstige Sorge strömt aus diesen Behausungeu den Liebenden ins Herz. Ich wünscht, wir wären schon in unsrer Wohnung! seufzt Johannes. Sieh! Jetzt fahren wir durch fahlgelbe Wolken, durch versteinerte Nacht, an Blitzen entlang! Wir sind in London! Viktoria-Station!

Blaß und erschrocken, keines Wortes mächtig, stehen die beiden, die zu ihrer Hochzeit herkommen, auf der Straße der Weltstadt. Da braust das Chaos entlang und verhöhnt die Harmonie ihrer Liebe. Zum erstenmal sieht

Johannes, wie Hannah zittert, und nun denkt er dran, daß er Offizier war und sich orientieren muß. Ich weiß Bescheid! erklärt er nach einer Weile, läßt von dem alles überschauenden Schutzmann einen Wagen heranwinken, gibt die Adresse an, und nun fahren sie fieberhaft gespannt und schnell und von schneller Fahrenden überholt. — Was täten wir nur, wenn wir keine Empfehlung hätten, ruft Hannah, wenn wir das Ehepaar nicht getroffen hätten, das sich auch trauen ließ hier! — Johannes, über seine Karte gebeugt, kann nicht antworten; er muß aufpassen, ob der Kutscher sie richtig fährt. — Lange lange fahren sie, aber richtig. Sie sind richtig vor dem Hause des Fremden, der ihnen empfohlen ist, der sie billig beherbergen wird und beraten, so daß sie Hochzeit halten können. Aber als Johannes nachfrägt, erfährt er: der Gesuchte sitzt im Gefängnis wegen Kuppelei.

Diese Mitteilung, da er nicht sogleich den Zusammenhang erschaut, geht ihm blind ans Herz, so daß dies zu zittern beginnt und zu zögern, als sei seine Liebe der Gefahr nah, in des Verbrechens Bann zu geraten; und wie nun Hannah, die nicht englisch versteht, teilnehmen will an seinem Erschrecken, wagt er gar nicht ins Deutsche zu übersetzen, was er vernommen, und erklärt nur, der Empfohlene wohne nicht mehr hier. Was nun? — Hannah tröstet: Vielleicht ein Glück! sagt sie, dies Haus sieht ohnehin so aus, daß ich nicht gern hineinginge. Fort von hier! Fahren wir in ein Hotel! — Er widerspricht. Ein Hotel sei erstens viel zu teuer und dann: als was solle man sich einschreiben? Man könne doch nicht lügen, man wäre Mann und Frau, wenn man es wirklich nicht sei und grade herkomme, um es zu werden! Hannah erklärt, seine Schwester sein zu wollen vorläufig; nein!

Schwester ginge nicht! aber warum nicht: Verlobte? Warum nicht die Wahrheit sagen, wenn man doch zwei verschiedene Räume bewohnen wolle? Man könne keinesfalls hier im Wagen übernachten, im Nebel, auf der Straße! Umsonst alles Überredenwollen! Sie muß bitten, fordern, erregt werden! Es kommt fast zum Streit. Ach, unsre Liebe, unsre schöne Liebe! klagt Johannes insgeheim und flucht laut und lauter: Zum Teufel diese verdammte Welt! Wir werden überhaupt keine Unterkunft finden hier! Mag der Teufel hier wohnen! Wir wollen fort, ganz fort von hier! — Sein Fluchen weckt die Teilnahme des bisher gleichmütig Münzen zählenden Kutschers. Nun wendet er seine im Nebel seltsam rote Nase ruhig den Erregten zu und erklärt: Für ein gutes Trinkgeld wisse er hier in der Nähe auch ein gutes Unterkommen für Fremde. — Sie willigen ein und fahren, obgleich sehr mißtrauisch und unterwegs erörternd, ob der Kutscher ein Verbrecher sei.

Der nichts Ungewöhnliches verratende Empfang im Hause und dieses selbst zerstreut ihre Zweifel. Sie müssen unzählige Stufen hochsteigen hinter ihrem Gepäck her, vorbei an geöffneten und traulich erleuchteten Räumen, darin gedeckte Tische stehen, immer wieder neuen Windungen der Treppe folgend, bis sie endlich müde und hungrig in die ihnen angewiesnen Zimmerchen gelangen unter dem Dach. Johannes empört sich. So hat in Gripshaven nicht mal mein Bursche gewohnt! sagt er zu Hannah, dein Zimmer ist ja ganz in der Nähe der Bedientenkammer. Nein, das geht nicht! — Der herbeigebetne Hausherr erklärt, es ginge sehr gut, alle andren Räume seien besetzt, und sie hätten ja überdies verlangt, billig zu wohnen; dann, als er hört, wie sie beide auf

deutsch sich besprechen, wendet er sich, geht ohne Gruß und sagt auf der Treppe zu Leuten des Personals, die fragen, ob eine Veränderung nötig sei: Für Deutsche wären die Zimmer gut genug! — Komm, Hannah! ruft Johannes, indem er die Koffer und Reisetaschen vom Boden aufnimmt, komm! Lieber im Nebel übernachten, als in diesem Hause! und im Hinuntergehen übersetzt er der Erschrocknen, was er gehört und ist erfreut, als sie seinen Entschluß billigt. Wohin aber nun? Wohin nun? Vielleicht werden wir überall feindlich empfangen als Deutsche! — Möglich! sagt Holl; aber warum werde ich dem ausgesetzt? Nur weil ich dort, wo ich geboren bin, keine Verbindung eingehn darf mit dem, was ich liebe!

Als sie unten sind und ins Freie wollen, vertritt ihnen des Hauses Herr den Weg. Sein Gesicht, beim Empfang erfreut und vornehm, ist jetzt verstört, gemein, Hasses voll. Er will die beiden zwingen, zu bleiben wo sie sind, oder zu bezahlen. Es kommt zu einer langen Auseinandersetzung, bei der Holl, die Hand in der Tasche um Deutfalls Revolver geklammert, schließlich gewinnt, weil er dem wütend spuckenden Engländer nach und nach überlegner wird durch Ruhe, Verachtung und schweigendes Warten auf Freigeben des Weges. Andre Gäste kommen und vermitteln. Mit einem »damned German« wird der Ausgang freigegeben und dort in der Tür wendet sich Holl und wirft ein Goldstück mit solchem Schwung in das Haus hinein, daß es mit klingenden Sprüngen dem Deutschenhasser fast in die Tasche hüpft.

Dann eilt er keuchend, weil er sich so aufgeregt hat und alles Gepäck schleppt, irgendwohin in den Nebel, möglichst weit fort von dem Erlebten. Jetzt erst hört er, daß Hannah die ganze Zeit neben ihm hergeht und mit überirdisch

angespanntem Gesichtchen tröstet und schmeichelt und ihn anfleht, sich doch zu schonen, lieber alles Geld zu opfern und dafür an das Herz zu denken, an das nicht starke Herz! Geld bekomme man immer wieder, ein Herz aber — — Johannes bleibt stehn, wirft alles Gepäck hin, wischt sich den Schweiß und sagt: Komm, laß uns sterben, Hannah! Diese Welt ist zu gemein für uns beide! Es ist alles wider uns. — Sie blicken einander an und erschrecken über ihre blassen Gesichter und den hörbaren Schlag ihrer Herzen. Sie blicken umher und erschrecken über ihr Alleinsein. Im giftig gelben Nebel: das Brausen der Millionenstadt und doch kein Mensch, kein Schritt, kein Gefährt! Nur die nächste Laterne und ihr armseliges Gepäck am Boden! — Sterben? Wir, die eigens hergekommen sind, um gemeinsames Leben zu beginnen! Weil diese Welt wider uns ist, sollen wir ihr weichen? Weil wir wegen Dünkel, Dummheit und Habgier andrer zufällig auf der Straße stehn, willst du mich aufgeben? Du schüttelst den Kopf, aber es ist nicht anders: wenn du sterben willst, gibst du mich auf, denn du willst nicht leben mit mir! Glaub doch an mich. Glaub dran, was ich sage: Unser Leben wird ganz bestimmt schön werden und gut! Ich werde jetzt dafür sorgen, daß du — — Nein! ruft Johannes. Ich bin dazu da, um zu sorgen! Ich will mich umsehn. Bleib hier beim Gepäck, bis ich wiederkomme! — Und schon wendet er sich und will, ohne an Nebel zu denken und die Gefahr, sich zu verlieren, suchen was sie weiter bringe und zu einem Unterkommen für die Nacht, als Hannah, vom Alleinbleiben erregt, so laut aufschreit und in so kindlicher Verzweiflung, daß sein Herz jählings ihn zur Umkehr zwingt, indem es gleichsam selber umkehrt und innerhalb einer Sekunde um Jahrzehnte zurückhastet zu

den vergessnen Gefilden kindlichen Mitgefühls. Nun stehen wie ausgesetzte Kinder die beiden — am Vorabend ihrer Hochzeit? — und bedenken bebend in einem Augenblick die furchtbare Fremde, den schwindelerregenden Schwung dieser Welt. — Wir dürfen uns nie nie voneinander wenden! sagen sie, denn wir sind ja allein. Wir verlieren uns für ewig, wenn eines von uns erfaßt wird vom Wirbel der Welt.

Kaum haben sie wehmütig lächelnd dies Gelöbnis abgelegt, ist auch schon ein Mensch bei ihnen, ein wohl fremder, aber freundlich verstehender Mensch, gütig und hilfsbereit, als sei er eigens ihnen gesandt und vertraut mit kindlichem Schicksal. Er fragt nicht viel, sondern faßt mit an, hilft tragen, findet mit einem Pfiff ein Gefährt und empfiehlt, als Hannah den Wunsch äußert, nur in einem guten Hause zu übernachten, das Hotel Viktoria. Er verabschiedet sich mit einer Art Beglückwünschung — denn: Sie waren in einer verrufenen Gegend! sagt er zum Schluß.

Gott und diesem Menschen Dank! So sind sie denn anlangend im Hotel Viktoria entronnen der Gefahr, umlauert zu werden vom Bösen, Unheimlichen, Lasterhaften! Das ist schon etwas! Aber nun, diese Sicherheit, Vornehmheit, Bequemlichkeit, diese Bedienung, als seien sie die reichsten Reisenden der Welt, diese Gemächer, eingerichtet wie für König und Königin mit prächtig echten Teppichen und Gemälden, mit Lehnsesseln, Diwans, Schreibtischen, geschnitzten Schränken, mit Himmelbett und Teeplatz — ist es nicht, als lauere in jedem Stück dieses alten reichen Geräts, jedem Strahl dieses Glanzes von Mahagoni, Silber und Seide, die gefährliche Frage: Seid ihr auch gut genug? Seid ihr würdig und gewöhnt an diese

wundervollen Dinge? Seid ihr fraglos gewärtig des Preises für die Herrlichkeiten dieser Welt?

Ja, wenn sie gemeinsam Antwort geben dürften auf diese Frage! Wenn sie, wie vorhin im Nebel einander nahe sein dürften und im Herzschlag ihrer Liebe die Lösung erlauschen! Sollte, könnte nicht heute ihre Hochzeitsnacht sein?

Ach! In der Bangigkeit vor fremder Sitte, in der Ungewißheit der allernächsten Zukunft, in der Furcht vor Mißdeutung ihres Zusammenseins, haben sie nicht einmal gewagt, gemeinsam zu speisen, haben nach wenigen Worten des Trostes einander Gute Nacht! gewünscht und in Einzelhaft sich begeben, indem jeder sich einschloß in seinen prächtigen Raum. Hannah tat das mit einem seligen Gesicht, als sei diese kostbare Umgebung etwas längst Erwartetes und Endgültiges. Johannes aber — schon ist Mitternacht vorbei, und noch immer geht er ruhelos und bedroht sich fühlend, fast wie ein Tier, das Fallen wittert, einher im Gewirr der Linien und Farben des Teppichs, dieser Verknüpfungen und Verschlingungen die ohne Bestimmtes darzustellen doch lebendig sind wie etwas, das aus ferner ferner Welt seltsam beglückende Kunde bringt.

Das alles will ich ja nicht haben! sagt er, als wäre ihm etwas verheißen und dargeboten worden fernher, wenn ich nur wüßte, was morgen sein wird! — So sehr er der Zukunft vertraut, wenn er in Hannahs Kinderaugen blickt, so ratlos und erregt ist er, wenn diese Augen nicht da sind. Wie erblindet steht er dann in der Gegenwart oder, was noch schlimmer ist, er blickt nach innen und sieht die Vergangenheit. In der Vergangenheit aber glaubt er nichts so klar und eindeutig zu sehn wie sich selber und

glaubt als wesentlichstes Merkmal seiner selbst zu erkennen, daß er unbrauchbar sei für die Zukunft. Nicht einmal, was er morgen tun wird, weiß er — so hat die Vergangenheit ihn zugerichtet! Er ist überzeugt: wenn Hannah ihn sähe, wie er sich sieht, sie würde sich fürchten vor einer Verbindung mit ihm. Aber sie sieht ihn eben anders. Sie liebt ihn. Ist demnach Liebe nur eine andre Art des Sehens?

Während dieser Gedanken hat Johannes sich hin- und herbewegt, bald behutsam, bald ruckartig den Fuß immer auf dunkelrote Tupfen des Teppichs setzend, als habe das Muster, das bei echten Geweben so unregelmäßige Muster, seinen Gang bestimmt. Nun bleibt er stehn, weil er das Gefühl hat, beobachtet zu werden. Er vergewissert sich, so gut er kann, des Gegenteils, aber dennoch ist er nicht ganz frei von Scham wegen seines wirren Weges auf dem Roten allein und empört sich plötzlich über das Muster, über den Aufruhr der Farben da unten. Er blickt nach oben und sieht das Licht, das strahlend weiße, unverwirrte Licht in einer Glashülle wie eine kleine Sonne. Die Augen muß er nun schließen, aber sofort ist ein andres Bild da: ein Hügel mit hellen Narzissen, und ein Mädchen, rein und durchsichtig wie die Himmelsjungfrau, richtet sich auf und ruft ihm zu: Sorg dich nicht! ich sorge für dich immer, immer, auch wenn du nicht siehst was ich sehe! — Ach Hannah, sind das nicht deine Worte? Hast du belauscht meine Qual? Hast du mich beobachtet in deinem Traum?

Er ist plötzlich so erschüttert von dem Gefühl, geborgen zu sein in der Sorge eines überirdisch und geheimnisvoll ihm verbundenen Geschöpfs, daß er das Kommen der Tränen nicht hemmen kann und losweint wie ein

Kind, das beruhigt wird und Begütigung erfährt, wo es Strafe erwartet hat. Aber er ist ja kein Kind. Mannessorge lauert rings bereit zum Sprung, bereit zu würgen heiliges heilendes Gefühl, bereit zu hetzen die Gedanken und sie zu verfolgen in alle Schlupfwinkel des Berges Entschluß. — Warum habe ich kein Heim? denkt Johannes; warum kein Fleckchen Erde, drauf Selbstgeschaffnes mich sichert und das, was ich liebe? Warum nicht einmal soviel Erworbnes, um den Preis zu erschwingen für mein Leben morgen? Wie soll ich eine Hochzeit ausrichten, der ich nichts besitze als ein von Liebe erschüttertes Herz? Wie soll ich in Zukunft Haupt sein können einer Familie, wenn immer noch Gegenwart mich beugt? Warum bin ich, wie ich bin? Ich bin doch ein Mann wie alle andern. Ich bin bald dreißig Jahre alt. Ich habe doch außer meinem schwachen Herzen noch Verstand und Fäuste. Ich bin bereit, jede Arbeit zu tun. Ich werde verzichten aufs Studium. Ich werde Hannah morgen beweisen, daß Brot wichtiger ist als Geist, verdienen nützlicher als Sich-erholen. Schuster will ich werden oder Gepäckträger oder Kellner, einerlei! So wie Hannah es will, geht es nicht! Soll ich von ihrer Arbeit leben? Soll ich zeitlebens auf Wunder warten wie dieses, das uns die Reise jetzt ermöglicht hat? Ist es nicht meine Pflicht als Mann ——— Mit einem fast schreckartigen Entschluß setzt er sich an den Tisch und beugt sich über den Plan von London, als könne das Leben gelöst werden nach Art einer Felddienstaufgabe. Die Zeit vergeht. Eine Uhr schlägt. Dreimal. Johannes erhebt sich und weiß vom Leben nichts, als was gewesen ist. Und von dem auch nur wenig. Über eine Stunde saß er da und hat das letzter Zeit Erlebte wiederholt

wie eine Lektion. Aber nicht alles ist abzutun als Vergangenes; nicht alles offenbar dem Verstand; nicht alles jetzt schon zu deuten als böse oder gut, als natürliches Geschehen oder Schicksal, überwältigend durch Wunder!

Scheinbar am wenigsten begreiflich war wohl der Zufall, der sie auf den Weg hierher gebracht. Ohne Geld, ohne Arbeit, ohne Aussicht sich je gesetzlich verbinden zu können; unbeachtet oder grausam beraten von denen, die helfen konnten; im Stich gelassen selbst von Vetter Felix, der auf keinen einzigen Hilferuf geantwortet; scheel angesehn wegen ihrer Liebe, obschon sie die Grenze zwischen Brautstand und Ehe nie überschritten; beargwöhnt bei jedem gemeinsamen Auftreten — waren sie grade verzweifelt an der Möglichkeit, in Deutschland leben zu können, als ein langes Schreiben eintraf von einem Verwandten Hannahs, einem Vetter ihrer Mutter, der schon seit Jahren in Amerika weilte, und den sie nie gesehn. Er habe gehört, schrieb er, daß sie der Papiere wegen Schwierigkeiten hätte mit ihrer Heirat und, im Gedenken dran, daß ihre Mutter ihm einmal Gutes getan, sende er ihr die Mittel zu einer Trauung in London. Daß ihr Vater sie verflucht habe wegen ihrer Liebe zu einem Christen, solle sie sich nicht zu Herzen gehn lassen. Käme man in die Welt hinaus, sei alles ganz anders als ein orthodoxer Jude es sähe; es käme überall nur auf den Menschen an. Sei ein Mensch tauglich für die Welt, könne ihm kein Fluch der Väter etwas anhaben!

Unbegreiflich! Aber ist begreiflicher, was Tante Emiliens Verhalten bewirkt hat? — Als Johannes seinen Abschied einreichte und bewilligt erhielt, ergab sich zu seiner Überraschung, daß Tante Emilie es gewesen, die ihm die Erholungsreise ermöglicht hatte; doch nicht wie

Mutter ihm vorgelogen, damit er Offizier bleiben könne, sondern im Gegenteil — sie freue sich, schrieb sie, daß er ihre Bedingung einhielte. Er hatte das zunächst gar nicht verstanden und nach Mutters Aufklärung sogleich geschrieben, er habe keine Bedingung erfüllt, sondern handle nach eignem Entschluß, erstens weil er ein schwaches Herz habe, zweitens weil er ein Mädchen mosaischen Glaubens heiraten wolle. Drauf hatte Tante Emilie geantwortet: hoffentlich erführen die Toten nichts von der beabsichtigten Verbindung, sonst würde sein Vater sich wohl im Grabe umdrehen vor Scham! Was aber die Lebenden beträfe, so könnten die immer noch auf einen Gesinnungswechsel hoffen, und auch sie gehöre noch zu den Lebenden und habe ein Testament aufgesetzt des Inhalts, daß ihr gesamtes Vermögen nach ihrem Tode Herrn Johannes Holl zufalle, sofern dieser in rechtmäßiger Ehe lebe mit einem Weibe germanischer Abstammung. Andernfalls sei erbberechtigt der Verband vorpommerscher Bauern. — Mit geballten Fäusten und Zornträuen hatte Johannes diesen Brief Hannah gewiesen, und die hatte erklärt, sie wäre bereit fortzuwandern in die Welt und ihm nie wieder vor Augen zu kommen, falls er vermeine, glücklicher zu werden als Reicher und rassisch Vermählter. Da war das Unbegreifliche geschehn in seines Wesens wahrstem Bewußtsein: er hatte jäh und fast gottartig erkannt, wie gering zu achten Gold und Blut ist, wenn der heimatlose Geist der Liebe uns berührt und zu entschweben droht.

Unbegreiflich! Aber wie ist es denn mit Mutters Verhalten? Wie soll er das verstehen? Ist auch in ihrem Wesen ein Wunder mächtig geworden? Oder glaubt sie, den Geist der Liebe festhalten zu können mit einer Lüge? —

Nachdem alle ihre Vorstellungen, Beschwörungen, Verwünschungen, Drohungen ihn nicht hatten erschüttern können in seiner Treue zu Hannah, erhielt er eines Tages ein Telegramm: Mutter gestorben. Sofort kommen! Unterzeichnet mit den Anfangsbuchstaben des Namens ihrer Wirtin. Dies Telegramm unterbrach jäh seinen Erholungsaufenthalt, ohne jedoch etwas zu ändern in seinen innersten Beziehungen zu Hannah. Er fühlte vielmehr noch ernster sich ihr verbunden durch die Art wie sie mit ihm trauerte und es beklagte, Mutter keinen schönen Lebensabend bereiten zu können. Schweren Herzens aber notgedrungen ihr letztes Geld sich leihend und in der Hand ein Schächtelchen mit Bergblumen, die sie gepflückt für die Tote, war er nach Wartenfeld gefahren und am Bahnhof empfangen worden von — Mutter. Das Lachen, mit dem sie ihm entgegenkam, dies halb verlegne dumme, halb triumphierende, Freude verbergende Lachen, hatte ihn dermaßen empört, daß er ihr nicht die Hand gereicht und sich hinreißen hatte lassen zu der — wie er dann Hannah zugeben mußte — brutalen Äußrung: Mir wär lieber, du hättest nicht gelogen! Jetzt glaub ich auch nicht mehr, daß du lebst! — Pfui! hatte sie rot werdend vor Erregung geantwortet, pfui! Das ist schon der Einfluß der Jüdin! — Da war auch er so erregt geworden, daß er kehrt machte, ohne Fahrkarte auf den grade weiterdampfenden Zug sprang und davon fuhr. Er war damals fest entschlossen gewesen, Mutter nie wiederzusehn und einfach anzunehmen, ihr Telegramm sei wahr, welch Entschluß jedoch bald verteidigt werden mußte gegen Gewissensbisse. Und selbst wenn die Natur mit dem Signal des Schlafes Kampfpause gebot, wurde er zurückgejagt ins Wache von

des Traumes Trompetenstoß: Mutter ist tot! — Ein Glück, daß er wieder bei Hannah ankam! Sie wußte sofort, was zu tun war. Sie setzte sich hin und schrieb an Mutter, indem sie, was gesagt werden mußte, in so überwältigend einleuchtende Worte faßte, daß zunächst mal Johannes, als sei er von einem Strahl andren Sehens verwandelt, ein andrer wurde und nicht dran zweifelte, daß nun auch Mutter eine andre werden würde. Da geschah das Unerwartete: Noch ehe dieser Brief abging, kam an Hannah ein tränendurchtränktes Schreiben Mutters, drin sie erklärte, sie könne nicht leben ohne ihr Kind; sie habe nach fürchterlichen Gewissensqualen sich ganz und gar geändert; sie wolle fortan alles ertragen, was das Leben verlange; sie wolle sogar Magddienste tun bei Hannah, wenn diese Johannes bewegen könne, Mitleid zu haben mit seiner Mutter und sich ihres Lebens zu erinnern, ihres schweren armseligen Lebens! Wenn Hannah das fertig bringe, werde sie, Maria Holl, ihr die Hände küssen und sie willkommen heißen als Tochter in ihrem Hause, wenn sie ein Haus noch hätte.

Draufhin war die Versöhnung zustande gekommen, und jetzt greift Johannes in die Tasche und legt einen ganzen Pack Briefe mit Mutters Segenswünschen auf den Stadtplan von London. — Unbegreiflich! Liebe oder Lüge? Gut oder Böse? Natürliches Empfinden oder Schicksalsbefehl? Keine Antwort. Alles ist still. Die Taschenuhr tickt. Das Herz schlägt. Wie lange noch? Draußen vor dunklem Fenster tut Novemberwind sich wichtig ...

Unbegreiflich! wiederholt Johannes und beginnt wieder zu wandern im Gewirr der Farben —: Am unbegreiflichsten aber bin doch eigentlich ich selber! Bin ich,

was ich war? Nein. Bin ich, was ich werden möchte? Nein. Was also bin ich?

Er blickt in den Spiegel, schüttelt den Kopf, entkleidet sich, löscht das Licht und legt sich endlich zur Ruhe. Sein letzter Gedanke ist, ob Hannah schlafe, oder wache. Dann träumt er, sie wache.

* * *

Du wachst, Hannah, nicht wahr: du wachst? — Ich wache. Ich bin immer neben dir. Du aber darfst dich nicht hastig aufrichten, nicht aufregen! — Sag mir, wie spät es ist! — Bald Morgen. — Werden wir morgen aufbringen können, was man von uns fordert? Der Preis ist so hoch für diese eine Nacht! Wir müssen gleich fort morgen aus diesem teuren Haus! — Still still! Wir sind ja nicht mehr im Hotel Viktoria!

Johannes schließt die Augen und scheint nun zu wissen, wo er ist, oder wenigstens zu glauben, daß Hannah es weiß. Hannah betrachtet ihn aufmerksam, und die während des Sprechens aufgekommne Sicherheit ihres Gesichts wird wieder Sorge. — Wie lange ist es her, daß sie sich auserwählt fühlt und berufen zu einer Liebe, die zuversichtlicher und stärker macht als Menschengedanken! Verblühten nicht gestern erst Narzissen? Soll nicht morgen erst Hochzeit sein? Ach! Und schon ist sie am Ende ihrer Kraft, überwältigt vom Wachen, betäubt vom eignen Opfer, preisgegeben allen Gewalten des Denkens an den Tod! Sie fühlt den Tod irgendwo in der Nähe wie einen unerwartet und fernher zugereisten Verwandten, der sich schon bereitet teilzunehmen an ihrem Feste morgen, und sitzt nun und denkt: Wie kann ich's ihm deutlich machen, daß er unmöglich ist! Daß

ich ihn nicht kennen will! Daß ich ihn hasse! Daß er fort muß aus dieser Welt! Daß ich mit meinem ganzen Leben mich ihm entgegenwerfe, wenn er sich wagen sollte in meines Johannes Nähe!

Johannes lächelt ohne die Augen zu öffnen. — Hochzeit! sagt er langsam und mit der Bestimmtheit, die er dem Fieber verdankt. Unsre Hochzeit ist morgen. Und wir haben nur einen Gast...! — Man kann nichts voraussehn und voraussagen im Leben! mahnt Hannah und legt ihre Hand auf die fiebernde Stirn. Ihre Hand ist kälter als das Eis, das im Verlauf der Nacht geschmolzen ist über seinen heißen Phantasien. Im Fieber hat Johannes eine großartige Hochzeit ausgerichtet im Hotel Viktoria. Eine Generalstabsuniform hat er angelegt, das heimliche Kreuz Bismarcks, und die Krone des Prinzen von Majeiken, während er Hannah bat, sich zu schmücken mit einem von Mutters Trauerkleidern, da Mutter ja doch nicht käme zum Fest, weil sie fort müsse, Vater versöhnen. Dafür waren viele andre erschienen, Ehre zu erweisen dem jungen Paare, aber keinen einzigen kannte Hannah. Immer wieder mußten ihr vorgestellt werden ein gewisser Deutfall, ein Lenzer, ein Abrahami. — Die Hochzeitstafel war auf einer Festwiese gedeckt am Ufer des roten Meeres. Propheten erhoben sich höher als der Sinai und feierten mit unsterblichem Wort dieses Liebesbundes Bedeutung für Deutschland. Und dann kamen, vom Kaiserlichen Konsul in London geführt, mehr als hundert in Lakaienuniform gesteckte Prinz-Franz-Grenadiere mit Braten und Feuerpunsch. Den Braten aber wollte Johannes nicht anschneiden, weil er behauptete, es wäre Misère, und den Feuerpunsch nicht kosten, weil er fürchtete, ein Toter habe ihn gemischt.

Er erhob sich, befahl, alle Blumen Londons zu kaufen und bat Hannah und die Gäste, sich zu sättigen an dem Duft, der nicht hierhergehörte. Als alle satt waren, teilte sich der Nebel und man sah Engel, die zum Tanze aufspielten. Die Gäste tanzten nun. Johannes aber bat Hannah, nicht zu tanzen, sondern fortzugehn und Farben zu suchen, damit er das Bild dieser ganzen Hochzeit malen könne. Er bat zunächst zärtlich, dann inständig jammernd, verzweifelt, dann befahl er, schrie, kommandierte, schlug um sich. — Ja, ja ich gehe! mußte Hannah immer wieder sagen, aber in Wirklichkeit blieb sie und wachte und wehrte dem Tod den Zutritt zu dieser Fieberhochzeit und in ihrer Verzweiflung, nachdem sie Gewalt als vergeblich erkannt, verfiel sie drauf, eine längst vergessne einwiegende Weise zu singen, und bei diesem uralten leisen Leidgesang legte sich des kranken Hochzeiters laute Aufregung, die den Tod anzulocken und herbeizuwinken schien. Johannes schlief ein und wurde vielleicht getröstet von einem Traum; Hannah dagegen glitt einsam aus dem Singen ins Sinnen, und was sie tröstete, war kein Traum, sondern schmerzhaft waches Überschauen der letzten Zeit, darin sie sich selber sah als etwas, das gut war für Johannes, wenn er litt. Wenn Johannes im Geringsten litt, war es sogleich wie bei Kindern an seinem Gesicht zu erkennen. Sie hatte Müdigkeit drin erkannt, Verlangen nach einem Heim, Verzweiflung über die Kostspieligkeit des Lebens schon an jenem Morgen nach der ersten Nacht in London; aber da sie damals gestärkt sich fühlte nach wundervoll tiefem traumlosen Schlaf, hatte sie alsbald vermocht, das ärgerlich Kostspielige als etwas besonders Schönes darzustellen und mit heiterem Zuspruch ihn ins Freie zu ziehn, damit er mit ihr neues

Unterkommen suche im Glauben an ein großes Glück, das ihnen begegnen werde. In Wirklichkeit hatte ihr das Herz geklopft vor Ungewißheit, und sie war froh gewesen, daß er nach kurzem fast zornigen Heimwehanfall drauf verfiel, das deutsche Konsulat aufzusuchen und nachzufragen, wo ein Deutscher hier leben könne, ohne geschröpft zu werden. Im Konsulat wurde er vom Beamten, den er mit seiner bescheidnen Frage im Schreiben störte, so angeschnauzt wie Hannah es nie gehört hatte; nicht einmal ärmste Juden in Rußland wurden ohne Grund so angeschnauzt. Sie wunderte sich, daß Johannes keine richtige Erwidrung fand und sah mit Schmerz in seinem Gesicht nur Scham und Haßbereitschaft, wo doch Stolz hätte aufflammen müssen; denn sie wußte um seinen Wert als Mensch besser Bescheid als er. Mit einer glücklichen Wendung verhinderte sie, daß seine Seele auf eine Ebene geriet mit der niederen Schreiberseele und, eignen ähnlichen Arger erwähnend, eignen ähnlichen Zorn lächerlich machend, stimmte sie ihn bald heiterer und gleichmütiger und erregte zudem neue Hoffnung mit dem Vorschlag, nun das russische Konsulat aufzusuchen. — Und dort, vielleicht weil sie natürlich und grad heraus zu sprechen pflegte, vielleicht weil sie unbefangen war gegenüber eignem Gefühl, von dem sie fast immer, gewiß aber hier, wo es Liebe zu Johannes bedeutete, wußte, daß es echt und richtig sei, vielleicht auch weil sie einfach mit ihrem Glauben an das Gute im Menschen dieses Gute wirklich hervornötigte, dort war es ihr geglückt, des Beamten Mitgefühl in dem Maße zu erregen, daß er noch selbigen Tages sie beide unterbrachte, zu sehr mäßigem Preis bei seinen eignen Bekannten, freundlichen älteren Engländerinnen, in deren

Haus es zuging wie vor siebenzig Jahren. — Mit altenglischem Behagen und Sinn für Herzensangelegenheiten hatten diese Damen ihrer sich angenommen und das zu einer Trauung Nötige veranlaßt. Ein Aufgebot von drei Wochen forderte das Gesetz, eine Zeit, die Hannah unerträglich lang schien. In Gesellschaft war sie zum Schweigen verurteilt, da sie der englischen Sprache nicht mächtig war, und mit Johannes lange allein zu sein, vermied sie, da er besorgt war, die andren möchten solches vielleicht nicht passend finden. Sein Gesicht zeigte deutlich, daß er an einer Unruhe litt. Abwechselnd in Nebel und Kaminwärme, im Museum und drawing-room die Zeit verbringend, schien er geplagt von zwiespältiger Sehnsucht nach Welt und Heim, und Hannah entwarf in Gedanken hundert Pläne zur Verwirklichung dessen, was er ersehnte. Da sah sie ihn eines Tages erhellten Gesichtes und harmonischen Blickes über einem Buche, das er zufällig im Hause gefunden. Es war ein Buch über chinesische Malerei. Und während er es studierte und über den beigegebnen Bildproben sann, saß sie und war glücklich ihn so sehen zu dürfen und lernte die Formel, die sie bei ihrer Trauung englisch hersagen mußte: I do solemnly declare that I don't know of any lawful impediment, why I, Hannah Wasserzug, may not be joined in matrimony to Johannes Holl! — Dann, nach dieser Wahrnehmung, wie Kunst ihn packte, hatte sie ihn in Galerien gelockt vor die Gemälde der großen abendländischen Meister und hatte es auch durchgesetzt, daß er ostasiatische Kunst im Original sehe, da grade eine Ausstellung davon in London stattfand. Seines Gesichtes heimwehhaft schöne Erschüttrungen vor den Meisterwerken, seine rührenden Anklagen des Schicksals,

wonach er sich ausgewiesen fühlte aus dem Reiche der schönsten Schöpfung, hatten Hannah bestärkt in ihrer schon lange gehegten Meinung über den Weg, den er machen mußte, um zu seinem Ziele, zu sich selbst, zu gelangen. Sie hatte lange nachgesonnen und war zu dem Schluß gekommen, daß es das Klügste sei, ihn auf diesen Weg nicht zu drängen, sondern nur unmerklich hinzuleiten. War sein Sehen wirklich so stark wie seine Sehnsucht, würde er den Weg schon finden, auf welchem Gebiet auch immer er sei. Mochte er nach seinem Wunsch zunächst Nationalökonomie studieren! Ihr nächstes Ziel war: ein behagliches Heim, Erholung und Aussicht in schönere Welt ihm zu schaffen! Vor ihrer Fahrt hatten sie in Tübingen, weil es Deutschlands billigste Universitätsstadt war, eine kleine Wohnung gemietet und zur Einrichtung die Hälfte des aus Amerika gekommnen überreichlich bemessenen Geldes verwandt. Jetzt, da sie so billig untergekommen waren, hatte Hannah die Ausgabe nicht gescheut und heimlich ein schönes Stück dazu erworben, einen indischen Vorhang, der auf der Ausstellung Johannes gebannt und begeistert hatte. Sieh! hatte er gesagt, auf dieser Seide ist Gesang gemalt, Gesang und Wind, geknicktes Rohr und fortziehende Vögel, verzauberte! — In Tübingen vor seinem Arbeitsplatz sollte er dies nun wiedersehn!

Schon jetzt sich freuend auf das schöne Aufleuchten seines zerarbeiteten Gesichts, war nun auch Hannah ins Träumen geraten, da war das Grauen des Morgens, des Hochzeitsmorgens, im Fenster erschienen, Johannes hatte gefragt: Du wachst Hannah, nicht wahr du wachst? — und da hatte sie wieder die Sorge in ihrem Gesicht gefühlt, als fühle sie den Tod.

Hannah nimmt jetzt ihre Hand vom Haupte des Kranken und erhebt sich leise, um die Lampe zu löschen. Er öffnet die Augen nicht. Es ist auch nicht zu erkennen, ob er schläft oder wacht, träumt oder denkt, fiebert oder von ihr weiß. Sein Atem, Dank sei Gott! geht ruhig. Genesung wäre vielleicht schon zu spüren, müßte man nicht weilen in dieser Atmosphäre von Nebel und Kamindunst! Wann wird nun ihre Hochzeit sein? Wann werden sie ankommen in ihrem Heim? Gott weiß, wie lange sie hier noch leben müssen!

Hannah steht am Fenster und betrachtet noch einmal den indischen Vorhang. Sie hat ihn mitgenommen ins Krankenzimmer, damit er ihr nicht abhanden komme. Jetzt aber, heute an diesem Morgen, der eigentlich ihr Hochzeitsmorgen ist, jetzt sieht sie ihn zum letztenmal. Es hilft nichts, sie muß ihn wieder verkaufen, muß Geld beschaffen für die Pflege des geliebten Kranken! Sie muß die Gelegenheit, mit Schönem zu helfen, in einer glücklicheren Zeit finden! Er ist schön der Vorhang! Es ist schade um ihn! Es sind Tränen auf dem Gefieder der verzaubert fortziehenden Vögel ...

Da sagt Johannes: Nicht weinen, Hannah! Weißt du nicht, daß heute unsre Hochzeit ist? Ich werde mittags aufstehn und zur Trauung fahren mit dir und dann gleich übers Meer und weiter bis wir zu Hause sind. Erschrick nicht! Ich rede nicht im Fieber. Ich weiß wohl: Vor einigen Tagen im Nebel brach ich zusammen. Wir hatten grade Leonardos Madonna unter dem Felsen besucht. Wann war es? Ich weiß es nicht. Ich weiß nur: den schlimmsten Anfall habe ich überstanden, und heute ist unsre Hochzeit. Ich will dich nicht allein lassen in diesem Nebel, drin der Tod ist. Wir wollen fort! Ich

werde schon vorbeikommen am Tod, wenn ich mit dir gehe ...

Wie ein Vogel, von dem lähmender Zauber genommen wird, fliegt sie zu ihm. Wie ein Vogel, der vor Windsgewalt warnt, fleht sie, er möchte um ihres Glückes willen doch den Tod nicht herausfordern oder auch nur streifen. Er ist nicht umzustimmen. Er ist überzeugt, er werde dem Tod nur entkommen, wenn er noch heute aufbricht mit ihr, dem Leben entgegen.

So bereitet denn Hannah sich zur Hochzeit. Als sie in den Spiegel blickt, sieht sie: ihr Haar ist grau geworden in der Sorge der letzten Nächte. Mit den Silberfäden der Sorge ist ihr junges Haar geschmückt am Hochzeitsmorgen.

Der Jünger des Ahasver

Es war eine Frühlingsnacht. Dunkel zu Beginn, duftig und jungen Klanges voll. Man hörte vom Neckar her das Geräusch eines nächtlichen Rudrers, im nahen Baume des Blühwindes Ermuntrungen und bisweilen in der Ferne das Jauchzen verliebter Menschen. Zu sehen war nichts.

Dann kam der Mond. Matt und mühsam zunächst herwandernd von Osten und lange draußen umherschleichend zwischen Gemäuer und Kirschblüten, bis er miteins ganz dicht vorm Fenster stand, fahl, verfallen und fast zum Erschrecken traurig. Es war, als starre das in Haß gehetzte harte atemlose Antlitz eines zu ewiger Wandrung Verurteilten grade in Hannah Holls Augen,

höhnend mit uraltem Wissen ums Gewesene und, trotz uralten Unglaubens, lüstern nach einem Geständnis der Liebe.

Hannah, in der Überraschung ratlos und beunruhigt, suchte ihren Augen eine Zuflucht im Raum. Sie sah fast den ganzen Raum ausgefüllt vom Ehebett und die eine Wand schon in der Gewalt des unheimlichen Wandrers draußen. Nahe ihrem Herzen aber im Schatten ihres Hauptes sah sie Johannes, der endlich Schlaf gefunden und im Atem noch dankbar ihrer zärtlichen Sorge, ihres Zuspruchs, ihres Einsingens sich zu erinnern schien. — Sie war glücklich und wandte nun furchtlos ihr Gesicht dem Monde zu. Da begann der zu sprechen.

Ich sah in Zion die Klagemauer der Juden — begann er zitternd — Geschlecht nach Geschlecht als stöhnenden Staub! Nie sah ich Erlösung. — Des Glückes Schimmer in Hannah Holls Augen verlor sich nicht. — Die Stelle sah ich, wo Salomos tausend Frauen tanzten. Leer ist sie. Tot ist die Lust. — Die Liegende lächelte. — Es ist alles dem Tode verfallen! betonte der Mond. Vom Grabe Davids bis zu Tübingens Türmen ist nichts, was Leben bewahren kann so lang als ich wandre! — Die Glückliche lächelte abermals. Du weißt nichts von meiner Liebe! entgegnete sie ganz leise. — Liebe ist Blutflut! höhnte der Mond. Alle Flut aber in meiner Gewalt und stirbt in der Ebbe. — Liebe ist mehr als Lust. Liebe ist stiller als Blut! sagte die Gehöhnte und blickte den Mond fest an, da wurde dessen Blick unsicher. — Ich muß fort, erklärte er traurig, aber wie über mich der Schatten kommt, so über dich der Schmerz! An deiner Seite liegt einer, der vom Tode träumt, der Wünsche des Wahnsinns im Hirne schon hat und im Herzen Trümmer der

Treue! — Nun wurde Hannah ganz zornig. Ihr Innerstes empörte sich und schrie auf: Fort! Verhülle dich. Stirb! Lieber Schmerz auf mir, als daß du ihn weckst mit deiner unheiligen Helle! Da verschwand der Mond, aber er kam noch einmal wieder und sagte mit schamloser Deutlichkeit: Nie im Leben wirst du ein Kind gebären! Denn Sorge ums Brot ist der Zeugeluft Tod! Und eher wird meinem Golde nachgehen der Träumer an deiner Seite, als daß er hungert im Dunkel deiner Liebe! — Da weinte die also Gewarnte, während der Mond hinter wollüstigen Wolken sich barg. Mitten in der Nacht war es. Johannes, hin und her sich werfend, atmete jetzt in eines deutlich weh tuenden Traumes Gewalt. Hannah lag lauschend und drauf bedacht, daß ihr Weinen, das vom Mond gewollte Weinen, ganz leise blieb. Schließlich blieb es nur in ihrem Herzen. Da faltete sie die Hände wie ein Kind und dachte an den ewig Unsichtbaren, Namenlosen, Wunder Vollbringenden, an den Hüter aller Geheimnisse. Sogleich vergaß sie des Mondes Marter und fühlte im Herzen Beschwichtigung, als schwebe darin, lind und leicht wie Blütenhauch, etwas von der Liebe ihrer früh und fromm verstorbenen Mutter, etwas von jener Liebe, die den Tod überlebt. — Auch meine Liebe wird den Tod überleben! sagte sie sich, und es wird alles gut werden. — Gleich danach schlief sie ein.

Nun wartete der Mond noch ein Weilchen, und als sie nicht erwachte, kam er wieder hervor, fiel über Johannes her und weckte ihn. Johannes erschrak sehr. Er vermeinte, sein Herz habe ihn geweckt oder sein Hirn, weil es die Nähe des Todes gespürt. Dann sah er die schön und unschuldig Schlummernde an seiner Seite und

schämte sich. Er beugte sich hinüber und begann aufmerksam sie zu betrachten, während ihm einfiel, was er gelesen in der Buddha-Legende von jener letzten Nacht des noch Prinz seienden Gottes im Frauengemach und wie des Frauenleibes lüsterne Entstellung, Blöße und Vergänglichkeit ihn zum Aufbruch getrieben und zum Beschreiten des Weges ins Nirwana. Aber so sehr Sympathie mit jenem Erlösten den Blick ihm auch schärfte, er fand nichts Vergängliches, Häßliches, Abstoßendes in Hannahs Antlitz und Lage. Sie lag da und sah aus wie ein Kind, das sich bewacht weiß von Liebe und im Vertrauen auf diese wachende Liebe getrost durch alle Träume geht. Es war ein Anblick, der ihn beseligen hätte können, wenn das, worauf Hannah träumend vertraute, nicht sein Leben gewesen wäre. Sein Leben aber schien ihm ungeraten, ungesegnet, unwert des Namens Liebe, zu sehr im Anbeginn mißlungen, als daß man drauf hätte vertrauen können. Er selber vertraute nicht drauf. Er legte sich zurück, blickte in den Mond und klagte sein Leben an. Er fand nichts drin zu verteidigen, er verwog es, verdammte es, schämte sich seines Lebens. Es wegzuwerfen wäre zweifellos Lust, wenn es nur auch Liebesbeweis wäre! Aber Hannahs ganzes Wollen schien grade drauf gerichtet, daß er sein Leben weiterführe! Wohin? Zu welchem Abschluß? Was nützen Plan und Maß, wenn Trümmer zugrunde liegen dem Bau? Wie hab ich mich abgemüht! dachte er, wie hab ich mich müd gelebt! Und was ist jetzt mein Leben, jetzt da die Liebe drin wohnen soll, was ist es jetzt? Ein Gedankenwirrwarr in der Nacht! Nicht einmal zum Schlafen mehr taugt es! Es liegt da und wird beworfen mit Bruchstücken der Logik, mit Bildfetzen der Lüge! Von wem?

Von mir nicht! Von einem mondsüchtigen Satan vielleicht, so höllisch, so ohne Zusammenhang ist das Ganze!

Flimmernde Katzen kugeln vom Monde herab, rhythmisch und zu Ornamenten sich ordnend. Eines Fabeltieres feuchtglänzendes Glied hebt sich fortpflanzungsbereit aus der Tiefe, wird Trompete, klingend fällt Gold aufs Bett. Ein Professor hebt den Finger: Quantitätstheorie! Misère folgt immer dem Orion! ruft Deutfall fernher und tanzt mit funkelndem Revolver durch den Weltenraum. Unten im dunklen Winkel winkt und grinst etwas Gräßliches. Mutter? Hasche hasche Heuwagen! Hurra! Bucklige Jünglinge mit schwarz-weiß-roten Bändern und Brillen sitzen und summen: Ultimogeld, Privatdiskontsatz, Industrieakzept! — Abfahrt! schreit jemand in Uniform. Von jeher haben die preußischen Könige ... Aber nehmen Sie doch Platz, Herr Leutnant! Nicht Leutnant bitte! Herzkrank! Lebt nur von Schlafmitteln! So schlaf doch, mein Herzchen, schlaf! Eia, eia ... Eine Madonna jetzt malen. Ha, ein Liebchen sich malen! Mond Palette. Dann dunkler Morgen. Ich tot wie ein steifer Hammel, der sterbend nichts sah als seinen eignen Stall. Erhöhung der Pension beantragen! Hab doch dem Staate gedient! Wie? Nur zwei Mark noch haben wir? Gut! Anderthalb für dich, eine halbe für mich! Keinesfalls mehr als eine halbe für mich! — Einen eignen Gedanken? Deutschtum: Jedes Sichabschließen ist Folge des Gefühls der Unterlegenheit im Geist! Eine Madonna ja! Und ein Tier. Aus der Krippe Bethlehems fressen! Sich vollsaufen im Lamm, erstes Haus am Platze! Warum nicht Mehlbrei am eignen Herd? — Nehmen wir doch eine Aufwartefrau, aber kein Kind! Um Gotteswillen jetzt in dieser Misère kein Kind! Misère ist tot.

Der Mai ist gekommen ... »Wenn nicht auch die Liquidität der Reichsbank genügen würde!« Eine Verteidigung? Eine Verteidigung lehne ich ab, weil der wegen geistiger Überlegenheit Angeklagte seinen Richtern ohnehin überlegen ist! Ich stehe jetzt auf. Der Mann im Monde winkt. Der ewige Jude wankt und wandert. Ich stehe jetzt auf. Ich studiere solange, bis ich zu Golde komme. Ich stehe jetzt auf.

Johannes stand auf. Ganz leise, damit Hannah nicht wach werde, erhob er sich, kleidete sich an, schlich in den Nebenraum und machte dort Licht. Vor seinem Arbeitsplatz flimmerte der indische Vorhang. Silberne Vögel zogen durch verzauberten Wind. Uralter Gesang begann. Johannes steckte beide Finger in die Ohren und zwang die überwachen Blicke hinein in die Reihen statistischer Tabellen. Er unterrichtete sich über die Entwicklung des Depositengeschäfts in Deutschland, grübelte lange über der Begriffsbestimmung der bankmäßigen Depositen und studierte dann nacheinander das Wesen des Kontokorrentgeschäfts, des Diskontgeschäfts, des Lombard-, Emissions-, Effektengeschäfts. Draußen hinter Blüten dämmerte es. Im Zwielicht las er gerade den Satz: »Wirtschaftliche Gesetze sind jedem staatlichen überlegen« — da erschien im Hemde Hannah auf der Schwelle und rief in schlaftrunkner Erregtheit, sie werde es nie dulden, daß er nachts arbeite! Ob er denn durchaus —— Es ist gar nicht mehr nachts! unterbrach Johannes schroff. — Ob er durchaus und absichtlich seine Gesundheit zerstören wolle? — Was für Gesundheit? rief er. — Hast du ganz vergessen, mahnte nun Hannah mit dem mildesten Klang ihrer Kinderstimme, was du mir gestern versprachst? — Er hielt sich die Ohren zu und begann laut zu lesen:

»Aber auch die Aktie ist von Bedeutung. Deutschland hat keine großen Privatvermögen. So ist es die Aktie gewesen, die die Riesenbetriebe ermöglicht hat.« — Hannah verschwand im Schlafraum und kam nach einer Weile angekleidet zurück. Er sprang auf, löschte die Lampe und begann hin und her zu gehen: Wenn du mich immer störst, kann ich nicht arbeiten! — Du sollst auch nicht arbeiten jetzt! Diese Zeit ist zur Ruhe da! — So? Hast nicht du selbst mir geschildert, wie arme jüdische Studenten Nacht für Nacht aufsitzen und studieren? Soll ich das etwa nicht können? Traut man mir in geistiger Hinsicht weniger Energie zu? Vielleicht weil ich Offizier war? Vielleicht weil ich — Sie blickte ihn an mit einem Blicke, der ihn verstummen machte. Nun war es still. Nun hörte man draußen das Auffingen der Vögel und im Flieder des Frühwinds Geflüster. Hannah richtete den Kocher und wollte Kakao bereiten, fand aber die Spiritusflasche leer. Da setzte sie sich ans Fenster, sann in die Ferne und suchte Trost in einem inneren Gesicht. Sieh mal — — begann sie vorsichtig. — Ich will nichts sehn! rief er ohne stehn zu bleiben. Sie folgte ihm traurig: Du bist wieder so überarbeitet. Du solltest alles hinwerfen und nur dich pflegen lassen, ganz zu Kräften kommen erst! — Das heißt also, ich bin verrückt. — Aber Hannes! — Laß mich in Frieden! sag ich dir! — Gestern abend noch warst du so lieb zu mir, und heute ... man könnte meinen, ich hätte dich unglücklich gemacht. — Nein! schrie er und stampfte mit dem Fuß, ich habe dich unglücklich gemacht! Ich seh es ja! Du bist blaß, elend, unterernährt. Du sparst dir den Bissen am Munde ab, damit ich mehr habe. Deine Hände werden rissig von der Stickerei. Du mußt zittern vor dem Gerichtsvoll-

zieher nur weil ich früher zu gut gelebt. Du mußt dich abhetzen und abweisen lassen von dickbäuchigen Kerls und muffigen Weibern, weil du immer noch mehr Arbeit suchst. Und ich? Ich soll schlafen und mich pflegen lassen und abwarten, ob ich verrückt werde oder es so weit bringe, daß ich drei Mark verdiene im Tag! Nein! Ich leb nicht länger auf deine Kosten! — Aber das tust du ja nicht! Du hast doch deine ——— Ich leb nicht länger, sag ich dir! Ich kann das nicht mehr. Ich will nicht mehr! Ich hab dich viel zu lieb, als daß ich mit meiner verfluchten Vergangenheit dir die Zukunft verelende! Unsre Liebe — — Hannah versuchte den jetzt immer schneller Umherirrenden anzuhalten: Unsre Liebe ist doch von einer andren Welt! — Ganz recht! rief er und riß sich los, also hier unmöglich! Ich will in eine andre Welt! — Er nahm Deutfalls Revolver aus dem Schubfach, eilte hinaus und sprang die Treppe hinab, während Hannah totenblaß mit kleinen Aufschreien würgenden Schrecks ihm folgte so schnell sie es vermochte. Er ging raschen Schrittes die Neckarhalde hinab. Erst an der Alleenbrücke, wo er rechts abbog den steilen Weg zur Burg hinauf, holte sie ihn ein und hängte sich in seinen Arm, sichtlich entschlossen zu allem, nur nicht zu einem Vorwurf, blaß und doch lichtvoll in ihrem kindlichen Glauben an des Glückes Nähe. Johannes blickte sie nur heimlich an, verharrte im Schweigen und ging, als wäre sie nicht da. Auch sie schwieg. Jeder von ihnen dachte zunächst: der steile Weg ist schuld! aber später als sie oben und eben gingen: Schweigen ist doch das Beste! — Über Flieder und Weißdorn in Dämmrung noch lag die Burg. Sie gingen vorüber und gingen und gingen bis sie zur Lichtenberger Höhe gelangten. Vor

ihnen neigte der Mond sich seinem Untergange zu. Groß, traurig, tot. In kaltem Frühblau ragten die Berge der Alb. Wie ein Dorn am Horizont: der Hohenzollern. Johannes fröstelte. — Kehren wir um! sagte Hannah und zog ihn zurück auf den Weg, den sie gekommen und der nun von Sonne überflutet wurde nach und nach. Auch jetzt schwiegen sie. Es war, als nähme das steigende Licht alle Worte vom Munde ihnen fort. Am Schloß bogen sie links ab und gingen durch die Gassen der Altstadt zu ihrer Wohnung zurück, überall jetzt von Sonne geliebkost; sogar in der düsteren Judengasse küßte sie ein Strahl, der von irgend etwas Glänzendem oben abprallte. — Wie nach weiter Reise kam Johannes wieder in seinem Raume an, mit ihm Hannah und die nachstürzende Sonne. Er sah sich um. Er sah den blanken Boden, den schmalen aber echten Teppich, die schöne Tischdecke mit dem kupfernen Teekessel drauf und dem chinesisch bemalten Brotkorb, der jetzt mit frischem Weißbrot gefüllt wurde; er sah die Fenstervorhänge aus duftigem Mull, seine Bücher, seinen Arbeitsplatz in der Nähe des indischen Vorhangs und sah rings an den Wänden die Nachbildungen alter Meisterwerke: Rembrandts Selbstbildnisse, Leonardos Mona Lisa, Holbeins Erasmus, Dürers Baumeister Hieronymus, Raffaels Papst Julius, Giorgiones Venus und Stephan Lochners Maria der Verkündigung. — Wie vertraut alles ihm doch war! Wie doch alles an Liebe erinnerte! — Hannah beobachtete ihn schweigend, als warte sie auf etwas. Er besann sich einen Augenblick, dann barg er sich an ihrem Herzen. Vergib! flüsterte er immer wieder. Vergib! — Ist es nicht schön hier? sagte sie. Habe ich dies alles nicht für dich eingerichtet? Warum erst bis fast auf den

Hohenzollern laufen und durch die Judengasse, wenn es hier doch am schönsten ist! — Jeder fand nun, daß der andre überanstrengt aussehe, und sie beschlossen, die so früh verlorene Ruhe nachzuholen. Unterdessen stieg das Licht.

Hannah erwachte wie von schrillem Glockenklang und wußte gar nicht, wo sie sich befand. Der Platz an ihrer Seite, wo Johannes doch ruhen sollte, war leer. — Johannes! rief sie erschrocken. — Ja! sagte er. Er saß auf der andren Seite und hatte, während sie schlief, in Farben eine Skizze ihres Gesichtes begonnen. Wieder schrillte die Glocke. Verdammt! rief er, beinah war ich fertig! Da plagt jemand der Teufel. Du erwachst und ich muß hinunter.

Es war der Briefbote. Ein Brief von Mutter. Mutter schrieb mit sichtlich begeisterter Hand von einem traurigen Unglücksfall, der ein großes unerwartetes Glück für sie bedeute. Tante Linchen sei gestorben — hier gab es Tränenspuren im Brief — dann aber liefen die Zeilen hastiger und freudenbeschwingt aufwärts. Tausend Mark habe Tante Linchen ihr vermacht, schrieb Mutter. Nun könne sie ihren einzigen Wunsch sich erfüllen und in die Nähe ihres einzigen geliebten Kindes ziehen. Sie sei ja jetzt, da sie so viel Geld besitze, nicht abhängig. Sie könne sich allein erhalten. Allein wohnen, wenn es verlangt werde. Sogar noch helfen, wenn es nötig sei! Ihren Haushalt in Wartenfeld habe sie bereits aufgelöst und treffe spätestens am Donnerstag in Tübingen ein. Der liebe Gott meine es doch noch gut mit ihr. — Was wird nun? sagte Johannes, und Hannah sah ihn erstaunt an: Was soll werden? Wir nehmen sie auf. Hier nebenan kann sie wohnen. Gleich werd ich mit der Einrichtung

beginnen. Sie soll es nicht schlechter haben als wir! — Unmöglich! wiederholte Johannes immer wieder, unmöglich! — doch Hannah sprach ihm gut und fröhlich zu und malte das künftige Leben aller drei in sanften Farben aus. — Übrigens das Bild, das du von mir begonnen, sagte sie schließlich, ich finde, es ist schon etwas Seelisches drin! Willst du es nicht vollenden? — Ich habe jetzt keine Lust mehr! erwiderte er.

* * *

Über den indischen Vorhang glitt die Sonne eines windig zu Ende gehenden Herbsttages und wurde von den Silberschwingen der Zaubervögel zurückgeworfen grade in Maria Holls Augen hinein. — Verfluchtes Geflimmer! rief die Geblendete laut, obgleich sie allein war, und schob mit solchem Ruck den fast fertig gedeckten Teetisch in den Schatten, daß das Gebäck aus der Schüssel sprang und eine Tasse zu Boden und in Scherben. Die Scherben blieben liegen. Maria kniete daneben, barg die Augen in der Hand und weinte wie ein Kind, weil mit den ersten Tränen des Ärgers zugleich die ganze Bitternis und Sorge ihres Herzens deutlich geworden war. — Warum vier Gäste auf einmal? Warum überhaupt Gäste? Warum eine so üppige Bewirtung mit Tee, Mürbgebäck, Marmelade und Brötchen? Hat diese Frau etwa soviel mitgebracht in ihre Ehe, daß sie sich erlauben darf, die Gastfreie zu spielen? Hinwegzusehn über die Sorgen des Nächsten? Wäre das nächste nicht gewesen, an Johannes zu denken? Das Geld für dies alles an seine Pflege zu wenden? Ach Johannes, Kindchen! Was würd aus dir, wenn ich nicht da wär! Ach wärst du doch klein noch und würdest mehr hören auf mich! Auf diesen

meinen Armen würd ich dich herumtragen um den Eßtisch, würd dich in Schlaf singen, würd dich behüten vor allem Bösen!

Hannah trat ein und sah zunächst die Scherben. Ei, das bringt ja Glück! rief sie fröhlich und dann die Weinende wahrnehmend: Um Gottes willen, was ist geschehen? Du weinst doch nicht etwa deswegen, Mutter! — Maria erhob sich mit verstörtem Gesicht und gab keine Antwort. Indem sie auf dem Tisch all und jedes von der Stelle rückte, brachte sie alles in Unordnung und begann dann von neuem zu decken. Hannah sah ratlos und erstaunt zu. Als sie Maria eine neue Tasse holen sah, versuchte sie, die sichtlich Beleidigte zum Sprechen zu bringen. Noch eine Tasse, sagte sie, es kommen ja vier. — Ihre Worte blieben unbeachtet. — Es kommen vier Gäste, Mutter! — Herrgott, ich weiß es! schrie Maria, und Hannah wurde blaß. — Warum schreist du mich so an? Was tat ich dir? — Ich weiß, daß vier kommen! wiederholte Maria, für mich hab ich nicht gedeckt. — Warum nicht für dich? — Ihr seid ja froh, wenn ich nicht dabei bin! Außerdem: irgendeiner hier muß doch ans Sparen denken! — Beleidigungen scheinen dir Bedürfnis von Zeit zu Zeit! Aber wenn Johannes kommt, beherrsch dich bitte! Du weißt, wie er sich aufregt über deine Ungerechtigkeit und solch Gesicht! — Solch Gesicht? Du beleidigst mich! Nicht mein Gesicht regt ihn auf, meine liebe Hannah, sondern weil du ihn aufhetzest gegen mich — — Das ist nicht wahr, Mutter! — Ich verbitte mir den Ton! — Aber die Wahrheit wirst du dir hoffentlich nicht verbitten! Die Wahrheit ist, daß du Johannes schon mehrmals aufgeregt hast, obgleich du weißt, daß der Arzt — — Glaubst du, ich war seinet-

wegen nicht beim Arzt? Der Arzt ist ganz auf meiner Seite, nachdem ich ihn aufgeklärt drüber wie Johannes hier lebt. Da muß einer ja hypochondrisch werden! sagte er. Ins Leben müsse er hinaus! In einen normalen Beruf! Unter Männer! An den Stammtisch ab und zu! Wenn er den ganzen Tag nur mit Studieren sich abgibt und Träumerei und mit weiß Gott wem verkehrt und mit dir nur spricht, wann spricht er denn mal mit mir? dann muß das ein schlimmes Ende nehmen! — Wie kannst du so reden! Du weißt wie krank er war! — Warum war er denn als Offizier nie krank? — Als Offizier nie krank! Mutter! — Zum Schluß erst. Aber weiß ich denn, ob er da nicht schon von dir ... ob er dich nicht schon kannte! — Du scheinst wirklich gar nichts zu wissen in deinem Haß gegen mich! — Ich verbitte mir den Ausdruck! Wir Christen kennen keinen Haß! —

Im Vorraum wurde jetzt eine Tür geöffnet und man hörte das Hereinspringen des Windes. Der Wind schien stark zu sein heute; trotz der Sonne. Alle Zweige draußen schienen verzweifelt; man brauchte gar nicht hinauszublicken; man sah im ganzen Raum, wie ihre Schatten geschüttelt wurden. Hannah lauschte und schien zu leiden mit dieser Bedrängnis der Schatten. Maria deckte den Teetisch zum drittenmal. Johannes trat ein. — Ohne eine der beiden Frauen anzublicken ging er zum Fenster, blätterte in einem Buch das er mitgebracht, und sagte: Endlich einmal ein nationalökonomisches Buch, drin was Vernünftiges steht! Es ist »Fortschritt und Armut« von Henry George. Hätt nie gedacht, daß ein Amerikaner folgenden Satz schreiben könne: »Starke Seele und hohes Streben — das ist es, was die Welt heute braucht. Die Schönheit liegt noch in Fesseln, und eherne Räder gehen

über das Schöne und Gute und Wahre fort, das aus so vieler Menschen Leben entstehen könnte.« — Er blickte auf: Ja, wie seht ihr denn aus? Was ist geschehen? Hannah ergriff seine Hand und wollte ihn hinausziehn: Komm! Bis Mutter fertig ist! — Ich geh schon! rief Maria und ging, ich geh schon! aber an der Tür blieb sie stehn: Du brauchst es mir nicht immer anzudeuten, Hannah, daß ich zuviel hier bin! Ich weiß es schon lange. Und weiß, daß das Ganze heute nur drauf angelegt ist, mich hinauszuekeln, damit ich eurem Besuch nicht im Wege bin! Bin dir wahrscheinlich nicht gut genug, neben dem Herrn Fabrikanten zu sitzen! Aber der imponiert mir nicht so viel! (sie schnippte mit den Fingern). Ich bin von meiner Heimat in Preußen her ganz andren Verkehr gewöhnt! — Was ist denn los? rief Johannes. Was hat dieser Besuch mit dir zu schaffen? Fabrikant Splitter kommt meinetwegen. Um mich näher kennen zu lernen. Um zu sehn, ob ich brauchbar sei für ihn. Das könntest du bedenken und nicht kurz vorher mich aufregen mit deinen Launen! Es ist ein Besuch, der entscheidend sein kann für mein Leben, für unser aller Leben! — So? rief Maria, und deshalb mußte Hannah noch drei junge Leute dazu einladen? — Johannes ging auf seine Mutter zu mit geballter Faust: Willst du damit etwa andeuten, daß meine Frau ihretwegen junge Leute sich einlade? Etwa um sich zu vergnügen? Pfui! Schäm dich! Du bist eine — niedere Seele. Du siehst täglich, wie Hannah nur für mich lebt und arbeitet und Opfer bringt. Du selber lebst von ihrer Hände Arbeit und du willst — — Genug! schrie Maria weinend, genug! Ich nehme keinen Bissen mehr in diesem Hause! Keinen Schluck Wasser! Ich geh noch heute! Augenblicklich geh ich! Lieber betteln will

ich, lieber geh ich in den Neckar, als daß ich — — Geh! schrie Johannes außer sich und nach Atem ringend, geh! geh! Warum gehst du nicht? — Maria ließ sich auf die Erde sinken und stöhnte. — Bedenke doch! mahnte nun Hannahs Stimme, bedenk: es ist doch deine Mutter! und gleich darauf kniete sie neben der plötzlich alt aussehenden, weinenden Frau und versuchte sie aufzurichten: Komm Mutter! Steh auf! Komm! Sei vernünftig! — Laß mich! schrie Maria. Johannes, die Hände auf dem Rücken, ging im Raume hin und her. Die noch immer vom Wind bewegten Schatten schienen zu erschrecken und hastig auszuweichen seinem Schritt. In das Weinen seiner Mutter, in das mitleidige Trostzusprechen seiner Frau hinein klang seine Stimme, die hart und scharf geworden auf dem Exerzierplatz: Laß sie doch gehn! Laß sie für ihre Launen büßen! Laß sie zu Fremden gehn meinetwegen! Bis sie endlich lernt, wie schwer das Leben ist! Mir ist es gleich! Sie hat es so weit gebracht, daß mir alles gleich ist! — Maria weinte lauter. — Glaub ihm nicht, Mutter! sagte Hannah, ich weiß, daß er dich lieb hat. — Sie läßt sich nicht lieb haben! fuhr Johannes fort. Als Kind schon habe ich's vergebens versucht. Und mein Vater wohl auch. Und doch hat sie ihn zu Tode gequält mit ihren Launen! — Maria Holl sprang auf: Du lügst! Du versündigst dich. Du bist in Haß gehetzt worden! — Ich weiß es von Tante Emilie! sagte er mit der Ruhe des Übererregten; dann plötzlich schrie er: Und so wie meinen Vater, so wird sie mich unter die Erde bringen!

Maria warf den Oberkörper zurück, schloß die Augen und schien zu erstarren in einem übermäßigen Zusammenpressen der Hände. In dieser Gebärde glich sie fast der

mater dolorosa auf Grünewalds Isenheimer Altarbild; nur war ihr Gesicht nicht wachsbleich sondern flackernd rot; nur wurde sie nicht gestützt von Johannes, dem Jünger des sterbenden Gottes, sondern von der Frau dessen, den sie mehr liebte als Gott, der noch lebte und doch verloren schien für sie. Ach . . . ach! hauchte sie, als müsse sie vergehn. Dann plötzlich gab sie sich einen Ruck, riß sich los und wandte sich gegen die, die soeben noch ihr Halt gewesen: Nur du bist schuld an all dem! schrie sie. Nur du! Ja nur du !! — Gleich drauf fühlte sie sich am Arm gepackt und zur Türe hinausgeschoben. Sie schrie. Erst in unartikulierten Lauten, als werde physischer Schmerz ihr zugefügt, dann zu Hannah sich wendend: Du bist Zeugin, daß er mich hinauswirft! Daß er seine Mutter mit Gewalt hinauswirft! Ich gehe. Ich gehe allein. Ihr seht mich nie wieder! Ich will beten für euch, daß eure Kinder an euch nicht tun wie ihr an mir! Lebt wohl!

Sie ging in den Nebenraum, darin sie ihre paar Habseligkeiten und Andenken hatte, Kleider, Kissen, Nippes und Photographien meist, und bald hörte man sie dort so herumwirtschaften, daß kein Zweifel mehr bestand: sie packte. Hannah ging hinaus und kam wieder herein. Johannes wie ein plötzlich müde gewordnes Kind lehnte sein Haupt an ihr Herz. Dein Herz hört sich an wie das eines verängstigten Vögelchens! sagte er ohne aufzublicken. Sie schwieg und strich ihm das Haar aus der Stirn. Dann fühlte er ihre Tränen auf sein Gesicht fallen. — Mutter tut mir so leid! schluchzte sie. — Er richtete sich auf: Geh hol sie zurück! Ist hier überhaupt noch etwas gut zu machen, kannst du es nur. Ich bin ratlos. Ich bin verzweifelt! — Ich habe es schon versucht,

erwiderte Hannah. Ich kann nicht zu ihr. Sie hat sich eingeschlossen. — Johannes begann wieder auf und ab zu wandern, aber ruhiger, sinnend. Es ist traurig, sagte er, traurig! Wäre sie immer fern und allein, ich hätte immer Mitleid mit ihr, ja ich glaube, ich könnte sie lieben und ihretwegen aufs eigne Glück verzichten. Sucht sie aber Gemeinschaft mit mir, kommt sie mir nahe mit ihrem Gesicht, ihrem Wort, ihrem Atem — verabscheu ich mich selber und weiß nicht mehr, was ich tue. Ich bin dann nicht mehr Herr meines Herzens und Kopfes. Alles Leben in mir ist dann Abwehr, als werde es vom Tode bedroht. Ja, schlimmer noch: aus mir selbst, als sei mein Leben ein Spiegel nur, wird Tod zurückgestrahlt, um Mutter zu treffen. Ich glaube, ich könnte sie töten dann, und um so fürchterlicher ist nachher der Gedanke: vielleicht habe ich schon begonnen, sie zu töten. — Das ist ja alles nicht wahr! sagte Hannah mit solcher Bestimmtheit, daß er stehn blieb und fast erlöst aufatmete. Niemand kann sagen, was das Leben ist. Gewiß aber ist es kein Spiegel, sondern hat einen ganz andren Hintergrund. Keine Wand, sondern eine Weite. Und Strahlen können es treffen von allen Richtungen her. Treffen und hindurchgehn. Nichts ist da, was dazu zwingt, sie zurückzuwerfen! — Johannes blickte die Sprechende dankbar an; dann ging er nachdenklich und schweigend weiter. Lange ging er. Die Schatten umschwankten nicht mehr seinen Schritt; sie waren verschwunden; aber nun war auch die Sonne fort. Eine neue mehr unbestimmte feierliche Traurigkeit füllte den Raum, und im Fenster wurde die Ferne deutlicher. Nicht nur durchs Haus, über die ganze irdische Welt hin ging der Wind und trug das blaue Geheimnis von Herbst und Dämmerung. Dann war ein Stern da.

Unbewegt wie ein Wartender. An ihn reichte der Wind nicht heran.

Aus dunkelstem Winkel erhob sich Hannah. Die Ferne ist noch hell, sagte sie, aber hier muß ich Licht anzünden. Ich höre unsre Gäste kommen.

Ach ja, die Gäste! Die hatte Johannes ganz vergessen. Eben noch war ihm gewesen, als sei er allein mit Hannah auf dem Wege zu einem stilleren Stern, als schwebe er durch Gott näheren Raum, drin Wind nicht mehr wanderte, drin Schicksal nicht schrak — und jetzt saß er, irgendwie unfrei, befangen, schuldbewußt fast, unter der Lampe, die seine Frau entzündet, im Kreise der Geladenen, die sie bewirtete; lächelte, sprach und hörte sprechen und lauschte doch gleichzeitig dem Rauschen der welkenden Bäume draußen, schrak zusammen bei jedem Rascheln, bei jedem Schritt der fortwollenden Mutter nebenan. — Er unterhielt sich krampfhaft mit Fabrikant Splitter, und mit der im Offiziersberuf erworbnen Kunst, nicht zu widersprechen, mit der im Beifalls- und Verständnisdrill geübten Miene des Untergebnen suchte er den Eindruck zu erwecken, als sei auch ihm nichts wichtiger als die Entwicklung des Aktienkurses der Vereinigten Glanzstoff-Fabriken. Es gelang ihm dies zusehens, ohne daß er zu denken brauchte; und eine ganze Weile gelang es ihm auch, nur den Fabrikanten anzusehn, obzwar der ein fürchterliches Gesicht hatte. Es war ein massives Gesicht, wie gepökelt und gefleckt, als sei das Fleisch mit Säure behandelt. Brutal herrschte die Nase, über der man stramm gewordne Falten der Strenge sah. Unter den Augen, die klein und wässrig blau blinkerten, bisweilen aber schmutzig sich trübten wie aufgerührte Pfützen, hingen Säckchen, die Wohlleben oder Wollust gefüllt hatte.

Goldne Zähne vor der Schwärze des schmatzenden oder schwatzenden Rachens machten das Unheimliche, das Bart und Lippen umschwebte, noch unheimlicher. An eines Tieres Schnauze erinnerte der entartete Mund. Ein Hals war nicht da. Haar ebensowenig. Die blanke Glatze schien noch am ehesten menschlich; sie erinnerte an den dicken Nesselow. — Trotz alledem blickte Holl fast ehrfurchtsvoll zu dem Fabrikanten auf etwa wie ein junger Offizier zu seinem Kommandeur. So etwas wie Kommandeur sollte Fabrikant Splitter ja auch werden für ihn. In Splitters neu zu errichtende Betriebe sollte er aufgenommen werden nach Erlangung der Doktorwürde, wenigstens hatte der Professor diese Aussicht ihm eröffnet, und heute sollte er sich von seiner besten Seite zeigen. Auf des Professors Rat hatte er Besuch gemacht und den Gegenbesuch Splitters, der nicht verheiratet war, gleich mit einer Einladung zum Tee beantwortet. Nun war es so weit. Nun wollte Splitter, nachdem er Hannah einige Artigkeiten gesagt und den höflichen aber mißglückten Versuch gemacht hatte, die übrigen in sein Gespräch hineinzuziehn, Holls Ansichten über das Taylor-System und über Zeitersparislohnformen hören. Holl nahm seine Gedanken zusammen und sprach so gut er konnte, denn er dachte an seine künftige Stellung und daß er sie erstreben müsse trotz dieses fürchterlichen Gesichts, weil er Hannah liebte und ihre Sorge ums tägliche Brot endlich auf sich nehmen wollte. Aber grade wie er dies dachte, dies, daß er Hannah liebte, rührte sich nebenan Mutter, was ihn so traf, als wiederhole sie ihre Worte: . . . »mußte Hannah noch drei junge Leute dazu einladen?« — und nun? nun konnte er nicht anders als heimlich hinzublicken nach den dreien.

Das schönste, heute besonders leuchtende Gesicht hatte der Philosoph, den man wegen seiner Art zu sprechen und dabei ins Ferne zu schauen den Propheten nannte. Er hatte verschleiert dunkle, fast schwarze Augen, helles Haar und edle kühne Züge. Er war Sohn von Georgiern im Kaukasus, also heimatberechtigt im russischen Reich; da er jedoch auf den Wellen zur Welt gekommen war während einer stürmischen Fahrt in den indischen Gewässern, behauptete er, keine Heimat zu haben. Jetzt aber saß er neben Hannah. — Ihr gegenüber saß der Dichter. Ein Kind fast noch, ungefährlich, im edelsten Sinne deutsch. Not hatte sein Gesicht herbe gemacht und Geistesnähe geheimnisvoll. Das Schönste an ihm war sein Mund; vom vielen Schweigen wohl schön. Einen Namen hatte er noch nicht. — Der dritte ganz hinten im Winkel war Daniel Norman, der Schwede, der Theologie studierte. Er war hochgewachsen, aber schmal und wußte nicht recht, wo er hin sollte mit seinem Körper. Er schien nur mit den Augen zu leben und zwar ein schweres Leben. Sein Vater, ein Holzhändler, war als Sozialist gegen das Gottes-Studium und verweigerte jede Unterstützung. Übrigens waren auch der Dichter und der Prophet arm. Ob Hannah sie deswegen eingeladen hatte? Bekanntschaft geschlossen mit den dreien hatte ja zweifellos er selber. Durch Zufall. Im Laufe der Zeit. Aber eingeladen zu heute hatte Hannah die drei. Warum wohl? — Sie sprachen dort über Goethes Farbenlehre. Johannes wußte noch nichts davon. Er hätte nicht mitreden können. Er sprach ja auch mit dem Fabrikanten. Oder vielmehr seit einiger Zeit war es allein der Fabrikant, der sprach. — Wo es sich um reinen Kraftbetrieb handelt, sagte der Fabrikant, verstehen Sie, um reinen Kraftbetrieb, wo also Wärme nicht

nötig ist, entscheidet lediglich die Frage der Betriebskosten! — Ich verstehe! sagte Johannes, ließ den Fabrikanten weiter sprechen über Pferdekräfte, Kilowattstunden, Sauggasanlagen, Kühlwasser und horchte insgeheim hinüber nach den Worten der andren, ohne mehr hören zu können, als daß man über symbolischen und mystischen Gebrauch der Farbe nicht einer Meinung war. — Goethe selbst hat gesagt, rief grade der Prophet, daß das bloße Anblicken einer Sache uns nicht fördern könne! worauf Hannah zu widersprechen sich erkühnte, weil ihr das Wort »fördern« ungeeignet und willkürlich erschien. Johannes sah ihr beim Sprechen zu. Er hörte nicht mehr, was sie sagte; er sah nur. Er sah Feuer aus ihrem Antlitz springen, das Feuer eines übergeschlechtlichen, ja übermenschlichen Geistes, heiliges Feuer, das nicht verzehren wollte wie eines Weibchens Glut, sondern unbekümmert um Zuschauer wie Geflamm im Winde emporloderte einem Unsichtbaren entgegen. Ins Dunkle sich duckend, kam er sich plötzlich klein und kläglich vor, wie ein Tierchen gefangen in der Falle Argwohn. Niedere Seele! das Wort das er seiner Mutter entgegengeschleudert, war nun zurückgekehrt und wurde von ihm selber erlebt. — Der Fabrikant sprach nicht mehr, hatte sich seitwärts gewendet und schien den andren zuzuhören. Was er dachte, sah man nicht. — Entschuldigen Sie! sagte Johannes leise, erhob sich und ging hinaus.

Der Raum, drin vor kurzem noch Mutter zu hören gewesen, jetzt war er leer; auch von ihren Andenken nichts mehr da. Die Fenster waren auf. Hin und wieder hörte man Wind klagen aus dem Dunkel, doch nicht mehr wild und gewaltsam; er schien weiter zu sein. Johannes beugte sich hinaus ins Freie und strengte seinen Blick an, als

müsse er suchen, wo Mutter sei. Was wollte er von ihr? Was wollte er, daß sie tue, damit der Argwohn aus der Welt verschwinde? — — Mochte sie selber verschwinden mit ihrem Bündel voller Andenken! Was konnte sie Bessres tun! Und was konnte er Bessres tun, als für sie sorgen aus der Ferne! Schlimmeres war nicht zu befürchten. Man geht nicht in den Tod mit einem Bündel voller Andenken. — Und doch: Mutter tut mir so leid! hatte Hannah gesagt. Hannah hatte es gesagt. Nicht er. Warum nicht er? Hatte ihr Mitleid nicht ein Gefühl heraufgemahnt in ihm, das verwandt war dem ihren? Wie leuchtendes blühendes Weideland erschien ihm plötzlich Hannahs Kinderweisheit und er sah den Blick eines schwachen, mit der Herde nicht mitkönnenden Lammes und sich selbst als ein Kind auf dem Arm eines Toten. Aber er ließ sich nicht forttragen. Er lebte ja. Er konnte selber gehen. Er konnte dem Lamme nachgehn. Er wollte jetzt nichts andres als jenen Blick der Unschuld wiederfinden.

Er kehrte zurück, erhaben über die Gegenwart und Art der Gäste, suchte Hannahs Blick, fand ihn und war glücklich. Er war so glücklich, daß er sich selber vergessen konnte und sein eignes kleinliches Ziel und teilnehmen an dem, was die andren bewegte. — Es drohte ein Wortgewitter, weil Weltanschauungswolken gegeneinander zogen. Der Fabrikant drohte auseinanderzuplatzen, der Prophet wie ein Blitz dreinzufahren, der Dichter wie ein Donner, und der Theologe aus dem Norden verzweifelte am Aufrichten eines Bogens in den Wolken, der das Zeichen sein sollte eines Bundes zwischen Gott und der Erde. Nur Hannah mit Augen friedlich und klug wie die der Taube, die schon mal das Ende der Sündflut erflogen, saß und sah Jo-

hannes an. Nun fühlte Johannes sich geborgen wie Noah in seiner Arche und konnte nicht untergehn in den Wirbeln der Wortflut. — Der Fabrikant sah die Welt als etwas, das verwertet werden müsse. Dazu müsse man sie vorher mit Soldaten erwerben und bewachen, ummodeln mit Maschinen, Nützliches vom Unnützen sondern mit dem Gehirn, und das Erlebte oder was dasselbe sei: das Erarbeitete messen am Golde. Für einen Mann aber, der deutsch spricht, heiße die Welt Deutschland! Deutschland müsse seinen Platz unter der Sonne haben! Das könne es aber erst, wenn es auf einer Höhe sei mit Amerika, das heißt: mit der amerikanischen Industrie! — Das ist Ihre Ansicht? rief der Dichter so laut wie keiner es ihm zugetraut hatte, das ist eines deutschen Mannes Ansicht an dem Orte, wo Hölderlin seine Hymnen schrieb, seinen Hyperion begann? — Hölderlin war geistesgestört! wandte der Fabrikant ein, und warum? Weil er in einer Zeit lebte, wo Deutschland wirtschaftlich noch nicht fundiert war! Halten Sie uns Männer der Praxis doch nicht für kulturfeindlich! Wir stützen auch Dichter gerne, wenn sie es verdienen! Aber ohne uns sind sie nichts! — und als er keine Antwort hierauf bekam, fuhr er fort: Sie schweigen überlegen, aber glauben Sie mir, ich weiß es zufällig aus bester Quelle: Unser größter zurzeit lebender Dichter hätte seine Berühmtheit nie im Leben erlangt, wäre er nicht gestützt worden von finanziell einflußreichen Kreisen! — Gott möge mich davor bewahren, in dieser Zeit berühmt zu werden! sagte der Dichter drauf und schwieg fortan. — Nun sagte der Prophet: Es scheint zurzeit, Deutschland ist mehr geneigt, dem Herrn Fabrikanten Recht zu geben, als dem Dichter der noch keinen Namen hat! — Splitter lächelte

geschmeichelt — aber, fuhr der Prophet fort, eher wird Deutschland zugrunde gehn, als der Dichter ohne Namen! — Das ist vielleicht die Ansicht des wandernden Juden! entgegnete der Fabrikant höflich, womit ich nicht gesagt haben will, daß Sie, mein Herr, einer sind! — Ich weiß, daß der wandernde Jude kein Mitleid findet in Deutschland, war die blitzscharfe Erwidrung, woraus folgt, daß der Deutsche tut wie er, Ahasverus, getan; daß der Deutsche ein Jünger des Ahasverus ist. — Der Theologe in seinem Winkel hob beschwörend die Hände: Ahasver ist ja nicht Beleidigung, sondern ... sondern ... ich weiß nicht wie ich sagen soll. — Der Bau des versöhnenden Bogens gelang nicht. Nicht an Daniel Norman, sondern grad an den Propheten wandte Splitter sich scharf: Was Ahasver ist, das zu erklären, sind Sie vielleicht der Geeignete. Was der Deutsche ist, weiß nur der Deutsche. — Also Sie wissen es? — Gott sei Dank! — Und was ist Gott? Weiß das auch nur der Deutsche? — Ich weiß es nicht! mischte sich jetzt der Dichter ein. — Schade! sagte der Fabrikant. — Ein peinliches Schweigen war nun da. — Wir müssen Gott suchen! sprach Daniel Norman verzweifelt und mehr zu sich selber. Niemand hörte auf ihn. — Dann hatte der Fabrikant seine Selbstsicherheit wiedergewonnen. Triumphierend blickte er auf. Nun, Herr Holl, sagte er, sind Sie nicht auch auf meiner Seite? — Nein! sagte Holl ohne Zögern. — Und warum nicht? — Holl räusperte sich und bereitete sich zu einer Erklärung. — Ich glaube, begann er, daß das Gute — — Was heißt das? unterbrach Splitter. — Was das Gute ist, weiß jeder Mensch, das einfach menschlich Gute, zum Beispiel das Mitleid mit dem wandernden Juden, ich glaube, daß dies Gute eine bewegende und verändernde

Kraft ist, stärker als elektrische Kraft und — — Weiter kam er nicht. Hannah hatte zu singen begonnen; erst leise vor sich hin und wie im Traume, dann von den andren ermuntert, lauter und eindringlicher. Ihre Stimme war schön. Man konnte nicht anders als zuhören. Selbst der Fabrikant hörte zu.

Es war eine russische Volksweise wie die Schiffer sie auf der Wolga singen. Hej uchnjem — sang sie — He ... e ... ej uchnjem. Jeschtscho rasik je-eschtscho ras. Verzeihung! unterbrach der Fabrikant, was heißt das auf deutsch? Wenn ich etwas nicht verstehe, habe ich keinen Genuß davon! fügte er höflich erklärend hinzu. — Es ist schwer zu sagen, was es heißt, antwortete Hannah, der Anfang bedeutet etwa: Ach wir schweben ... wir schwanken ...

* * *

Der Winter begann mit Sorgen, die alle im Herzen Hannahs Platz finden mußten, denn Johannes war abwesend in seinem Studium, war wie besessen von Wissenssucht. In Bewegung gesetzt von einem bescheidnen Thema, drüber er seine Doktorarbeit schreiben sollte, war er bald auf die Begriffe Bedürfnis, Wert, Preis gestoßen, wurde von diesen auf philosophisches Gebiet gelockt, wählte dort den Weg durch den wirren Wald, drin das Recht wurzelte und wuchs, ließ sich aufhalten von jedem Quellenklang des Historischen und wagte sich schließlich hinunter in die Abgründe, darin man nach Gott forscht.

Zunächst mehr militärisch gewissenhaft als geistbeflügelt vordringend, war er geneigt, eines Buches Inhalt voll und ganz sich zu eigen zu machen, bis er bemerkte, wie lang und öde und ohne Frucht die Strecken des

Methodischen und Polemischen waren, und wie dieses überall einander glich und funkelte und lockte, aber bei näherem Zusehn nichts war als ein Gewucher des Willens vor dem Wesentlichen, das nur langsam und der aufgewandten Kraft gleichsam entgegen wuchs. Da kam ihm von selbst die Fähigkeit, sich zu erheben und hinzufliegen über ein Gebiet und das lebendig Wachsende wahrzunehmen, ohne zu wissen, wo und in welcher Höhe er selber sich befand. Bisweilen gewahrte er es an Stellen, die versteckt und scheinbar abseits lagen und nahm es auf, ohne zu erwägen, wohin damit. Solange er allein es trug wie ein Erlebnis, beschwerte es ihn nicht; doch wenn er es verwenden sollte, wissentlich verwenden andern gegenüber, kam er sich niedergedrückt vor und wie unter Räuber gefallen. So beteiligte er sich bei den Seminarübungen fast gar nicht an den Debatten der andern, kämpfte aber um so heftiger mit sich selber: soll ich oder soll ich nicht etwas preisgeben von dem Wesentlichen, das ich fand? Einmal versuchte er es und warf Worte wie »Glück« und »Seelenheil« in die Debatte, da wurde er ausgelacht und vom Leitenden drauf hingewiesen, daß Glück in eine wissenschaftliche Untersuchung ebensowenig hineingehöre wie Seelenheil. Nun schwieg er fortan und war im Kreise der andern wie einer der zusieht. Er sah bald und erkannte deutlich etwas, das ihm nicht minder wichtig schien als das üblich Wissenswerte: die jeweilige Färbung des Geistes durch den Willen. Wo immer ein Geist zur Betrachtung sich erhob — Johannes gewahrte an ihm das Gewand des Willens und wie in allen Farben solche Gewänder hin- und hergeschwungen wurden vor der zu betrachtenden Erscheinung, bis diese selbst fast gar nicht mehr zu erkennen war.

Da war immer wieder das blaue Gewand des Patrioten, das rote des Sozialisten, das schillernde des Juden und das aschgraue des zielbewußten Fachmanns; das schwarze des Priesters und bisweilen das gelbblendende eines Fremden vom andern Ende der Welt. Wie aber sah die Wahrheit aus? Nur wenige schienen dran zu denken, und die schwiegen. Stürmer der Wahrheit gab es hier keine. Fast alle waren sie Verteidiger eines Willensstandpunktes, der genau bestimmt und abgegrenzt war kraft der Gewißheit, mit der jeder wußte, wo er herkam oder hinwollte. Johannes erschrak. Er nahm plötzlich wahr, daß er nicht wußte, wo er herkam und hinwollte. Und wenn er fortan, nach Lebendigem ausspähend, sich erhob über ein Gebiet des Wissens — diese Wahrnehmung saß an ihm wie etwas Angewachsenes, wie ein Fang, eines Raubvogels Klaue, die wohl ergreift und erfaßt und fortträgt, aber tötet und zerfetzt. Schwerer und schwerer, fast wie eine Schuld, fühlte er nun seines Geistes Schwingen und fühlte wie die Zeit dran hängen blieb.

Hannah unterdessen war glücklich, weil sie glaubte, er überfliege heiter und ohne Hast herrliche Gebiete, während sie des Tages niederziehende Sorgen sammelte und entschlossen war, auch die stärksten, die gefährlichen und tödlichen, nicht liegen zu lassen, sondern zu bergen vor ihm in ihrem Herzen. Bis Weihnachten ging alles leichter als sie gedacht. Wohl galt es mehr als eines Gläubigers Mahnung zu beantworten, ohne Johannes in Mitleidenschaft zu ziehn, wohl galt es durch mehr Arbeit und öfteres heimliches Hungern das aufzubringen, was Mutters gesondertes Wohnen kostete, aber grade dieses, daß das Glück nicht mehr zu jeder Stunde beobachtet, beargwöhnt, bedroht werden konnte von Mutters

Gesicht, erhöhte des Opfers Wert. — Sie hatten Mutter ein hübsches Zimmer in der Steinlachvorstadt gemietet, unweit der Kaserne; hatten es ermöglicht, daß sie die Mahlzeiten, wie es schon lange ihr Wunsch war, in einem Restaurant nehmen konnte; und hatten nichts dagegen, daß sie immer wieder erschien und erzählte von den guten Dingen, die sie zu essen bekäme; von dem Leben und Treiben der Soldaten, das sie beobachtete; von dem preußischen Drill, den sie mit dem süddeutschen verglich; und von ihrer Kontrolle über Schutzleute, die sie auf alle Übertretungen der Passanten und Ungezogenheiten der Kinder aufmerksam machte. Oft zwar, wenn keiner von ihnen drauf antwortete, ging sie beleidigt fort. Oft aber auch schuf sie durch unfreiwillige Komik eine Stimmung, die alle befreite und in herzlichem Lachen vereinigte. In solchen Zufälligkeiten schien Maria Holl sich selber zu gefallen, schien mit dem Leben ausgesöhnt, schien erfreut, durch etwas Eigenes es dahin gebracht zu haben, daß man sie gern mochte und zum Bleiben lud und zum drolligen Weitererzählen. Ach, wie sie sich anstrengte, drollig zu sein, um in ihres Sohnes Nähe weilen zu dürfen! Den alten Lenzer ahmte sie nach und den Großvater Zeidel und den Pfarrer Missert, der sie getraut, und als letztes gab sie zum besten, wie sie Religion gelernt und die alten Propheten am Schnürchen hersagen konnte: Jeremia, Jesaia, Klagelieder Jesaia, Micha, Nabob, Maleachi, Jona, Daniel, Judas, Haspos, Haspos, Haspos — — nein! schloß sie; nun hab ich mich doch verhaspelt! Und als sie sah, wie Johannes und Hannah so lachten, daß ihnen die Tränen herunterliefen, holte auch sie ihr Taschentuch hervor und lachte und weinte durcheinander.

Waren die beiden Jungen allein, kam solch Lachen nie auf; denn überall wo das Glück herrschend den Thron des Lebens einnimmt, hockt wie ein Hofnarr der Ernst auf den Stufen. Drum läßt niemand, der vom Glück beherrscht wird, seine Sorgen auftreten als Bittsteller, sondern sieht zu und achtet drauf, daß sie im Weiten bleiben und ganz unbemerkt vom Herrscher, wenn auch der Hofnarr zuweilen ihre ungebührliche Nähe ahnen mag. Dann aber braucht er nur zu zwinkern, und die Zärtlichkeit ist da, diese Schutzgarde vor dem Thron des Lebens. Möge man deshalb nicht gering denken vom Glück! Möge man nicht sprechen vom Glück als von einem unfähigen Herrscher! Das Glück erhebt sich bisweilen und entbietet mit eignem Wink die fern irrenden Sorgen vor seinen Herrscherstuhl, um ihnen das Urteil zu sprechen, das immer Begnadigung ist und Gewährung einer Freistatt. Das sind Entscheidungen, erhaben über alles was ist. Das sind Entscheidungen im Sinne der Schöpfung. — Seltsam gewappnet und feierlich ausspähendes Glück in Hannahs Gesicht war es, das einen Wink gab jenen Sorgen, die nur vom Wissen leben wollten. Traurig aber zutraulich wie seit langem nicht, begann Johannes eines Abends, sich zu verantworten, obgleich keine Frage ihn aufgefordert.

Es scheine, sagte er, daß jeder Mensch unserer Zeit wisse, was er wissen wolle, daß er von der Wahrheit nur soviel fände und verwende, als er brauche, um den Weg zu festigen zwischen einer bestimmten Herkunft und einem bestimmten Ziel. Nur er, dessen Woher und Wohin? zu bestimmen unmöglich sei, falls man überhaupt Wahrheit gelten lasse, nur er finde mehr als er wissen wolle; erfahre mehr, als er brauche für dieses

Leben! Auf dunklem Weg über kurze Strecke hinstrahlendes Licht hemme jedoch eher, als daß es vorwärts bringe! Und grauenerregend sei es, mehr zu sehn, als man sehen wolle! Spuren von Verrat, Schacherei, Wollust, Affentrieb und teuflischer Besessenheit sehe man plötzlich dort, wo noch soeben ein König stand, und erschütternd ruhmloses Heldentum auf dem Antlitz eines Verfemten, Verfolgten, Gekreuzigten. Ja, eines ganzen Volkes Weg überblickend im Blitzschauer der Wahrheit könne der einzelne nichts andres, als stehn bleiben und schreien, wie ein Prophet aufschreien, das Schrecklichere herbeischreien, um das Schreckliche erlebbar zu machen!

Drauf antwortete Hannah nur: Nicht Prophet, sondern Hüter des Geheimnisses ... Wie soll ich das verstehn? fragte er. — Ich kann es nicht erklären, sprach sie nachdenklich; ebensowenig wie Leonardo sein Christusgesicht im Abendmahl, wie Richard Wagner seine Tristan-Musik, wie Nietzsche sein Wort vom Helden in der Seele. Du kennst es doch: Wirf den Helden in deiner Seele nicht weg! Halte heilig deine höchste Hoffnung! — Johannes barg sein Gesicht und sprach an diesem Abend nicht mehr.

Bald danach, eines Morgens, kam er mit einem Buch und bat, sie möge es lesen und ihr Urteil ihm sagen. Das Buch hieß: Rembrandt als Erzieher. Während sie las, ging er geheimnisvoll umher wie ein Kind, das etwas Schönes gefunden und Lob dafür erwartet. Nun? fragte er, als sie fertig war. — Ja, lautete ihr Urteil, es ist alles drin. Nur nicht Rembrandts Geist. Denn Rembrandt war ein Schaffender, Schöpferischer. Dies Buch aber will erziehen, belehren, überwältigen mit Geistreichtum. Ich glaube, jemand kann es lesen und doch

derselbe bleiben, während das Anschauen eines einzigen Rembrandtschen Bildes — — Johannes ließ sie nicht ausreden; er ging sichtlich erregt, ja erzürnt hinaus; aber in den nächsten Tagen war er oft anzutreffen, wie er die Selbstbildnisse Rembrandts betrachtete. Hannah tat, als sehe sie es nicht und sah doch ein Walten des Glückes darin. Nun wird er meine Sorgen nicht sehen, dachte sie; denn nun scheint er selber ganz ohne Sorgen. Weihnacht war nahe. Hannah hatte für das Fest einige Ersparnisse zurückgelegt.

Am heiligen Abend, Johannes wollte grad die Lichter anzünden und Mutter schnitt schon den Honigkuchen an, den Hannah nach Groß-Diepger Rezept hatte backen lassen, ertönte unerwartet für alle die Glocke, und alle eilten zur Tür. — Ein Geschenk! rief Mutter, ein Geschenk! Aber es war nur ein Mensch, der nichts trug, nicht einmal einen Schirm bei dem Schneegestöber! ein Mensch, den man kaum erkannte, weil man ihn solange nicht gesehn. Es war Daniel Norman. Hungrig und wie ein Landstreicher sah der arme Theologe aus und war so verstört, daß er die ersten erklärenden Worte in seiner Muttersprache vorbrachte, auf schwedisch. Man lud ihn freundlich ein, näher zu treten. Er setzte sich, wollte jedoch nichts vom Weihnachtsgebäck, auch keinen wärmenden Trank, auch nicht zu lange bleiben, sondern — — er blickte Maria Holl an und zögerte. Man bat nun Mutter in den Nebenraum zu gehn, da der aber nicht geheizt war, mußte sie in die Küche, wo sie über die Störung des heiligen Abends bald laut und lauter zu murren begann, während Daniel Norman leise und fast mit Gelassenheit seine Verzweiflung schilderte.

Er hätte sich hier in der Stadt einem armen Mädchen verlobt, erzählte er, und wolle es zu seiner Frau machen,

das heißt später, wenn er Pfarrer sei in seinem Lande. Bis dahin wolle er seine Verlobte nicht anrühren, nicht küssen, nicht einmal Arm in Arm gehn wolle er mit ihr. Grade heute nun am heiligen Abend habe er den Segen der Eltern erbeten, sei aber abgewiesen worden, denn — ach! er habe schon Unglück darin! — auch sie seien Sozialisten wie sein Vater und wollten ihre Tochter keinem Geistlichen geben. Zu seinem großen Schreck sei bald danach seine Verlobte, Lena heiße sie, in seiner Wohnung erschienen und habe erklärt, bei ihm bleiben zu wollen, da sie mit den Eltern für immer gebrochen habe. Sie wolle sich selber ernähren bis zur Heirat, und dagegen habe er nichts einzuwenden, aber bei ihm wohnen könne sie nicht! Warum, das verstehe wohl jeder! — Er räusperte sich und wollte fortfahren, doch schon rief Hannah, es gäbe drüber nichts mehr zu reden, denn natürlich könne seine Verlobte bei ihnen unterkommen, da sie doch den Raum frei hätten, drin Mutter gewohnt. — Norman erhob sich als sehe er den heiligen Geist. — Ist das möglich? sagte er andächtig. Denkt der Herr Gemahl auch so? — worauf Johannes lächelnd ihm die Schulter klopfte: Herr Gemahl? Holl heiße ich. Warum halten Sie mich für schlechter als meine Frau? — Der Beglückte schüttelte beiden die Hand und sagte nur: Gott wird es Ihnen lohnen! Gott! Ich kann es nicht! — dann holte er Lena herauf, die im Schneegestöber gewartet hatte, und sie kam, weiß beschneit, leise, blond und lächelnd wie ein Weihnachtsengel. Sie war ein schönes Mädchen und wurde noch schöner, als Johannes die Lichter am Baum entzündete.

Es begann nun die Weihnachtsfeier, an der nach kurzem Zögern auch Mutter sich beteiligte; aber während

die andern, ergriffen von der Güte des Schicksals und geführt von Hannahs Fröhlichkeit, einander näher kamen, wie Kinder Freundschaft schlossen und Verabredungen trafen fürs Leben wie für ein Spiel — wurde sie, die nichts wußte von des Schicksals Güte, weil sie in der Küche geweilt, sichtlich einsam und mißtrauisch gegen das Leben, obgleich sie immer wieder versuchte, durch nervöse Schildrungen ostpreußischer Weihnachtsfeiern so etwas zu werden wie Anführerin im Spiel. Da niemand sie verstand oder verstehen wollte, brach sie früh auf, ließ jedoch ihr Weihnachtsgebäck und was man ihr sonst geschenkt, absichtlich in der Küche zurück.

Bald nach dem Fest, als sie erfuhr, das schöne Mädchen bewohne den Raum, drin sie einst gewohnt; eine Fremde also sei ihrem Sohn näher als sie; eine Fremde, die man auch an den Tisch gebeten, werde ihrem Sohn womöglich das Beste weggessen, beargwöhnte sie nicht nur, sondern verwünschte und verfluchte diesen heiligen Abend und ersann sich Sühne für ihre Sorgen, mit welchem Entschluß nun Hannahs eigentliche Sorgenzeit anbrach.

Lena war nicht nur schön, sondern auch lieb und schmiegsam und schmiegte sich bald wie eine Schwester an Hannah. Sie half im Haushalt und konnte Handarbeiten fertigen, schneller und entzückender als die junge Frau. Von dem Erlös aus diesen Arbeiten bezahlte sie ihr Essen bei Holls, und daß diese Summe sehr gering war, beruhte auf Hannahs Weigrung mehr zu nehmen; denn Lena war anspruchslos und rührend beflissen, ihrem Verlobten heimlich zu helfen, damit er nicht darbe und zusammenbreche, bevor das schwere Studium beendet sei, bevor das Glück sie verbinden sollte. Diese Opfer-

bereitschaft des Mädchens täglich vor Augen zu haben, war Hannah lieber, als wenn sie selber weniger Sorgen gehabt hätte. Es sind ja nur Geldsorgen wie immer! sagte sie sich.

Da erschien eines Tages Mutter, redete viel durcheinander von Marktpreisen, Vorsorge für den Sommer, Epidemien, Marmelade, Prellereivorkommnissen, früheren Lieblingsgerichten ihres Sohnes und ließ beim Abschied die Frage zurück: Hast du bemerkt, wie schlecht Johannes aussieht in letzter Zeit? — Diese Frage blieb. Fortan, wenn Hannah Johannes ansah — ach! es war eigentlich so selten! — sprang aus ihrem Herzen die Frage: Hast du bemerkt...? Ja! mußte sie jedesmal antworten, er sieht schlecht aus. Aber warum sieht er schlecht aus? Neue Fragen waren da, böse, eigensinnige, als seien sie unerwünschte Nachkommen der Frage Mutters. Hannah zerbrach sich den Kopf. Sie versuchte Johannes eine Antwort zu entlocken. Er sah sie erstaunt an. Sie lieh heimlich bei einer jüdischen Familie, die wegen ihrer Hilfsbereitschaft bekannt war, eine größere Summe, um ihn besser pflegen zu können, setzte ein Ei ihm hin morgens und brachte ihm Milch ans Bett. Er aß und trank, aber sah schlecht aus. Sie mahnte, er solle doch nicht soviel arbeiten; da wurde er ganz erregt und verwies ihr barsch das ewige Beobachten. Sie weinte nachts; er gewahrte es nie, obgleich er wach lag. Oh! Sie hätte ihr Leben hingeben mögen, um zu erfahren, was ihn bewegte und elend machte. Er sagte es ihr nicht. Er war vertieft ins Studium der Lebensbeschreibungen berühmter Männer.

Nun aber erschien Mutter wieder: Wohnt die fremde Person noch immer bei euch? So? Nun hoffentlich be-

nimmt sie sich anders als sie aussieht! Es würde mir sonst leid tun um dich! Gott, Hannah! erschrick doch nicht immer gleich! Ich hab ja nichts damit gemeint. Johannes ist sicher ein anständiger Charakter. Ich kenne mein Kind. Aber die Person! Sie hat so lüsterne Augen, finde ich. Und goldblondes Haar. Das muß ich ja sagen: für goldblondes Haar hat Johannes schon immer ein Faible gehabt. Ist er eigentlich allein mit ihr, während du aus bist? — Pfui, Mutter, schäm dich, solchen Verdacht auszusprechen! rief Hannah zornig und kehrte ihr den Rücken; doch das half nichts. Die unsinnigen Behauptungen wurden dadurch nicht hinfällig, sondern blieben aufrecht und wollten ernstlich betrachtet werden. Hannahs größte Sorge wurde nun das Sehen. Sie sah immer dasselbe. Sie sah, wie aus der fromm leuchtenden Unschuldskrone der Freundin ein flammendes Fanal der Wollust wurde und aus den Blicken, die dem armen Daniel Norman leuchten sollten, Blitze, die in ihres Mannes dunklem Herzen sich verloren. Und das Schlimmste: sie sah ihr eignes Spiegelbild, sah sich in bisher nie wahrgenommner Fremdheit und Rassenbestimmtheit vor einem Hintergrunde, der nicht mehr erstrahlte von verschönernder Liebe, sondern dunkel durchwallt war von blaßmachenden Schatten, drin bestenfalls Mitleid sich barg. Hannah war nicht sinnlich. Sie hatte als Kind zuviel hungern, als Mädchen zuviel arbeiten und für andre sorgen müssen und jetzt als junge Frau —? Ihr fiel plötzlich ein, wie selten in letzter Zeit Johannes sie sinnlich begehrt hatte und dachte bisweilen dran, ihn mit Sinnlichkeit herauszufordern, um seine Treue zu messen an der Glut seiner Küsse. Doch sie schämte sich sogleich solchen Gedankens, dessen Verwirklichung ihrem Wesen ganz fremd, ihrem

Körper ganz unmöglich war, dessen Erscheinen schon ihre Seele zur Verzweiflung brachte. Sich Gewißheit zu schaffen durch eine Aussprache, dazu war sie doch noch zu ungläubig dem Bösen gegenüber, vielleicht auch zu furchtsam. Sie nahm Zuflucht zum Stolz. Niemand sollte ihr anmerken, wie sie litt. Niemand mit Fragen ihr nahen, wenn er es nicht tat. Und er tat es nicht. So blieb ihr einziger Trost die Nähe anderer Sorgen; alle waren ja jetzt wohltuend im Vergleich zu der einen; es war fast beruhigend, wenn jeder Tag neue brachte. Erregt wurde sie nur bei des blonden Mädchens Versuchen, eine Vertraute zu werden, die vielleicht helfen und trösten könne.

Als aber dieser elende Winter zu Ende ging ohne daß Hannah Schlimmeres bemerkt hatte als ihren eignen Argwohn; ohne daß Johannes vor sie hingetreten war mit dem tödlichen Wort: Verlaß mich! Ich liebe helleres Haar und das Blut meiner Rasse! — ohne daß Lena etwas andres fertig brachte als Handarbeiten; ohne daß Daniel Norman Spuren von Eifersucht gezeigt; ohne daß Mutter wiedergekommen mit ihrem schuldlüsternen Gesicht — — blieb nichts als die verzweifelten Fragen: Wer hat Gewalt gehabt über meine Seele? Wo ist meine Kraft geblieben? Meine Selbstsicherheit? Mein Vertrauen ins Gute? Ach, warum sieht Johannes auch diese meine Sorge nicht? Ob ich ihm alles gestehen soll? Ihm sagen, daß ich schlecht war? Bös nachsann der Möglichkeit, die Braut des armen Norman ihres Asyls zu berauben? Zugeben, daß meine Liebe ein Triumph sein wollte und kein Opfer? Fragen, was mehr ich tun könne, als so zu sein wie ich immer war? Ach, warum sieht er auch diese Sorge nicht? — Der Frühling war nahe, und

Johannes sah frischer aus und zuweilen gar fröhlich, aber daß Hannahs Gesicht blieb wie im Winter, das bemerkte er nicht; er schien gewöhnt an ihr Leid; er schien es als etwas anzusehn, das ihr eigen war für immer.

Inzwischen hatte Mutter nicht geruht. Es kam ein Brief an Hannah von Lenas Vater: er habe durch ihre Schwiegermutter, die alte Frau Holl, erfahren, wo seine Tochter wohne und mit ihrem Bräutigam zusammenkomme, und daß sie, Hannah Holl, diejenige sei, die dies Verhältnis begünstige; er fordere sie auf, seiner Tochter unverzüglich die Tür zu weisen, widrigenfalls er Anzeige erstatten werde bei der Sittlichkeitspolizei. — Hannah, die allein war, als sie dies las, bekam fast einen Herzschlag vor Schreck. Sie hatte ohnehin eine unerklärliche Furcht vor jeder deutschen Behörde, und nun gar Sittlichkeitspolizei! Fast wäre sie Hilfe heischend zu der nebenan sitzenden Lena geeilt, besann sich aber und begann Johannes zu suchen. In der Universität, auf der Burg, in den Neckaranlagen, in den Straßen. Sie fand ihn nicht. Sie klopfte bei Daniel Norman an; es wurde nicht geöffnet. Sie ging zu Mutter hinaus. Vergebens. Heimwollend stieß sie zufällig in der Nähe ihrer Wohnung auf einen Polizisten, kehrte entschlossen um und ging nun geradwegs zu Lenas Vater.

Johannes kam an diesem Tage mit großer Verspätung zum Mittagessen; doch er fand gar kein Mittagessen bereitet. Er fand auch Hannah nicht, sondern nur die Handarbeiten machende Braut. Nanu! rief er, ist das Essen schon vorbei? — Nein, erwiderte Lena, haben Sie auch Hunger? Ich dachte, Sie seien mit Hannah fort und wollte mir eben ein Stück Brot schneiden. Soll ich für Sie auch etwas richten? — Das ist mir einerlei! sagte

er zerstreut, ich will erst wissen, wo Hannah ist! Seit wann ist sie fort? — Er war ganz aufgeregt. Er lief bald ans eine Fenster, bald ans andre, obgleich man an beiden nur Wolken und Dachgiebel und Baumwipfel sah. Seit wann ist sie fort? — Lena wiederholte, daß sie es nicht wisse. Sie kam mit Brot und Milch aus der Küche und, am Eßtisch anlangend, stand sie eine Weile und rief plötzlich: Ach wie wunderbar! — Johannes drehte sich erschrocken um, dann eilte er zum Tisch, ergriff rot werdend die dort liegenden Zeichnungen und nahm auch Lena das Blatt aus der Hand, das sie grade betrachtete. — Hab ich das in der Aufregung hier hingelegt? sagte er, es ist noch nichts zum Besehen! — Aber es ist ja ganz wundervoll! rief Lena, lassen Sie es mich sehen! Bitte bitte! Was stellt es dar? — Die Amalekiterschlacht, erklärte er. Der auf dem Berg hier ist der betende Moses. Der ist mißlungen. Das Knäuel der Kämpfenden unten ist besser. Aber es ist ja nur eine Kopie. Erkennen Sie es nicht? — Nein! sagte sie. — Er lachte: Und Sie wollen einen Theologen heiraten? Es sind Kopien der Reliefs an den Grabmälern in der Stiftskirche. Hier ist noch der Würgengel in Sanheribs Heer. Und hier hab ich das Jüngste Gericht begonnen. Sehen Sie den Ausdruck der Gesichter! So etwas bringt in unsrer blödsinnigen Zeit die Natur gar nicht mehr zustande. Aber nun schwören Sie erst, daß Sie Hannah nichts sagen werden davon! Es ist nämlich ... ich möchte ... es soll eine Überraschung werden. Schwören Sie? Gut! Dann dürfen Sie auch noch diesen Hund anschauen. Ich habe Misère drunter geschrieben. Er ist aber auch an einem Grab da zu finden. Ist es nicht, als sähe das Vieh den Tod? — Sie betrachteten nun beide, ohne zu sprechen,

den vorm Tod zurückzuckenden Hund, dann noch einen Fabellöwen und ein Lamm — da hörten sie Hannahs Schritt im Vorraum. Hannah kam so schnell herein, daß es kaum gelang, die Zeichnungen zu verbergen, und ganz und gar nicht gelang, die Verlegenheit des Überraschtwordenseins los zu werden.

Hannah fühlte, wie etwas in ihrem Gesicht sich verwandelte, aber sie fragte nicht und stutzte nicht, und man merkte auch nicht, daß sie sich Gewalt antat, als sie nun berichtete, wo sie gewesen und was sie zustande gebracht. — Sie hatte nicht weniger zustande gebracht als die Bekehrung des Sozialisten zu der Einsicht, daß auch ein Gottgläubiger zur Menschheit gehöre und sogar ein guter, ja nützlicher Mensch sein könne. Sie hatte gesprochen wie sonst nur der spricht, der sein eignes Leben zu retten versucht mit Begeistrung. Sie hatte von Daniels Liebe und Lenas Treue gesprochen. Sie hatte die beiden in so strahlendem Lichte erscheinen lassen, daß dem Alten Tränen gekommen waren, und er hatte zuletzt geschnoben und gespuckt und geflucht, aber seinen Segen gegeben, das heißt: Segen nicht, sondern als Sozialist ein einfaches Ja. — Wenn Lena nun zurückkehren wolle ins Vaterhaus — fragend, fast ängstlich blickte Hannah sie an — so solle sie ihren Bräutigam mitbringen und es solle alles gut sein! — Da fühlte die Sprechende auch schon eine vor Ungeduld bebende Umarmung und die helle Krone der Unschuld über sich. Als sie aufsah, war Lena bereits zur Tür hinaus.

Die unschuldig schuldige Schöne war nun aus dem Hause. Hannah war bereit, mit Johannes zu leben wie vordem. Es hätte alles gut sein können; ja es war eigentlich alles gut, und doch: warum konnte Hannah nicht froh

werden wie früher? Warum konnte sie nicht vergessen, wie überrascht die beiden gewesen bei ihrem Eintreten? Warum war Johannes ausgewichen, als sie mit klugen Andeutungen eine Erklärung herausgefordert? Warum war er so erregt geworden, als er erfuhr, daß Mutters Intrigue den Anstoß gegeben zu der Drohung des Vaters, zu Hannahs Sieg und Lenas Entfernung? Freilich: Mutter hatte Empörendes bezweckt; da aber alles so überraschend gut geendet, hätte man ihr verzeihen können. Johannes wollte von Verzeihung nichts wissen. Er schrieb Mutter einen Brief, wonach sie längere Zeit sich nicht sehen ließ. — Eines Abends aber, während beide grad beim Nachtmahl saßen, erschien sie und tat, als sei nichts geschehen. Sie hätte nicht kommen wollen, sagte sie, habe aber kein Geld mehr. Wirklich sah sie vergrämt aus und elend. Hannah, wie meist blaß werdend vor Mitleid, lud die Gekommne sogleich an den Tisch und setzte ihr vor, was da war; dann sprach sie davon, wie sehr viel besser man doch mit dem Gelde auskommen könnte, wenn man Mutter wieder ins Haus nähme. — Nie und nimmer! erklärte Johannes, der bisher geschwiegen hatte. Maria sprang auf, obgleich es ihr sichtlich schmeckte, würgte an dem Bissen, den sie grade im Munde hatte und bereitete sich zum Gehen. — Bleib doch und iß bis du satt bist! rief Hannah und zu ihrem Manne gewendet: Was hast du nur in letzter Zeit? — Sprach ich zu dir? entgegnete er. — Nein! rief sie, du sprichst überhaupt nicht mehr zu mir in letzter Zeit, aber ... ich aber ... — sie war so erregt wie man sie noch nie gesehn — ich aber bin auch nur ein Mensch! Ich kann nicht mehr! — Sie fiel über dem Tisch zusammen, so daß das Glas zerbrach, und ihr Körper wurde geschüttelt wie der von

Sterbenden. — Johannes trat drohend vor seine Mutter: Das ist deine Schuld! Geh jetzt bitte! — Wer Schuld hat, wollen wir nicht untersuchen, schrie Maria, ich aber weiß jetzt, warum du mich hassest. Weil ich das Weibstück aus dem Haus hier gebracht habe. — Du bist nicht bei Sinnen! Ich bitte dich zu gehn! — Ich gehe. Aber glaub nicht, ich sei blind! Ich habe wohl bemerkt, wie oft du in die Stiftskirche gehst zu einer Zeit, wo gar kein Gottesdienst ist, und mit wem du gestern herausgekommen bist. Du gehst wohl nicht, um mit der Person zu beten! — Sie lief zum Tisch und bemühte sich vergebens, Hannah aufzurichten: Arme Hannah! Ich kann gar nicht sagen, wie leid du mir tust! Du bist noch die einzige, die gut ist zu mir. Arme Hannah! — Mit wem ich gestern herausgekommen bin? Person? Meinst du die Lena? — Jetzt spiel noch den Unschuldigen! rief Maria ganz siegesgewiß schon, aber gleich danach war sie draußen.

Nun war es atembeklemmend still im Raum. Hannahs Körper zuckte noch immer. Sie schien nicht weinen zu können. Johannes ging hastig umher, immer wieder das Wort »verrückt« vor sich hinsagend, ohne daß es deutlich wurde, wem es galt. Den Raum füllte etwas Dumpfes, etwas wie der Geruch des Irdischen. Die beiden schienen zu ersticken darin; keiner vermochte sich aufzuraffen zu einem klärenden Wort, zu einem befreienden Atemzug. Endlich begann Johannes die Scherben aufzusammeln und behutsam, was weh tun konnte, aus Hannahs Nähe zu entfernen. Dabei mußte er sie berühren. Ihr Schmerz begann nun wieder zu tönen. Sag es mir doch! flehte sie, sag es doch! Warum sagst du es nicht! — Was denn soll ich sagen? — Daß du Lena liebst! — Wie ein endlich aus Tiefen Auftauchender tat Johannes nun einen Atem-

zug: Ich Lena lieben? Sie ist doch Daniel Normans Braut! — und ein solcher Ton kindlichen Staunens und kindlicher Überzeugung von der Unantastbarkeit fremden Verlöbnisses klang in dieser Erklärung, daß Hannah aufblicken mußte. — So hat Mutter alles sich ausgedacht? fragte sie, ich meine: das mit der Stiftskirche? — Statt einer Antwort ging Johannes an ein Schubfach, holte etwas tief Verwahrtes hervor und begann lauter wunderliche Bilder vor Hannah auszubreiten. — Hier die Amalekiterschlacht! erklärte er, der Würgengel; das Paradies; die Vertreibung daraus; der Prophet Hesekiel; Moses mit der ehernen Schlange; die Kreuzigung; das Jüngste Gericht; und hier das beste: die Abnahme vom Kreuz! — Dies alles, erklärte er weiter, sei in der Stiftskirche zu finden und dort habe auch Lena gestern es sehn wollen, weil sie es hier gesehn, und dies alles sei geschaffen worden in Heimlichkeit für Hannahs Geburtstag. Nun aber, da sie an ihm zweifle, da sie sein Ringen mit dem Engel für ein Stelldichein gehalten habe mit einem hübschen Lärvchen, habe dies alles keine Bedeutung mehr und deshalb zerreiße er es. Noch hatte er nicht ausgesprochen, da war schon alles zerstört: Würgengel sowohl als Erlöser, Tod und Gott und Menschen ohne Zahl.

Hannah fiel auf die Knie und versuchte auf Knien gleitend festzuhalten ihn, der nun selber fort wollte. Meine Schuld! rief sie, meine Schuld! O du Herrlicher, Heiliger, Geliebter! Vergib vergib! Sieh: es waren so viel Sorgen, die mich verwirrt! Ich bin ja nur ein schwacher Mensch! — Und nun bemühte sie sich bis in die Nacht hinein, alle Sorgen, die sie gesammelt, auszubreiten vor ihm wie Dokumente, die ihre Schuld mildern könnten, damit er das Urteil spräche der Vergebung. Doch als sie

fertig war, geschah ganz Unerwartetes. Johannes verdammte sich selber. Er verdammte sich selber, weil er ihre Sorgen nicht gesehn, weil er selber nichts getan, um das Leben leichter zu machen, weil er sich fortlocken hatte lassen von dem Phantom der Kunst.

Die nächste Zeit war nun ein Fieber des Füreinanderlebens, eine herzvergeudende hellsichtige Anstrengung, einander zu helfen. Ganz früh, ja manchmal nachts schon, war immer einer von ihnen wach, um mit wortlosem Gebet den Atem des andren zu schützen, um am Herzschlag des andren zu ermessen, wieviel Leid ihm noch abzunehmen sei. Und wenn der eine schwach zu werden drohte am Abend, hatte der andre schon eine überraschende Stärkung bereit. Wie ein Spürhund war jeder hinter des Tages kleinen Sorgen her, die dem andren über den Weg hüpften. Und von immer größer und lockerer werdenden Plänen wurden sie, wie von Lawinen, ergriffen und sausten darin den Tag hinab, um nachts alles wieder auf den Berg des Traumes hinaufzuwälzen. Mit einem fast vorzeitlichen, Berge versetzen wollenden Eifer suchte sie für ihn den Weg zur Kunst; mit einer fast zeitgenössischen Beflissenheit und Selbstverachtung er für sie den Weg zum Golde. Die fremdsten Menschen suchte sie auf, um sie zu überzeugen von seinem Wert als schöpferisch Begabtem und von der Beseeltheit seines Wesens. An Vetter Felix schrieb sie, an die holländische Dame, an den russischen Konsulatsbeamten nach London, an den Blinden in Basel und nach Amerika an den Verwandten, der schon einmal geholfen. — Sie fand kein Verständnis; sie bekam keine Antwort; nur aus Amerika die, daß ihr Verwandter verunglückt sei, und aus Basel die, daß der Blinde sich das Leben genommen ...

Johannes unterdessen begann eine neue Doktorarbeit über ein Thema vom Golde. Er verlor den Schlaf über Plänen, wie der Gewinn einer Unternehmung zu verhundertfältigen sei. Er suchte den ganz vergessnen Fabrikanten Splitter auf, ihn, der Tübingen industrialisieren wollte, um das benachbarte Reutlingen matt zu setzen. Er wurde nicht empfangen. Planmäßig studierte er nun die Kurszettel und spekulierte in Gedanken, hatte aber kein Geld um praktisch damit zu beginnen. Er frischte seine russischen Sprachkenntnisse auf und begann Wladimir Ssalowjóws »Geistige Grundlagen des Lebens« zu übersetzen. Auf dem Arbeitsamt stand er herum. Man bot ihm eine Stelle als Gehilfe bei der Müllabfuhr. Wegen des geringen Lohnes konnte er sich dazu nicht entschließen. Er verfiel auf Geniales: er wollte einen zusammenlegbaren Regenschirm erfinden, der nicht mehr in der Hand getragen wurde, sondern in einem Etui in der Tasche. Er wußte aber nicht, ob es so etwas gäbe, und verbrachte viel Zeit mit vorsichtigem Sich-erkundigen. Es wurde ihm fast zur fixen Idee, daß er seine Idee zu früh preisgeben und ein andrer sie ausnutzen und verwerten könne, während er hungere. Nachts schaute er stundenlang den Mond an, dies große Goldstück, und vervielfältigte das Gesehene im Traume. Am Tage hatte er ein paar schmutzige Kupferpfennige nur. Es ging wirtschaftlich immer schlimmer. Hannah verlor ihren Verdienst; Johannes erfand nicht die Kunst des Goldmachens. Es half nichts, daß einer vor dem andren es nicht wahr haben wollte, daß einer den andren einlud zu einer Zerstreuung. Sie saßen bisweilen im Garten der »Neckarmüllerei« traurig über traurigem Bier, sannen und verstanden nicht, warum die Jugend singend und schreiend und mit bunten

Lampions den dunklen Fluß hinabgleite. Bald war es so weit, daß man Mutter nichts mehr zum Leben geben konnte. Nehmen wir sie ins Haus! wiederholte Hannah. Nie und nimmer! wiederholte Johannes. Lieber den indischen Vorhang versetzen!

Da kam eines Mittags überraschender Besuch. Die Glocke ertönte; Johannes, weil Hannah grad beim Umkleiden war, ging öffnen und — Vetter Felix trat ein. Das war ein Glück! Aber ein sehr wenig zutrauliches, irgendwie peinlich berührtes, unverwandt selbstbewußt und modern bedauernd dreinschauendes Glück. Das Glück war kein gewöhnlicher Mensch, sondern ein wissender, wohlhabender, wohlgenährter Rechtsanwalt. Wie hatte es sich verändert gegen damals, wo es zu dem jungen Offizier gekommen war! — Weißt du noch damals? fragte Johannes, da kamst du auch überraschend. — Ja, sagte Vetter Felix, es mache ihm manchmal Spaß so ein überraschender Besuch. Leider fände er Johannes schlechter aussehend! — Johannes begann sich zu entschuldigen, weil er die hundert Mark noch nicht zurückgezahlt. — Deshalb käme er nicht, meinte Felix, er käme nur im Vorbeigehn, er sei zu Besuch bei seinem alten Freunde, dem Fabrikanten Splitter. Ja, daß Johannes den kenne, glaube er gern! Er selber habe ja den Fabrikanten, der tüchtige junge Leute suche, aufmerksam gemacht auf Johannes, und durch Vermittlung des Professors habe Splitter sich dem Empfohlenen genähert. Leider sei das Gute in der Hand, die er darbot, nicht erkannt und ergriffen, sondern gewissermaßen als etwas außer ihm Seiendes dem Fabrikanten entgegengehalten worden, wodurch dieser natürlich sich verletzt fühle. Auch habe er sich wundern müssen über die merkwürdigen

Leute, die er hier getroffen. Er, Felix, möchte sich übrigens kein weiteres Urteil in dieser Angelegenheit erlauben. Aber er sähe soeben, einen selten schönen Vorhang besitze Johannes. Ob der echt wäre. — Johannes bejahte und bat um Entschuldigung. Er wolle mal sehn, wie weit seine Frau sei.

Hannah war noch nicht sehr weit, aber sie hatte alles gehört. — Warum auch hast du damals die drei andren geladen? fragte Johannes. — Warum? Um dem Fabrikanten einen menschlichen Hintergrund zu geben, von dem er sich abhöbe. Wer weiß, ob du sonst ihn erkannt hättest! Du sollst nicht in solchen Mannes Betriebe hineingeraten! Und wenn Vetter Felix sein Freund ist, will ich mich gar nicht beeilen, ihn kennen zu lernen! — Du hast recht! sagte Johannes, Felix ist heute auch mir nicht sympathisch. Ach, wie mich die Schuld bei ihm drückt! Soll ich ihm nicht ein Pfand bieten? Den indischen Vorhang vielleicht? Er wird ihn ja nicht nehmen! — Meinetwegen! sagte Hannah, und Johannes ging hin und bot Felix den indischen Vorhang als Pfand an. — Oh! Er sei kein Jude! antwortete Felix, fügte aber sogleich hinzu, pardon! er meine natürlich Handelsjude! Dann fragte er nach Hannah und bedauerte, daß er sie nicht sehn werde; seine Zeit sei knapp. — Sie sprachen noch über mancherlei Belangloses und schließlich erklärte Felix, er entnehme aus einem Briefe Hannahs, daß Johannes nicht in glänzender Lage sei; ob er nicht den indischen Vorhang veräußern wolle? Er, Felix, würde in diesem Fall gern Käufer sein! — Ja, meinte Johannes, Geld könne er jetzt wohl brauchen, und nach längerem Hin- und Herreden, wobei Felix durchaus nicht den Standpunkt des Noblen verlassen wollte, wurde der indische Vorhang für zehn Goldstücke hin-

gegeben. — Beim Abschied auf der Treppe sagte Vetter Felix: Mit Splitter wird es nun wohl nichts mehr! Er will dich nicht mehr empfangen! Schade! Du hättest deinen Weg gemacht! Nun ist es zu spät! — Höflich grüßend und winkend abgehend lächelte er. So lächelt das Glück, das nicht beizeit erkannt worden ist.

Am Abend dieses Tages durchmaß Johannes immer wieder seinen Arbeitsraum und sann gesenkten Hauptes, um nicht sehn zu müssen, daß die Zaubervögel fort waren. Da kam noch ein Besuch, auch ein überraschender: der Dichter. Er hatte noch immer keinen Namen und hinter sich eine kalte Hungerzeit an abgeschiednem Ort. Jetzt aber war es Frühling, jetzt kam er seine Freunde wiedersehn. Er sah sogleich, was im Raume fehlte. Wo sind die Zaubervögel? fragte er; und nun erzählte Johannes so traurig von allem Erlebten und von der heutigen Veräußerung des schönen Trostgebildes, so traurig, daß Hannah ihre Tränen nicht zurückhalten konnte vor dem Gast. — Jetzt mag ich diesen Raum gar nicht mehr sehn! sagte Johannes, am liebsten verkaufte ich alles und zöge wo anders hin! — Gehen Sie doch hin, wo ich herkomme! riet der Dichter; gehen Sie nach Windheim ins Totenhaus! — Ins Totenhaus? — Totenhaus, erklärte der Dichter, klingt fürchterlicher als es ist. Es ist nämlich die billigste Wohnstätte in Deutschland. Sogar unsereins findet dort Lebensmöglichkeit! — Und nun erzählte er, es handle sich um ein Häuschen im Garten des Windheimer Spitals. Windheim läge nicht weit von hier, im Badischen, hoch über dem Tale der oberen Donau. Das Häuschen, ehemals von Bürgern bewohnt, diene nun, mit einem Zimmer aber nur meist, der Aufbahrung von Toten. Drei bis fünf andre Zimmer seien unbenutzt;

und da nicht jeder in der Nachbarschaft von Toten wohnen wolle, seien die Räume, eingerichtet übrigens, sehr billig zu haben. Er komme grade daher. Drei seien jetzt frei. Wolle Johannes hin, möge er gleich schreiben! Man bekäme auch Verpflegung im Spital so billig wie ein Obdachloser und besser als ein geistiger Arbeiter es verdiene. — Würdest du Bedenken haben, dort zu leben? fragte Johannes seine Frau. — Wenn ich ein Kind hätte, ja! erwiderte sie, jetzt aber ist es mir einerlei! — Dann wollen wir hinziehen! entschied er; von dem Geld für den Vorhang und dem Erlös für das Übrige hier können wir alle — Mutter nehmen wir dorthin natürlich mit! — können wir alle, sag ich, solange leben bis ich fertig bin mit meiner Arbeit.

Und so saßen denn diesen ganzen Abend lang die drei und besprachen und erwogen ernstlich den Plan einer Übersiedlung nach Windheim ins Totenhaus. Zum Schluß las der Dichter ihnen eines seiner letzten Gedichte:

Vorabend

Nun weilt auf den weißen Blüten das Licht
der Sterne und einsam mein Blick.
Nun irrt das Wort, das der Engel spricht,
im Herzen umher, das fast zerbricht,
unter des Klanges Geschick.

Nun kommt wie ein Wehn, was unwendbar
und heilig die Kraft mir entfacht.
Die Süße, die über Salem war,
der Himmel über dem Grabe so klar
kommt nun herauf mit der Nacht.

Und ich stehe im Odem und weiß um die Welt
und ich glaube, ich glaube an mich!
Und bin doch wie Glockenhall, den nichts hält,
und bin doch wie die Blüte, die fällt ...
Gott! Morgen schon glaub ich an dich.

* * *

Die junge Frau Klee, Inhaberin einer Schokoladenfabrik und Witwe zurzeit, gehörte zu den reichsten aber auch kränksten Insassen des Windheimer Spitals. Sie dachte aber nie an den Tod, sondern nur daran, ob sie je wieder sich verlieben werden könne und in wen wohl. Es sollte nicht der erste beste sein; denn sie war nicht nur jung, sondern auch hübsch und geeignet zur Liebe.

Von ihres Krankengemachs Fenstern aus sah sie die Straße, aber drauf nie einen Mann, dessen Gestalt oder Gesicht sogleich jene Wollust in ihr geweckt hätte, die einst ihr Blut durchwirbelt und nun seit Jahr und Tag schon schlummerte. Die Männer, die zu ihr gepaßt hätten, wenn es überhaupt welche gab in Windheim, schienen auf der Straße am Spital nie vorbeizukommen. Drum als im Sommer der Staub in Herz und Augen sie stach, zögerte Frau Klee nicht, in einen Raum an der Gartenseite zu übersiedeln, wenngleich dort wohl nur die Blassen und Schwachen vorbeiwanken würden. Aber auch solche sah sie selten. Inmitten des Grüns war hier die größte Sehenswürdigkeit das Totenhaus, und Frau Klee begann sich für das Sterben der andren zu interessieren. Sie hatte, da ihr Mann fern von ihr verunglückt war, noch nie einen Toten gesehn und sah auch jetzt keinen, sondern nur Särge von Zeit zu Zeit, die hinein- und herausgetragen wurden. Vergeblich mühte sie sich, mit

dem Blick ins Innere der Leichenkammern zu bringen, bald in diese, bald in jene; sie war des Glaubens, das Haus enthalte nur Leichenkammern.

Eines Abends, als der Vollmond schien, saß Frau Klee länger als sonst an ihrem Fenster und genoß, ohne an etwas zu denken, ihre Müdigkeit und die Süße der nahenden Nacht. Schwarz und schwer wie zottige Ungetüme, die vorm Himmel zu zaudern schienen und doch immer wieder zusammenzucken mußten, als berühre sie unsichtbar ein Zauberer, lagen im Sommerwind die Laubwipfel uralter Bäume. Unten die dunkel-bunten Blumenbeete, die gewunden verliefen wie magische Fragezeichen und Kreise, verrieten der heimlich suchenden Seele die Mattheit der Erde in des Lichtes lächerlicher Verliebtheit. Unwirklich klang die Luft der Menschen herüber vom Dorf. Am Totenhause nahe dem Eingang rechts stand ein Sarg.

Miteins hatte Frau Klee das Gefühl, sie werde angesehen, werde von einem fremden Blicke umfangen, durchschaut, durchforscht bis ins Innerste, und zum erstenmal im Leben spürte sie die Nähe ihrer eignen Seele, die zu warnen schien und zu flehen: Hüte deines Leibes Liebeszeichen! Ein Geheimnis ist die Welt! — Als habe jemand dies laut gesagt, errötete das junge Weib, verhüllte die Blöße von Hals und Brust und wollte sich erheben, da wurde im Totenhause ein Fenster geöffnet und das blasse Leidgesicht eines Mannes starrte sie an so unbeweglich, daß sie selber in ihrer begonnenen Bewegung erstarrte. — Jesus Christus! flüsterte sie und wollte sich bekreuzigen, vermochte aber die Hand nicht zu heben und dachte dann auch: Vielleicht ist es gut so! Sonst wird es mir noch als Wink, als Zeichen der Verliebtheit aus-

gelegt! — Das Gesicht starrte unverwandt zu ihr herauf. — Es ist kein Zweifel, dachte Frau Klee, er ist verliebt in mich! und sie ließ sich langsam auf die Knie und zu Boden gleiten bis unter die Fensterbrüstung, bis ihr Leib nicht mehr gesehen werden konnte von jenem. Sie selbst aber sah; sie behielt das fremde Gesicht im Auge; sie konnte sich nicht trennen von seinem Anblick; sie blieb wie sie war, bis Schauer der Nacht sie überrieselten. Da trat eine der barmherzigen Schwestern ein, und Frau Klee ließ sich mit einem Ruck ganz auf die Erde fallen. — Nicht Licht machen! rief sie und atmete erregt. Schwester, liebe Schwester, helfen Sie mir zur Ruhe! Ich glaube, ich habe den Tod gesehn.

* * *

In den nächsten Tagen blieb Frau Klee ans Bett gefesselt. Sie klagte viel und plagte ihre Pflegerin, aber schließlich, da sie nicht starb, sondern von Tag zu Tag besser sich fühlte, kam sie zur Einsicht, daß nicht Krankheit, sondern ein Anfall von Wollust sie hingestreckt habe. Jenes Gesicht in der Mondnacht war ja nicht das des Todes gewesen, sondern, wie die Schwester erklärt, das eines Menschen aus Fleisch und Blut, eines Mannes, oder eigentlich Herrn, namens Holl, der seit einiger Zeit mit Frau und Mutter dort wohne, wo er erschienen, und der noch jung und gesund, vielleicht irgendwie unglücklich, keinesfalls aber unheimlich sei. — Frau Klee, ohne weiteres dem Glauben verfallend, der Unglückliche habe aus Liebe sie angestarrt, war sogleich entschlossen, ihn glücklich zu machen. Sie hatte zu diesem Ende, da sie nichts Besseres wußte, zunächst aufs Bett sich geworfen und schmerzhaft sich bemüht, ihr Gegenüber im Geiste

an sich zu ziehn und zu entzücken mit ihres Leibes Lust. Da diese Verbindung unfruchtbar und einseitig peinigend blieb, erhob sich Frau Klee eines Tages und begann von nun ab, planmäßig und klug das Leben des Geliebten auszukundschaften, sowie alle Gebiete der Beglückungsmöglichkeiten zu erforschen.

Von den frommen Schwestern erfuhr sie nicht viel; weder wie Holl mit Vornamen heiße, noch woher er stamme, was er früher gewesen und jetzt sei, was er treibe und gern esse und wie lange er hier bleiben werde. Nur daß er seine Frau sehr liebe, versicherte Schwester Coelestina, worauf Frau Klee aber insgeheim entschied, solches könne eine Weltabgeschiedne nicht beurteilen. — Sie machte sich nun an das Faktotum des Spitals, an den alten Schluchzer.

Schluchzer war weit jenseits der Grenzen herumgewandert als frommer Vagabund, behauptete, den Papst persönlich kennen gelernt zu haben, wußte, wo es Klee-Schokolade gab und Wunderkräuter, trug Koffer und Särge, wusch Fußböden und Leichen, belehrte Käfer und Ochsen und verstand es, ein Gespräch anzuknüpfen auch mit dem gebildetsten Menschen. Schluchzer konnte Frau Klee viel erzählen von den Insassen des Totenhauses. Sie seien natürlich arm, wenn auch städtisch und nett gekleidet mit Ausnahme der Alten, die nur noch einen Rock habe. Die Alte sei nicht ganz richtig mit Verlaub zu sagen. Sie wolle die Kinder auf der Straße erziehen, dem Nachtwächter Ratschläge geben und vom Spezereihändler »gnädige Frau« angeredet werden. Sie sei wohl freundlich mit den frommen Schwestern, mehr als man ihrem Gesicht es ansehe, käme aber bei jedem Gespräch zum Schluß auf Luther. In ihrem Zimmer, mitten drin,

stehe ein Tisch mit den Bildnissen des Kaisers und Luthers. Drum herum sieben Kadetten. Ob Frau Klee wisse, was ein Kadett sei? — Die junge Frau interessiere sie mehr, sagte Frau Klee. — Immer hübsch der Reihe nach! mahnte Schluchzer; ein Kadett sei jemand, der, wenn er nicht das bleibt was er ist, nachher so leben müsse und so aussehn wie der Herr Holl dort! — Herr Holl sei also unglücklich? — Mit dem Unglück habe es eine andre Bewandtnis. Unglücklich, ohne daß er's weiß, sei wohl jeder Nichtkatholik. Protestant zwar sei Herr Holl auch nicht. Aber er suche etwas, was es auf dieser Welt gar nicht gebe. — Ob er mit seiner Frau vielleicht unglücklich lebe? — An einer Frau, erklärte Schluchzer, könne man das Glück oder Unglück eines Menschen gar nicht abmessen. Das heißt: er wolle damit nichts gegen die Weiblichkeit sagen! Er verehre ja auch die Mutter Gottes. — Warum die junge Frau Holl nicht Mutter sei? — Schluchzer lachte: Betten könne man klopfen, solange man wolle und werde doch nie etwas andres herausbekommen als Staub und allerhöchstens einen Flock Flaumfedern! — Drauf bat ihn Frau Klee, ein andermal mehr zu erzählen. Jetzt sei sie erschöpft.

Ach! Wäre sie nicht erschöpft, nicht doch vielleicht krank, oder wäre die Kühle nicht, der Wind, könnte sie öfters und zu allen Stunden ins Freie — sie wüßte längst mehr, sie wäre längst glücklicher, vielleicht schon bekannt, vielleicht schon vertraut mit dem Unglücklichen! Nun sah sie ihn nur von weitem, und er schien tags nicht zu wagen, seine Blicke ihr entgegenzuheben. Nachts aber sah sie nichts mehr. Der Mond war fort.

Als die Wittrung günstiger wurde, war Frau Klees Zustand wieder ungünstiger. Ans Fenster ja! erklärte

der Arzt; ins Freie noch lange nicht! — Vom Fenster aus sah man meist nur die alte Frau Holl in der Sonne sitzen und Strümpfe stopfen.

Eines Tages erschien Schluchzer und sagte: Er wisse jetzt, was Holl sei. Ein Maler. Doch er male nichts von dem was hier auf Erden zu sehn sei. — Vielleicht läßt er mit sich reden und malt auch Porträts, sagte Frau Klee. — Nach einigen Tagen berichtete Schluchzer, er habe mit Herrn Holl geredet, der habe aber geantwortet, es läge ein Irrtum vor, sein Beruf sei nationaler Ökonom. Möge er das sagen! Er, der alte Schluchzer, sei nicht blind! — Ich glaube doch, die Eheleute leben unglücklich miteinander! sagte Frau Klee; nie sehe ich sie beisammen. — Das liegt nur an der Zeit, erwiderte Schluchzer, ich sehe sie immer beisammen. — Frau Klee wollte nichts mehr hören.

Sie durfte nun einige Stunden des Tages auf der Liegehalle zubringen und sah Holl zuweilen ganz in der Nähe vorbeigehn, ohne daß er sie bemerkte. Sie war entzückt von seinem feinen Gesicht und träumte davon. Sie sah auch die Frau. Gewiß! Ganz nett gekleidet! Und gute Augen! Es mochte wohl wahr sein, daß alle im Dorf sie gern hatten! Sie war entschieden herzlichen Mitleids fähig. Aber einer großen Liebe? — Dennoch! Es ist gut, daß sie da ist! dachte die Kranke. Nur sie kann mir die Bekanntschaft vermitteln mit ihm.

Wieder erschien Schluchzer und fragte, ob sie schon gehört habe, was alle im Dorf wüßten, daß Herr Holl heimlich beim Schuster in die Lehre gehe. — Ist das möglich, rief Frau Klee, da muß es ihnen doch sehr schlecht gehen! Daß die Frau das zugibt! — Die Frau wisse es gar nicht, wurde ihr nun erklärt, das Ganze verhalte sich

folgendermaßen: Es gäbe im Totenhause viel Streit um die Frage, was Herr Holl werden solle. Die Frau bestehe drauf, er solle etwas ganz Besondres werden. Die Mutter sähe drin ein Unglück und dränge ihren Sohn zum Verdienen. Er sei früher Hauptmann gewesen, nicht bei der Feuerwehr, sondern richtiger, falls man der Mutter glauben dürfe. Jetzt aber wisse er nicht, solle er etwas Besondres werden oder Gewöhnliches. Bald male er, bald schreibe er, und jetzt sei er heimlich beim Schuster in der Lehre. Ob die Mutter davon Kenntnis habe, wisse man nicht; sie habe aber neulich geäußert, man könne es verstehn, wenn ihr Sohn so oft beim Schuster sitze. Der Schuster sei der einzige Protestant am Orte. — Wovon die drei lebten? — Das wisse niemand!

Frau Klee sann lange nach. Dann ließ sie sich aus ihrer Fabrik die feinste Schokolade schicken, Goldpackung »Glücksklee«, schob unter das Purpurband, das die süßen Tafeln zusammenhielt, einen Hundertmarkschein, und ließ Frau Hannah Holl bitten, diese »kleine Schmeckprobe einer Nachbarin« freundlichst anzunehmen. Hannah Holl sandte in einem Brief herzlichen Dank für die Schokolade und den Hundertmarkschein zurück. Es müsse ein Versehen vorliegen, schrieb sie, ihres Wissens habe Frau Klee keinem von ihnen dreien eine Schuld zu begleichen.

* * *

Zögernd, fast als schrecke das Ziel, zog der Sommer hin über Windheim. Doch wie immer mußte alles seiner Reife entgegen.

Weiße selig wandernde Wölkchen mußten, groß und dunkel geworden, weinend zur Erde. Und wo die Herzen der Herrschenden und Lüsternen verwest, standen Gras-

halme fromm und neigten sich vor der Sonne. Nachts stürzte ein Stern, und Wünsche gingen in Erfüllung. Mittags flimmerte eine Sense, und die Erinnrung begann.

Wer klug und erfahren genug war wie der alte Schluchzer, sah deutlich die Liebe als ein Netz geworfen über die ganze Welt. Strahlend schienen die Maschen und so leicht zu zerreißen wie Licht, aber sie strafften sich und wurden fester, grad dort wo Widerstand sie dehnte und ließen nicht los, ehe dunkel und still, aber reif und süß die Frucht drin lag.

Glauben Sie meinen Beobachtungen, Frau Klee, sagte Schluchzer, die Liebe ist nicht nur dort zu vermuten, wo Juhuu ist und Tralala und wo die Weibsbilder sich hinwerfen schließlich! Auch wo heimlich gehungert wird und geweint, auch wo der Pechfaden gedreht wird, damit heimlich ein Bild gemalt werden kann von dem, was gar nicht zu sehen ist auf Erden, ja wenn man richtig katholisch denkt, wie Seine Heiligkeit es will, muß man sagen: selbst dort wo die alte Protestantin am Weg steht und weint, wenn ein Erntewagen vorbeifährt, selbst dort wird etwas reif für die Liebe! Ganz ähnlich wie hier, wo die Bilder des Erlösers und der Heiligen einen kranken Menschen mahnen. Nun, Sie sind ja nicht so krank, Frau Klee! Behüt' Sie Gott!

Kaum allein gelassen vom Alten, hatte Frau Klee die Empfindung, ihre Seele eile auf sie zu, Schutz und Entscheidung suchend, weil so bedrängt von Gedanken. Aber die Gedanken waren ja nicht bös; es waren lauter Gedanken der Liebe, und Frau Klee wußte nicht, wie verhindern, daß sie der Seele zuvorkamen. Als erster wie immer kam der Gedanke an Johannes. Sie kannte den Geliebten jetzt. Sie hatte seine Hand berührt und einmal

durch Zufall die Gegend seines Herzens. Sie hatte ihn anblicken und betrachten dürfen im vollen Licht des Tages, hatte mit ihm geplaudert und seine heimlich gemalten Bilder gesehn. Sie hatte erröten müssen unter seinem Kinderblick und erblassen unter dem Geständnis seiner Liebe zu Hannah. Nun war der Gedanke an Hannah nicht mehr abzuwehren. Nun bekam auch die erste Aussprache, die sie mit ihr gehabt, eine andere Bedeutung. Die Kranke glaubte jetzt Hannah zu verstehn. Sie glaubte an Hannahs Leben wie an das einzige richtige in der Welt, denn es war ja so, daß es des Geliebten Liebe hatte gewinnen können. Und Hannah hatte Augen, die waren als erweckten sie, als verschenkten sie die Kraft, mit der man das gleiche Leben leben konnte wie sie und vielleicht das gleiche gewinnen. — Nein! Hannah war nicht ihre Nebenbuhlerin, Hannah war ihre Freundin, die einzige Freundin, die sie je besessen! Sie liebte Hannah, sie hätte sich verwandeln mögen in Hannah; sie war bereit, ihr ganzes Vermögen hinzugeben für Hannahs Nähe und Miterleben. — Frau Klee weinte. Denn nun kam der Gedanke an ihre eigne Liebe. Es war kein Zweifel: ihre eigne Liebe war unsterblich! Sonst hätte sie sterben müssen schon beim ersten Zusammentreffen mit Johannes, als man der Mondnacht gedacht und es sich ergeben hatte, daß nicht sie, die Liebende, damals den Blick des Geliebten gebannt, sondern eine Wolke am Mond, die er beobachtet hatte für eins seiner Bilder. Nicht gestorben war ihre Liebe damals, sondern, obgleich kein Kuß, kein Blick, kein Wort sie genährt, immer, immer gewachsen bis heute. Und heute war sie zu etwas Großem bereit. Heute sollte sie aufgenommen werden in den Bund der andren beiden. Frau Klee wollte heute ihren Freunden vorschlagen, das Totenhaus zu verlassen

und sie zu begleiten ins Hochgebirge. Auf ihre Kosten. Johannes als Maler, Hannah als Pflegerin und Vermittlerin geistigen Lebens. War das nicht lautere unverdächtige Liebe, die die tödlichen Beschwerden einer langen Fahrt auf sich nahm, um den zweien, die sich liebten, das Leben zu erleichtern? War das nicht eine lebendige Liebe im Sinne des Erlösers und aller Heiligen dort? Konnte man nicht unbedenklich und furchtlos den Blick erheben zu jenen Bildern, die einen kranken Menschen mahnten?

Frau Klee tat es. Sie erhob sich selber und, bereit schon zum Gehen, sah sie die Bilder an im Bewußtsein ihrer lebendigen Liebe. Da erschienen die Bilder ihr plötzlich tot, bunt und dumm. Sie erschrak so, daß sie an ein Wunder glaubte. Sie war doch fromm gewesen ihr ganzes Leben lang, sie hatte soeben mit einem frommen Entschluß sich erhoben. Und nun? Tot, bunt, dumm! — Frau Klee ging schnell hinaus, um zu ihren Freunden zu gelangen. Aber nun folgten ihr vom toten Erlöser und den dumm-bunten Heiligen her, Gedanken wie unheimliche Bettler. — So gehst du nun fort, klagten sie, weil du die Gebete der Einsamkeit fürchtest und den Tod, die einzige Erlösung vom Alleinsein! So gehst du nun hin, um das Mitleid zu überreden, damit es dich begleite auf der Fahrt zu deinem Glück! So wirst du nun weilen dort und, als Gestalt einem Bilde dienend, bekehren den Geliebten zur Wollust deines Leibes! — Solche Gedanken folgten aufdringlich laut und kläglich tuend. Frau Klee aber trat ins Freie, und da rauschten die Bäume auf wie zum Abschied, und die Gedanken waren nicht mehr zu hören, höchstens ganz im Fernen einer. Oder war es das Weinen einer Seele? Oder war es der Wind?

* * *

Winterluft, hell, heilsam, heilig, wie aus andrer Welt diesem Tale gespendet, wie lebendiger gelöster Kristall funkelnd und flutend, lag über Davos.

O der Duft des Himmels kommt mit Ihnen zu mir! sagte Frau Klee, als Johannes bei ihr eintrat. Sie saß geschmückt und in der Tracht, drin er sie malte, in der Tracht einer Edeldame. Rostrot war ihr Gewand und bauschte sich unten in funkelnden Falten. Über dem Gürtel lag es straff an, gab Brust und Schultern frei und ließ aus ovalen Schlitzen unter der gradlinig abschließenden Borte das Linnen schimmern. Die Ärmel waren eng, hatten goldne Wülste und Streifen und reichten, indem sie über der Hand sich erweiterten, bis fast an die Fingerspitzen. Den Hals umschloß ein enges breites Geschmeide. Das Haupt hüllte eine Goldnetzhaube, die die Ohren mit schön geschwungnen und verzierten Ansätzen deckte und vom Haar so viel frei ließ als nötig war zur reizenderen Umrahmung des Gesichtchens. Das Gesichtchen war hübsch heute und lebhaft, die Augen waren verführerisch groß, so daß Holl zögerte mit der Arbeit zu beginnen und fragte, ob Frau Klee Fieber habe. — Sie verneinte. Sie habe sich noch nie so gut gefühlt wie heute. Sie sei überzeugt, dies tägliche Sich-Stillhalten unter seinen Augen sei ihr sehr heilsam. — Aber auch nicht zu still dürfe sie sich halten, mahnte er, nicht steif werden und unlebendig! Sie möge so gut sein, nicht immer ihm zuzusehn, ihn anzublicken, sondern mal wo anders hin, im Geiste mit etwas andrem sich beschäftigen, von etwas andrem sprechen! Ihr Bild werde sonst nie so werden wie er wolle! Ohnehin fürchte er, daß es nichts werde. Daß er etwas übernommen, wozu ihm das Können noch fehle. Aber er habe ja in Windheim schon gesagt, daß er dem Auftrag noch nicht

gewachsen sei! — Jetzt müsse sie eigentlich wie Hannah mit ihm reden und ihn schelten und trösten, erwiderte Frau Klee, aber sie traue es sich nicht; er sei zu ihr immer noch wie zu einer Fremden; er merke gar nicht, daß sie keine andre Freude im Leben mehr habe als die, etwas beitragen zu dürfen zur Entwicklung seiner Begabung. Grade an ihrem Bilde möge er sich doch üben! Je länger sie ihm sitzen müsse, um so heilsamer sei es auch für sie. Er wisse doch, der Arzt habe ihr möglichste Ruhe und Konzentration empfohlen. — Sie bewegte sich und ein feiner seltsam süßer Duft wie von Blumen, die es nicht mehr gibt, erreichte ihn. Er arbeitete eine Weile, ohne nach ihr hinzublicken. Dann sah er sie an und sagte: So sprechen Sie doch! — Sie ließ ein Batisttüchlein fallen und lächelte mit feuchten Augen. — Gut! rief er, sehr gut! Bleiben Sie so! Innerlich bewegt gewissermaßen! — Und er arbeitete jetzt, da sein Eifer angefacht war, schneller und freudiger. Sie blieb reglos, fast atemlos und mühte sich mit großer Geduld, den Ausdruck innerer Bewegtheit nicht zu verlieren. Als er sie abermals ansah, rief er: Nein! — warf Palette und Pinsel zum übrigen und begann hin und her zu gehen. Er wisse, was schuld sei, warum er heute nichts schaffe! Weil er vormittags sich habe ärgern müssen! Über den englischen Major! — Warum er denn immer noch sich abplage mit diesem deutschen Unterricht an Ausländer? Warum er nicht ganz und gar der Kunst sich widme im Vertrauen auf ihre dauernde Hilfe? Sie betone: dauernde! — Dieser Kerl, fuhr Johannes fort, als habe sie gar nicht gesprochen, dieser Kerl, statt etwas zu lernen, lade ihn dauernd zu Whisky ein und bemühe sich, ihn, den früheren Offizier, in vertrauliche Gespräche über Militärisches zu verwickeln. Da sei ihm heute die Galle über-

gelaufen und er habe dem Major erklärt: In Deutschland bleibe ein Offizier sein ganzes Leben lang Offizier und werde nicht sofort ein Schuft, wenn er einen andren Rock anziehe! Und sei gegangen. Was nun werde, wisse er nicht. — Er solle wissen, daß er der Kunst gehöre für immer! wiederholte Frau Klee. Was habe er davon, wenn er ein paar Ausländern, und dazu noch so bornierten, Deutsch beibringe? — Was er davon habe? Sehr viel! Er erhalte seine Mutter in Windheim davon. — Frau Klee erhob sich: Ach ja, Ihre Mutter! Ihrer Mutter wegen muß ich mit Ihnen sprechen. Ich habe einen Brief von ihr. — Und nun erfuhr Johannes, seine Mutter habe Frau Klee gebeten, ihr die Mittel vorzustrecken zu einem Verlassen Windheims. Sie sei ganz verzweifelt dort. Im Totenhause zwar wohne sie nicht mehr. Sie könne es nicht mit ansehn, diese ewigen Begräbnisse! Wenn es noch protestantisch dabei zuginge! Wenn man richtig traurig sein könnte dabei! Aber dies katholische Gemurmel und Gebimmel, dies Weihwassergespritz und Weihrauchgeschwenke — es sei manchmal zum Davonlaufen! Neulich sei bei der Abfahrt eines Sarges eine Katze, die auf dem Baum in der Nähe saß, von einer Weihrauchwolke erreicht worden und in ihrer Verzweiflung auf den Sarg gesprungen! Daraufhin sei sie, Maria Holl, zum Schuster übergesiedelt. Aber in letzter Zeit verstehe sie sich auch mit dem Schuster nicht, obgleich der sehr patriotisch und ihres Glaubens sei. — — Ein Schuft ist er! rief Johannes. Betrogen hat er mich! Ausgenutzt! Er hatte gar keinen Kontrakt mit mir gemacht! Hätte eigentlich mich gar nicht nehmen dürfen! Nie wäre ich Meister geworden, nicht einmal Geselle! Arbeiten nur hat er mich lassen, und ich hab noch draufgezahlt! Aber weiter! Was will meine

Mutter? — Hierherkommen, sagte Frau Klee. Das Leben ohne Johannes sei ihr unerträglich und das könne sie ihr wohl nachempfinden! Sie stehe ihr mit allem Nötigen zur Verfügung, habe aber noch vorher Johannes fragen wollen, ob er einverstanden sei mit der Übersiedlung. — Nein! Das kann ich nicht annehmen! entschied Johannes. Ich verstehe es, wenn Sie Ihrem Interesse für die Kunst Opfer bringen. Aber meine Mutter erhalten — nein!

Es gab ein erregtes Hin- und Herreden, das mit einem Hustenanfall der Kranken endete. Johannes packte sein Gerät zusammen. Dann stellte er sich vor die Staffelei und betrachtete das begonnene Bild. — Es ist nichts! sagte er. Kein Leben drin! Mißlungen! Wir müssen nochmal ganz von vorn anfangen! — Das Original des mißlungnen Bildes stellte sich dicht neben ihn. — Plötzlich ging Johannes zu einem Stuhl in die Nähe der Tür, setzte sich und barg sein Gesicht in beiden Händen. Die Edeldame rauschte ihm nach und versuchte mit zärtlicher Bewegung, seine Augen zu befreien. Als es nicht gelang, stand sie verhaltnen Atems über ihm und strich sehr sanft mit ihren Fingerspitzen über sein Haar hin. Ob er es merkte, oder nicht, ob er dabei etwas empfand oder nicht, blieb unentschieden. — Schließlich begann er zu sprechen. In seine Hände hinein. Es ist mir unfaßlich, sagte er, dies Mißlingen allem Sichtbaren gegenüber! Nein: »Sichtbarem« ist falsch. Allem .. wie soll ich sagen? »Fertig oder einmalig irdisch Geformten« gegenüber! Was mir im Geiste sichtbar wird, was noch niemand auf Erden sah, draus etwas zu schaffen, draus ein Bild zu machen, das ist Beglückung! Das ist wie ein Wunder! Da ist nichts Schwieriges dabei! — Sehen Sie, fuhr er nach einer Weile fort, indem er sich erhob

und eine mitgebrachte in die Ecke gestellte Leinwand aufrollte. Dies hab ich gestern gemalt. In fünf Stunden, von denen ich heute nichts mehr weiß. Ich glaube, ich war nicht bei Bewußtsein, während ich arbeitete.

Sie betrachteten beide das Bild. Die Grundfarbe war ein stumpfes fremdes Blau wie das einer Nacht andrer Zonen. Eine große gründunkle grandios hingeworfne Woge hob sich von unten links bis fast zur Mitte, wo sie über ihres Schwunges schwarzer Hohlheit zusammenstürzte in schimmerndem Schaum. Hinter ihr hoben sich zwei andre, ähnlich aber greller und in einem Schwung, der Schwindel erregte. Rechts sah man ein seltsames Schiff, wie es von grünglatter Wellenwand abgleitend mit dem Kiel hineinschoß in den Schaum vorne. Des Fahrzeugs Vorderes bot dem Blick mehr Seitenfläche als der hintere Teil, in den man wie von oben hineinsah. Dies wirkte so, als sei das Schiff im Wirbel eines gewaltigen Elements, als zucke es unter einer Verzaubrung, als winde es sich, als sei es lebendig. In diesem Schiff kauerten sechs Männer, alle verzweifelt bemüht das Gesicht zu schützen vor einer Erscheinung dort wo der Mast hinwies. Der Mast, ein gebogner zersplitterter Baumstamm, wies in der Neigung nach oben links. An den Mast war ein nackter Mann gebunden, der siebente. Gekrümmt wie die Woge gab er sich Rucke mit Rücken, Hals und allen Gliedern, um frei zu werden. Aber es gelang nicht. Lechzend hing er über dem Abgrund. Sein Haar flatterte. Von seinem Gesicht sah man nur eine einzige Linie verzerrter Sehnsucht. Es war der Erscheinung zugewendet, auf die auch der Mast hinwies, der Erscheinung von sieben schimmernd schönen weiblichen Leibern, die mit gleichem Schwung warben wie die Wellen.

Es waren sieben sich wiegende und winkende Sirenen. Die vorderste spreizte die Glieder mit des Geschlechtes dunkler Einbuchtung dicht vor dem Gesichte des Festgebundnen. Hinter der letzten, im gleichen Schwung wieder wie Woge und Weib, bogen sich sieben goldne Wundergewächse wie Palmenkronen im Sturm, und hinter diesen oben im Nachtgewölk wie fernste Woge, fernstes Weib, fernstes Wundergewächs war die Sichel des Mondes. Jetzt bemerkte man auch, daß von diesem Monde her alles Licht kam. Was als Leib weiblich lockte, was im Schwung des Laubes Verwurzeltsein vortäuschte, durchdrang und erfüllte es ganz wie den Schaum. Auf des Mannes Haupt aber, auf Mast, Ruder und Rand des Schiffes, auf den zur Abwehr gehobnen Händen — lag es wie wollüstig zitternder Zauber.

Auch Frau Klee schien verzaubert. Es ist so schön, sagte sie, so schön! Noch nie sah ich so Schönes! Sie müssen einen Kuß bekommen dafür! — Und ehe Johannes es hindern konnte, fühlte er sich umfangen wie von einer weichen, wunderbar duftenden Wolke; eine Woge glitt an seinem Leibe entlang; an Hand und Fuß fühlte er sich gefesselt; sein Gesicht konnte nicht los von der Sirenennacktheit; sein Geschlecht zitterte dunklem Abgrund entgegen; er ließ plötzlich sein Werk fallen, hielt eine Edeldame im Arm und trug sie zu ihrem Lager hin. An süß duftendem Halse barg er sich und verbiß sich fast im Geschmeide. Dann sah er zitternde Fingerspitzen bemüht, den Gürtel der Edeldame zu lösen, hörte ein Stöhnen der Wollust, dachte daran, daß es Frau Klee sei, sah auf und sah ihr Gesicht. — Das Haupt war wie im Krampf hintüber gebeugt; die Augen waren halbgeschlossen; die Zähne entblößt; die Kiefer starr vor-

einander geschoben; Wangen und Schläfen, als leuchteten sie im Verlangen, hinzuschwinden. Zweifellos hielt Frau Klee mit diesem Gesicht das Leben fest und genoß es wie niemals noch. Johannes aber sah etwas was er so deutlich und dämonisch in keinem Menschenantlitz noch gesehn: er sah den lebendig gewordnen und lebendig bleiben wollenden Tod. Er sah das Leben als ein Gespenst. Des Fleisches schimmernde Schönheit als Maske. Er erschien sich selber als ein Schauspieler, der gar keine Rolle gelernt. Plötzlich gelöst aus starrer Männlichkeit, mit einem Ruck frei geworden von den Fesseln des Mastes über dem Abgrund, war er auch schon im Freien. Ohne Erklärung, ohne Entschuldigung, ohne Gruß war er gegangen. Sogar sein Malgerät hatte er zurückgelassen.

Nach längerem Umherirren in der strengen Helle des Himmels ging er gradwegs zu Hannah und erzählte ihr alles wie es gewesen, sogar, daß er sich festgebissen am Halse dieses Weibes — jetzt aber wisse er warum: aus Haß! Er hasse dieses Weib! Er hasse es unbewußt schon lange. Es sei teuflisch, daß Tod nicht tot bleibe! Drum gelinge ihm das Bild nicht, weil er Leben gesucht habe, wo Tod sei! Er werde es nicht vollenden! Er werde es zerstören! Er werde nie mehr hingehn zu dem Weibe! Er werde lieber der Kunst entsagen! Er werde lieber hungern!

Hannah weinte. — Wie alle andern bist du! rief er, und natürlich überzeugt von meiner Schuld! — Sie schüttelte den Kopf und sprach lange nichts. Sie dachte lange nach.

Gegen Abend schickte Frau Klee herüber und ließ dringend bitten, Hannah möge eilends kommen. Der Bote fügte hinzu, es ginge Frau Klee sehr schlecht. Hannah

folgte ohne Besinnen. Sie fand eine Sterbende. Der Wollustwallung war ein Blutsturz gefolgt. Nur sehr leise und wie aus andrer Welt klingende Worte konnte Frau Klee sprechen. — Sie sprach mit Gelassenheit von dem heutigen Erlebnis und von ihrer Schuld. Schon als Johannes zum erstenmal ihr erschienen sei in einer Windheimer Mondnacht habe sie gewußt, daß sie dran sterben müsse. Weil Johannes da sei, müsse sie sterben. Aber das sei schön! Das sei ihr Schicksal, damit er lebe und Großes schaffe! Nun gehe sie hinüber mit dem Glauben an eines Mannes Liebe. Hätte sie das heutige Erlebnis nicht gehabt, das Erlebnis von eines Mannes treuer Liebe zu der, die ihm angetraut, hätte sie nicht gesehn wie Johannes, der Hölle ihres blinden Verlangens schon nah, hochgerissen sich hätte um zurückzueilen in den Himmel von Hannahs Blick, dann wäre sie — doch gestorben, aber nicht so schön! Nun sei alles gut. Auch die Erinnrung. Himmlische Frucht sei reif geworden. Ihr irdisches Testament sei gemacht. Johannes und Hannah mögen es annehmen und nutzen nach ihrem Willen, der auch der Toten Wille wäre! Es möge sichtbar werden der Segen einer im Jenseits sehr Glücklichen!

Schwere Stunden kamen nun, solange sie noch auf Erden war, für die schöne Frau Klee. Sie litt des Leibes letzte schmerzlichste Ohnmacht. Ihre letzten Worte zu Hannah waren: Nun werde ich doch würdig und dir ähnlich! Für Johannes sterbe ich! — Ganz zuletzt aber und ohne daß man wußte, an wen es gerichtet sei und was es bedeute, sagte sie: Nicht bunt! Nicht dumm! Nicht tot!

Sie starb in der Nacht. An ihrer Bahre fand Johannes seine Frau wieder. Mein Weinen gestern war wie eine

Vorahnung! sagte sie. — Er betrachtete lange und aufmerksam die Tote und sagte dann leise: Ich hasse sie nicht mehr. Ich will auch nicht mehr so schroff entscheiden, wo Tod und wo Leben ist! Auch das unvollendete Bild will ich nicht zerstören. Was ist vollendet auf dieser Erde?

* * *

Im Testamente der Toten fand sich, auf Gold gegründet, der Wille, daß Johannes Holl ganz seinem Werke sich zuwende, gesichert vor den Sorgen des Lebens. Hannah war traurig. War nun ihr Traum, daß sie zur Schöpfung hinleite den Geliebten, übertrotzt vom Tode einer Fremden? War einer Fremden der goldne Bau des Glückes gelungen, drin es keine Perspektive gab für die Treue, die mit Trost und Tränen den Weg begann? Haftete fremder Liebe schimmerndes Zeichen nun für alle Zeit an der Erfüllung Fahnen? Haftete Zufalls Zauber am hohen Ziel?

Die Tote ließ sich auf keinen Hader ein. Johannes aber begann ohne Bedenken aufzuleben und flott dahinzuleben.

Die Übersiedlung nach Karlsruhe in des Altmeisters Hans Thoma Nähe wurde beschlossen und mit viel Umstand und Eifer durchgeführt. Eine Wohnung wurde hergerichtet nach dem Muster der Tübinger; nur teurer und kostbarer. Aber statt des Vorhangs mit den Zaubervögeln hing über dem Arbeitsplatz das mißlungene und unvollendete Bildnis einer Edeldame. Ein Atelier wurde gemietet und angefüllt mit Malgerät, Staffeleien, Regalen, Büchern, Totenköpfen, Gipsleibern, Blumen, Leitern, Ruhebetten, Wandschirmen, Gefäßen, Waffen und vielen Nachbildungen vom Werk andrer. Aber Johannes

selber war selten drin zu finden. Er fand sich täglich und pünktlich wie zu militärischem Dienst in der Akademie ein, wo er sich üben mußte in Perspektive, Schattierung und sauberer Zeichnung. Eine Köchin wurde in Dienst genommen. Schuhwerk und Kleidung wie üblich bei bürgerlich Gesicherten wurde in Menge beschafft. Mutter aus Windheim kam an und bezog die grad frei gewordne Wohnung einer Generalswitwe. Ja sogar von der Möglichkeit, ein Kind zu haben, einen Sohn, einen Stammhalter, sprach jetzt der Sorglose. Er schlief nach Tisch. Und auf der Straße trug er einen Spazierstock mit echt goldnem Griff ...

Nun aber hatte die Tote Verwandte, die noch lebten und nicht minder gut und glücklich leben wollten wie Johannes Holl. Sie hatten das Testament sogleich angefochten und, als viel Zeit verstrichen war, ohne daß eine Autorität oder ein Lupenglas in Abfassung und Unterschrift des Dokuments einen Fehler oder Falsch hatte finden können, nahmen sie sich den Teufel selber zum Rechtsanwalt und begannen einen Prozeß, dessen Ankündigung allein Johannes so anfocht und erschütterte, daß er nach einer ergreifenden Aussprache und Übereinkunft mit Hannah, nach einer übermenschlich schönen Wiedervereinigung mit ihr sich entschloß, selber eine heroische Entscheidung zu treffen, wodurch er sich und die Geliebte der Gemeinheit dieses Prozesses zu entziehen gedachte. — Die teuflisch beratne Sippe nämlich hatte Gewinnaussicht gefunden in der Beschuldigung, Frau Hannah Holl geborne Wasserzug habe sich mit bewußter Zwecksetzung dazu gedrängt, letzte Pflegerin der kranken Frau Klee zu werden und habe diese mit jüdischer Beredsamkeit und Dämonie so unter ihren Ein-

fluß gebracht, daß bei der Abfassung des Testaments der freie Wille der Vollstreckerin ausgeschaltet gewesen sei. — Dieser Beschuldigung begegnete nun Johannes mit der Erklärung: es sei unter der Würde eines Offiziers, eines Deutschen, eines Menschen, vor den Schranken des Gerichts einer Partei gegenüberzutreten, die sichtlich besessen von der Sucht nach materiellem Gewinn nicht davor zurückscheue, eine ihr unbekannte Seele in die Sphäre des niedersten Hasses, des rassischen, herabzuziehn; deshalb sei es sowohl seiner Frau als sein eigner Entschluß, sich auf einer gewissen Höhe über der Gemeinheit zu halten und zum Zeichen dessen allen Ansprüchen, die aus dem Testamente sich ergäben, freiwillig und endgültig zu entsagen.

Die Folgen dieser Erklärung waren ganz unerwartete und widerwärtige. Wohl war die Gegenpartei, die erhaltene Genugtuung hämisch begrinsend, ohne weiteres bereit, mit den Trophäen der Gerechtigkeit abzuziehn und auf Rache großmütig zu verzichten, das Gericht aber schöpfte nun erst recht Verdacht und lud Johannes und Hannah immer wieder vor zu langen und peinigenden Vernehmungen, die den Zweck verfolgten, klarzustellen, ob nicht gar der Staatsanwalt Anklage erheben könne. Obzwar es nicht so weit kam, weil es unmöglich war, etwas Belastendes herbeizuschaffen, fügte dies Verfahren den Unschuldigen mehr Schaden zu, als Schuldige von einer Bestrafung erleiden. Was Hannah Schmerzliches empfand wurde noch gesteigert durch ihre Sorge um Johannes, der in einen Zustand bedenklicher, ja gefährlicher Erregung geriet. Es war nicht so sehr die Beschuldigung an sich, die ihn erregte — sie können ja alle nichts andres als beschuldigen! rief er — sondern es

war die Art, mit der man von Rechts wegen sein Leben beargwöhnte, seine Liebe zu einer Fremdrassigen, und gar zu einer armen, als etwas Unmögliches, bestenfalls als verdächtigen Vorwand ansah, seinen Stolz im Verzicht aufs Materielle als einen Beweis von Schuld, seinen Hinweis aufs Seelische und ideell Menschliche als einen Abfall von den Anschauungen seines einstigen Standes. — Hätte ich keinerlei Gemeinschaft mit dir, sagte er zu Hannah, stände ich in Uniform vor dem Vernehmenden, er würde sich nicht erlauben, so viel demütigende und kränkende Fragen an mich zu richten! Ich hätte nicht übel Lust, mit der Waffe in der Hand ihm Antwort zu geben! Ich hätte nicht übel Lust, denen, die sich zum Richter über mich aufwerfen, nun von mir aus den Prozeß zu machen! Ich hätte nicht übel Lust, ein Michael Kohlhaas zu werden!

Ach wieviel Herzenskraft und Scharfsinn mußte Hannah aufwenden, um zu verhüten, daß seine Erregung nicht zu besinnungsloser, menschlich unwürdiger Tat sich steigerte! — Zuviel! dies zuckende Zeichen war jetzt zum erstenmal in ihrem Herzen. Zu früh! Zu früh! diese Zeichen der Zeit zitterten immer deutlicher bleich und häufiger in ihrem Haar. Aber aus ihrem Auge leuchtete, nun das Gold der Toten verschwunden und das Gold der Treue aufgefunden war, um so heller und heiliger die Liebe. Wäre dieses nicht gewesen, daß die Treue, um von Seele zu Seele zu gelangen, alles abgeschüttelt hätte: die Schatten vom letzten Willen der Toten sowohl als den schimmernden Schein erstmaligen Wohllebens; das schlau geworfne, von einer ganzen Rasse geknüpfte haßbeschwerte Netz der Vergangenheit sowohl als die Schauer des Nichts, die vom Zukünftigen heranwehten,

— die Liebe hätte schon jetzt fort müssen aus dieser Welt, drin nichts Kraft zum Leuchten ihr gibt, wenn nicht die Treue!

Während Mutter das Wesentliche dieses Prozesses, der wieder in Armut sie stürzte, nicht einmal ahnend immer mehr irre wurde am Leben und nur die Erklärung hatte, sie sei wie vor den Kopf geschlagen, während sie verfluchte alles, was Klee hieß und leben wollte von dem, was ihrem Sohne doch eigentlich gehöre, während sie dumpfen Trost suchte in Magdmühsal und Magdeigensinn und Erholung nur im Beneiden andrer, während sie bald wieder ohne Heim und allein umherirrte weinend, man verstehe sie nicht — schlossen sich Johannes und Hannah in unermüdlicher Pflege aller Gefühle und Gedanken, die gemeinsames Leid gebiert, immer enger aneinander, und alle Sorgen waren ihnen nur wie Stufen, an denen einer dem andren half, bis sie dort waren, wo sie des bittren Lebens Notwendigkeit mit dem gemeinsam weitreichenden Blick der Liebe übersahen und, ohne Erklärung zu heischen, anerkannten. Wenngleich nun ein wunderbarer Stolz sie aufrecht hielt und von andren schied, wenngleich es ihnen zuweilen vorkam, sie könnten nun keinem andren mehr nahen als höchstens auf dem Wege des Mitleids, waren sie dennoch gezwungen, das Leben zu leben nach Art andrer und im Verkehr mit andren. Zunächst erkannte Hannah solches, doch seltsam: allen ihren Bemühungen, soviel Verdienst zu finden, daß drei das Leben davon hätten bestreiten können, war diesmal der Erfolg versagt. Es war nahe dran, daß man veräußern oder versetzen mußte das Wenige, das man noch besaß, da entschloß sich Johannes, eine Stellung anzunehmen als Handlungs-

gehilfe bei den Gebrüdern Wulst in Mannheim, Fabrikation und Export feinmechanischer Instrumente. Verzweifelt, weil fast mit letzten Kräften und noch immer kein Ziel sehend, folgte Hannah ihm in eine armselig und mit fremdem Gerät ausgestattete Dachkammer. Trostlos, von Tod und Irrsinn träumend, blieb Mutter zurück in Karlsruhe, von der Veräußerung letzter Dinge lebend und davon, daß sie Butterbrote streichen half in einem Speiseautomat.

* * *

Eines Nachts wurde Johannes wach von dem Gefühl, jemand schaue triumphierend und schadenfroh ihn an. Er öffnete die Augen und blickte in des Mondes goldnes Totengesicht. Gleichzeitig wie eine kristallhaft böse Schattenentfaltung sah er in seinem Inneren den Traum, den er soeben geträumt, den Traum, daß Hannah tot sei. Sein dünn und alt werdendes Bauernhaar sträubte sich. In dem Entschluß, sich irgendwie in Bewegung zu bringen, damit dieser entsetzliche Traum sich nicht wiederhole, sprang er auf und stand nun im Raum, im armseligen Raum ein armselig Atmender, ein zitternder Erzeuger von Schatten und Seufzern, ein durchsichtig einsam seiendes, suchendes, ausspähendes Gespenst. Was bewegte ihn? Welche Kraft? Welches Ziel sah er? Ans Fensterchen war er gelangt und spähte hinaus. Wollte er die Welt sehen?

Starres mondgefärbtes Gefüge stieß an seinen Blick. Schlote, Speicher, Stapelhallen, Ladekrähne, und der Name Mannheim als Reklame eisern hineingeschrieben in den Himmel. Tief: das dunkle Gewirr der Wohnungen, die Stadt, ein fertiges Stück Deutschland. Nichts wuchs. Nicht mehr wachsen kann, was fertig ist! Nur noch zer-

fallen, zerfaulen, zerstört werden! Steht unter dem schauerlichen Zauber der Zahl! Zahl, Zeichen der Zeit, immer Ende! Ein Ende alles, was zu sehn war hier! Solches suchte er nicht!

Er war ganz wach jetzt und sich bewußt, daß das einzige Haus, nach dem er ausspähte, das Haus, drin Hannah lag und litt, das Krankenhaus, unmöglich gesehn werden konnte von hier. Trotzdem blieb er am Fenster und spähte und spähte und da gewahrte er plötzlich wieder, was er im Traume gewahrt: das geliebte Antlitz, vereinsamt in fürchterlicher Ferne, mondgefärbt, gräßlich vergoldet mit Tod.

Eine verzweifelte Anstrengung machte er nun, mehr als wach zu werden. Weit riß er die Augen auf und warf sich zu Boden in die Gebärde eines Betenden hinein. Zum erstenmal in seinem Leben empfand er die Nähe einer göttlichen Übermacht und war bereit sie um Hilfe anzurufen gegen den Tod. Aber er wußte nicht wie. Er wagte kein Wort, weil er Gott nicht sah. Er lag und wartete mit dem Willen eines Wahnsinnigen auf Gottes Erscheinung. Er sah nichts von Gott. Nur eine feurige Wolke seines eignen Blutes schwebte vorüber an seinem Geiste. Dann war sein eignes Antlitz vor ihm. Vor sich selber lag er auf den Knien. Mit sich selber begann er zu ringen im Gebet. Sich selber rief er an um Hilfe gegen den Tod.

Johannes Holl! betete er, Johannes Holl, hilf! Hilf mir so leben, daß leben bleibt, was ich liebe! Sieh! Du vermagst es! Du bist stärker als du bisher dich gezeigt! Dort auf jenem armseligen Lager lagst du, dem Tode nahe, so krank, daß ganz von Kräften kam, die dich pflegte und fortgetragen werden mußte von deiner Seite. Nun bist

du ein Genesender. Stät und heilig klingt deines Herzens Schlag. Nun Holl, halt fest am Leben! Nun lehr mich in deinem Namen glauben ans Leben! Hilf leben so, daß auch die um meinetwillen Kranke wieder Genesung finde und Glauben an das Gleichgewicht der Liebe! Johannes Holl leb so, daß auch Hannah wieder zu leben vermag! Vermag sie das nicht, vermagst du das nicht, so steh nie wieder auf aus diesem Staube mit dem stolzen Namen Mensch! — Weißt du, warum du in Krankheit fielst, Johannes Holl? Weißt du, warum in Krankheit fiel die einzige, die dich liebt? Weil du etwas andres werden wolltest, als du bist! Du bist kein Handlungsgehilfe, Johannes Holl! Und wenn alle Deutschen nur noch kaufen und verkaufen, alle Hirne nur noch messen und rechnen, alle Hände nur noch zählen und dem Golde nachzucken, du bist kein Handlungsgehilfe, Johannes Holl! Und wenn ganz Deutschlands Felder und Wälder nur noch Stapelplätze sind für Fertigware, und alle Steine Mauern, und alle Stämme Zäune, und alle Häuser Fabriken, und alle Paläste Verrechnungsräume, und alle Wege Ausfuhrwege, du bist kein Handlungsgehilfe, Johannes Holl! Du bist mehr wert als ein Stück Gold! Was ist Gold? Ein Stückchen dauerndster Erde. Trotz Prägung mit Herrscherkopf und Staatssymbol ein Zeichen dem Menschen, daß er zur Erde gehöre. Du aber — wirf den Helden in deiner Seele nicht weg, halte heilig deine höchste Hoffnung! Horch wie dein Herzschlag Welt überwältigt! Nun laß von deinem Herzen die Wehr hämmern dem Helden, der allein hilft! Nun errichte, wo nichts war, ein Werk gegen den Tod! O Leben Leben! Emporreißen möcht ich mich zu dir! Nicht Reue bist du im armseligen Raum! Nicht Schuld, sondern Schöpfung!

Johannes Holl schien erschöpft; er schien sich zu neigen vor sich selber, schien in sich zu versinken, zu erliegen der eignen Mahnung — da kamen Erinnrungen an Hannah wie helle Engel und halfen ihm empor. Sein Herz schlug heilige Schläge. Zitternd in göttlicher Erregung stand er und lauschte dem Zeichen, daß sein Herz die Welt bezwang. Er begann zu wandern, ohne zu wissen wo er war. Jeder Herzschlag ließ ihn einen Schritt tun in nie gesehenes Gebiet, darin niemand Herrscher war. Alles war namenlos. Er selber vergaß seinen Namen und daß er selber sich bewegte. Er gewahrte nicht, daß die Nacht entwich mit dem Monde. Als Sonne plötzlich da war, stand er wie ein weit Gewanderter, wie ein Heimkehrender staunend und sagte Mutter zu ihr. Die dürftige Dachkammer war ihm nun Heimat, weil Sonne drin war. Kaum atmen könnend vor Glück warf er sich hin wo das Licht lag, erhob sich, lächelte wie ein Kind, das geliebkost wurde, und begann zu suchen. Lange ohne zu wissen, was. Ans Fenster trat er abermals, um sich zurechtzufinden, um Einklang zu finden mit dem Äußeren durch Lauschen zunächst. Kein Vogel sang. Maschinenmonolog mahnte. Deutschland Deutschland Deutschland — klang es wie schweres Gekeuch. Johannes erkannte in einem Augenblick das Bild der Außenwelt und schüttelte den Kopf. Dies könnte ebenso Amerika sein! sagte er traurig. Nun wußte er auch, was er gesucht und vergebens gesucht hatte: Hölderlins Werk. Die Hymne an den Äther hatte er lesen wollen und im Hyperion die Stelle, die mit den Worten beginnt: »Ich wollte nun aus Deutschland wieder fort. Ich suchte unter diesem Volke nichts mehr, ich war genug gekränkt ...« — Das ging nun nicht mehr an. Er hatte das Buch — sein letztes Buch? — gestern verkaufen müssen um nicht

zu hungern. Der Erlös daraus hatte grade zur Nahrung für gestern gereicht. Denn, hatte der Antiquar gesagt, wer von uns Modernen fragt heute nach Hölderlin! Und nun gar in Mannheim! — Hölderlin war nicht mehr da, und von andren Büchern nur noch seines Vaters alte Bibel, die Mutter bei seiner Abreise aus Karlsruhe versehentlich zu seinen Büchern getan. Jetzt nahm er sie, legte sie in die Sonne und blätterte. Eine angestrichne Stelle fand er. Evangelium Johannis 3, Vers 30: »Er muß wachsen, ich aber muß abnehmen« las er. — Wer muß wachsen? dachte er und begab sich auf die Suche nach einer vielleicht irgendwo vergessnen Brotrinde. Die Heilige Schrift blieb aufgeschlagen in der Sonne liegen. Von unten her kam des Lebens Geräusch, als würden Gebete gemurmelt mit Maschinen ...

Johannes Holl suchte. Er fand kein Brot. Kästen und Winkel, Hüllen und Behälter, Taschen und Falten durchstöberte er. Er fand, um sich zu sättigen, nur ein schmutziges Würfelchen Zucker. Aber er fand etwas, was er vor sich selber verwahrt hatte: sein Malgerät. Damit er nicht in Versuchung käme, es zu verkaufen oder zu verpfänden, hatte er es auf dem Grund des Koffers verschnürt und verdeckt und hatte seit langem getan, als sei es nicht mehr da. Heute nun fand und erkannte er es und tat die Hüllen ab. Als er die Farben sah, war ihm zumute wie vor einem schmerzlichen Abschied. Er mußte an Hannah denken und daran wie sie jetzt wohl aussah. Tränen der Ehrfurcht vor dem Elend tropften mit hinein, als er die Farben jetzt mischte auf der Palette. Mit einem Eifer, als bereite er sich sättigende und leckere Speise, mischte er die Farben. Dann mußte er gewahren, daß er nichts hatte, drauf er malen konnte. Er wollte aber malen. Er mußte malen.

Er glaubte mit plötzlicher Ergriffenheit, mit begeistertem Ungestüm dran, daß Gott ihm den Auftrag gegeben, Hannahs Bild zu malen, und dieser Glaube erregte seine Aufmerksamkeit so, daß er alsbald fand, was er wollte. Seines Koffers Einsatz, beste glatte Leinwand, wurde über das Holz der losgerissenen Tischplatte gespannt. Das schmale Bett, hochkant gestellt, wurde Staffelei. Die Tür wurde verschlossen. Und dann — —

Es wurde etwas ganz andres als er gewollt. Es wurde nicht Hannahs Bild. Drei, viermal versuchte er es, tat sich weh vor Verzweiflung, schlug sich die Palette vor die Stirn, warf sich zu Boden, flehte und fluchte und blickte wild umher, als wolle er Gott, den unsichtbaren Auftraggeber, zur Rechenschaft ziehn. Es war ihm nicht möglich, Bild werden zu lassen was er liebte.

Die Sonne stand schon hoch, da wurde halb aus Trotz, halb aus Trostbedürfnis ein andres Bild begonnen. Nicht tastend mehr versuchte seine Hand den Konturen der Liebe zu folgen. Haß führte sie, herrlicher Haß, göttlicher Haß, der die Unvollkommenheit haßte. Doch das war nur zu Beginn. Nur solange er düstres Gold und Blutrot hinwarf wie höllischen Samen. Dann wurde ein Wachsen daraus. Dann spürte er, wie seine Hand mitgerissen wurde von einer Kraft, die den Farben eigen schien, die das Gebilde hochtrieb, die unbeherrscht schien vom Gesetz des bisher Gesehenen. Das Bild wuchs von unten nach oben. Aus dem Gold- und Blutrotgeleucht wuchs ein Gewirr und Gewölk von Gelb und Braun und Schwarz, in dem plötzlich das verzerrte, mondhaft fahle Antlitz eines Menschen erschien. Auf der Flucht war der Mensch. Und doch seines Haares Weiß schon verwickelt im Gewirr des Weges, und doch seines Buckels dunkles Bündel schon in

dunkler Wolken Gewalt! Geduckt schien alles Seelische, sprungbereit alles Denken, Angst vor dem Todesstreich war kaum zu unterscheiden von Gier und Geilheit.

Der Todesstreich — vom Schwerte drohte er, vom blitzenden Eisen, das alles Licht von unten empfing. Das Schwert war zuerst da. Dann wuchs an ihm, doch in dieser Gestalt nach unten hin, nach dem Verfolgten hin, der Verfolger, der Schwinger des Schwerts. Kühner, weil scheinbar höher und vom Hasse beflügelt, war seine Haltung. Stolzer, weil scheinbar jünger, war seine Gestalt. Aber Gebärde, Färbung und seelische Form — all dies glich dem, was am Verfolgten man sah. Furcht schien herrschend. Der Schein von unten schuf die Kontur. Der Weg des Entsetzten des Verfolgers Gesetz. So war denn auch der Verfolger ein Fliehender. Einer, der abgewandt sich entfernte von dem, was nach ihm kam und aus der Höhe: vom Licht, drin erlöst war das Blut, drin gelöst war das Gold. Anders hell als unten, in versöhnender Schöne, in schöpferisch unschuldigem Geleucht blühend, hob sich hinter und über ihm göttlichen Kindes wundervolle Welt.

Des zitternden und hungernden Johannes Hand wurde hingerissen, malend den Erlöser zu verkünden, der ohne Menschgestalt und ohne Menschgewalt war. Nur was manchmal und flüchtig im Auge eines Kindes an Gott erinnert, das wurde hier von Farben ausgebreitet in Fülle und wurde Bewegung und Wundergewalt zu wenden den Willen. Aneinander das Schöne erinnernd, schufen die Farben aus sich selber das Mitleid mit dem, was fortstrebt ohne zu sehen, was vom Ganzen sich abkehrt, weil es das einzelne verfolgt, was als Gewalt sich fühlt, weil Überwältigtes nach unten zieht. Nur auf dem Wege des Hasses folgte hier Form der Form. Die Liebe verfolgte nur, in-

dem sie leuchtete. Und siehe: ein Strahl hat das Haupt des Verfolgers erreicht! Himmelshell flattert sein Haar. Widerschein von Schönheit im widerspenstigen Haar ist alles, was ihn unterscheidet von dem, der herflieht vor ihm, der auch im Scheitel beschattet wird von ihm! Nun weiß kein Schauender, wo ist mehr Schuld? An dem, der, berührt vom Schönen, des Schönen nicht achtet, oder an dem, der gar nicht erreicht werden kann vom Schönen, weil des Verfolgers Schatten es hindert? Dies ist nicht zu wissen. Aber grad dies Nicht-wissen-können, grad dies Sich-nicht-entscheiden-können zur Verdammung, grad dies Mitleid mit beiden, die gebannt sind auf den Weg, den Blut und Gold bestimmt, dies Mitleid mit beiden, die nicht schauen können was hinter und über ihnen ist, grad dies ist die Erlösung des Schauenden durch das Schöne!

Johannes trat zurück und schaute. Sein Werk war getan. Der Erlöser war verkündet. — Fremde Menschen fanden den erschöpften Schöpfer bewußtlos vor seinem Bilde und verbrachten ihn ins Krankenhaus, wo die ihm Zugehörige lag und litt an den Folgen einer Frühgeburt.

* * *

Vor dem Bilde stand nun ein Metzgermeister und beriet mit seiner Frau, ob dies etwas sei, was man pfänden könne, um sich bezahlt zu machen, falls die beiden Hungerleider nicht zurückkehrten aus dem Krankenhaus, sondern von da direkt in die Ewigkeit abreisten unter Schuldigbleibung der Miete. — Die Metzgersfrau meinte, es sei nichts; sie würde dafür nicht soviel geben wie ein Pfund Aufschnitt koste! Ihm aber, dem Meister, gefiel das Bild. Erstens, erklärte er, ist da ein Jud drauf, der abgemetzget

werden soll, was gewiß eines jeden gut deutschen Mannes Beifall finde; und zweitens sei das Messer, das der obere Kerl halte, nicht übel gemalt. Das Bunte oben und unten sei natürlich unverständlich, aber das könne der Käufer ja abschneiden! — Sie kamen überein, das Bild zu einem Fachmann, einem Kunsthändler, zu tragen und dort abschätzen zu lassen.

Der Kunsthändler machte große Augen und wurde ganz aufgeregt. Er rief einen zufällig anwesenden Herrn herbei, und die beiden nahmen das Bild abseits, um es lange, indem sie miteinander flüsterten, zu begutachten. — Ob das die Kopie eines alten Gemäldes sei, wurde die Metzgersfrau gefragt. — Nein! erwiderte sie, ihr Mann garantiere dafür, daß es unverderbliche Ware sei. — Als man drüber lachte, geriet sie in Zorn und meinte, sie wisse wohl, daß das Bild nicht viel Wert habe, aber soviel wisse sie, daß es frisch gemalt sei! — Wie der Maler heiße? — Johannes Holl. — Und nun erzählte sie alles, was sie von Holls wußte, wie die gehungert hätten und abwechselnd krank geworden seien, und wie man den ohnmächtigen Maler und dies Bild gefunden, und sie bemaß das, was die Kranken ihr schuldeten, mit einer weit größeren Zahl, denn, schloß sie, so viel muß ich mindestens für das Bild bekommen!

Zu ihrem Erstaunen erklärte ihr nun der fremde Herr, das Bild gehöre ja gar nicht ihr und er werde den Maler im Krankenhaus aufsuchen, und wenn sich alles verhalte wie sie erzähle, werde morgen schon ihre Forderung beglichen werden. Er sei ein hier ansässiger Professor, da seine Karte! und sie könne ihm das Bild unbesorgt anvertrauen, es werde nichts Unrechtes damit geschehen. — Nun ja, sagte sie als sie ging, vielleicht sei die Schuld

auch nicht ganz so hoch. Es könne etwas weniger sein. Aber eine Schuld bestände!

Um das Bild versammelte sich nun ein Kreis von Kennern. — Zweifellos Fragment einer Vision! bemerkte der erste. — Aber ein Kompromiß! der zweite. — Und der dritte: Ein Hiatus ist drin, um mit Goethe zu reden, eine Kluft zwischen Idee und Erfahrung! — Wegen des novellistischen Moments, warf der vierte ein, wäre das Bild gar kein Kunstwerk, wenn nicht dieser prachtvolle Rhythmus von der Farbe ausginge, und zwar ausschließlich von der Farbe! — Einfluß von Cézanne unverkennbar! erklärte der fünfte. — Sie meinen Matisse! sagte der sechste, das heißt abgesehen von der Kontur! — Jedenfalls, versicherte der siebente, undenkbar ohne die Franzosen! Ich wette, dieser Holl war jahrelang in Paris! — Der achte widersprach: Das Bild sei deutsch durch und durch! Es erinnre an mittelalterliche Meister, ja von weitem an Grünewald! — Aber man möge auch nicht die geistigen Einflüsse Ostasiens übersehen! mahnte der neunte. Er sei überzeugt, dies sei ein bewußter Versuch, mit chinesischer Mystik in unsre gesunde Entwicklung hineinzupfuschen! — Der Professor, der das Bild entdeckt, schmunzelte und sagte gar nichts. — Nun schwiegen alle, und einige blickten drein, als seien sie Opfer einer Mystifikation geworden. Von diesen letzteren der am meisten lebhafte, ein älterer Herr aus Karlsruhe, konnte nicht umhin, solchem Empfinden Ausdruck zu geben, indem er rief: Nun sagen Sie mal, mein lieber Professor, die Wahrheit! Nicht wahr, es gibt gar keinen Johannes Holl! Dies Bild ist ein echter Thoma! He? — Der Gefragte schien draufhin freudig entschlossen, nun erst recht nicht den Schleier des Geheimnisses zu lüften, der allen unsichtbar über dem

Bilde schwebte. — Ein junger Philosoph fremdländischen Aussehens, der bisher geschwiegen, sagte nun: Einen Johannes Holl gibt es! Ich selber kenne ihn und zwar von meiner Tübinger Studentenzeit her. Damals war er Nationalökonom, was dann aus ihm geworden ist, weiß ich nicht. Das aber weiß ich: heißt dieses Bildes Maler Johannes Holl und ist es der, den ich kenne, dann heißt dies Bild »Der Jünger des Ahasverus«. — Hört den Propheten! rief nun jemand, er weiß nicht was aus dem Menschen geworden ist, und will wissen, wie er sein Werk getauft hat! — Ja! erwiderte der Prophet, weil ich Pate war bei der Taufe der Idee! — Wenn der Mensch dies Bild gemalt hat, um eine Idee damit zu verdeutlichen, ist es nach unserer modernen Auffassung überhaupt kein Kunstwerk! entschied nun ein andrer, und wieder ein andrer widersprach, und es entstand ein langer und heftiger Streit darüber, ob ein Bild etwas gemeinsam haben dürfe mit einer Idee.

Das Bild selber wurde nun eines Tages seinem Schöpfer gegenübergestellt, der zwar noch im Krankenhaus weilte, aber doch schon als Genesender. — Haben Sie wirklich dies Bild gemalt? fragte immer wieder der Professor. Haben Sie in Paris studiert? Sind Sie von Ostasien beeinflußt? Haben Sie es vor oder nach der Vollendung »Jünger des Ahasverus« benannt? — Johannes gab keine oder nur wirre Antwort, so erregt war er. Fast staunend betrachtete er sein Werk. »Jünger des Ahasverus?« sagte er, ja so könnte es heißen! Hannah! rief er einer grade eintretenden sehr blassen Frau zu, hier ist das Bild, und nun weiß ich auch einen Namen dafür: Jünger des Ahasverus! Erinnerst du dich? So nannte mal der Prophet aus dem Kaukasus den Deutschen! — Sie kennen

also wirklich den Propheten! rief der Professor; vortrefflich! Er ist grad auf dem Weg hierher, mich abzuholen, in Wahrheit aber, um Sie wiederzuerkennen! — Johannes und Hannah achteten nicht auf diese Worte, so abwesend waren sie in der Betrachtung des Bildes. Sie betrachteten es ehrfurchtsvoll, als gehöre es ihnen gar nicht, und wie man etwas betrachtet, das in geweihtem Raum sich befindet. — Oh, wenn es wirklich etwas wäre! rief schließlich Johannes Holl, wenn wir es verkaufen könnten! — Verkaufen? Gewiß! sagte der Professor, der Kunsthändler, dieser Fuchs, hat es gleich kaufen wollen! Seien Sie froh, daß ich grad da war! Gewiß verkaufen! Aber erst wollen wir doch einen ideellen Erfolg, nicht wahr? Für den Herbst 1914 ist eine Gemäldeausstellung in Brüssel geplant. Durch meine Beziehungen kommt das Bild dahin! Die Deutschen zahlen ja nichts! — Und wenn es dort nicht verkauft wird? — Dann kaufe ich es! — Und wovon sollen wir leben bis dahin? — Ich fahre morgen zu Hans Thoma! erklärte der Professor, Sie brauchen nichts davon zu wissen! — Der Prophet trat ein, und es gab ein freudiges Wiedererkennen. — Mögen Sie es gewollt haben oder nicht, erklärte der Prophet, das Bild betrachtend, dies hier ist Ahasver der irrende Jude, und sein Verfolger, der über ihm, der Schwertträger, der Blonde, ist — — Herr Gott! rief er und sah Johannes Holl an — das sind ja Sie selber! — Ich habe es auch schon bemerkt, meinte der Professor, aber das ist immer so. Alle beginnen sie damit, sich selber zu malen! — Johannes blickte abwechselnd in den Spiegel und aufs Bild und mußte eine gewisse Ähnlichkeit in der Kontur zugeben. — Nur Hannah widersprach. Johannes ist etwas ganz andres! sagte sie. Niemand kennt Johannes als ich! Er selber kennt sich nicht!

Das Bild kam nun nach Schimmerheim bei Karlsruhe, weil Johannes und Hannah auch dahinkamen. Der Professor hatte ihnen in Schimmerheim eine kleine Wohnung besorgt und für das Leben bis zum Herbst eine ausreichende Summe vorgestreckt. Es ist keine Unterstützung, versicherte er, sondern a conto des Bildes. — Johannes malte mehrere Skizzen, einen »Hiob«, einen »Hirten«, einen »Engel der Verkündigung«, und alle, die den »Jünger des Ahasver« gesehn, waren sofort bereit, zu erwerben, was Johannes malte. Nach und nach kamen auch Fremde aus Frankfurt und Berlin sogar, und von dem was sie für den »Jünger des Ahasver« boten, hätten Holls fast zwei Jahre sorglos leben können, aber sie folgten dem Rat des Professors und veräußerten das Bild nicht vor der Ausstellung. Die Zukunft schien gesichert. Man hatte täglich satt zu essen, und jedesmal, wenn Hannah an ihm vorbeiging, rief Johannes: Viel gesunder und frischer schon siehst du aus! Oh, was bin ich glücklich, daß ich nun endlich auch ein wenig dazu beigetragen! — Auch Mutter konnte nun besser leben, seit das Bild da war. Sie bekam ein neues Sommerkleid und neue Schuhe. Seit sechs Jahren zum erstenmal neue Schuhe! rief sie erfreut, und als sie zum erstenmal vor das Bild trat, zollte sie ihm die an andern bemerkte Ehrfurcht und versicherte, nachdem sie es betrachtet, sie habe immer gesagt, ihr Sohn werde noch mal ein ganz berühmter Mann werden!

Johannes Holl war jetzt so, daß er kaum drauf achtete, was die Menschen sagten. Er war wie berauscht von Kraft und bereit, die ganze Schöpfung umzuschaffen. Wo er ging und stand, sah er jetzt was er wollte. Und im Gesang der Vögel nur, im Zirpen der Grillen, im Rauschen der Bäume hörte er den Beifall zu dem, was er im Innern

schon schuf. Sah er aber Hannah, so küßte er sie, und sie war glücklich und bisweilen übermütig wie ein Kind.

Das alles verdankten sie dem »Jünger des Ahasver«. Ach! Sie vergaßen fast, in welcher Zeit sie lebten! — Eines Abends trat der Professor ein und sagte: Hängen Sie das Bild weg, mein lieber Holl, und zerbrechen Sie ihre Pinsel! Mit dem Schaffen ist es vorerst nichts! Soeben ist der Zustand drohender Kriegsgefahr erklärt worden. Vielleicht morgen schon beginnt das Gemetzel und die Zerstörung!

Die Erblindung

Aus dem Dunkel her hallt eine Stimme, als beklage wehmütig einer seine Gewalt; als trachte einer, damit er der Furcht nicht verfalle, sich anzuklammern heldischem Klang; als eile einer auf grausigem Wege mit der laut und lauter wiederholten Weise vom Gewesenen zu überholen das Hasten des Herzens. — Wir hören, ja wir hören! Aber ist dies denn die Stimme eines Beherzten? Ist dies die Weise eines Einzigen? Der Gesang eines Menschen? — Wer kann eine Gestalt sich vorstellen zu dieser Stimme? Wer einen Namen sich ausdenken zu diesem Klang? Wer wagt, wer vermag es, mitten in der Nacht froh und glücklich nachzusinnen diesem Siegesgesang vor dem Kampfe?

Wie sich der Wind, beladen mit vergessener Ernten Duft, durchs Dunkel findet! Immer im Einklang mit sich selbst. Getrost und gar nicht traurig. Vorbei an uns ...

Wo waren wir des Nachts? Aus goldnen Wolken vor der Sonne her senken sich Engel und halten eines Kinderherzens schimmernden Spiegel über die Seele. Die Seele, weit fortgelockt von bösen Trommeln im Traum, wagt sich wieder ins Gesicht. Die armen verfalteten Augen, müde Menschenaugen, werden selig in der Liebe des Lichts. Wie hingehaucht an den Himmel erscheint das flimmernde Gemälde von der Wiederkunft Gottes. Oder ist dies Wirklichkeit? Kehrt die Sonne wieder zu ihrer Zeit? Unterwirft sich die Welt der Herrschaft des Auges? Tritt das Gesetz der Seele in Kraft? Ist dies die Stille vor der Schöpfung?

Hohn der Kanonen hebt an. Hohn auf Werk und Wachsen, auf Wert und Wissen, auf Liebe und Erlösung. Vom bebenden Gebirge her der Schatten des Blutes verdunkelt die Sonne. Wehe, von welchen Geistern geführt prallen die Völker aufeinander! Wer hat sie berufen? Wer hat sie erwählt? Wer hat den Dämon des Dynamits beschworen aus unhimmlischer Tiefe? Wer die sinnlose Granate betraut mit der Mission, Grenzen zu ziehen in der Menschheit? Wie heißt der, der in Giftschwaden gehüllt schleichend führt und zum Schleichen verführt die Beherzten? Wer hat die satanisch surrende Maschine schweben gemacht im heiligen Äther? Wer lenkt sie? Wer schleudert felszerreißenden Tod aufstaunendem Kinderblick entgegen?

Komm, laß uns weiter gehen! Viel Volks drängt heute zum Gotteshaus. Schau hinein! Wie auch die Männer sich beugen! Glaubt man denn nicht an die siegverbürgende Macht des Maschinengewaffs? Fürchtet man nicht, daß des Menschensohnes Geist die Männlichkeit beeinträchtige und den Mut? Horch! Da ist die Stimme wieder! Die

Stimme aus der Nacht. Wir wollen im Freien bleiben! Wir wollen uns nicht hineindrängen, um zu erkennen, wer dort spricht! Wer weiß, wer die Kanzel bestiegen hat und dem Volke heut predigt!

Durch die Mittagsglut die Straße entlang lärmen Kinder und laufen wie beim Spiel, wo es gilt, der erste zu sein. Aber ihre Seele ist nicht in ihrem Gesicht. Ihre Augen sind in der Gewalt eines andren. Fast kann man es sehen, dieses Geist-Ungetüm, dies Gespenst in der Sonne, wie es mit starr und weit geöffneten Kinderaugen, drin Göttliches verwandelt ist in lächerliche Richterstrenge, spähend dahinstürmt, um Verrat aufzuspüren im fremden Menschenantlitz. Fast möchte man wünschen, blind zu sein, um nicht die Blicke der Kinder so verwandelt zu finden und in der Gewalt solchen Geistes! O Argwohn, Argwohn! Jeder Vernünftige sieht ja, daß du nichts weißt, nichts wissen willst, und drum der Urheber bist aller Feindschaft! Denn für alle Feindschaft gibt es nur einen Grund: das Nichtwissen, das Nichtkennen, das Nichterkennen des anderen.

Still! Sie schreien! Die Massen, sie jubeln! Es ist ein Geist über sie gekommen. Ein andrer Geist. Ein mächtiger. Er hat es vermocht, sie zu einigen alle. Ich kenne keine Parteien mehr, ich kenne nur noch Deutsche! verkündet eine Stimme, und gleich gewaltigen Wogen, die einen Fels zu überfluten suchen, steigt und fällt des Volkes Hurra an diesem Wort. Wort wird auf Wort getürmt und immer höher werfen sich die Wogen. Wer redet? Welch Geist ist mit einer Stimme zurückgekehrt in diese Zeit? Warum ist nichts zu verstehen? Warum immer wieder dieser ängstlich schnelle Beifall? — So sprach auch Bismarck! ruft einer; das ist Gottes Stimme! ein andrer; der Tod hat jetzt das Wort! ein dritter. Und dann

heben sie alle die Hände und schwören und schreien und schwenken Hüte und Fahnen und geraten auseinander in Bewegung und eilen hin und her und blicken einander ins Gesicht, und jeder Blick sucht im andren ungestüm die Bestätigung: Siehst du auch, was ich sehe? — Ganz hinten in einem schmutzigen Winkel erhebt sich jemand und ruft, er wolle etwas anderes sehen, er wolle Vernunft sehen — — er wird niedergeschlagen.

Aber jetzt beiseite! Sie marschieren jetzt! Wirklich sie marschieren. Sie marschieren, wie die Väter marschiert. Herrlich stark und jung. Geschmückt und fremd allem Schmerz. Niemand hat Furcht. Niemand ist blaß. Niemand ist traurig. Fast zuviel Blut leuchtet hinter jedem Antlitz. Fast zuviel Mut hinter jedem Auge. Wird dies Zuviel an Mut nicht Verwirrung bringen ins Werk der Todesmaschinerie? Zwingt nicht zu leidenschaftslosem Dienst der Dämon alle, die er dingt? Schafft nicht ein Hebeldruck dieser Zeit Entscheidung? Ach! Warum, ihr zu spät geborenen Deutschen, müht ihr euch, euer Herz wehrhaft zu machen mit dem alten Klang der Treue, während das Schwungrad des Goldes schon in Bewegung gesetzt ist an der mächtigen Zermalmungsmaschine, während der Griffel des Herzlosen eueren Untergang schon festgezeichnet hat mit Ziffern in die Zeit!

Der Zweifler weilt. Die Abschiednehmenden singen. Anders als in der Nacht, seltsam alt machend und stark ist die Weise: Es braust ein Ruf wie Donnerhall, wie Schwertgeklirr und Wogenprall! Zum Rhein, zum Rhein, zum deutschen Rhein! Wir alle wollen Hüter sein!

O ihr Augen meiner Brüder! Was werdet ihr schauen, wenn ihr am fernsten seid der Heimat? Wenn ihr an die Grenze gelangt, die keinen Namen hat? Gott, Gott, was

suche ich noch hier! Wieder will es Abend werden, und aus dem Dunkel reckt sich etwas, fürchterlicher als Tod, und bestimmt das Schicksal mit einem Befehl.

* * *

Zu Befehl! sagte Johannes Holl. Denn er hatte nun wieder einen Kommandeur über sich und trug die Uniform seines Volkes. Er hielt an der Seite senkrecht den Säbel, drei Finger der braun behandschuhten Linken vorn auf der Scheide, den Ellbogen etwas vorgedrückt, schlug bei Verbeugungen leicht die Hacken zusammen, öffnete zuvorkommend dem Vorgesetzten die Tür, begab sich gewandt auf des Gehenden linke Seite, notierte, was ihm befohlen wurde, und wiederholte: Zu Befehl!

Dann kam er zu Hannah. Hannah saß über seinem neuerworbnen feldgrauen Waffenrock und war damit beschäftigt, die Knöpfe zu versetzen, weil Johannes infolge der jahrelangen Entbehrungen so sehr an Leibesumfang verloren hatte, daß nichts Passendes sich gefunden unter allen fertigen Uniformen, und nach Maß eine zu bestellen — wäre zu teuer gewesen.

Jetzt glitt der Waffenrock zu Boden; zu Boden wurd auch ein Säbel geworfen, und die beiden Menschen begrüßten einander wie nach langer Trennung. Hastig und doch mühsam, als müsse jeder das Wichtigste ungesagt lassen, sprachen sie von den Begebnissen und Notwendigkeiten des Tages, und bisweilen fiel ihnen, wie fern aufflackernder Fluch, dumpfes Kanonengeknall ins Wort. Miteins machte Johannes eine Bewegung, als zerreiße er Ketten. Hemmungslos wie Fußgestampf war nun seine Sprache. Verflucht bin ich! rief er. Ich will nicht mehr! Ich ertrag es nicht! Ich dulde nicht länger, daß du duldest!

Ich weiß: aus Liebe zu mir duldest du und leidest und verschweigst, was Vernunft und Menschenempörung in deinem Innersten laut schreien! Nach Weibesart, weil es immer so war, duldest du und verleugnest die Vernunft um der Liebe willen, aber du gehst zugrunde dabei, denn du bist ein Mensch! Du gehst zugrunde dabei. Ich sehe es. Ich will aber, ich kann dies nicht mehr sehen! Ich will überhaupt nichts mehr sehen! Warum sterbe ich nicht? Wenn ich nicht Mensch sein darf, sondern nur Mann, dann doch lieber gleich hinaus und sterben! Wenn ich nicht leben darf, wie die Vernunft es will, dann doch lieber gleich erblinden! Hätte man doch die Augen mir ausgestochen bei der Geburt, als man den Knaben nur sah in mir, den künftigen Mann, und nicht das Kind, den Menschen! Dann wäre ich jetzt auch tauglich und bereit, blind loszurasen, dann wüßte ich nichts von Vernunft, dann brauchte ich mir nicht zu fluchen, weil ich feige bin! — Hannah erhob sich und hielt sich an der Fensterbrüstung, sonst wäre sie vielleicht gefallen, so sehr wurd sie durchbebt von Furcht vor dem zur Zeit so gefährlichen Wort »feige«. — Feige? wiederholte sie fragend mit schwerer gelähmter Stimme. — Verstehst du es nicht? fuhr er fort. Ich meine nicht feige als Soldat, sondern feige als Mensch! Erinnerst du dich, zu Beginn des Krieges, auf dem Platz, wo die Massen schrien, da richtete einer sich auf und rief laut um Vernunft fürs Volk, unaufhörlich, bis er niedergeschlagen wurde. Dieser Mensch, das erste Opfer des Krieges, ich vermochte gar nicht hinzusehen, der hatte Mut. Warum bin ich nicht wie er? Warum habe ich nicht den Mut, meine Stimme zu erheben gegen die Unvernunft? Denn ich sehe nicht den Sinn dieses Kampfes. Ich werde selber ein Wahnsinniger, wenn ich, obgleich ich

weiß um die Vernunft, hineinziehen mich lasse in diesen Tobsuchtsanfall des Maschinenzeitalters, wenn ich mich nicht empöre — — Hannah, das letzte Wort auslöschend mit einem leisen Schrei, hielt mit zitternder Hand den Mund ihm zu. Nie mehr, flehte sie, nie mehr, wenn du mich lieb hast, sprich solche Worte! Bedenkst du nicht, wo wir sind? Daß wir auf der Erde sind, in Deutschland, im Kriege? Ach, kein Fliegerüberfall ist so fürchterlich wie die Furcht, ich könnte dich verlieren, weil nun solche Gedanken in dir sind! Solche Gedanken, die freigelassen in dieser Zeit und von anderen bemerkt, zu Mördern werden müssen an dir! Ich kenne ja nicht des Krieges Gesetze. Aber ich weiß, ich habe es immer geahnt, sie sind strenger und unbarmherziger als die der Liebe! Drum um der Liebe willen, um unserer Liebe willen beschwöre ich dich, sieh! ich lieg hier auf den Knien vor dir, erhöhe nicht durch eigne Gedanken die Gefahr, die vom Feind her droht! Glaub an Gott! Glaub nicht, daß Vernunft, Menschenvernunft, das Entscheidende sei! Dieser Krieg ist vielleicht notwendig für etwas, was wir mit unsrer Menschenvernunft noch nicht erkennen und einsehen können! Drum erdulde auch du und überstehe diese Zeit, ohne anders zu werden, als du bist! Du bist im Innersten gut. Wenn du dich empörst, wirst du böse! — Johannes blickte der Sprechenden ins Auge: Ich sehe, daß du selber dich betrügst um der Liebe willen! — Sie erhob sich: Nein! Es ist nicht Betrug, es ist mein Glaube, daß die Liebe auf dieser Welt Vortritt hat vor der Vernunft! Meinst du, die Vernunft, das, worauf die Menschen so stolz sind, wäre überhaupt erschienen in der Welt, wenn nicht die Liebe ihr vorangeschritten wäre wie eine Mutter? — Wie die Erscheinungen beweisen! war seine bittere Antwort, siehe:

meine Mutter! Und siehe: mich! — Du kannst es nicht wissen, erklärte sie, wieviel Liebe deiner Mutter fehlt und wieviel Vernunft du zuviel hast! — Aber du weißt es? — Nein! Ich auch nicht. Aber Gott. — Ach so, Gott. Immer wieder kommst du mit deinem »Gott« und »Gut und Böse«. Und dabei kennst du Nietzsche, hast mehr als eins seiner Worte mir entgegengehalten und neulich ihn sogar verteidigt! — Darf denn ein Mensch verteidigt werden nur, wenn man mit jedem seiner Worte einverstanden ist! Gerade umgekehrt! denke ich. Gerade weil Nietzsche nicht an Gott zu glauben vorgibt, bedarf er der Verteidigung durch andere! Und wer eines Wortes Schönheit und Wahrheit fühlt, braucht darum doch nicht dem System oder der Lehre sich zu beugen, drin dies Wort sich findet! Nietzsches Lehre gilt nur für ihn. Jede Erkenntnis ist immer nur für einen da, für den, der sie hat. Jede Erkenntnis ist ein Sich-messen an der allgemeinen göttlichen Idee. — Was du sagst, erinnert mich wieder an Vernunft und darum erscheint mir nach wie vor nicht minder sinnlos meine verdammte Pflicht und Schuldigkeit, wenn ich diesen Ausdruck meines Kommandeurs gebrauchen darf! Reg dich nicht wieder auf! Ich weiß, was du wiederholen willst. Ich gebe auch zu, daß du recht hast, wenn man an Gott denkt, und daß es falsch und böse sein kann, sich zu entscheiden gegen des Kaisers Kriegsgesetze, weil man für Goethes Lebensgesetz sich entscheiden möchte. Aber das ist ja gerade der Fluch, unter dem ich seufze! Warum muß ich von beiden wissen! Warum bin ich nicht ein Bauer geblieben, der alles glaubt, was man ihm sagt! Warum nicht nur Soldat, der um nichts sich kümmert, als was man ihm befiehlt! Wenn Krieg das für alle Zeiten Vorherrschende ist auf dieser Welt, wenn Krieg das immer

wieder Notwendige ist für die Erhaltung der Vaterländer, wie glücklich dann der, der nichts als Muskelkraft hat und Instinkte und die Rücksichtslosigkeit des Amokläufers! Wie unselig dann der, der die schönen Bilder und Bauten und Dichtungen und Lehren der Menschheit kennt! Warum muß ich leiden unter dieser Unseligkeit, während jenes Glück mir fehlt! Warum dieser Zwiespalt in mir! Wo bin ich selber! Wo bin ich wahr! Warum immer noch diese Disziplin im Blut, so daß ich nicht anders kann als blind gehorchen! Warum andrerseits schon soviel Licht im Hirn, daß ich das Schöne erschaue und den Wahn erkenne! Ich bin unglücklich! Ich bin gewiß mit Leib und Seele deutsch, aber unglücklich! Und du bist die einzige, zu der ich darüber sprechen kann! — Hannah mit einer anmutig mütterlichen Bewegung zog den Zweifelnden zu sich und sein Haupt an ihr Herz. Ihr Herz ging mal schnell, mal langsam wie ein verspäteter Wandrer, der die Wahl hat zwischen Übermüdung oder Übernachten im Freien. — Was ist mit deinem Herzen? fragte Johannes, habe ich dich aufgeregt? — Sie schüttelte den Kopf: Es ist nichts. Es wird von der Gewitterschwüle sein.

Während ihrer Unterhaltung war es dunkel geworden draußen. Jetzt zog das Gewitter herauf. Schon klang der Donner des Himmels mächtiger als der der Kanonen; in den Wolken flackerte der Widerschein der Blitze; Regen rauschte nieder; durchs offne Fenster kam Kühle herein, Rosenduft und der ängstliche Laut schutzsuchender Vögel. Als der erste nahe Schlag knallte, zuckte Johannes zusammen und sprang auf: Auch das noch! Pfui Teufel, was bin ich für ein Kerl! Jetzt versagen auch noch die Nerven! — Du bist ja auch nicht der Stärkste, tröstete Hannah, vergiß nicht, wie krank du warst im Frühling, und was der Arzt

gesagt jetzt bei der Untersuchung! — Ich sähe schon aus wie am Schluß der Blockade, hat er gesagt. Auch gut! Je eher man krepiert, um so besser! — Komm wieder zu mir! — Nein. — Komm! Man soll nicht so nah am Fenster stehn während eines Gewitters! — Ach, red doch kein dummes Zeug! Er wurde rot, räusperte sich und wagte nicht mehr, Hannah anzusehen. Er hob seinen Säbel auf und schnallte ihn um. In diesem Augenblick trat Mutter ein, verängstigt, naß und spitznasig wie eine alte Maus, die beim Ertränktwerdensollen glücklich der Falle entschlüpft ist.

Willst du fort? rief sie, geh nicht! Es ist ein fürchterliches Gewitter. Oh, Kinderchen, erlaubt, daß ich ein wenig bei euch bleibe! Ich habe solche Angst. Ich ging gerade vorüber und da kam ein Blitz — uch! Genau so wie jetzt! O Gott, o Gott! Hannahchen, setz mir doch den Stuhl da in die Ecke! So. Danke. Sprecht doch, Kinder, sprecht! Es ist unheimlich diese Stille! Seid mir nicht böse! Ich kann nichts dafür. Vor Fliegerangriffen, denkt euch, hab ich nicht die geringste Angst. Man weiß doch, es ist der Feind, man kann ihn sehen und sich beizeiten in Deckung begeben. Bei einem Gewitter aber weiß man nie, woher es kommt. Johannes, was wollte ich dir doch sagen? Du gehst? Wart doch! Ich wollte ... Ich muß noch zu meiner Kompagnie! erklärte Johannes mit einer Stimme, die man schon lange nicht gehört, und ging zur Tür. Der Mutter Blick folgte ihm bewundernd. Du siehst famos aus! rief sie. Aber wart, ich wollte dir etwas erzählen, was dich erschüttern wird! Ich habe einen Brief aus Ostpreußen. Von Frau Welle. — Wer ist Frau Welle? — Das weißt du nicht mehr? Erinnerst dich nicht mehr an die einstige Hedwig Sternewein? Und an Herrn Welle, der dich auf den

Hengst heben wollte? Er ist bei Tannenberg gefallen. — Nun was ist dabei! sagte Johannes, und seine Stimme schnarrte ein wenig, wir alle müssen fallen! — Es ist nicht das! fuhr Mutter fort, es ist — — Sie wurde so plötzlich von einem Weinen geschüttelt, daß Johannes im ersten Augenblick ganz erschrocken glaubte, sie lache, und bestürzt heraneilte. Auch Hannah war schon da, um zu helfen und zu stützen. — Laßt mich, Kinder! schluchzte Maria, erschreckt nicht. Ich weiß, mein Gesicht ist häßlich, wenn ich weine. Johannes, denk dir ... das Furchtbare! Sie haben, die Russen haben ... Winrichsburg beschossen und auch den Friedhof mit schwerer Artillerie, und eine Granate hat... Vater aus dem Grab herausgeschleudert! — Sie barg das Gesicht in den Armen und weinte nun hemmungslos und auch der Blitze nicht mehr achtend.

Johannes Holl ging zu seiner Kompagnie. Sein Gesicht war hart und fest. Seine Faust unter dem Umhang geballt. Wo er einen Haufen Erde oder Geröll sah, sah er auch Stücke vom Totenantlitz seines Vaters. Und alle hatten Augen, flehende Augen ... Mit einem Fluch trat er vor die Kompagnie. Kerls! rief er. Jetzt greifen die Schufte sogar unsere Toten an. Meinen Vater haben sie herausgeschossen aus dem Grab. Und als darauf ein zu vertrauliches Gemurmel begann: Stillgestanden! Im Gliede wird nicht geredet! Kopf höher der dritte Mann vom linken Flügel!

* * *

Ins Ewige wachsen zu wollen schien der Krieg und so schnell, wie unter eines fürchterlichen Magiers Beschwörung ein Baumgespenst wächst. Wohin, das sah man nicht mehr; aber wie die Wurzeln sich hineinwühlten in die

Zeit und sie fast zum Bersten brachten, das fühlte jeder, der dieser Zeit nahe war. Und jeder fühlte auch des Todes Nähe im Schatten dieses wachsenden Krieges und fühlte fast mit Neid, wie im Gegensatz zum Menschen der Tod sich pflegte und mästete und fetter wurde.

Zährenstadt lag nahe dem Grenzgebirge, draus nimmer sich entfernen zu wollen schien das Gebrüll ineinander verbissener Kanonenungeheuer. Zährenstadt lag im Schwerpunkt des eisernen Bahnnetzes, in dessen Maschen die Züge zappelten mit der Nahrung für den Tod. Zährenstadt war ein Sammelpunkt der Sterbenden, ein Sammelpunkt der Neueingezogenen, ein Sammelpunkt der Gefangenen. Es hatte mächtige Maschinenhallen, Lazarette, Gefängnisse, Kasernen, eine Irrenanstalt und einen Friedhof; und drum sah man über Zährenstadt häufiger, als man Sterne sah, die glänzenden Pünktchen, die gefährlicher sind als Gewitterwolken; denn es sind Himmel überwältigende Maschinen, und in jeder sitzt ein Mensch, und wenn des Menschen Hand sich vermißt, den Blitz zu schleudern, heißt das Ziel immer Zerstörung, und zumindest wird knallend der Grund aufgewühlt in Zährenstadt.

In Zährenstadt weinten viel Mütter, beteten viel barmherzige Schwestern, spielten viel Kinder und wurden erschlagen. Viel Soldaten wurden gedrillt, möglichst lange Widerstand zu leisten dem Tode, viel Gefangene fluchten und faulenzten in Zährenstadt. Viel Frauen und Mädchen halfen mit ihrer Hände Arbeit schneller und immer schneller Nahrung zu bereiten dem im Schatten des Krieges unersättlich scheinenden Tode. Vieler reicher Leute Töchter gaben singend, tanzend oder spielend etwas zum Besten für die Kriegskrüppel oder die dem Tode Geweihten. Viel Fahnen wurden herausgesteckt aus den

Fenstern. Viele Zettel mit Befehlen und fettgedruckten Todesberichten angeklebt an die Mauern. Viel Zeitungen gelesen. Viel Gedichte hergesagt. Viel Siegeslieder eingeübt. Viel Siegeszeichen ausgeteilt. Viel Lärm und Streit war an den Stammtischen. Viel Gejammer in den Sterbestuben und Küchen. Viel Gefeilsche auf dem Markt. Viel Volks in den Trostversammlungen. Am lebhaftesten aber ging es auf dem Friedhof zu.

In Zährenstadt lebte — wer weiß, wie lange schon! — der alte wohlbeleibte Herr Glanz. Er hatte bereits schneeweißes, aber noch dichtes, welliges, mit Pomade geglättetes Haupthaar, einen etwas dunkleren, kaisermäßig, doch fettig aufgewirbelten Schnurrbart, ein volles rotes und sehr feierliches Gesicht, trug stets schwarzen Rock und umflorten hohen Hut und hielt in schwarzen Handschuhen ein dickes Notizbuch. In dieses Buch schrieb Herr Glanz alle Menschen ein, die begraben werden mußten, und schrieb ein, wie und wann sie begraben werden sollten. Denn Herr Glanz war in Zährenstadt der Begräbnisordner. Er war es, der allen den Weg wies zum Grabe, der den Leichenzügen voranschritt mit prächtig verziertem Zeigestock, er war es, der in seiner Freizeit von Sterbehaus zu Sterbehaus ging. Zu jeder Stunde mußte dieser Alte jetzt auf den Beinen sein. Und als die Zeit des Hungers und der Seuchen kam, gab es wohl keine Straße, drin man nicht einmal des Tages ihn antraf, wie er in seinem Buch nachschlug und eine Hausnummer suchte. Herr Glanz war trotz seines Alters der am meisten beschäftigte Mann in Zährenstadt. Nur noch einen gab es, der gleich ihm rastlos und Tag und Nacht im Dienst war, obwohl er es nicht gebraucht hätte, weshalb auch alle darüber in Verwundrung gerieten: Hauptmann Holl.

Ja. Seine Mutter brauchte nun nicht mehr zu übertreiben. Er war wirklich Hauptmann geworden mit der Zeit. Er bewohnte mit den Seinigen eine kleine Wohnung ganz dicht an der Kaserne, und, wie er seinen Dienst tat und wie er lebte, davon wußte man bald viel zu erzählen in Zährenstadt.

Man sah ihn fast immer im Felddienstrocke und an seinen Stiefeln Staub oder Lehm von den Übungen im Gelände. Derart, schäbig wie der Alte Fritz, erschien er ein Vorwurf und sehr zum Verdruß allen, die in eleganter friedensartig zugeschnittner Uniform auf des Städtchens Straßen sich ergingen und sich erholten von der »Sauerei« an der Front, wie sie es nannten. — Über den Ernst, mit dem er sich ganz dem Dienst am Vaterlande hingab, und zwar nur in der Heimat, lächelten einige, andere fluchten, einige sprachen mit Begeisterung davon. Alle aber mußten anerkennen, daß er etwas verstand und, obwohl er nicht am Feinde gewesen, alles so anordnete und in den Übungen darstellte, wie es im Ernstfall war. Er war streng zur Gesamtheit und freundlich zum Einzelnen. Er verlangte Übermenschliches, aber er schonte sich selber nicht. Man erzählte von einer Nachtübung, wonach er am Morgen ohnmächtig vom Pferde gesunken war. Gott sei Dank! sagten einige. Seitdem lag ihm nur noch die Anfangsausbildung der Rekruten ob. Aber das war auch kein Spaß! Den Muttersöhnchen zwar schadete es nicht, Disziplin kennen zu lernen. Aber die Unteroffiziere wünschten ihren Hauptmann in die Hölle oder zumindest an die Front. Nicht, weil er nichts verstand. Im Gegenteil. Es war nicht abzuleugnen, daß die von ihm Ausgebildeten am brauchbarsten waren. Ein Kompagnieführer im Felde hatte das laut vor vielen geäußert und

Grüße übermitteln lassen Herrn Hauptmann Holl. Aber der Teufel hole ihn trotzdem! Gerade auf die Unteroffiziere hat er es abgesehen. Sie mußten so früh aufstehn wie er, und am Abend kamen sie selten zu ihrem Vergnügen. Er verlangte, daß sie dauernd mit den Rekruten sich beschäftigten; man war Tag und Nacht vor seinem plötzlichen Auftreten nicht sicher; es war unmöglich, ihn zu hintergehen; am Gesicht schien er zu erkennen, was einer wert war; und wie ein Hund war er scharf darauf, Mißhandlungen, Schimpfworte und Ungerechtigkeiten, wie er es nannte, zu verhindern. Dabei hatte dieser Hauptmann, der wie ein Kind aussah, selber die Stimme eines Stieres, ohne daß man dagegen sich auflehnen konnte; denn er brüllte nichts Schimpfliches, sondern immer Beschämendes, übermenschlich Strenges und an Pflicht Gemahnendes einem ins Ohr, so daß man erschrak und staunend sich gezwungen fühlte zu tun, was er wollte.

Hauptmann Holl war unbestechlich. Einmal bat ihn im Bureau eine Bäuerin um Urlaub für ihren Sohn und legte gleichzeitig ein Pfund Butter auf den Tisch. — Halten Sie einen Offizier für einen Gauner? schrie aufspringend der Hauptmann so laut und mit solchem Blick, daß die Erschrockene sich bekreuzigte und, obgleich mit nicht zagender Zunge begabt, kein Wort mehr zu reden wußte. Sie ging nun mit der verschmähten Gabe gradwegs zur Frau Hauptmann und hier erfuhr sie das noch Erstaunlichere, wovon sie fortan nicht aufhörte zu sprechen und zu erzählen: auch die Frau Hauptmann nahm das Geschenk nicht! Nein, sie nahm es nicht! Sie sah verhungert aus wie keine andere Städterin und nahm doch die Butter nicht! Ihr Mann sei Offizier! sagte sie. — Aber andere

nehmen doch! — Das weiß ich nicht. Das geht mich nichts an! sagte die Frau Hauptmann und nahm die Butter nicht. Nun nahm der Feldwebel sie. Aber der Sohn der Spenderin bekam trotzdem keinen Urlaub, denn: Jetzt haben Sie wohl die Butter angeboten bekommen? fragte der Hauptmann den Feldwebel, als dieser wie von ungefähr den Urlaubsschein zum Unterschreiben ihm hinschob, und er unterschrieb nicht. — Diese Geschichte war ohne Zweifel wahr und wurde bekräftigt durch das, was der Bursche erzählte. Mit Tränen im Auge schilderte der Bursche, ein fast sechzigjähriger sentimentaler Bäckermeister vom Lande, wie armselig es zuging bei Holls. Nicht so viel hätten sie gehamstert! Nicht so viel! Und warum nicht? Weil es verboten sei! Weil es nicht im Interesse des Ganzen wäre! Habe man schon so etwas gehört! Eine schwarze bittere Brühe aus gebranntem Roggen trinke man morgens und äße trockenes bitteres Kriegsbrot dazu. Den ganzen Tag lang liefe und stände die Frau herum, um die paar zugeteilten Lebensmittel zu erhalten, und wolle sich nicht helfen lassen vom Burschen, weil der nur für den Herrn Hauptmann da sei. Es sei verwunderlich, daß die Frau und die alte Mutter noch lebten, so hungerten sie, damit der Herr Hauptmann das Beste bekäme, aber der merke es manchmal und es gäbe einen großen Streit um einen Bissen, nicht größer, als man auf dem Lande heute noch einem Hunde hinwerfe! Er, der Bursche, könne das gar nicht mehr mitansehen! Jetzt endlich werde Essen aus dem Kasino geholt. Aber nur eine Portion. Denn der Frau stehe nichts zu, sage der Hauptmann. Und nun teilen sie alle drei eine dünne, kaum handgroße Scheibe Ochsenfleisch untereinander. Es sei ein Jammer!

Dies, daß der Hauptmann hungere, meinten einige, sei vielleicht der Grund, daß man es trotz allem aushalte in seiner Kompagnie und unter seinen Augen im Dienst immer wieder die letzten Kräfte anspanne. Aber man müsse doch mal dem ein Ziel setzen und mit einflußreichen Leuten sprechen, damit das anders werde! Sei es nicht wahr, daß Hauptmann Holl eigentlich ein Maler sei? Gewiß. Und heimlich male er auch wieder. Wo seine Bilder zu sehen seien? Nirgends. Er male nur für sich. Aber er habe heimlich Unterricht bei einem der bedeutendsten Künstler unsres Landes. Kenne man denn nicht die Geschichte von dem Zusammentreffen der beiden? Der Letztgenannte war für kurze Zeit der Kompagnie Holl zugeteilt, wohl nur um entlassen zu werden. Bei Ausfüllung der Entlassungspapiere fragt der Hauptmann, ohne zu wissen, welch berühmten Mann er vor sich hat, wie sind Sie zu diesem Leiden gekommen? — Ich weiß nicht, antwortet der Künstler, wohl wegen des Ganzen, wegen des Krieges. — Verstehe ich nicht! ruft der Hauptmann, und als der andere in nachgiebigem Süddeutsch von seelischem Druck zu reden beginnt, faucht der Hauptmann auf preußisch ihn an: Seelischer Druck? Was heißt seelischer Druck? — Da hat sich der große Künstler, ganz beschämt, nicht anders zu helfen gewußt, als seinem zeitweiligen Vorgesetzten zu gestehen, wie er die Kunst liebe und das Ewige und das Schöpferische und wie er Verständnis dafür erwartet habe bei einem, der doch auch male. Denn er habe ein Bild gesehen, das heiße »Jünger des Ahasverus« und habe seine Freude daran gehabt. — So seien die beiden ins Gespräch gekommen und hätten später ihre Bekanntschaft erweitert, und jetzt ginge der Preuße bei dem Süddeutschen, der Taugliche

und eigentlich in die Front Gehörende bei dem Untauglichen, der Martialische bei dem Dionysischen in die Lehre. — Der Taugliche? Nein! Was man ihm auch nachsagen möge, daß er sich drücke, sei nicht wahr! Da könne man alle Ärzte fragen! Wisse man denn nicht, daß Holl nun auch im Ausbildungsdienst zusammengebrochen sei? Daß er seiner Körperschwäche wegen nur noch verwendet werden könne im Theoretischen und als Führer von Leichenparaden? Wer es wolle, könne ihn ja sehen, wie er, übrigens in unverändert preußischer Haltung und mit gezogenem Degen, aber ausgezehrt und blaß und versteinerten Gesichtes auf einem mächtigen, spukhaft knöchernen steifen Tiere sitze, einem einst starken glänzenden, jetzt hinfällig und farblos gewordenen Ackergaule, und dahinziehe einem Gespenste gleich hinter dem alten, immer noch würdig und wohlbeleibt schreitenden Glanz.

Ja, die beiden, Holl und Glanz, haben jetzt so oft miteinander zu tun, daß sie nur mit einem Zwinkern, mit einem Zunicken sich zu verständigen brauchen über den nächsten Weg zum Grabe und den Zeitpunkt, an dem letzte Ehre erwiesen wird mit einem Kommando.

* * *

Hauptmann Holl nimmt schlürfend einen Schluck roten Weines, widerwillig fast und sich fortwünschend, denn ihm ist, als weile er hier unter einem Zwang, als tue er einem Toten Bescheid, als habe Teufelsschenk sich niedergelassen an seinem Tisch und den Kelch ihm entgegengehoben.

Zum Wohlsein! sagt der Freiherr mit dem düster glühenden Blick. Ich bin nun auch tot. Hay von Karberg ist tot; von Rüstelkow ist tot; von Bell ist tot. Freund Herren-

teig, Glasmussen, Graf Reher-Ratz, von Lindenspee, von Wossow, der dicke Nesselow, alle, alle sind tot. Nun bin endlich auch ich tot. Das Leben war ein Dreck. Zum Wohlsein! — Hauptmann Holl nickt, nimmt abermals einen tüchtigen Schluck und hebt dann das Gesicht, wie um den Himmel zu suchen; er sieht aber nur der Weinwirtschaft dämmriges Gewölbe und den Winkel, drin er vorläufig einziger Gast ist. Ja, das Leben ist ein Dreck! seufzt er. Da sitze ich nun, ohne mich zu empören, weil es Befehl ist, hier in Zährenstadt, unerkannt und doch, weil die Uniform dies bestimmt, geachtet von den Kameraden, einsam, ohne Abzeichen eines Helden, ohne Siegerzuversicht im Blick, halb verhungert und doch noch gefürchtet von Untergebenen, und nur vom alten Glanz mit vertraulichem Wohlwollen angesehn, weil ich das Begraben fast schon so gut verstehe wie er! Zum Wohlsein, alter Glanz! Erde zu Erde, Asche zu Asche, Staub zu Staub!

Weniger schon sich sträubend gegen des Weines Strenge und beim Nachschmecken das Aroma aufspürend, leert er sein Glas und füllt es sogleich wieder. Er lebt und denkt jetzt an den Dienst, den er vordem getan. Nichts war so würdig und des Ernstes wert, als eine Leichenparade es ist! Wie lächerlich sein Eifer bei Kriegsbeginn, dieser Feldwachtdienst ohne Feind, diese Märsche ohne andres Ziel als Wiederkehr, diese Gefechte und Sturmangriffe ohne Tod! Dies Orientieren in der Heimat, dies Entfernungsschätzen, Zielen, Gewehreinrichten wie einst in Gripshaven! Dies Einpauken der Kriegsartikel, während im Feld gewesene Sergeanten hinterrücks lachten und oft auch meldeten, draußen kümmere man sich nicht mehr darum! Dies Bestrafenmüssen der Widersetzlichen, dies

Aufrechterhalten der Disziplin um jeden Preis, dies Instruieren der schon Abmarschbereiten und in andere Welt Entrückten! — Freilich, man hat ihm oft Anerkennung ausgesprochen, und aus dem Felde hat einmal ein fremder Führer ihn grüßen und beglückwünschen lassen zu dem so gut ausgebildeten Ersatz, — aber dann kam höherer Befehl: das Schicksal, das um Ausbildung sich nicht kümmert, der grausige Tod ganzer Kompagnien, ganzer Bataillone! Und er hat immer neue, immer neue, immer jüngere und schwächere ausbilden müssen. Und dann kam der Hunger. Der Dienst mußte nach der Ration sich richten. Die Disziplin nach dem, was der Arzt gebot. Und schließlich kam die eigene Ohnmacht!

Stärken muß sich, wer daran sich erinnert! Hastig, als müsse etwas verhütet werden, wird das volle Glas geleert, und jetzt ist Hauptmann Holl so weit, daß er sich die Kraft zutraut, dies Erleben des Krieges in der Heimat zu verfluchen. Verflucht alles, was schuld daran ist! Was ist schuld daran? Wann begann dies Schwachwerden? Im Kriege erst? Oder schon, als Majeiken verloren ging? Als er hungern mußte im Korps? Als er Schulden machte in Gripshaven und Berlin? Als er unglücklich sich verliebte in — — Wie hieß sie doch, wegen der er wanderte durch halb Deutschland bis Jena und Bayreuth? Nein, bis Bayreuth nicht! Hotel des Etrangers? Unsinn! Dort traf er ja Hannah! Ach, Hannah, Hannah! Nur jetzt nicht denken an Hannah! Fräulein, noch einmal von diesem Wein, bitte!

Die Schanknymphe schwebt und lächelt, und Holl spürt, wie faunische Gefühle in ihm auf der Lauer liegen, heimlich bereit, das Weibliche zu überfallen. Aber wie das Mädchen nun wiederkommt und ihm in die Augen

blicken will, hat er kein anderes Verlangen als das nach neuester Zeitung. Während er schluckweise und unbewußt an dem roten, jetzt schon feuriger fließenden Trank sich stärkt, stürzt er sich in einen Wirbel von Nachrichten und Anzeigen. »Es gilt«, liest er, »die wirtschaftliche Kraft des Deutschen Reiches zu erhalten und zu stärken. Diese Kraft findet ihren wesentlichen Ausdruck in dem Besitz von Gold, das im Leben der Völker nicht Schimäre ist, sondern der Maßstab für ihre Fähigkeit, in Krieg und Frieden zu bestehen. Der Goldschatz der deutschen Reichsbank ist nun wahrlich groß, und wenn er sich jetzt im Kriege noch dauernd vergrößert, so ist das ebenso einer umsichtigen Verwaltung zu danken, wie dem Willen des Volkes, das zu den überall eingerichteten amtlichen Goldankaufstellen Gold und Goldeswert hinbringt.« — Mein Gott, ich hab kein Gold! denkt Holl und wendet das Blatt. »Eierersatz«, liest er, »Honigpulver« — »Schlafen Sie schlecht?« — »Im Kampf fürs Vaterland fiel . . .« — »Im Kampf fürs Vaterland fiel . . .« — »Seine Majestät der Kaiser und König haben Allergnädigst geruht . . .« — »Neuregelung der Schweißeisenpreise« — »Fliegenfänger Zuck Zuck!« (wie gräßlich! denkt Holl) — »Spiritusbranche! Tüchtigem Fachmann ist Gelegenheit geboten . . .« — »Geburts- und Trauerfallanzeigen liefert sauber und schnell . . .« — »Käsehöchstpreisüberschreitung« — »Der Volksausschuß für rasche Niederkämpfung Englands spricht Seiner Exzellenz dem Herrn Reichskanzler aus Anlaß der bevorstehenden Reichstagsverhandlungen seine zuversichtliche Hoffnung auf den baldigen vollen Sieg aus.« — »Soeben erschien: Die Kunst, sich zu freuen. Gestalten, Bilder und Ergebnisse von Hans Müller. 4.—8. Auflage . . ., ein linderndes und tröstliches Erbauungsbuch in unsern

schweren Tagen, ein Buch, das durch seinen Schwung mitreißt, durch seinen sprudelnden Frohsinn auch Frohsinn weckt. Und darum freudig zu begrüßen!« — »Gloria! Der beste Badeschwamm!«

Johannes Holl holt aufschauend Atem. Auf dem Goldrand seines Glases sieht er eine Fliege, ein schwarzes, traurig starrendes Tröpfchen Leben. Ja, so blickt das Leben ihn an! Er legt die Zeitung fort, aber er muß noch einmal sie nehmen und vors Gesicht sich halten, um ungesehen die plötzlich feuchten Augen zu trocknen. Tränen? Verdammte Sentimentalität! Woher? Er trinkt sein Glas aus. Aufgeregt und wie in entsetzlicher Angst umsummt ihn die Fliege. Er versucht sie zu erschlagen. Die Nymphe am Schanktisch kichert. Noch einen Wein! befiehlt er schroff.

Mit dem Wein bringt das Mädchen den Schlachtbericht von heute, und der Trinkende gibt sich nun einen Ruck und reißt die Augen auf, um sich aufzurichten an dem, was draußen geschieht. 5000 Tote hat heute der Feind. 7000 Gefangene. U-Boots-Arbeit: 30 000 Brutto-Registertonnen versenkt! — Und er? Hat Tränen! Der Sieg draußen wächst wie eine Zahl mit unzählbaren Nullen, so daß man keine Benennung mehr weiß für seine Größe, diese mystische Größe, die wohl nur der heldenhaft Fallende fühlt, und er, der halbverhungerte und verhärmte Hauptmann, er lebt und begräbt, und seine Tränen tropfen in den Trunk, dessen Feuer die Treue zum Männlichen entfachen soll! Vergebens ist der Schwur, nicht schwach sein zu wollen! Vergebens die Beschwörung heldischer Gesichter: dieser Gesichter des Kaisers, Ludendorffs, Hindenburgs, drin Männlichkeit eingegraben ist wie mit einem Meißel, drin keine Spur mehr sich findet

von weiblicher Weichheit, draus wie aus einem Schicksalsspiegel die Notwendigkeit aller Not widerstrahlt! — Vergebens die gewaltsam und innerlichst vorgenommene Verfluchung der Liebe, die mit einer Beharrlichkeit im Guten, als offenbare Gott selbst sich darin, ihm erschienen ist in Hannahs vom Irdischen fast verlassenen Antlitz! Zwischen diesem Antlitz und dem der großen deutschen Heroen seiner Zeit sieht er, ob er will oder nicht, schwerer zu überwindenden Abgrund als zwischen den Gesichtern vaterländischer und feindlicher Führer. Er weiß ja, daß das liebende Weib heimlich für sein Leben betet, und daß seines Landes Heros den Tod ihm befiehlt. Und nun ist es, als sei jeder Atemzug Gehorsamsverweigerung vor dem Heros, als sei jeder Gedanke eine Gefangennahme durch Gott. Wie kann die Seele frei werden von dieser fürchterlichen Bedrängnis anders, als daß sie blind sich unterwirft dem Gericht und Urteil des Rausches! Wird nicht seit Urzeiten Schiedsrichter Rausch angerufen in dem großen, schier ewig währenden Prozesse zwischen Mann und Weib, diesem größten und peinlichsten Prozesse der Menschheit?

Mit fast fanatischem Verlangen nach einer Entscheidung leert Hauptmann Holl seinen Kelch bis zur Neige. Erregt bis zur Selbstvergessenheit fühlt er des Richters Nähe, und seine Seele ruft nach Gerechtigkeit. Teufelsschenk ist sein Verteidiger. In einer stummen, unverständlichen, aber erstaunlich wirkungsvollen Rede plädiert er gegen Gott und gegen Hannah. Ein wenig kann Holl jetzt verstehen. Nur in seinen Vätern ist Gott. Hannah aber ist eine Fremde. Was ihm bekannt scheint an ihr, ist nicht mehr, als er an jener Nymphe dort kennen lernen möchte. Weib ist Weib! Noch mehr von diesem Feuer ins Blut! ruft er

der Nymphe zu, und sie schwebt und lächelt, und der Faun in seinem Inneren grinst sprungbereit. Flammende Gier nach Fleisch! so erkenne ich das wahre und allein lebenschaffende Wesen der Seele. Wessen sind diese Worte? Ist das schon die Stimme des Richters? Warum aber winselt die Seele um Gnade? Fluch der Seele! Lautlos und doch eindringlich wie Licht bringt sie vor, wogegen Männlichkeit immer wilder sich verteidigen muß.

Holl muß dran denken, was er tut, wenn er Hannah ausgesetzt sieht der bis Zährenstadt reichenden Schrecknis des Krieges. Wenn die Bomben ums Haus knallen, dann vermag er keinen Blick zu tun in das unschuldig den Tod erwartende Gesicht. Dann wünscht er blind zu sein oder eilt trotzig hinaus dorthin, wo es Trümmer gibt und Zerstörung, und flucht und schwört, er wolle verschwinden von der Erde. Ist das nicht seine Pflicht? — Nein! flüstert die Seele, es ist, weil du nicht leiden sehn kannst, was du liebst! Fluch der Seele!

Er muß dran denken, was er unternommen hat, um überhaupt nichts mehr zu sehn von Hannah und Heimat. Er hat ein Werk geschaffen. Ein Bild. Im Schutze der Freundschaft eines großen Künstlers und angeleitet von ihm hat er lange Zeit und heimlich sich hingegeben dem Schöpferischen. Einen Bauern hat er gemalt, einen alten Bauern, der müde und sterbensmatt im Kornfelde sitzt und doch so stolz aussieht, als trage er eine Krone. Seines Vaters Züge hat er dem Gesicht gegeben, wie er zuletzt im Sarg es gesehen und dann im Traum auf dem Kyffhäuser. Und dann, als er fertig war, da hat er in Wort und Benehmen und Vorbildswillen seines großen Freundes das Fanatische der Kunst erkannt, drüber man alles

andere vergißt, das Dämonische, das Zeitleugnende. War es da nicht seine Pflicht gewesen, die Freundschaft zu kündigen, der Kunst zu entsagen, um ganz wieder dem Dienste am Vaterlande, den Zielen der Zeit sich zu widmen? Hat er nicht gehandelt in männlicher Erwägung und einfach im Bewußtsein soldatischer Pflicht? — Nein, flüstert seine Seele, sondern dies geschah, weil dein großer Freund, der Künstler, das Schöpferische des Weibes leugnete, und du als Liebender größer dich fühltest! Fluch der Seele!

Er muß dran denken, wie er, obgleich Hannah hungerte, einen beträchtlichen Teil seines Hauptmannsgehaltes hingab für Bücher, drin er bewiesen haben wollte den Gegensatz »jüdisch-deutsch«, drin er suchte, was ihm Grund geben konnte zu hassen das fremde und doch geliebte Wesen. War das nicht seine Pflicht? Seine vaterländische Pflicht? — Nein, flüstert die Seele. Weißt du nicht, wie du schamrot wurdest über die Verleumdungen, die deiner Zeit und deines Volkes kleine Geister sich erlaubten, obgleich die großen, die edelsten der Menschheit, schon in andrem Sinne entschieden hatten, in dem der Liebe? Weißt du nicht, wie du erschüttert wurdest von den Worten, die du fandest in eines doch wahrhaft deutschen Mannes Werk, in Paul de Lagardes »Deutschen Schriften«? Hast du nicht einiges davon aufbewahrt in deinem Merkbuch? Sieh, da ist es! Da ist, was einer der unbestechlichsten Deutschen schrieb: »Daß die Juden unter allen Umständen Gottes Gebote tun wollten, das ist ihre Stärke gewesen; dadurch sind sie erzogen und durch diese Religionserziehung, nicht durch ihre Rasse oder ihre Erwählung oder den Inhalt ihrer Religion, sind sie uns furchtbar überlegen.« — Und dies: »Die Ziele

der Nation werden ihr nicht von Menschen gesteckt, sondern von dem Lenker aller Geschicke im Himmel!« — Und hier: »Wer der Kirche, der Wissenschaft, der Kunst, dem Staate Selbstzweck zuschreibt, weiß schlecht Bescheid. Was mit den vom Leben erzogenen Seelen werden soll, ist Gottes Geheimnis: nach dem Tode ist auch noch ein Leben, und die Ewigkeit dauert lange.« — Und endlich hier: »Das Deutschland, welches wir lieben und zu sehen begehren, hat nie existiert und wird vielleicht nie existieren.« Sieh, Johannes Holl! Da ist von deiner eignen Hand danebengeschrieben: Dies der ganze Konflikt! Der Kampf geht um die Erhaltung des Deutschland, das zu sehen ist und nicht so aussieht, wie wir zu sehen es begehren! — Hast du das nicht geschrieben, damit alle Liebe, damit auch deine Liebe Platz habe im neuen Deutschland? — Nein! erwidert Hauptmann Holl seiner Seele und schlägt mit der Faust auf den Tisch, so daß ein eben gefülltes Glas umfällt, nein! Ich weiß nichts von einer besonderen Liebe! Ich bin deutsch wie alle anderen. Weiter will ich nichts wissen! Es ist Krieg! Alles Seelische ist Gewinsel! Verdammt! Wo ist der Rausch? Wo ist die Entscheidung?

Hauptmann Holl trinkt und trinkt. Aber die Entscheidung läßt auf sich warten. Die Gedanken sind bald Ankläger, bald Verteidiger. Um ihn herum sitzen jetzt Gäste. Viele essen. Er aber beherrscht seinen Hunger. Hochaufgerichtet, rot, äußerlich sehr ruhig und bereit, alle Kosten zu tragen, hält er Gericht in seinem Innersten und erwartet das Urteil des Rausches. Er weiß: nicht anders kann, nicht anders darf dies Urteil lauten, als: Männlichkeit!

Da hört er ein Kinderliedchen. Durchs offne Fenster, aus dem Freien, aus dem Abend her dringt dieser kleine sichere Gesang in sein Innerstes und erscheint vor dem

Gericht, daß er dort abhält, wie ein entscheidender Zeuge, der das fast fertige Urteil umzustoßen droht mit der Stimme der Wahrheit. Johannes zittert. Ihm ist, als höre er Hannahs Stimme. Diese Stimme erhebt sich gegen den Richter und bezeugt die Unschuld von allem, was angeklagt worden ist. Diese Stimme ist wie ein Gebet, und drin wird der Schöpfer Himmels und der Erde angefleht, er möge den wütend und männlich dreinschauenden Hauptmann doch wieder in ein liebliches Kind verwandeln. Hannah bietet sich selber als Opfer dar. Sie will ihr Leben hingeben, um Mutter zu sein diesem Kinde. Johannes gerät in große Angst. Er denkt an die Gefahr, die die Frühgeburt damals über Hannahs Leben gebracht. Er denkt an die letzte Zeit, da er, von anstrengendem Dienste verschont, kräftiger sich gefühlt und öfters und unbekümmert um die Folgen beigewohnt hatte ihr, die er trotz allem doch liebt wie keine andere. Wie, wenn sie nun Mutter wird und zugrunde geht, weil eine Geburt nicht ausgehalten werden kann in dieser Zeit des Hungers und der Schrecken!

Johannes erträgt plötzlich nicht mehr den Anblick der Nymphe. Sie hat ja falsches Haar, ist geschminkt und bewegt sich wie eine Dirne. Das Mütterliche, dieses Göttlich-Jungfräuliche, ist für ewig gewichen aus ihrem Gesicht. Johannes wirft Geld hin, erhebt sich und geht. Er hat Sehnsucht nach Hannahs Augen, nach Hannahs Stimme. Und sie — wartet ja auch auf ihn mit dem kärglichen Nachtmahl. Womöglich wird sie nicht essen, wenn er nicht kommt! Nun, er kehrt jetzt zurück zu ihr. Noch ist ihm dies nicht verwehrt vom Rausch.

Aber auf seinem Wege zu Hannah wird er aufgehalten von einem Kameraden. Ich komme von der Front, sagt

der Kamerad, zu kurzem Besuch. Und Sie wollen nach Hause? Gibt es nicht! Wissen Sie nicht, daß alle heut mir zu Ehren zu annehmbarem Schmaus und Schöppchen sich versammeln im Kasino? Was? Ihre Frau wartet? Lieber Himmel! Die meinige wartet schon jahrelang! Also los! Umgekehrt! Lustig, lustig! Das Leben ist kurz, Kamerad! Ach so, Sie waren noch nicht an der Front?

Hauptmann Holl geht ohne Zögern mit dem Kameraden. Es ist einfach seine Pflicht. Und er geht nicht ungern. Er bewundert diesen strahlend jungen, kräftigen, lachenden Mann, der nichts schwer zu nehmen scheint im Leben. Er möchte sein wie er, möchte sofort tauschen mit ihm; entschuldigt sich, weil er nicht so ist wie er. Diese verdammten Ärzte, sagt er, behaupten, mein Herz zu kennen! Und er geht und flucht und redet so, wie es dem andren gefällt.

Dann ist Licht da, Bratengeruch, Weingefunkel, Biergeschäum, Tabaksqualm, Gelächter und Gelodер starker Stimmen: Holl ist im Kreise der Männer. Da wird er nun wieder still. Was er auch hört: ob geredet wird im Ernst von der Eroberung des für Deutschland Notwendigsten, oder in tapferem Humor von der Überwindung des schwierig gewordnen Privatlebens, vom Balkan oder von Zährenstadt, von studentisch erlebtem Idealismus oder vom Wunder der Kriegsindustrie und Chirurgie, von verfluchter Flaumacherei oder von Fliegerbravour, von Goethe im Schützengraben oder vom jüdischen Einfluß auf den Kaiser,—er hört überall nur den Ton des Siegers und fühlt sich wie einer, der noch nicht angefangen hat zu kämpfen. Er vermag nichts anderes, als zuzuhören, zu bewundern und zuzutrinken denen, die ihm überlegen sind. Am meisten überlegen scheint ihm der Kamerad, der so-

eben von der Front kommt. Der weiß nichts von Tod und Teufel, löscht mit einer Handbewegung die Hölle jüngster Erinnrung aus und lebt einfach aus Freude am Leben, lebt, lebt! Läßt sich's schmecken, trinkt, lacht, reckt sich, fällt fast hintüber vor Lust, schlägt mit der Hand auf den Tisch, als schlösse er immer wieder einen Pakt mit dem Leben, wie es jetzt ist, und trällert ein Liedchen, von dem Holl nur versteht »Jeannette ... im Bett ... Jeannette ... Jeannette!« — Schließlich tanzt er mit derben Andeutungen der Zeugungslust einen Solotanz, und am meisten muß man lachen darüber, wie der klapprige Landwehrhauptmann, der im Nebenberuf Professor ist, den Kopf schüttelt, aber doch nicht wagt, den blassen magren Finger der Würde zu erheben und Einhalt zu tun dem Lebensübermut. Wer auch könnte so täppisch sein, aufzutreten gegen den, der dem Tode ein Schnippchen schlägt! Seht doch! Jetzt zieht der Übermütige alle mithinein in seinen Tanz! Auch Holl hüpft wie ein Bock und schneidet Fratzen und klettert auf den Tisch, als wolle er eine Rede halten, rülpst aber nur und fordert auf zum allgemeinen Austrinken und einem dreifachen Hurra auf die Männlichkeit! Laßt ihn! Es ist klar, daß der Rausch aus ihm spricht!

Aber was geht dort vor? Was geschieht dort? Ach, sehr Peinliches! Die Stimmung des Frontkameraden ist plötzlich umgeschlagen. Auch aus ihm spricht der Rausch, aber ganz anders, viel eindeutiger als aus diesem Holl! Soll das die Wahrheit sein, die man da zu hören bekommt?

Hebt euch alle weg von mir, ihr Heimatkrieger, ihr Satansidealisten, ihr verdammten! ruft der Kamerad von der Front. Ihr Heuchler! Was? Ihr wollt einen wie mich begeistern und anfeuern? Ich pfeife auf eure Ideale!

Verschont mich mit euerem Gefasel! Verderbt mir nicht meine Leute mit euerem Gefasel! Wenn's wirklich drauf und dran geht, klappt ihr ja doch zusammen, ihr Maulhelden! Was? Oder könnt ihr etwa mit Goethes Faust einem das Messer zwischen die Rippen stoßen? Könnt ihr mit der Kantschen Philosophie einem den Schädel einschlagen? Schert euch zum Teufel, ihr Bleichgesichter! Wo wirklich Blut fließen muß, ist jeder Metzger mir lieber und ein größrer Held als ihr alle zusammen! — — — —

Was nun wird, das weiß Holl nicht mehr. Er ist plötzlich auf dem Wege nach Hause. Schwer und schwankend geht er und kopfschüttelnd. Es ist eine schöne warme Sommernacht. Der Himmel sternenklar. Immer wieder bleibt Holl stehn, um sich zu orientieren. Wenn ich den Schwanz des großen Bären siebenmal um mich selbst verlängere, sagt er, dann komme ich auf den Stern, der nach Norden zeigt. Also: neutrales Gebiet! Also: wäre ich ein Lump, der sein Vaterland verläßt! Gibt es nicht! Hup! — Er geht weiter, knallt mit der Stirn an etwas und wird umgestoßen. Glaubt an Explosion. Tastet. Etwas Ungeheueres wächst am Wege. Nicht beiseite zu schieben! Was? Ein Baum nur? Ein oben blöd rauschender Baum? Hör auf mit deinem Gefasel! ruft Holl ins Hohe des Baumes hinauf und torkelt beleidigt weiter. Er weiß, daß Rausch über ihm ist, aber deshalb braucht doch der Baum nicht zu rauschen, das Biest! — Ein Schatten huscht an ihm vorbei, und er richtet männlich sich auf. Er denkt dran, daß er heute nicht bei Hannah schlafen kann, so wie er ist, und ruft dem fremden Frauenzimmer zu: Warten Sie doch! Ich komm ja mit! — Keine Antwort. War es doch nur ein Schatten? — Luder! sagt Holl, glaubst du, ich bin zu besoffen, um nicht Mann sein

zu können heut nacht? Wartet, ihr Weiber! Ihr glaubt, ein Deutscher in der Heimat ist zu schlapp, aber ich, ich sag euch, ich kann sein wie ein Neger! Ich werd euch alle vergewaltigen! — Sterbensübel ist ihm plötzlich. Er übergibt sich und verliert dabei das Gebiß, das teuer bezahlte Gebiß, das er bei Kriegsausbruch, um besser kommandieren zu können, sich hat anfertigen lassen, weil seine Zähne infolge des fortwährenden Nahrungsmangels meist ausgefallen waren. Das verliert er nun und besudelt jetzt seine Uniform beim Suchen. Endlich findet er es, doch es ist so voller Schmutz und Sand, daß er es nicht wieder einsetzen kann. Er flucht. Hui Teu—el! Schauerlich klingt solch Fluch ohne Zähne! Der Erschrockene schweigt und schneidet Grimassen und weiß nirgends anders jetzt hin als nach Hause. Die Wasserleitung, dran er sich reinigen kann, ist ja weit von Hannahs Bett! Die Uhr schlägt eins. Er ist doch nicht so besoffen! Er kann noch zählen. Eins! Dann kommt nichts mehr. Also: Eins! Eins! denkt Holl, und noch nicht zu Hause! Aber jetzt werde ich bis drei zählen! Wenn ich dann nicht zu Hause bin, dann — —

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Maria Holl ist, um Licht zu sparen, gleich bei Beginn der Dunkelheit schlafen gegangen. Sie hat trotz allem einen herrlichen Schlaf. Jetzt liegt sie und träumt, ihr Sohn ziehe als Sieger in Zährenstadt ein. Trompeten dröhnen. Fahnen flattern. Es wird Hurra geschrien. Johannes reitet an der Spitze eines Regiments. Jubelnd wird er umdrängt von Winkenden und Blumen Werfenden. Gar nicht heran an ihn kann die Mutter. Sie weint vor Freude. Alle beglückwünschen sie. Dann gewahrt sie im Gedränge ihren Bruder. Nicht Viktor, sondern Leo. Sie schlägt die Hände über dem Kopf zusammen. Jetzt bist du wirklich

aus Amerika gekommen, mir zu helfen? Da sieht man doch endlich, wie unsere Familie zusammenhält. Es war aber auch höchste Zeit. Seit Jahren habe ich keine Butter mehr auf dem Brot. Und das Brot ist bitter. Ich hab großen Hunger. Bist du gekommen, mich satt zu machen, so satt, wie ich immer in Groß-Diepgen war? — Nein, antwortet Leo, indem er die Augen schließt, ich bin gekommen, um zu sterben. Ich bin in den Argonnen gefallen. Schuß mitten ins Gesicht. In dem Brief, den du erhieltst, steht: Rittmeister a. D. Leo Zeidel auf dem Felde der Ehre gefallen. Es ist ein Fehler darin. Es muß nicht heißen: Feld der Ehre, sondern Wald der Ehre. Ein Wald war, wo ich fiel. Da lieg ich noch. Hier darf ich eigentlich gar nicht gesehen werden. Denn diese Siegesfeier ist eine ganz andere. Verstehst du es nicht? Dann hungre weiter! — Maria erschrickt und sieht sich wieder nach ihrem Sohn um. Aber sie sieht ihn nicht mehr. Sie träumt und träumt, und immer dunkler wird ihr Traum — — — — — — — —

Noch immer wacht Hannah und wandert in dem engen Raum umher, nirgends Ruhe findend als am Fenster, wo sie hinausblicken kann in die Nacht. Hell ist die Nacht, aber Johannes ist nicht zu sehen. Hannah steht da wie eine ewig Wartende. Langsam, langsam zieht das Heer der Sterne vorüber an ihr. Welchem Feinde entgegen? Warum fürchtet man für keinen Stern, daß er fällt? Oder wird einer fallen? — Ah, wieder schon sind die Gedanken bei dem Krieg auf Erden! Da ist ja auch noch immer das gräßliche Grollen, immer in der gleichen Entfernung, immer an der Grenze. Ja, der Krieg ist zu hören. Aber, wie er aussieht, das weiß sie nicht. Das vermag sie gar nicht sich vorzustellen. Daß ein Mensch wirklich den anderen totschlagen und dann selbst noch leben kann, das

vermag sie gar nicht sich auszudenken. Aber sie weiß: der Krieg verändert die Menschen. Auch Johannes. Auch sie. Sie ist blasser und schmächtiger und stiller geworden. Und Johannes? Ach nicht dran denken! Es ist ja nur die Zeit schuld an seiner Verwandlung! Eine andere Zeit, und er wird wieder anders sein! Wo aber ist er jetzt? Wie schrecklich, daß sie jetzt immer an einen Unglücksfall denken muß, wenn sie ihn nicht sieht! Aber keine Furcht ihm zeigen! Es gilt jetzt vor allem, keine Furcht zu zeigen! Judenangst! hat er einmal gesagt, von einem seiner Rekruten sprechend. Würde er ihr das Wort vorwerfen, wäre es ein Zeichen der Verachtung, des Nicht-mehr-Liebens, des Todes! Sie müßte sterben dann! — Wenn ihm nur nichts zugestoßen ist jetzt! Nein, nein! Es hat wohl Dienst ihn gehindert zu kommen, oder ein Freund, ein Kamerad, alle Kameraden. Er hat ihr ja erklärt, daß Kameradschaft das Wichtigste jetzt sei und allem andern vorgehe. Gewiß. Sie fügt sich. Aber, ob auch wirklich ein Kamerad, ein einziger Kamerad, ihn so liebt, wie sie ihn? Ob da wirklich einer ist, der wie sie bereit wäre zu sterben an seiner Statt? Sich zu opfern für ihn, wie es heißt? — Wie Mutter im Nebenraum schnarcht! Wie sie schlafen kann in dieser fürchterlichen Zeit! Wie sie leben kann, so wie sie lebt! Wie sie sich selber Ehre gibt und prahlt mit ihres Bruders Tod! Nie wird Hannah das begreifen! Sie denkt, wenn ich selber Mutter wäre — — Eigentlich müßte ich ja Samariterdienste tun jetzt, wie die anderen Frauen. Müßte Blinde pflegen wie einst! Es gibt viele Blinde, die Hilfe brauchen. Warum helfe ich nicht? Worauf warte ich? Ob ich wohl Mutter werde? — Ein Stern fällt. Ein Wunsch wird in Erfüllung gehen. Etwas Schönes wird kommen, etwas Gutes! Johannes aber kommt nicht — — — — — — — — — —

Doch! Da ist er! Johannes steht da mit einem schauerlichen Gesicht. Ohne Mütze. Leichenblaß. Eine blutige Beule auf der Stirn. Der Mund eingefallen. Der Säbel geknickt. Die Uniform mit Blut und Speiseresten beklebt. In der Hand hält er ein Gebiß. — Hannah scheint größer zu werden vor Grauen und spreizt, Halt suchend, die Hände ein wenig zur Seite. Nur einen Augenblick lang. Dann ist sie schon bei ihm und selber sein Halt. Er jedoch stößt sie zurück. Er spricht nicht. Er will ohne Zähne nicht sprechen. Er kann nicht sprechen, denkt Hannah, er ist stumm geworden! Aber warum stößt du mich fort? Ich will dir ja helfen! — Er macht eine verzweifelte Geste der Abwehr. Er birgt sein Gesicht. Er vermag Hannah nicht anzusehen. Er will wieder fort. Sie liegt auf Knien vor ihm und hält ihn. Er fällt hin. Gefallen! denkt Hannah. Dann erkennt sie, daß er nur berauscht ist. — Er muß sich wieder übergeben und ist zu schwach, ihre Hilfe abzuwehren. Sie hält ihm den Kopf, säubert ihn, beruhigt ihn wie ein Kind, bringt ihn zu Bett, und er hat wieder seine Zähne. Er kann wieder sprechen. Ekelhaft! sagt er. Ich Vieh! Warum bleibst du bei mir? Du mußt dich doch ekeln vor so einem viehischen Kerl, wie ich bin! Geh! Ich bitte dich! Ich flehe dich an, geh fort von mir! — Aber er muß sich wieder übergeben. Er besudelt Hannahs Bett. Und sie muß bleiben, um den Kopf ihm zu halten und das Ausgebrochene fortzuwischen und zu waschen. Sein Blick ist unbeschreiblich. Er liegt jetzt ganz still und blaß, und mit geballten Fäusten wischt er sich die Tränen. — Warum soll ich mich ekeln vor dir! sagt Hannah. Du bist doch krank. Ein Berauschter ist doch nichts anders als ein Kranker. — Nein, es ist meine Schuld! schreit Johannes und so laut, daß nebenan Mutter erwacht und den Kopf hereinsteckt: Was ist? —

Es ist die Zeit! sagt Hannah. — Zeit zum Aufstehn? fragt Mutter mit plierigen Blicken. — Nein, nein! Leg dich nur ruhig wieder hin! — Aber Mutter bleibt und glotzt, als erkenne sie ihren Sohn gar nicht mehr. Sie sieht fürchterlich aus. Sie hat ihr falsches Haar abgelegt, und auch sie hat keine Zähne. — Glotz nicht! schreit Johannes sie an. Hättest du nicht vergeudet, was mir Vater vererbt, Majeiken, und alles andere, hätten wir beide noch echte Zähne! — Hör nicht auf ihn, Mutter! mahnt Hannah, er ist ... er ist — — Besoffen! schreit Johannes. Ich hab nichts zu fressen, aber ich bin besoffen. Und muß Krieg führen gegen ... gegen ... hup! ... weiß der Teufel! Genau wie Deutschland! Du bist schuld an allem! — Ich?? schreit Maria, und zu Hannah gewendet: Hannah, was soll das, daß du mich hinausdrängen willst? Wo hat er sich besoffen? Pfui! Schämen soll er sich als Offizier! —

Weiter kam sie nicht, denn es gab einen betäubenden Knall. Das ganze Gebäude bebte. Und noch ein Knall. So stark, daß Hannah in die Knie sank. Johannes torkelte aus dem Bett, konnte sich aber nicht auf den Beinen halten und fiel wieder hin. Maria mit angstverzerrtem Gesicht war die einzige, die wußte, was zu tun sei. Flieger! rief sie. Ein Fliegerangriff! In den Keller! In den Keller! — Wie sie war, ohne Haar, ohne Zähne, in zerschlissenem Nachtgewand eilte sie die Treppe hinunter. Die beiden anderen blieben oben. Johannes war zu berauscht, um einen Schritt tun zu können. Und Hannah wollte sich nicht trennen von ihm. Die Bomben knallten. Ein zackiger Eisensplitter surrte durchs Fenster und durchschlug die Stelle auf dem Kissen, wo soeben des Trunkenen Kopf gelegen. Dieser Kopf war kurz zuvor am Herzen Hannahs geborgen worden.

* * *

Was Johannes in dieser Nacht erlebte, war derart, daß er nichts andres tun konnte als sich selber verdammen, und in des Rausches letztem Stadium verurteilte er sich zu der schwersten Strafe, die er sich erdenken konnte: Trennung von Hannah. — Er war nicht wert, in ihrer Nähe zu leben. Er schämte sich am nächsten Morgen so, daß er sie nicht anzublicken wagte. Er fühlte: Diese Scham wird nie mehr von mir weichen, nie mehr werde ich sie anblicken können! Der Gegensatz zwischen ihr und mir ist zu groß! Wie verächtlich ist meine Liebe, wenn ich sie mit der ihrigen vergleiche! Ich muß als ein Ferner wirkliche Liebe erweisen! —

Er ging gleich am Morgen nach dem Rausch zum Kommandeur und bat, wegen Schwierigkeiten familiärer Art in die Front, oder falls das nicht anginge, in die Etappe versetzt zu werden. Der Kommandeur war erfreut. Sie kommen meinen Wünschen entgegen! sagte er. Ich habe schon längst dran gedacht, Ihnen ein freieres Betätigungsfeld zu eröffnen. Bin auch von einflußreicher Seite dazu angeregt worden. Ich glaube, Sie werden Freude haben an dem Posten, der für Sie in Aussicht steht! Vorläufig wird noch nichts verraten.

Aber sehr bald danach bekam Hauptmann Holl den Befehl, als Kriegsmaler in das Stabsquartier einer Heeresgruppe an der Westfront sich zu begeben. Er war nicht sehr glücklich darüber. Dagegen hielt Hannah, von den Beweggründen der Kommandierung nichts ahnend, diese für eine große Auszeichnung, wenngleich ihr fast das Herz brach im Gedanken an die Trennung. Sie blieb jedoch tapfer bei ihrem Entschluß, keine Furcht zu zeigen, und nahm würdigen und nur geheimnisvoll bewegten Abschied von dem einzig Geliebten.

Mutter, wie immer, trug ein sonderliches Wesen zur Schau. Rot von Erregung — oder vom Weinen? — suchte sie alle Bekannten Zährenstadts auf und erzählte, ihr Sohn käme jetzt auch an die Front. In den Generalstab. Ja, die Zeit verlange es. Aber sie sei eine deutsche Mutter. — — Beim Abschied fehlte sie. Sie war wohl früh genug hinausgelaufen, einen Feldblumenstrauß zu pflücken, den sie dem Scheidenden mitgeben wollte, verirrte sich aber im Freien und kam erst zehn Minuten nach Abgang des Zuges an. Ganz außer Atem. Wie ein altes Kind stand sie nun und weinte. Von Hannahs Trost wollte sie nichts wissen. Sie schloß sich in ihr Zimmer ein und starrte trostlos die Bilder und Sprüche an, die dort hingen. Gerade vor ihr hingen zwei Ansichtskarten: der Kaiser und Hindenburg, von einem Bindfaden umschlungen, damit ein Lorbeer Halt habe zwischen ihnen. Dem Kaiser übers Gesicht gerutscht war ein kleines Bildchen, das den alten Franz Josef darstellte. Dessen Gesicht erinnerte Maria plötzlich an Großvater Zeidel und sie blickte woanders hin. Sie sah wieder den Kaiser und Hindenburg. Auch Ansichtskarten. Seine Majestät rauchte eine Zigarette. Hindenburg hielt die Hände auf dem Rücken. Über beiden ein Traktätchen. Drauf war zu lesen: »Preis 10 Pfennig. Hiervon fließen den Soldatenheimen 6 Pfennig zu!«, und dann fett gedruckt: »Werdet zu Stahl!« Die Überschrift eines Gedichts, von dem nur die beiden obersten Zeilen sich zeigten: »Es rinnen so viele Tränen — hin durch der Schlachten Klang« — das übrige war hinter des Kaisers Gesicht gesunken. Maria weinte, blickte wo anders hin und sah wieder den Kaiser und Hindenburg. Nein: Theodor Körner. Der Kaiser links, umrahmt von Kronen. Theodor Körner rechts, umrahmt von einer Lyra. Da-

zwischen stand: »Du Schwert an meiner Linken! Was soll dein heitres Blinken?« — Maria mußte ihres Vaters gedenken. Der hatte das Lied immer gesungen in seinem Arbeitszimmer, im blauen Zimmer Groß-Diepgens. Nun sah sie auch das umflorte Bild ihres Bruders Leo, der, aus Amerika zurückgekehrt, nach kurzem Gruß an sie, in den Argonnen gefallen war. Sie konnte kaum mehr sehen durch ihre Tränen hindurch. Desungeachtet sah sie viel Bilder des Kaisers noch. Unter einem standen seine Worte: »Geschlagen wird der Feind unter allen Umständen!« Das richtete Maria auf. Sie nahm diese Ansichtskarte und klemmte sie zwischen die fächerartig an der Wand angebrachten Kadetten- und Leutnantsbilder ihres Sohnes. Drunter befestigte sie eine Epaulette mit dem Namenszug des Prinzen Franz, und hinter dies Stück steckte sie ihren Feldblumenstrauß. Dann aber mußte sie doch ein Taschentuch sich holen.

* * *

Hauptmann Holl bekam den ehrenvollen Auftrag, eine dem Stabe zugeteilte österreichische Exzellenz zu malen. Der alte Herr, schon etwas zittrig, aber sehr auf Haltung, Gesichtsvornehmheit und separabel gut sitzende Montur bedacht, saß ihm jeden zweiten Tag eine halbe Stunde. Und Johannes malte, wie er bei einer Besichtigung exerziert haben würde. Trotzdem kam das Bild nicht recht zustande. Und erst recht nicht, als Exzellenz sich dafür zu interessieren begann und selber Ratschläge gab und Kritik ausübte am Pinselstrich. Das Gesicht war ihm nicht ähnlich genug und Falten in der Uniform verbat er sich. Alles in sehr liebenswürdiger Art, die des Witzes nicht

ermangelte. Aber Johannes verstand in seiner Kunst keinen Spaß. Ihm wurde das Malen schließlich so zuwider, daß er trotz seiner Muße und obgleich er mehrere Skizzen entworfen, an kein anderes Bild sich heranmachte.

Er schrieb viel an Hannah, auch Briefe, die er nicht absandte, und streifte viel in der Landschaft umher mit erregten Augen. Ihm war, als begänne er jetzt erst das Wesen des Sichtbaren aufzuspüren. Als wäre sein Blick selber etwas, das in der Natur wurzelte und wuchs. Ja, als könne sein Blick so etwas werden wie eine Blüte, die von künftiger Frucht nichts aufweist, wohl aber, daß sie durchdrungen ist von Sonne. Das Merkwürdigste dieser Zeit aber war: er hatte noch immer keinen gesehn, der den Heldentod starb. Wie eine Sucht überfiel ihn oft der Gedanke, selber nicht sterben zu können, ehe er nicht den Heldentod eines Kämpfers gesehn. Wie viele hatte er zu Grabe geleitet in Zährenstadt, ohne von einem einzigen zu wissen, wie er aussah, als er fiel! Er suchte es sich auszumalen in seiner Phantasie. Vergebens. Wollte er Unsichtbares sich vorstellen, sah er immer wieder Hannah. Und Hannah lebte. Ja, Dank sei Gott! Er fühlte, daß sie lebte und allzeit um ihn war! Ob doch eine geheimnisvolle Macht innewohnt dem Gebet? Er wußte es nicht. Er konnte nicht beten. Er sah zuviel ...

Manchmal fragte er sich, ob er nicht zu wenig Leid habe, ob Hannah nicht deshalb ihm überlegen sei, weil sie mehr gelitten. — Als des Feindes unerwartet erfolgreiche Angriffe begannen, schrieb Hannah täglich und tapfere Briefe. Ihr Vertrauen aufs Leben, ihr Glaube an Gott erschien fast unheimlich darin. — »Du weißt, ich glaube zu stark an eine Gerechtigkeit im Leben, als daß ich fürch-

ten könnte, das Schicksal werde Dein Leben nicht zur vollsten Entfaltung kommen lassen!« schrieb sie. »Dein Leben hat mit dem Profit fürs eigne Ich, womit andre je nach Glück oder Unglück zu rechnen pflegen, nichts gemein. Du lebst nicht ein und auch nicht Dein Leben. Du wirst vom großen Leben gelebt, das auch den Gewinn Deines Seins nimmt und dazu verwendet, um den Menschen die Begriffe Schicksal und Leid zum Bild der Gottheit zu gestalten. Du siehst, wie klar mir das ist, daß Dir kein Haar gekrümmt werden kann! Du kommst wieder, und das Erlebte wird Form und anderen Menschen zum Segen!« — Das klang vermessen und Johannes dachte: Gibt es einen Gott, kann er nur strafen solche Vermessenheit. Es kam eine Zeit, da Todesgedanken ihn marterten und ihn mit ungeheuerlich quälender Sehnsucht nach einem Wiedersehn mit Hannah erfüllten. Dann aber traf die Nachricht ein, die ihn verwandelte wie nie im Leben noch, die fast heilige Nachricht: Du wirst Vater werden! Ein Kind wird geboren werden, das Dir ähnlich sein wird! — Nein, dir! Nein, dir! rief Johannes und hob die Arme, als sei dieses Kindes Mutter, als sei Hannah soeben ihm erschienen.

Er dachte nicht mehr dran, daß es die Stunde war, das Bild der Exzellenz zu malen. Ein anderes Bild hatte er jetzt im Sinn. Und er wollte es auch vor Augen haben! Mit feierlicher Bedächtigkeit, fast traumhaft, machte er sich ans Werk, und in wenigen Stunden schon, obgleich das Artilleriekampfgetöse wuchs und sich heranzuwälzen schien wie eine Woge, waren die Umrisse einer Madonna und eines Kindes entstanden. Und dann wurde aus der Madonna wirklich und so lebendig, wie nur je Liebe es zu schaffen vermocht, Hannah. Das Kind aber — —

Gerade als er dachte, wie sieht das Kind wohl aus, welche Formen und Farben soll ich mir erdenken, um das Bild meines Kindes zu gestalten, geschah ganz in der Nähe eine gewaltige Explosion. Johannes glaubte zuerst an einen Fliegerangriff, aber dann blickte er durchs Fenster und sah an mancherlei Anzeichen, daß man dabei war, den Ort zu räumen. Nun sah er auch auf seinem Tisch einen Zettel und las den Befehl, daß das Stabsquartier bis heute abend geräumt sein müsse, da Beschießung durch schwere Artillerie zu erwarten sei. Dies Erwartete war jetzt schon, am Nachmittag, Wirklichkeit geworden. Und er, in seiner Freude über die Nachricht vom Kinde, das kommen sollte, hatte den Befehl übersehen und war nun dem Verhängnis anheimgefallen.

Er besann sich jedoch nicht lange. Er nahm die Madonna mit dem angedeuteten Kinde unter den Arm und eilte ins Freie, um den Ortsausgang zu gewinnen. Abermals, und diesmal, als stürze der Himmel zusammen, prasselte eine Garbe schwerster Geschosse ins Dorf, und auch auf dem Wege des Flüchtenden hob sich schwarz und feurig eine Todessäule. Er warf sich zu Boden, sprang aber gleich wieder auf und lief. Er lebte. Und außer ihm lebten noch andere. Er sah viele laufen und hörte sie rufen. Auch er rief. Kameraden! rief er. Dann dachte er: jetzt vielleicht werde ich doch sehen müssen, wie ein Mensch stirbt — —

Da zwang gewaltigster Wind aus der Höhe ihn nieder, und er sah nichts mehr.

Aus Krieg wurde Aufruhr. Das war die Zeit, da man nicht zimperlich sein durfte beim Sehen. Wo zwei oder drei Deutsche sich versammelten in ihrem Namen, war der Teufel mitten unter ihnen, also daß sie nicht mehr als Deutsche, geschweige als Menschen sich erkannten, sondern als einen der »drei Gewaltigen«, als die »Quintessenz vom ganzen Praß«. Da erschien Raufebold, mit der Faust gleich in die Fresse fahrend dem, der ins Auge ihm sieht; da erschien Habebald, unverdrossen im Nehmen; da erschien Haltefest, der auf das Walten des »grauen Kerls« vertraut. Jeder zeigte sich mordsglücklich in seiner Art. Jeder vermeinte nach eignem Willen zu leben. Jeder glaubte fest daran, er sähe mit eigenen Augen die Zeit, drin das Alte abgelöst wird vom Neuen. Sonne aber blieb Sonne. Und Zährenstadt blieb Zährenstadt.

In diesem beginnenden Winter war noch lange etwas wahrzunehmen von der Wehmut des Herbstes. Der Tag schien nach oben hin fortgehoben zu werden. Des Himmels Gold starb aus. Zuletzt und zitternd verweilte es auf allem Hohen, auf allem, was hoch gebaut oder gewachsen war. Dann blieb nur an den Wolken noch eine Spur von Sonne ...

In Zährenstadts Straßen, wo der Wille der Menschen tobte, waren Schatten, verschimmernde, blindwerdendem Opal ähnliche Schatten, die an Weinen gemahnten und leise Einsamkeit. Wären die Schreie so vieler Menschen nicht gewesen, hätte wohl einer die Klage vernommen, die in ihrer Schönheit so erschütternde Klage des irdischen Geistes beim Abschied vom göttlichen. Nun aber waren

die Schreie da. Nieder mit ihm! schrie ein Kerl, seht ihr nicht, er trägt noch des Königs Rock! An die Wand mit ihm! — Zu fressen wollen wir haben! schrie ein Weib, wir sch.... n auf die Kirche! Gebt uns zu fressen! — Kommt! schrien Kinder, dort werden ein paar totgeschossen oder aufgehängt! Oi, das wird fein! — Und die einzelnen Schreie wurden zum Schrei der Menge, und aus dem Schrei der Menge wurde ein Schuß, und aus dem Schuß ein Todesschrei, und aus dem Todesschrei ein Gelächter der Menge.

Durch diese Menge hindurch mußte Hannah, wenn sie heimwollte. Sie kam vom Arzt. Sie wußte: nicht erschrecken, nichts Schreckliches sehen durfte sie, damit kein Schaden käme an das Kind unter ihrem Herzen. Sie bemühte sich, guten Mutes zu sein. Gute Gewißheit brachte sie heim. Und sie war entschlossen, nichts zu sehen als das noch unsichtbare Kind. Solange es möglich war, labte sie ihre Augen am letzten Licht, von dem alles Hohe verschönt wurde. Dann im Wehmutsschauer der Schatten senkte sie die Lider, baute aus dem Gold schönster Erinnerung eine Wiege und sang über seligem Gesichtchen die alte Weise der Wachenden. Als sie der Menge sich näherte, wich sie aus, solange sie es vermochte. Und als sie mit dem Ohr die Gefahr erkannte, daß Häßlichstes ihr Auge erreichen könnte, trat sie in einen Laden (es war zufällig eine Kunsthandlung), erwarb ein Album mit Abbildungen Raffaelscher Gemälde, und während sie weiterging, nachdem sie sich die Ohren verstopft, sah sie vom Wege nicht mehr, als nötig war, um keinen Fehltritt zu tun, und von der Zukunft nicht mehr als das selige Beisammensein von Mutter und Kind in geheiligter Landschaft, wie Raffael es gemalt und wie es zur Zeit noch verspottet wurde von den

Kunstgelehrten. Während die Menge schrie, erinnerte Hannah sich an das Geheimnis aller Schöpfung und daran, daß das Schöne nur geschaffen werden kann im Erschauen des Schönen. Und sie gedachte der geheimnisvollen Worte Raffaels: »Ich halte mich an ein gewisses Bild im Geiste, welches in meine Seele kommt.«

Ungefährdet gelangte sie heim und trat vor den Blinden.

* * *

Der Blinde war dabei, eine Matte zu flechten. Er hob der Heimkehrenden die Hände entgegen. — Hannah, rief er, hör! Ich hab einen guten Einfall gehabt! Warum soll ich immer nur Matten flechten für fremder Leute Füße! Ich versteh mein Handwerk jetzt so, daß ich auch Kunstvolleres zustand bring. Ich sehe ganz deutlich das Modell in meinem Inneren. Ich werde eine Wiege flechten für unser Kind. Ein Stück Heimat aus meinen Händen ...

Hannah küßte ihn; dann gab sie Antwort auf seine Fragen. Was draußen zu sehn sei? Ein schöner Sonnenuntergang. Warum man geschrien habe? Ich weiß es wirklich nicht. Ich komme vom Arzt. Ich bringe gute Botschaft. Johannes, so wahr ich lebe: der Arzt hat mich überzeugt davon, daß du wieder sehend werden wirst! Daß nichts von dem höllischen Geschoß dich berührt hat, daß nichts Organisches zerstört ist, weißt du selber. Schreck nur hat den Sehnerv gelähmt. Das ist in diesem Kriege mehr als einmal geschehen. Und mehr als einmal auch ist Heilung erfolgt. Heute habe ich mich davon überzeugt. Einer, der genau wie du sein Augenlicht verlor im Schreck einer Explosion, und über zwei Jahre lang blind war, hat plötzlich, auch bei einem Schreck, die Sehkraft wiedergewonnen.

Der Blinde lächelte: So wäre jetzt also Schreck das Erstrebenswerte und Nötigste. Nun, bei der Revolution ist dazu vielleicht Gelegenheit. Sag mir, ist wirklich nichts geschehen auf den Straßen? — Sie erwiderte, sie habe nichts gesehen, sie wisse nichts Näheres von der Revolution und wolle auch nichts wissen! Sie sei froh drüber, daß auch er zur Zeit verhindert sei, sich drum zu kümmern und mit den anderen sich zu vermengen. Vielleicht würde er sonst fortgerissen werden vom blinden Willen der anderen und für immer verschwinden in der Masse. Die Masse nämlich sei das Primitivste an der Menschheit. Wo die Masse wirkend erscheine, fände man ebensowenig Vernunft und Sinn wie in den Auswirkungen der Sümpfe und Feuersbrünste! — Und doch sind auch diese notwendig nach dem Willen des Weltenlenkers! erklärte der Blinde. — Ja, sagte Hannah, aber nur, damit der Mensch zusehe, daß er nicht drin umkomme! Auch wir müssen einen Weg finden über diese Zeit hinaus, damit wir nicht stinkend oder halbverbrannt zu unserm Kinde gelangen. Den Pfad aus dem Sumpf heraus müssen wir ertasten, die Rettungsleiter inmitt des Rausches nicht loslassen! Nicht reden und rechten, auch mit Mutter nicht, über dies elementare Elend der Zeit, sondern schweigend suchen, wie wir weiter kommen mit unsern Händen und unserm Herzen. Es wird schwer sein. Um so schwerer, als du jetzt, solange ich das Kind noch trage, mir mehr helfen mußt, als ich dir. Du sprachst davon, eine Wiege zu flechten für unser Kind. So grausam es klingt, ich muß dir sagen: Sorge für Nahrung ist jetzt wichtiger als eine Wiege! Ich würde ja gern hungern, aber jetzt, da das Kind in mir hungert, wäre es ein Verbrechen! — Ich verstehe, sagte Johannes, ich werde weiter Matten flechten zum Verkauf

und werde auch länger aufbleiben am Abend. Wie schön, daß ich arbeiten kann, ohne das zur Zeit so teuere Licht verbrauchen zu müssen! — Sie war dem Weinen nahe, als er dies sagte, zwang sich aber um des Kindes willen zu einem Lächeln und dachte: So hab ich ihn noch nie geliebt wie jetzt! Das kann doch unmöglich dem Kinde schaden! O du Treuer, du Guter, sagte sie leise. Gott wird es dir lohnen! Ich kann es nicht! — Ja, meinte er und nahm seine Arbeit wieder auf, Gott hätte jetzt Gelegenheit dazu! Ich denke an den »Jünger des Ahasver«. War es Gottes Fügung, daß dies Bild des Professors Beifall gewann, daß dieser Professor den Krieg überlebte, daß trotz Krieg und Revolution eine Kunstausstellung möglich wurde, in der mein »Jünger des Ahasver« einen guten Platz fand und keine schlechte Beurteilung, dann wüßte ich nicht, wozu dies alles geschehen wäre, wenn Gott nicht auch schon einen gut zahlenden Käufer bereit hätte für mein Bild! Denk mal, Hannah, was fünftausend Mark jetzt bedeuten würden für uns! Mit einem Schlage wären wir aus aller Not heraus! — Hannah gab keine Antwort. Sie war in der Betrachtung seines Profils versunken und dachte: So wie er jetzt soll mein Kind aussehen! So fein, so treu! Nur meine Augen soll es haben, meine Augen!

Er seufzte mehrmals und arbeitete hastig weiter, ohne gestört zu werden von der hereinbrechenden Dämmerung.

* * *

Mit der Miene der Unglücksbringerin trat Mutter ein und ohne Gruß. Schrecklich! rief sie sogleich. Abscheuliche, unverschämte Gesellschaft! Jetzt wagt dies Gesindel, dies freche Volk sogar hier in Zährenstadt das Haupt zu erheben! Daran sind aber nur die Katholiken schuld und die

Juden! Denkt euch, sie halten Reden an allen Straßenecken und haben einen erschossen! Man sagt, einen früheren Offizier! Gott sei Dank hat der vorher noch zwei von ihnen erschlagen! Oh, man müßte mit Kartätschen reinschießen in dies Volk, mit Knuten müßte man es züchtigen, Kosaken müßten wir haben! Was ist los? Warum sieht Johannes mich so an? Und warum läufst du weg von mir, Hannah? — Ich sehe dich gar nicht an, erwiderte Johannes, ich bin so glücklich nicht sehen zu können, wie du jetzt drein schaust! Aber wenn Hannah fortläuft, so beweist das, daß dein Anblick kein sehr schöner ist! Du bist doch wirklich jetzt alt genug, um dich zu beherrschen und zu wissen, daß man nicht wie eine Furie gegenübertreten darf einer, die ein Kind erwartet! — Ich alt genug? Und wie eine Furie? Schäm dich! So kann nur einer sprechen, der es auch mit diesen Sozialisten hält! — Ich sagte dir schon einige Male, daß das nicht wahr ist, daß ich überhaupt kein Parteigezänk haben möchte in diesem Haus, wo mein Kind geboren werden soll! — Ich verbitte mir den Ausdruck »Parteigezänk«! Als ob ich Parteigezänk hereinbringe! — Nun also: Parteiwut. Du hast doch selber erzählt, daß du einer Partei beigetreten bist. Und daß du soeben in Wut warst, kannst du wohl nicht leugnen! Dabei stände auf euerem Parteiprogramm, erzähltest du, Erhaltung des Familienlebens und christlicher Weltanschauung! Na, ich möchte nicht, daß mein Kind jemals sieht, wie du lebst nach diesem Programm! — Wie ich lebe? Versündige dich nur an deiner Mutter! Es wird sich schon rächen an deinem Kinde! — Nein! rief der Blinde sehr erregt, warf die Arbeit hin, sprang auf, hob drohend die Faust, drohte aber in falscher Richtung: Nein, nein und tausendmal nein! Es wird sich nicht rächen! Wehe

dir, wenn es sich rächt! — Hier bin ich! bemerkte die Bedrohte etwas boshaft triumphierend darüber, daß er sie nicht sah; gleich darauf aber, von seinem hilflosen Tasten und seines Gesichtes Unglück erschüttert, schlug ihre Stimmung um und weinerlich klangen nun ihre Worte: Warum hältst du mich immer für so schlecht? Niemand liebt dich so wie ich! Und wie gern möcht ich dich stützen und leiten und mit dir spazieren gehn und dir vorlesen und dir alles, alles zuliebe tun! Siehst du nicht, wie allein ich bin? Willst du es mir zum Vorwurf machen, wenn ich dies Alleinleben nicht mehr aushalte und einer Partei Gleichgesinnter mich anschließe? Das ist ja meines Lebens Fluch, daß mein eigenes Kind eine andere Gesinnung hat als ich! Was möchtest du wohl sagen, wenn dein Kind plötzlich ganz anders ist als du! — Hoffentlich wird es anders sein als ich! rief er begeistert und wandte sein blindes Gesicht dem Freien zu. Dort war der Himmel blaßgrün und gläsern wie Schneewittchens Märchensarg, und des Abendsterns ungewöhnliches Strahlen schien sogar den Blinden zu bannen und verwirrte die Sehende, so daß sie vergaß, was sie antworten wollte. — Wovon sprachen wir? fragte sie. — Ich weiß nicht, erwiderte er, ich dachte an mein Kind. — Sie seufzte, als sähe sie Böses. Er wandte sich ihr zu: Warum eigentlich verfolgst du dies Kind jetzt schon mit deinem Haß? Das ist doch ganz unnatürlich! Ganz unmenschlich! — Ich? Mit meinem Haß? Gott, wie gemein das wieder klingt! Wir Christen kennen keinen Haß. Wenn ich mich sorge, ist das doch kein Haß! — Um was sorgst du dich? — Sie zögerte. Dann gestand sie: Daß das Kind jüdisch aussehen könnte! Ja gewiß! Es kommt nämlich eine schwere Zeit für alles, was jüdisch aussieht. — Woher weißt du das? Von deiner Partei? —

Sie gab keine Antwort. — Das Kind wird aussehen, wie es Gott beliebt! erklärte er. Wenn es nur so aussieht, daß es lieber Unrecht duldet, als Unrecht tut! Dann wird schon ein richtiger Mensch aus ihm! Ums Übrige sorge ich mich nicht. — Ich glaube, wie werden uns nie verstehen! sagte Maria seufzend und erhob sich. Ruf bitte Hannah, damit sie bei dir bleibt! Ich muß noch einmal fort. — Geh nur! Ich kann auch allein bleiben. — Ach so! Du willst nicht, daß sie mich sieht! Als ob ich die Pest hätte im Gesicht! Ist ja lächerlich! — Ich weiß nicht, wie du aussiehst. Ich will aber nicht, daß Hannah sich aufregt! — Lächerlich! Als ob solches möglich wäre in dieser Zeit! Als ob die Menschen da, dies gemeine Volk auf der Straße, anzusehen, nicht aufregend wäre! — Es gibt noch anderes zu sehen, sagte der Blinde, als spräche er zu sich, des Waldes herrliche Sterbefarben jetzt, die klarer fließenden Quellen, eine Hütte im Fernen, ein Acker, ein Weg in goldenen Himmel ... Hannah weiß, daß sie um des Kindes willen fern sich halten muß von den Menschen dieser Zeit. Es tut mir leid, daß auch du zu diesen gehörst! Es hätte anders sein können! — Was weißt du davon, zu wem ich gehöre! Was weißt du überhaupt von mir! rief die Mutter heftig, indem sie die Tür öffnete, um zu gehen. — Und was weißt du von mir? sagte er traurig. Da ging sie.

Sie kam aber noch einmal wieder und erklärte, sie hätte ja das Wichtigste vergessen. Einen Brief habe der Postbote ihr gegeben, einen Brief an Herrn Johannes Holl, wohl auch von einem »Menschen dieser Zeit«, da ja der Titel fortgelassen sei, als wäre Hauptmann etwas Abgeschafftes! Sie jedoch sei Gott sei Dank durchdrungen von der Überzeugung, was ein Kaiser und König verliehen, könne ein Schuft nicht abschaffen, und es würde

alles einmal wieder werden, wie es war, und ... Danke! sagte Johannes und nahm den Brief. — Soll ich Licht machen und ihn dir vorlesen? — Danke! Geh jetzt nur! — Danke, danke! höhnte sie und ging, ohne die Tür hinter sich zu schließen, so daß noch lange ihr ärgerliches Selbstgespräch heraufklang, von dem nichts anderes zu verstehen war als »danke, danke«, bis sie dann unten in eine Schar spielender Kinder hineingeriet, die nun ihrerseits sie verhöhnten und Knarrteufel laut schwangen zu ihrem Geschimpfe, worauf dieses wieder lauter wurde und deutlicher: Zum Donnerwetter! ... Zum Verrücktwerden! ... Verfluchtes Proletarierpack! ... Bälgerzeug, verfluchtes!

Der Blinde oben fühlte, wie vom Herzen heiße Schauer der Scham zur Stirn ihm stiegen. Um nichts mehr hören zu müssen, preßte er die Hände ums Haupt und begann laut vor sich hinzulallen, was ihm in den Sinn grade kam: Einigkeit und Recht und Freiheit sind des Glückes Unterpfand! Blüh im Glanze dieses Glückes! Blühe deutsches Vaterland! — Leiernd mit lässiger Zunge, während sein Gesicht zuckte und arbeitete an der Maske der Gleichgültigkeit, wiederholte er diese Verse, bis er merkte, daß Hannah da war. — Mit wem redest du? fragte sie. Wer ist hier? — Niemand. Ich allein! gab er zur Antwort. Ich bin blind und nahe am Stumpfsinn. Ich habe eine Phrase im Maul und schneide Fratzen im Finstern. Bin ich nicht wie ein Sinnbild der Revolution? — Sie machte Licht und sprach: Nein. Du bist nur unglücklich. Weil du immer noch glaubst, vor Mutter dich rechtfertigen zu müssen. Was eigentlich wollte Mutter? — Ich weiß es nicht, sagte er müde. Doch! Diesen Brief hier hat sie gebracht; und als Hannah, nachdem sie freudig bemerkt,

es sei ein Schreiben vom Ausschuß der Kunstausstellung, ans Licht trat, um zu lesen, zunächst einmal für sich, schien er aufgerüttelt vom Glück und schwankte heran, so schnell seine Blindheit es zuließ: ist es möglich, daß mal etwas Gutes kommt zu uns! Ist mein Bild verkauft? Um welchen Preis? Ist es verkauft? Ja oder nein? Hannah! Bist du noch da? — Er tastete nach ihr, ohne sie zu finden, griff ins brennende Licht, tat sich weh und schrie laut: Hannah! — Da erst gab sie Antwort. Ich hab es zunächst gar nicht fassen können, was hier geschrieben steht, sagte sie. Man teilt dir mit, unter Versicherungen aufrichtigsten Bedauerns, aber schon jetzt etwaige Schadenersatzansprüche ablehnend, da ja ein Akt der Revolution, also ein Eingriff höherer Gewalt vorläge, daß dein Bild zerstört sei. — Mein Bild? Der »Jünger des Ahasver« zerstört? Durch Feuer? — Nein. Durch einen Fembund wahrhaft Deutscher. Ohne daß man wüßte, wer dazu gehöre. Im Gesicht des Juden habe man die Augen durchstochen und über das ganze Kunstwerk ein schwarzes Hakenkreuz geschmiert. Es könne nur in der Nacht geschehen sein. — Der Blinde lachte ungläubig. Du willst mich wohl nur erschrecken, damit ich wieder sehend werde! sagte er. — Nein. Es war Wahrheit. Hannah weinte. Schmerzenden Herzens stand er eine Weile vor diesem Weinen und wartete ... Aber er blieb blind.

* * *

Es blieb nun, außer Matten zu flechten, dem Blinden nichts übrig, als sein letztes Bild feil zu halten, jenes im Kriege entstandene Bild des Bauern, von dem er am liebsten sich nicht getrennt hätte, vor dem er oft saß wie ein Sehender. Seltsam aber! Obgleich der Maler, in

dessen Werkstatt er es gemalt, jener von der Kunst besessene Künstler, es für das Beste hielt, was Johannes geschaffen, welchem Urteil auch Hannah beipflichtete, fand niemand an diesem Bilde soviel Gefallen, daß er bereit gewesen wäre, es zu erwerben oder anderen anzupreisen; auch der Professor nicht; und eine Empfehlung zu erbitten von jenem Berühmten, der sein Freund nicht mehr war, das verschmähte der Blinde und ergab sich schließlich drein, daß nach dem Bilde gar nicht mehr gefragt wurde und der ganze Winter verging.

Da eines Tages im Frühling, als die Geburt des Kindes schon nahe bevorstand, also gerade als es galt, eine größere Summe Geldes zu beschaffen, erschienen zwei fremde Herren und begehrten das Bild zu sehen. Sehr gut gekleidet! verkündete Mutter, einer sogar mit einem Künstlerhut und einem Pelerinenmantel! — Johannes war beglückt. Er dachte daran, daß Gott ja meist im Momente merklicher Not zu helfen pflege, empfing die beiden wie Gottes Abgesandte, und indem er sich vornahm, zufrieden zu sein mit allem, was er erhalten würde für sein Werk, wenn es nur überhaupt etwas sei, enthüllte er es vor den Augen, die er nicht sah. Hannah, wie stets auf des kommenden Kindes Wohl bedacht, erging sich zu dieser Stunde gerade im Freien. Bei den Fremden stand Mutter.

Wie sie nun alle so standen und das Bild betrachteten, hatte der Blinde das Gefühl, als sähe nur er es. Er sagte aber nichts, und als Mutter mit irgendwo aufgeschnappten Redensarten und etwas ängstlicher Wichtigtuerei ihres Sohnes Kunst zu rühmen begann, wurde er rot und ärgerlich und wußte mit keinem Zeichen sie zum Schweigen zu bringen, so daß er schließlich leise bat: Sei doch ruhig,

Mutter! wonach sie beleidigt mitten in einem Satz stecken blieb. — Die Fremden flüsterten und räusperten sich. Dann sagte der eine: Ganz schwer verkäuflich! Nichts Modernes drin! Aber immerhin, in Anbetracht, daß es von einem Blinden gemalt ist, haben wir Interesse für das Stück. Was wollen Sie dafür haben? — Johannes war sehr erstaunt. Was sind denn das für Menschen! dachte er und antwortete wie einer, dessen Würde verletzt ist: Als Blinder male ich nicht. Dies ist vor meiner Verunglückung entstanden. — Der Fremde pfiff ein paar klagende Takte. Ach so! sagte er, aber dann sind wir ja ganz — — Falsch orientiert! fiel der andere ein und schlug raschelnd seinen Mantel auseinander, so daß Johannes etwas zurückbebte vor dem Gestank des Stoffes und dachte: Der Kerl hat ja Satansflügel! — Sprich nur weiter! sagte der. Ja, fuhr der andere fort und jetzt merkte man, daß er aus dem Munde stank, ganz recht! Falsch orientiert! Uns wurde gesagt, es handele sich hier um eine besondere Kunst, wie gesagt, um die Kunst eines, der malt, obgleich er nicht sehen kann! So aber hat das Bild ja gar keinen Wert für uns! — Dann nicht! sagte Johannes, verhüllte sein Werk und stellte es beiseite. — Was wollten Sie denn dafür haben? fragte nun der mit den Satansflügeln. — Gott! sagte Johannes. Nicht viel. So viel, daß ich eine Zeitlang leben kann mit meiner Frau und — — Er hielt inne. Er dachte an sein Kind und ob es wohl auch so hungern werde müssen wie er. Die Mutter indessen nötigte mit etwas beklommen höflicher Stimme die Fremden zum Sitzen, holte auch wieder, ohne daß der Blinde es merkte, das Bild herbei und enthüllte es. Es ist doch so natürlich! sagte sie anpreisend. — Ebendeshalb unmöglich in dieser Zeit! erklärte der aus dem

Munde Stinkende, und fügte behaglich hinzu: Wissen Sie, liebe Frau, solch ein Bild anzubringen heutzutage in Kunstkreisen, die etwas zahlen, ist fast ebenso unmöglich als wie zum Beispiel, daß Wilhelm wieder auf den Thron kommt! — Nun bekam er es mit Maria zu tun. Ich muß doch sehr bitten! rief sie empört, welch Ausruf mißverstanden wurde, indem der Fremde stinkenden Mundes erklärte, er habe ja nicht sagen wollen, daß das Bild dieses Bauern zu dem Kitsch gehöre, den der Kaiser bevorzugt und gefördert habe — — da fuhr Maria bebend in die Höhe: Das sind Verunglimpfungen, die ich nicht dulde! Wenn mein Sohn auch schweigt, ich dulde es nicht! Ich bin kaisertreu! Ich bin getreu bis in den Tod! Ich bin — — Aber liebe Frau! unterbrach der Fremde lachend, wir wollen Ihnen ja gar nicht ans Leben! Und der mit der Pelerine lachte nun auch so, daß er sich schütteln und über das Bild beugen mußte. Drüber blieb er. Es schien nun doch seinen Beifall zu finden, denn aus seinem Lachen wurde ein aufmerksames Betrachten, sah Maria. Sie war sprachlos und überlegte in diesem Augenblick, ob sie sprachlos bleiben solle, um das Zustandekommen des Handels nicht zu gefährden. Nein! Sie konnte es nicht! Sie sah gar nicht mehr hin nach dem Bilde. Sie wandte sich mutig gegen den stinkenden Mund: Ich bin nicht gewohnt, »liebe Frau« angeredet zu werden, sondern »gnädige Frau«! Mein Sohn hier war Offizier! — Sehen Sie mal an! wurde ihr erwidert. Wahrhaftig? Das hätte ich nicht gedacht! Wissen Sie, liebe Frau, ich bin ja sonst im allgemeinen nicht gut zu sprechen auf die Herren Offiziere. Ha, was die gelebt haben und geschlemmt und — — Hören Sie auf! schrie Maria. Johannes! Duldest du das? — Der Blinde erhob sich, sah aber hilflos aus. Der mit

den Satansfittichen erhob sich ebenfalls und rauschte der Tür zu. Nur keinen Streit, Herrschaften! lächelte er, das Ganze ist ja ein Mißverständnis! — Ein Mißverständnis? schrie Maria, nein! Durchaus nicht ein Mißverständnis! Es ist alles ganz klar! Auf der einen Seite gibt es Kaisertreue, auf der anderen rotes Gesindel! — Der Beschwingte tat, als erschrecke er, rauschte zur Tür hinaus und in die Tiefe. Der aus dem Mund Stinkende blieb und trat jetzt ganz nahe an Maria heran: Rotes Gesindel, sagen Sie? Rotes Gesindel? — Jawohl! rief Maria, glauben Sie, ich hab Angst vor Ihnen? — Ach du lieber Gott! lachte ihr Gegner, was wollen Sie denn immer mit Angst und Tod? Ich hab ja gesagt, es geht Ihnen nicht ans Leben! Aber das eine will ich Ihnen noch erklären: Nicht der Herr dort ist blind, obgleich er Offizier war, sondern Sie sind blind! Sie sehen rotes Gesindel, wo in Wirklichkeit Menschen sind, die das Beste wollen und nicht so viel besitzen! Nicht so viel! — Kommen Sie mir nicht so nah! unterbrach Maria, aber der andere, obgleich er ein wenig zurücktrat, redete nur noch schneller: Sagen Sie mir, bitte, haben Sie kein Mitleid mit den armen Menschen? Sehen Sie, der Herr dort, der sagt nichts! Der hat eben Unglück gehabt. Jetzt hat auch er Mitleid mit den Unglücklichen. Aber Sie sind blind. Entschuldigen Sie den harten Ausdruck, aber Sie sind blind! Sie sehen gar nicht, was um Sie herum vorgeht! In der Welt, meine ich. — Ich will nichts sehen! Und auch nichts mehr hören! rief Maria. — Meine liebe Dame, wenn Sie dieser Zeit auch noch Ihr Ohr verschließen wollen, wenn Sie gar nicht danach fragen, worauf es ankommt im Leben, dann werden Sie — — Ich bitte Sie, jetzt zu gehen! befahl der Blinde. — Sofort! Eine Frage noch! Wodurch, glauben Sie, kann

die Armut aus der Welt geschafft werden? Sie gehören doch, wie jeder, der Augen hat, sehen kann, selber nicht zu den Reichsten. Es muß also doch in Ihrem Interesse liegen, diejenige Methode kennen zu lernen, die allein Erfolg hat, die allein zum Ziele führt in dieser Zeit! Und das ist nur (er ging jetzt rückwärts dem Ausgang zu, wohin Maria, den Blinden seitlich vor sich her schiebend, ihn drängte), das ist nur der Sozialismus! Der Zusammenschluß aller Menschen! Denken Sie mal, wie sollen denn die armen Menschen alle zu ihrem Recht kommen, wenn sie nicht geschlossen auftreten und dadurch imponierend wirken! Glauben Sie, ein einzelner, wenn er arm ist, kommt je zu seinem Recht? — Jetzt nicht! entschied Maria, aber früher zu meiner Zeit, als noch Ordnung herrschte im Lande, hat es auch dem Ärmsten an nichts gefehlt. Wenn Sie drüber lachen, so ist das empörend! Schon in meiner Kindheit hab ich ein ganz armes Weib gekannt, stumm und taub, die stumme Gabriele hieß sie, ich kann Ihnen sagen, die hat es damals besser gehabt als das ganze schreiende, freche, gewalttätige Gesindel von heutzutage! Ärmer sind sie alle geworden durch Ihren Sozialismus und noch schlechter dazu! — Der Gestank des Mundes kam wieder näher: Darf ich Ihnen darauf etwas erwidern? — Nein! entschied der Blinde, ich bitte Sie dringend, den Raum jetzt endlich zu verlassen! — Ich geh schon! und er ging wirklich, aber noch in der Tür lockte er Maria nach sich mit der Bemerkung: Ich will Ihnen nur sagen, warum Ihnen das etwas laute und deutliche Auftreten der Armen in dieser Zeit ungewöhnlich vorkommt. Weil der einzige arme Mensch, den Sie kennen lernten, stumm war und ein altes Weib. Jetzt aber, meine Dame, hat dies alte Weib Söhne bekommen, tausend

und abertausend Söhne, die alle ihre Sinne beisammen haben. Aber jetzt sind Sie blind!

Maria folgte mit heftigen Worten bis in den Vorraum und auf die Stufen der Treppe, und obgleich Johannes mahnte und bat: Komm doch, Mutter! Du wirst dich mit einem Fremden doch nicht streiten! Wer weiß, wer das ist! — kehrte sie erst zurück, als ihr Gegner wirklich aus dem Hause heraus war, und sie hatte sich so ereifert bei dem Wortstreit, daß sie nun unmöglich schweigen konnte oder etwas anderes sehen als die Herrlichkeit von einst. — Es ist ja kaum glaublich, rief sie, was einem heute alles geboten wird! Wenn ich denke, meinem Vater hätte ein fremder Kerl so etwas bieten sollen! Mit der Reitpeitsche hätte er ihm den Weg gewiesen! Kein Wort gesagt, nur zugeschlagen! Und ich dumme Gans lasse mich auf ein langes Hin und Her ein! Das kommt davon, wenn man keinen festen Boden mehr unter den Füßen hat! Eignen, wollte ich sagen! Und an dir habe ich auch keine Stütze gefunden! — Der Blinde begann an seiner Flechterei zu arbeiten und erwiderte nichts. — Warum sprichst du nicht? Aus Opposition? — Ich kann als Blinder doch nicht zuschlagen! — Habe ich das verlangt? Du tust immer, als sei ich eine Megäre! Der Kerl aber war sicher ein Jud! — Sah er so aus? — Nein, aber ein Jud kann alles. Der kann auch wie'n Deutscher aussehen. Denk doch an Kalmus! — Wer ist das? — Das weißt du nicht mehr? Weißt vom Jud Kalmus nichts mehr, der uns um unser ganzes Hab und Gut brachte! — Es ist besser, liebe Mutter, wir reden nicht davon. — Wovon? — Vom Verlorenen. — Ich habe nichts verloren. Genommen hat man's mir. Genommen hat mir's der Jud, der verfluchte, so wie er uns jetzt unsern Kaiser genommen! — Den Kaiser hat doch keiner ge-

nommen. Er ist doch nach eignem Willen in fremdes Land gefahren! — So! Nach eignem Willen! Willst du den Unglücklichen etwa noch verspotten? — Wir wollen lieber schweigen. — Nein, das ist feige! Schweigen in dieser Zeit, ist feige! — Manchmal muß man feige sein aus Ehrfurcht. — Aus Ehrfurcht? Vor wem soll man Ehrfurcht haben in dieser Zeit? — Man sollte vor seiner Mutter Ehrfurcht haben! Aber sie macht es einem schwer! Gott! rief er plötzlich laut und außer sich, Gott bewahr mich davor, daß ich meine letzte Feigheit überwinde! — Maria wurde ebenso heftig: Jetzt erkenne ich, daß auch du zu den Verblendeten gehörst, zu diesen Radikalen, die sich Mensch nennen, die in Wirklichkeit aber . . . ich glaube, du könntest deine eigene Mutter ermorden! — Er barg sein blindes Gesicht in den Händen und stöhnte wie ein Tier. Er knirschte. Er schüttelte etwas von sich. Er zerbiß etwas. Schluckte einen Fluch. Würgte ein Gebet hervor: Und vergib uns unsere Schuld, wie wir vergeben unseren Schuldigern! Dann hob er sein Gesicht: Mutter, wie siehst du aus? Wer bist du? Wo gehörst du hin?

Sie verstand nicht im geringsten seine Qual. Sie vernahm seine letzte Frage, seine letzte verzweifelte Frage, nur wie etwas, das Gelegenheit bietet, eine Antwort des Stolzes dran zu hängen. Wo ich hingehöre? Gott sei Dank noch zum alten Deutschland! Ja, und wenn die ganze Welt anders wird, ich bin und bleibe, was ich war! Und ich bin stolz darauf! — Mit diesen Worten ging sie in den Nebenraum und schlug die Tür hinter sich zu.

* * *

Sie war allein. Sie sah in den Spiegel, sah sich selber und erschrak. Die Empfindung, daß sie so nicht aus-

sehen dürfe, wofern sie sich Respekt erhalten wollte in der Welt, durchfuhr sie wie ein Schuß. Das Herz stand ihr still, als sie sich sah. Sie nahm den Spiegel ab. Hängte ihn wo anders hin. Dann hasteten die Gedanken, Abhilfe zu suchen und Halt im Verfall, und das Herz hastete mit. Sie selber hastete, um ihr Gesicht nicht sehen zu müssen. Ihr Leib, diese altgewohnte Last, war heute schmerzhaft von Unruhe durchdrungen, die zum Wandern zwang ... Sie rückte einen Stuhl zurecht, wischte den Staub von dem als Vase dienenden Einmachgefäß, drin alte Gräser und Tannenzweige standen und nun auseinanderfielen bei der Berührung, setzte Wasser auf, um ein Gesichtsdampfbad sich zu bereiten, und suchte dann ihren Fingerhut. Dabei fand sie eine Kassette mit Geldscheinen. Es war die Summe, die sie heimlich sammelte, um ein neues künstliches Gebiß sich machen zu lassen. Ihr altes war scharfkantig, schmerzte und hinderte am Essen. Die Summe reichte immer noch nicht. Die seufzend Zählende beschloß heute abend beim Parteivorstand nach den Gründen der Geldentwertung sich zu erkundigen. Die Kassette stammte noch aus Majeiken. Sie erinnerte an Auszahlung und Ordnung. Maria nahm eine Schiefertafel und schrieb auf, wieviel Licht sie verbrannt hatte in der letzten Zeit. »2. März 5 Minuten!« schrieb sie. »7. März 12 Minuten! Das ist alles, was ich gebrannt habe! M. Holl.« — Auf der Straße schrien spielende Kinder. Es begann die Zeit, da kleine Kreisel getrieben wurden mit Peitschen. Verfluchte Bälger! sagte die Lauschende, man wird noch mal hinfallen! — Sie erhob sich und sah nach dem Wasser. Es kochte noch nicht. Als sie aufblickte, sah sie wieder ihr Gesicht im Spiegel. Der Spiegel hier? Wer hat den Spiegel denn hier hingehängt über den Kochplatz? Ich?

Bin ich denn schon ganz ohne Gedanken? — Ach nein! Ihre Gedanken waren nur wieder beim Kinde gewesen! Wenn es nun doch nicht jüdisch aussieht? Wenn es nun doch so aussieht wie . . . mein Gott! einfach wie ein Kind! Wie Johannes etwa vor vierzig Jahren! — Das Herz stand wieder still, vor Freude diesmal, aber da kochte das Wasser über, und Maria dachte: wenn ich jetzt täglich dreimal ein Gesichtsdampfbad nehme, wenn alle Poren sich öffnen und ich dann tüchtig nachmassiere, wie es mir der Arzt beim Parteiabend geraten, werde ich doch vielleicht bald jünger aussehen und besser, und das Kindchen, wenn es geboren wird, wird nicht erschrecken vor mir. — Sie schüttete das siedende Wasser in eine Schüssel und ging ein Tuch holen, womit die heiße Wolke gefangen und festgehalten werden sollte an ihrem Gesicht — da blieb sie mit dem Schuh an einem Nagel hängen. Mein Gott, welch Loch wieder in der Sohle war! Nun hatte sie doch erst im vorigen Monat befohlen lassen und bei einem Schuster ihrer Partei! War es möglich? Hatte der Kerl wirklich Pappe genommen statt Leder? Lieber nicht hinsehen! Jedenfalls nicht jammern darüber! Johannes würde triumphieren und wieder sagen: Mit politisch befohlten Schuhen wirst du nicht weit gehen! Nein lieber nicht! Lieber selber versuchen, die Sohlen mit Asphaltmasse wieder ganz zu machen! Was liegt dort auf dem Boden? Ein Theaterbillett?

Maria nahm ehrfürchtig das kleine schmutzige Stückchen Papier in die Hand, das wirklich ein Theaterbillett war, ein schon benutztes aber. Mein Gott! dachte sie. Was wäre aus mir geworden, wenn ich all das hätte sehen dürfen, was die anderen sehen! Aber wie selten war ich im Theater! Wann war ich doch zum letzten Male im Theater? — Sie

umhüllte seufzend ihr Haupt mit dem schmutzig riechenden Tuch und sank mit dem Gesicht in die heiße Wolke ...

Was war das? Welche Glut stieg auf? Welch ungeheuerer Glanz stieg aus dem Herzen in die Augen? — Leben!!! wollte Maria schreien, aber sie hatte keinen Atem mehr. Alles was sie von Gewalt wußte, nahm sie zusammen, um ihrem Herzen einen Stoß zu geben. Es gelang nicht. Das Herz stand still.

* * *

Des Blinden Herz begann schneller und freudiger zu schlagen wie einem, der ungewöhnlich Schönes sieht oder wiedererkennt.

Eine ganze Zeitlang war er dagesessen, der Frage nachsinnend: Was wohl sehen die Sehenden? In so manches Auge, das er kannte, hatte er sich hineingedacht und gewaltsam sich bemüht, ein Bild des Lebens zu entfalten, das vor dem jeweiligen Sehen bestehen könnte — er hatte immer nur Schwarzes gesehn. Was sieht der Kaiser jetzt im fremden Land? hatte er gedacht. — Schwarzes. — Was der Bettler auf Zährenstadts Brücke? — Schwarzes. — Was der und jener Kamerad? — Schwarzes. — Was der Prokurist der Firma Wulst Mannheim, dieser Mann, den ich einst so bewunderte? — Schwarzes. — Was die Nymphe in der Weinwirtschaft? — Schwarzes. — Was der alte Schluchzer? Mein Bursche, der Bäckermeister? Der alte Glanz? — Schwarzes, Schwarzes, Schwarzes! Aber nun — —?

Der Blinde erhob sich und tastete unruhig umher, als müsse er etwas suchen. Muß ich etwas suchen? dachte er und dann: Ich sehe nichts, aber ich weiß, es ist irgend etwas geschehen! Natürlich! sagte er sich. Dummkopf ich! Es geschieht in jedem Augenblick etwas in der Welt! Aber — —

Ihre Mutter? — Ist mit meiner Mutter etwas geschehen? — Sie dürfen nicht erschrecken! Hier sitzt jemand mit dem Gesicht in einer Schüssel und ist tot. — Nein! rief Johannes Holl. — Doch! Sehen Sie nur! — Ich kann nichts sehen! schrie der Blinde und dachte: Jetzt bin ich doch — — wirklich so erschrocken wie noch nie in meinem Leben! Mehr erschrocken als beim Blindwerden! Wenn Schreck heilen soll, warum sehe ich nichts? — Ist es wirklich meine Mutter? fragte er den Fremden. — Ich weiß es nicht, lieber Herr! war die Antwort. Ich glaube aber, ja! Es ist eine große Ähnlichkeit zwischen ihr und Ihnen. — Und sie ist wirklich tot? Vielleicht nur ohnmächtig! Reiben Sie doch! Helfen Sie doch, Herr! Ich bitte Sie! Mein Gott, Sie sehen doch ... ich kann meiner Mutter nicht helfen! — Nein! Das können Sie nicht! erklärte der Fremde. Sie ist bestimmt tot. Wenn Sie gestatten, werde ich Sie nun führen. — Meine Frau ...! schrie Johannes plötzlich, meine Frau ist auch tot!! — Wo denken Sie hin! beruhigte die fremde Stimme. Ihre Frau soll ja nur ein Kind zur Welt bringen. — Mutter! rief Johannes. Dann endlich kam, wie eine Antwort der Toten, die Kraft zum Weinen ihm wieder. Nicht aber die Kraft zum Sehen.

* * *

Der Bestohlene: blind. Die einzige Zeugin: tot. Wären die spielenden Kinder unten nicht gewesen, die den schwarz beflügelten Fremden wahrgenommen, man hätte keine Spur gehabt von den Dieben und keine Hoffnung, das Bild des Bauern je wiederzusehen und zu besitzen. Doch das war jetzt nicht das Wichtigste. Das lebendig Geborene war ja da. Und alles, was Augen hatte, sagte, es sei gesund und ein ungewöhnlich schöner Knabe. Die

junge Mutter lebte und lächelte. Der Tod der alten mußte ihr verheimlicht werden bis zur völligen Genesung.

Als Maria Holl zur ewigen Ruhe geleitet wurde, sah man zum letzten Male den alten Glanz seines traurigen Amtes walten, sah, daß er vom Tode mehr wußte als sonst und daß er müde war des Ganges zum Grabe. Nur der Blinde sah etwas anderes an des Alten Stelle. Wie man im Traum sieht, sah er sich selber als Kind wieder, feinlichtig und leicht und bereit, seine Mutter zu begleiten auf dem schweren Wege durch die Erde hindurch zur heiligen Helle, wo der Vater wartet, wo immer, immer der Vater wartet ...

Ach, auch mit diesem Sehen gelangte er nicht weiter als bis ans Grab. Am Grabe, wie eine gräßlich fremde, alle Fragen verweisende Greisin, richtete das Schicksal sich auf zwischen ihm und der Toten und stieß ihn zurück ins Leben, ins blinde Leben.

Aufbruch ins Land Gösta Berlings

Die glücklichen Eltern sind auf einem Spaziergange in der Umgegend von Zährenstadt; langsam gehen sie; langsam nur anders wird die Landschaft; doch der Blinde stutzt immer wieder und fragt: Was ist jetzt zu sehen? Und was jetzt? — Acker wieder, sagt Hannah, und Himmel darüber. Eine Lerche, hörst du sie noch? ... verliert sich im Licht. Es wird Frühling. — Die Zeit geht so schnell, wie ein Kind wächst, seufzt der Blinde, ach Gösta, Gösta, kleiner Gösta, ein Jahr bist du nun schon auf dieser Welt, und ich habe dich noch nie gesehen! — Einen Wald sieht man

jetzt, sagt Hannah, die Wipfel sind wie Wünschelruten. Hinten im Grunde scheint etwas zu geschehen. Es ist aber nichts. Es ist wie Schatten eines Märchens. Schlinggewächse sind jetzt hier über zuckendem Wasser; das Flüßchen, wie ein gefesselter Drache windet es sich unter dem wachsenden Wald; jetzt reißt es den Rachen auf gegen die Brücke, gegen uns, schäumt und schnappt mit Zauberzähnen. Es ist aber nichts. Es ist nur das Zittern winziger Wellen; nicht mal die Veilchen fürchten sich vor ihnen; es wird Frühling. — Ja, wenn es eine Zeit gäbe, seufzt Johannes, drin nur geschieht, was nicht von Menschen ist! Wenn es einen Wunderwald noch gäbe, wie jener, drin Parzival wuchs, ich würd mit dem Kind dich verstecken darin! Soll unser Kind aufwachsen unter diesen Menschen! Was ist jetzt zu sehen? — Sonne ist zerbrochen; liegt ausgestreut im Wald; selbst Sumpfiges funkelt. Unser Weg jedoch führt wieder ins Freie. Die Sonne ist wieder ganz. Ein Schein fliegt vor uns her weit überland wie ein weißblitzendes Mittagsgespenst ... Der Blinde nickt: so sah ich es einst. Ich glaube: im Traum. Wir müssen fort, mahnt der Schein, wir müssen weit weit fort. Wir dürfen hier nicht bleiben. — Deutschland, das Land, ist schön! sagt die Sehende. Es ist die Heimat unseres Kindes. Die Menschen werden sich ändern, die Heimat bleibt immer schön. Ich habe keine gehabt. Ich will, daß mein Kind eine habe! Und auch ich will hier bleiben, wo ich mein Kind zuerst sah! — Was ist jetzt zu sehen? fragt der Blinde. — Acker wieder. — Er schüttelt den Kopf: wir müssen aber doch etwas anderem uns nähern! Ich höre Gesang ...

Hannah späht aus: man sieht nichts. Ich weiß nicht, woher die Stimme kommt. — Horch! sagt er, das ist die

Melodie! — Welche Melodie? — Ich weiß es nicht. Ich hörte sie einmal vor langer Zeit. Im Frieden noch. Nachts. Im Winde. In der Nähe eines Hafens. Schwedische Worte, glaube ich. Die Stimme wie die eines Trunkenen. Wie auf dem Meere gesungen. Ich aber hatte das Gefühl, auf einem heißen Kornfelde zu sein. So jetzt wieder. Horch!

Wir müssen weiter! mahnt Hannah. Ich muß beizeiten zurück sein. Des Kindes wegen. — Und Johannes, schon ihr folgend, sagt: Du hast recht. Wir können nicht ewig hier verweilen.

* * *

Warum heißt das Kind Gösta? fragt man. Und der blinde Vater lächelt wie einer, der mehr versteht als andere, aber geneigt ist, nachsichtig zu sein mit den Sehenden, welche das eigentliche Wunder ja nicht sehen können, und wenn er eine Erklärung versucht, weiß er natürlich, daß niemand ihn verstehen wird.

Warum dies Kind Gösta heißt? Jösta wird es ausgesprochen. Ganz weich und zärtlich, denn es ist schwedisch. Schweden ist das Land, drin noch Wunder geschehen. Ich glaube, dort kann man das Wachsen wahrnehmen und alle Trolle besiegt man mit einem Traumblick. Ich glaube, selbst ein Wanderer findet dort Nahrung, der wandernde Jude sogar findet dort Duldung. Ich war noch nie dort. Aber ich kenne Gösta Berlings Geschichte. Meine gute Frau, die um alles, sogar um geistige Nahrung, besorgt ist, pflegt viel mir vorzulesen. Ich kenne den »Untergang des Abendlandes« und die darüber erhabene Welt Stefan Georges. Ich kenne aufrüttelnde erschütternde Bücher: »Das allmächtige Gold« . . . »Das Feuer« . . .

»Die Hölle« . . . »Der Mensch ist gut« . . . und ich kenne manch anderes Buch, das noch mehr auf mich wirkte, weil das Kreuz, das Kreuz aller Dichtung, nicht so im Vordergrund aufgerichtet ist. Aber keins hat mich so mit Sehen, ja in unerklärlichem Sinne, mit Wiedersehen gesättigt, wie diese Geschichte von dem abgesetzten Pfarrer. Mir ist, als war ich selber einst in Gösta Berlings Wesen. Als hätte der Dichterin Stimme mit Engelskraft zur Auferstehung gerufen und gerüttelt an dem Grabe, in das ein heimatloser und drum rachsüchtiger Geist mich gesenkt. Ich wollte nicht hören. Ich wollte nichts sehen als mich selber frei von jeder Bestimmung. Ich wollte nichts ertasten als meines geistigen Grabes an mich grenzende Wände. Ich wollte um meiner Abgeschiedenheit willen nichts wissen von Liebe und Wunder. Als auf der Narzissenhöhe am steilen Hang dies Buch verloren wurde und ich es aufhob aus Höflichkeit, höhnte ich: Selma Lagerlöf? Erlösung durch die Frau? Ich lächelte männlich und überlegen, da war schon die Liebe über mir. Ich verwünschte die Welt, da war schon das Wunder geschehen. Das Leben, das von einem zum anderen langt, langte nach mir und hob mich sehend Versenkten zu sich empor, und ich mußte leben, leben, bis ich blind wurde und also gefügiger der Gewalt, die zum Hören zwingt und zum Gehorchen. Ich hab manch Bild geschaffen. Ich war auf viel Schöpfung stolz. Ich hab mir die Liebe erlebt wie nur je einer, der mit Gott um den Preis rang. Nie war ich so willig mich zu unterwerfen dem Wunder, welches Leben genannt wird, als da ich dieses Kindchens Stimme vernahm zum ersten Male. Und in demselben Klange vernahm ich die Stimme, die einst mich rief und nicht erreichte. Das alte Buch mußte die Geliebte mir aufschlagen und lesen, das

Buch, drin Narzissen welkten, und da wußte ich plötzlich, was die Stimme wollte: Ich sollte Schweden sehen.

Ich sah Schweden. Ich sah das Land Gösta Berlings. Ich sah meines Kindes Land. Ich nannte mein Kind Gösta. Denn mein Kind und ich und alle wunderbergende Dichtung — sind eins. Und drum werden wir, glaube ich, fort müssen von hier ...

* * *

Nun aber fragt man: Wie sieht das Kindchen denn aus? Da denkt der Blinde eine Weile nach und antwortet unbetrübt: Das kann ich jetzt noch nicht sagen. Man verspricht mir jedoch, daß ich einmal wieder sehend werde. Jetzt kann ich nur sagen: Es ist ein sehr kleiner Mensch. Kaum zwei Jahre auf der Welt. Und doch so voller Gewicht schon, daß ich manchmal, wenn ich es auf dem Arm habe, mich verwundern muß, gleich als wäre ich Christophoros. Das kommt wohl daher, daß wir Großen in Deutschland jetzt alle unterernährt sind, das Kindchen aber ist stark geworden an Muttermilch. Ja. Meine Frau hat sich nicht geschont. Und ich möchte nur einmal sehen können, wie sie jetzt aussieht! Doch ich wollte vom Kindchen erzählen! —

Ich bin überzeugt, daß es ein Wunderkind ist. Nicht so eins, das den Leuten Kunststücke vormacht, sondern ein Wunder für sich. Fast so früh wie Merlin hat es sich verständigen können und hat seine eigene Sprache, eine zärtlich erweiterte, klangreichere, als ob unsere ihm nicht genüge, auszusagen von Liebe und Seligkeit! Mammi-Ammi nennt es die Mutter und mich Papleine oder Papleinili. Ich denke mir, das heißt kleiner Papi und wird ja wohl seine Richtigkeit haben, wenn auch nicht im Sicht-

baren. Aus Sophie, einem kleinen Mädchen der Nachbarschaft, ist Owi-Awi geworden, und meine verstorbene Mutter, deren Bild das Kind beim Essen immer vor Augen haben will, nennt es Oma-Ama. Wir hatten ihm gesagt: Omama. Aber es bleibt bei Oma-Ama. Ja, die Bilder beim Essen! Wir hatten einmal, als es sich durchaus nicht füttern ließ, zur Ablenkung den Kasten mit Photographien herbeigeholt, und bei jedem neuen Gesicht, es sind ja meist Verwandte, mußten wir den Namen nennen, und das Kindchen wiederholte ihn und sah so verständig drein, als erkenne es, was man ihm zeigte. Ganz vom Sehen hingerissen nahm es willig die Speise. Seitdem aber ißt es nur, wenn die bekannten Gesichter vor ihm sind. Vor allem muß Oma-Ama zu sehen sein und der »iebe Opapa«, der liebe Großvater, mein längst verstorbener Vater. Diese und noch viele andere, namentlich die Toten, pflegt das Kind lange und ernst anzublicken und bisweilen bietet es ihnen auch einen Löffel von seiner Speise. Es ist so gut, das Kind! Es wird nie auf eine Ameise treten oder »Amaus«, wie es sagt. Und wenn in der Ferne ein anderes Menschenkind weint, so weint es auch. Von sich aus und über sich weint es nie. Nein, es ist meist lustig und zum Lachen bereit. Es pflückt auch auf dem kahlen Boden des Raumes hier »Hazibümele«, das sind Blumen, an denen man Hazi macht, niesen muß, und darunter sind Goldlack, Heilchen und Meingißmeinnicht. — Es blättert im Märchenbuch, ohne etwas zu zerreißen, und versichert immer wieder, »Schneemittchen« sei nicht tot. Es macht »tanzi tanzi«, und füttert Vögel und ahmt einen Zwerg nach und abends, bevor es »lafi lafi« macht, was schlafen bedeutet, macht es im Bettchen noch ein wunderbares Hopsa. Auch beten tut es, aber es

sagt nur: Lieber Gott, dank schön! — In der Frühe, wenn es noch dunkel ist, ruft es: Papi, Licht! — Und wenn ich dem Wind lausche, ruft es: Papi, schau den Wind! Armer Wind! — Neulich sah es, wie ein Acker umgegraben wurde; es war wohl nur ein Stückchen Gartenland, aber meine Frau, die so etwas ja nie besessen, sagte, es sei ein Acker, und seitdem kommt das Kind immer wieder zu mir und fragt: Papi, wo ist unser Acker? Warum haben wir keinen Acker? — Was soll ich drauf antworten? Es ist mir weh ums Herz, und ich meine immer, wir werden doch mal fort müssen von hier ...

* * *

Es ist Sommer. Lächelnd an die treue Lebensgefährtin sich lehnend und vorwärts gezogen von einer Kinderhand schreitet der Blinde durch den Duft des Wachsens. Das reifende Korn rings neigt sich grüßend; weiße Falter wie feierlich kleine Fahnen umflattern das Paar; und der Himmel, der blaugewölbte Himmel, ist immer über diesen Menschen wie ein von Engeln getragener Baldachin. Es ist, als ziehe die heilige Familie dahin! denkt Doktor Kalmus, der am Rande Zährenstadts im Schatten sitzt und brennenden Auges Hannahs geliebter Gestalt nachblickt, solange er sie sehen kann und drüber hinaus. Wer aber bin ich? denkt er dann. Warum sitze ich hier? Wie ist dies alles so geworden? Und was wird werden?

Er schließt die Augen und schwankt dahin über Judäas arme glühende Berge. Er wird geschüttelt vom Fieber der Urheimat, und im Schatten eines Haines von Eichen und Oliven erblickt er seines Stammes lieblichste Blüte, erblickt er Hannahs heiliges helles lebenverheißendes Gesicht. Er bleibt zitternd stehen und ohne Atem und wartet

und sagt leise den Gruß des Hohenliedes: »Stehe auf, meine Freundin, meine Schöne, und komm her! Denn siehe, der Winter ist vergangen, der Regen ist weg und dahin. Die Blumen sind hervorgekommen im Lande, der Lenz ist herbeigekommen, und die Turteltaube läßt sich hören in unserem Lande . . .« Die so Geliebte aber regt sich nicht; sie schließt die Augen, als wolle, als dürfe sie nicht sehen den, der ihr bestimmt war nach dem Willen und der Weise dieses armen Landes; sie bleibt gleichgültig und reglos wie ein Stein dieses armen Landes; und er selber muß sie begraben im Boden dieses armen Landes mit seinen eigenen schmerzenden Händen. Nun liebt er die Heimat nicht mehr, die karge jüdische Erde, drin die Geliebte als Tote ruht; nun wandert er ruhelos in der Fremde umher; bald in Babylon, bald in Spanien, bald an den Bernsteinküsten, bald im polnischen Schmutz; wandert und wandert, jahrhundertelang, jahrtausendelang, und kommt nach Zährenstadt und kommt in das Haus des Blinden, dessen Bücher zum Verkauf ausgeschrieben sind, und da — steht Hannah, heilig, unantastbar, und doch lebendig und mit den Augen wie damals in der Heimat. Nun aber — was ist aus ihm geworden? War er nicht ein Herr vieler Herden? Ein Edler auf den Teppichen Salomos? Ein gewaltiger Wahrheitskünder? Ein Starker in Israel? Ein schwertschwingender Held? Ein Königssohn? Warum heißt er jetzt Kalmus? Warum ist er ein Doktor? Ach Doktor! Lächerlichstes Wort unserer Zeit! Was vermag die Menschen dieser Zeit einer zu lehren! Ein ductor müßte man sein: ein Anführer, ein Führer, einer, der mit fortreißt, der alle Blicke an sich reißt mit Taten! Vielleicht, daß dann auch der Blick der Geliebten ihn bemerken würd! Aber jetzt,— ja sie ist freund-

lich zu dem Doktor, sie hat Mitleid mit ihm; sie verachtet ihn nicht wie die anderen wegen seines schmächtigen verwachsenen Körpers, seiner großen Nase, seiner Brille, seiner ganzen — ach, woher so gewordenen? — Häßlichkeit. Allein der Blick ihrer Liebe gehört dem Blinden und dem Kinde des Blinden, und es sieht ganz so aus, als sei sie bereit, mit den beiden zu wandern bis ans Ende der Welt ...

Und ich werde sie nicht einmal begraben dürfen! denkt Doktor Kalmus, birgt das überwache, vom vielen Denken schmerzende Haupt in den hungrigen Händen und wünscht sich, blind zu sein.

* * *

Ich möchte wandern mit dir und Gösta bis ans Ende der Welt! sagt Johannes zu Hannah. Nur nicht hier bleiben! Nicht hier bleiben! Ich sehe nichts, aber ich fühle, daß etwas Fürchterliches sich vorbereitet, daß Deutschland fürchterlich sich verwandelt! — Du siehst zu schwarz, tröstet Hannah. Neulich, als ich dem Kindchen zu essen gab am offenen Fenster, kamen zwei Kerle vorbei, wilde haßerfüllte Burschen, und doch, als sie heraufblickten zu uns, verwandelten sich ihre Gesichter, und der eine rief dem Kleinen zu: Guten Appetit! — Den Haß der Menschen fürchte ich nicht so sehr! sagt der Blinde, aber das Geld, die Macht des Geldes, das unheimliche, immer lebendiger werdende Gespenst des Geldes! Wo wir auch sein mögen, von nichts anderem mehr hören wir die Menschen reden, als vom Gelde. Das sind ja gar keine Menschen mehr! Sogar die Reichen, die singen lernen bei dir, tun es, glaube ich, nur, weil sie nicht wissen, wo sie mit ihrem Gelde hin sollen. Sie sprechen ja trotz aller

Kunstbegeisterung immer vom Geld. Du singst ihnen: Möwen Möwen, wie weiße Flocken! Sonnenschein! und sie sprechen vom Geld! — Es wird woanders nicht anders sein! sagt Hannah. Es ist der böse Geist der Zeit. Nicht der Geist Deutschlands. — Aber er verwandelt auch die Deutschen und sogar die ich am meisten schätzte unter ihnen, die Bauern. Weißt du nicht mehr, wie wir zum Bauern kamen und um Milch baten für unser Kindchen, und er antwortete: die Milch brauche man jetzt für die Schweine. Die Schweine seien jetzt das Wichtigste und hätten am meisten Wert! — Hannah seufzt und schweigt. Es werden nicht alle so sein! will sie antworten; doch sie weiß keinen zu nennen, der anders ist. — Ja, die Schweine! fährt Johannes fort. Ich habe das Gefühl, in Deutschland ist es jetzt jedes zweiten Menschen sehnlichster Wunsch, Schweinemetzger zu werden um des Verdienstes willen! Mir aber erscheint ein Metzger fürchterlicher als ein Tier! Wo gibt es ein Tier, das den größten Teil seines Lebens von früh bis spät mit Leichen sich beschäftigt, ohne Hunger zu haben? — Gedanken sind manchmal erschreckend, sagt Hannah, aber auch von Vorteil. Ich vermag nun nie mehr Fleisch zu essen, und so wird Geld gespart. — An dir darfst du nicht sparen, mahnt der Blinde, worauf Hannah fortsieht im Gefühl, er könne ihr Elend sehen, und sie lächelt bitter, als er weiterspricht: Du mußt dich kräftig nähren, damit du die Reise später gut überstehst! — Mein Gott, welche Reise! sagt sie. Wir können ja kaum mehr das Geld für die Elektrische aufbringen, die zum Friedhof fährt! — Vielleicht geschieht ein Wunder! entgegnet er. Ich glaube fest daran, daß wir einmal fort können von hier! Zwar das Geld der Völker, die uns besiegt zu haben glauben, scheint wie eine un-

überwindliche Grenze um uns gesetzt. Aber unser Herz wird lernen zu fliegen, diese Grenze zu überfliegen . . .

* * *

Ja fliegen, fliegen mit dem Herzen, ach! denkt Hannah, wenn er alles wüßte von den Übeln dieser Zeit, sein Herz würde die letzte Leichtigkeit, den letzten Schwung verlieren: das Wünschen und das Hoffen! Dank sei Gott, daß diese Zeit wenigstens den Blinden und das Kind nicht so brutal anfällt wie mich! Wenn ich nur noch leben bleibe, bis diese Zeit vorüber ist! Das Dasein hier ist fast unmöglich geworden, und mein Verdienst, ja meine Kraft, reichen nicht mehr aus.

Was erspart und angeschafft worden ist vom Gelde der Hauptmannszeit, der Zeit, da man zum Essen nichts kaufen konnte, ist verbraucht und fort. Fort ist der bequeme Sessel. Fort sind die schönen Bücher. Das vom Gesetz verheißene Ruhegehalt bleibt immer noch aus. Da war jemand und kam Johannes auffordern, er möge als früherer Offizier einem Bunde beitreten, damit er schneller bekäme, was ihm zustände, und vielleicht, wenn man dafür kämpfe, mehr! Er wollte nicht. Er wollte von Bund und Kämpfen nichts wissen. Er hatte einen langen Streit mit dem Unbekannten, der immer sagte, er sei ein Kamerad, in Wirklichkeit aber wohl ein Widersacher war, denn Johannes erschien hinterher ganz erregt und sagte, er wolle fort von hier. Man habe ihm vorgeworfen, er sei ein Abtrünniger seiner früheren Standesgenossen. Das sei er nicht! Ein Abtrünniger werde ja zum Gegner. Es bedeute aber doch nicht Gegnerschaft, wenn man den Weg, den andere gehen, für falsch halte! Dann habe der Fremde behauptet, wo es ums Vaterland gehe, dürfe man auch die

Waffe der Lüge gebrauchen! Die Engländer und Franzosen hätten es auch getan und nur damit uns besiegt! Johannes dagegen: lieber will ich mein Vaterland verlieren, als daß ich lüge! worauf der Besucher in stummer Wut geschieden sei. Wer weiß, was nun die Folgen sein werden dieses Besuches!

Was sollen die Folgen sein! denkt Hannah, Worte werden vergessen. Er hat ja nichts Böses getan, mein Johannes! Das kann ich bezeugen. Mag das Ruhegehalt ausbleiben! Schlimmer ist die Steuer, die der Staat sowohl als Zährenstadt einem auferlegt dafür, daß man eine Wohnung hat! Es ist mit sofortiger Pfändung gedroht. Was dann?

Alles Geld reicht ja kaum, um Nahrung zu beschaffen. Wie ist es nur möglich, daß so viele in Schank- und Tanzstätten sitzen und essen und trinken, als gäbe es keine Not! Was sind das nur für Menschen! — Wie soll man je so viel verdienen, um Kleidung und Wäsche erneuern zu können! Es reicht ja kaum zum Nötigsten für das Kindchen! Wie ist es nur möglich, daß so viel überreich Gekleidete auf Zährenstadts Straßen sich zeigen, immer nur das Neueste am Leibe habend und das Feinste, als gäbe es gar keine Not! Was sind das nur für Menschen!

Man muß am zeitgemäßen Erwerb teilnehmen! hört Hannah sagen. Heutzutage muß jeder irgendwie händlerisch tätig sein, wenn er nicht untergehen will! — Ein Glück, daß der Blinde dem enthoben ist! Aber ich, ich muß es wohl auf mich nehmen! sagt sich Hannah. — In der Zeitung werden energische Personen gesucht, die Vertretung und Vertrieb neuester Erfindung übernehmen. Hannah meldet sich. Doch als sie erfährt, um was es sich handelt, schrickt sie zurück. Schrickt zurück für immer. Es

handelt sich um eine Grabgrabemaschine. Verstellbar für Kindergräber, Durchschnittsgräber, Massengräber. Hannah soll Großstädte und Gegenden, wo es Epidemien gibt, bereisen und ausspüren, wo möglichst viel Menschen sterben. Deutschland sei zur Zeit ein gutes Absatzgebiet. Auch hoffe man, die englische Regierung werde Bestellungen machen für Indien. Und dann Rußland! Wenn Hannah russisch spreche, sei es für sie ja ein Leichtes, sich ein Vermögen zu verdienen an den Vermittlergebühren. Schweden, Schweiz, Holland kämen weniger in Betracht. Diese Neutralen lassen von ihrem Phlegma selbst beim Begraben nicht. Sie werden wie immer rückständig bleiben, unmodern. Denn: die Erfindung ist Höhepunkt unserer Kultur!

Hannah schauert zurück für immer. Sie beschließt, lieber zu hungern. Sie erzählt dem Blinden nichts. Es ist ein Glück, daß er ihr hinschwindendes Gesicht nicht sehen kann! Er sieht gut und gesund aus in letzter Zeit. Dank sei Gott! Er und das Kindchen sehen gut und gesund aus.

Wenn nur die Not der anderen nicht wäre! Manche, hört man ja, haben sich ihr mit Gewalt entzogen. So hat Vetter Felix, der Rechtsanwalt, als er seine Praxis verlor, sich erhängt, nachdem kurz zuvor seine Mutter in Angst vor Einbrechern aus dem Fenster sich gestürzt. — Wer von Verwandten und Bekannten noch lebt, fristet notdürftig sein Leben. Einigen hat Hannah bisweilen helfen können, jetzt ist auch das nicht mehr möglich. Nur die steinalte Tante Holl in Stettin soll noch etwas bekommen, damit sie nicht meine, man wolle sie strafen für ihr einstiges Hartsein. Sie hat sich ja ganz gewandelt. Sie hat auf Mutters Todesanzeige hin einen langen zu Herzen gehenden Brief gesandt, drin sie selber sich an-

klagt und das Leben nur noch als Buße versteht. Sie, die einst reiche, hat alles verloren. Sie hat wohl das Haus, aber abends nur Wasser und Brot, und die alte Magd ist gestorben. Sie hat niemand mehr als Gott, und sie bittet Gott täglich, er möge sie fortziehen lassen aus Deutschland zur ewigen Ruhe und möge ihr im Himmel ein Plätzchen anweisen möglichst so, daß man ein Stückchen von Schweden sieht... Wie kann man Hilfe versagen dieser armen alten Frau, die keinen anderen mehr hat als Gott!

Hannah sitzt in der Dämmerung bei ihrem schlafenden Kindchen und weint, weil sie nicht allen Menschen helfen kann. Was wird nur werden, was wird nur aus den Menschen werden, wenn niemand ihnen helfen kann! Schon müssen die Kinder der Armen in Konservenkisten begraben werden, und die Großeltern schaufelt man aus der Gruft, weil man goldenen Schmuck an ihren Leichen vermutet. Ein heimlicher Händler geht um unter den Massen und bietet Lammfleisch zum Verkauf, das bei näherem Zusehen Menschenfleisch ist. Und schon spricht man wieder davon, daß des Volkes Ehre nur durch einen neuen Krieg gerettet werden kann.

Vom Dichter aber, der während der ganzen Schreckenszeit nichts von sich hat hören lassen, ist ein tröstlicher Brief gekommen. Er schreibt, das Leben im Windheimer Totenhause sei dank der katholischen Fürsorge ebenso möglich wie im Frieden. Der Maler möge doch auch kommen! Vom Blindsein und vom Kindchen scheint der Schreibende noch nichts zu wissen. Wie seltsam dann wieder, daß er gerade dieses, sein neustes Gedicht mitsendet! Es ist so erschütternd, wenn man an uns denkt! sagt sich Hannah. Ich kann es Johannes gar nicht vorlesen! Ich selber will es noch einmal lesen. Die Schlußzeile gilt wohl mir...

In den jungen Linden
summen schon die Bienen.
Fern im Blau entschwinden,
wohl um Gott zu dienen,
Englein unsern alten
wehgeweinten Augen.
Nun die nichts mehr taugen,
laß uns Hände falten
und die Lider senken
und die Herzen dunkel
taumeln durch den Traum hin,
den uns Gott wird schenken!

Wenn ich Blütenbaum bin,
bist du mein Gefunkel.
Und viel Seelen werden
suchen unsre Süße.
Schließ die Augen! Büße
für das Blühn auf Erden!

* * *

Holl und Kalmus sitzen und sprechen über christliches und germanisches Heldentum. In ihren Worten ist Wucht inneren Kampfes, aber auch Würde und Bestimmtheit, wie man nur im Unglück sie erwirbt. Keiner kann den anderen sehen. Holl ist blind. Kalmus hat die Lider geschlossen, um Hannah zu finden, die er mit offenen Augen nie zu suchen wagt. — Das Böse muß vernichtet werden! sagt er. — Ja! sagt Holl, aber wir dürfen das Böse nicht mit Mitteln des Bösen vernichten, weil wir dadurch selber zu Bösen werden! Wir müssen das Gute so darstellen, daß das Böse davor nicht bestehen kann, sondern

sich selbst vernichtet! So tat Christus, der gewaltigste Held Ihres Volkes und aller Völker! — Kalmus widerspricht: Ein guter Mensch ist noch lange kein Held! Wenn einer geduldig Marter erträgt, zwingt er noch lange nicht zur Bewunderung! Bewunderung aber ist die gewaltigste Form der Liebe, weil sogar dem Bösen möglich! Der starke wilde Grettir, der vielbesungene Genius des isländischen Volkes, der Friedlose, der Geächtete, scheint mir mehr besessen zu haben von der göttlichen Kraft, die Erlösung anbahnt, als jener Zimmermannssohn aus Nazareth, der sich schließlich in der Rolle des Gottessohnes gefiel, einer immerhin etwas theatralischen Rolle. — Es ist die schwerste Rolle, die ein Mensch je dargestellt, wendet Holl ein; daß drum und dran Theater war, hat mit der Kraft der Darstellung nichts zu tun! — Woher wissen Sie, daß es die schwerste Rolle ist? — Weil ich keinen anderen kenne, der sie übernommen hat. — Vielleicht hat mancher heimlich eine schwerere erlernt und spielt sie nur nicht. Verachtet das ganze Theater, das Welt heißt! — Verachtung ist immer ein Zeichen von Schwäche. — Und was ist Flucht? — Wie kommen Sie darauf? — Weil Sie neulich davon sprachen, daß Sie mit Frau und Kind in ein anderes Land möchten. — Ich habe nie geleugnet, daß ich schwach bin. — Ich bin noch schwächer als Sie. Aber eben darum preise ich Mut und Tapferkeit! — Tapferkeit und Mut sind immer ein Zeichen, daß Furcht vorher da war. Warum also stolz sein darauf? Schöner fände ich es, wenn wir alle sein könnten wie die Kinder, ohne Mut, aber auch ohne Furcht! — Das Schöne, Herr Holl, ist immer nur ein Schild gegen den Ansturm des Wahren! — Und das Wahre, lieber Herr Doktor, stürmt immer wieder nur an, weil das Schöne ihm Wunden schlägt!

Hannah tritt ein mit der Frage, die deutlich an das Überschreiten der Zeit gemahnt, ob man immer noch nicht einig sei. — Doch! sagt Kalmus und erhebt sich, um zu gehen. Der Blinde ist fröhlich wie einer, der gesiegt hat. Er drückt dem Scheidenden die Hand. — Was ich immer noch fragen wollte, lieber Herr Doktor, sagt er, sind Sie verwandt mit einem Eisenhändler Kalmus, der mal in Winrichsburg lebte? — Das war mein Vater. Ist schon lange tot. Kennen Sie ihn? — Der Blinde sucht ein Bild seiner Mutter hervor: Kennen Sie diese? — Nein, sagt Kalmus, aber kennen Sie denn meinen Vater? — Flüchtig nur! erwidert Holl. Ich war mal in der Winrichsburger Gegend. Vorübergehend. Kommen Sie bald mal wieder, mein lieber Herr Doktor! Die Unterhaltung mit Ihnen tut mir wohl. Aber Christus ist doch ein größerer Held, als alle germanischen zusammen! — Kalmus widerspricht nicht, aber plötzlich blickt er Hannah an mit einem Blick, der an allem Heldentum verzweifelt.

* * *

Man kann nicht mehr leben in Zährenstadt. Man muß sich aufmachen und fort. Hannah selber ist es, die zum Aufbruch mahnt. Lange hat sie geschwankt des Kindes wegen, denn ach! die Reise soll ja nicht ins schöne, reiche Schweden gehen, sondern nach Windheim ins Totenhaus! Allein der Brief des Dichters ... Und der unheimliche Blick, mit welchem Kalmus die Arglose erschreckt hat an jenem Abend beim späten Scheiden ...

Man beschließt, alle hindernde Habe zu verkaufen. Im Raum, drin Mutter gewohnt, findet sich eine gut versteckte verschnürte Schachtel. Es ist ein Spitzenhemd darin, ein herrlich gearbeitetes feines Gewebe, wie für

Elfen bestimmt. Auf einem Zettel, der dabeiliegt, steht: Dies sollte mein Hochzeitshemd sein. Aber wegen des Unglücks habe ich es nie getragen. Ich will, daß ich darin begraben werde! Maria Holl geb. Zeidel. — Hannah ist erschüttert; was aber soll sie nun tun? Das Hemd mitnehmen, zu etwas anderem verarbeiten, auf Mutters Grab legen? Unmöglich! Sie sendet es an Emilie Holl. Man hat es übrig. Es ist noch nie getragen, paßt aber niemand. Vielleicht, daß sie Verwendung hat dafür! In dieser Zeit ist solch Geschenk ja nicht beschämend! — Ganz und gar nicht! schreibt Emilie Holl zurück. Ich nehme es gerne an und bin beglückt. Es soll mein Totenhemd sein. Es war mir in dieser Zeit der schrecklichste Gedanke, im Sarge so armselig daliegen zu müssen!

Was ist eigentlich aus der Wäsche geworden, die mein Vater einst rettete aus brennendem Haus? fragt Johannes. Ist nichts mehr davon da? Vielleicht könnten wir Tante Holl noch die Tischwäsche schenken und die Laken, auf denen wir jetzt schlafen, auch! Im Totenhaus bekommen wir ja Laken. — Die Tischgedecke, die sie ja nie benutzt, hat Mutter im Laufe der Zeit wohl alle zu Geld gemacht, antwortet Hannah. Und aus den Laken habe ich eben gestern Hemden angefertigt für das Kind und auch je eins für dich und für mich. Damit wir doch nicht wie Bettler mit Fetzen auf dem Leibe die Reise beginnen!

Einige Tage vor dem Aufbruch geschieht noch etwas Unerwartetes. Das gestohlene Bild des Bauern ist aufgespürt worden und wird zurückgebracht. Johannes besteht drauf, es einem Freunde zum Verkauf zu übergeben, und er weiß keinen anderen als Doktor Kalmus. — Suchen Sie es um einen möglichst hohen Preis los zu werden! sagt er. Vielleicht an einen Ausländer! Denn

ich möchte die Summe verwenden zur besonderen Pflege für meine Frau. — Jetzt erst erfährt Kalmus, wie arm Holls sind. — Ja, Ihre Frau sieht sehr leidend aus, sagt er, ich bin übrigens verhindert, ihr noch Lebewohl zu sagen. Grüßen Sie sie, bitte! Und seien Sie beruhigt, ich werde alles dran setzen, für das Bild so viel zu bekommen, daß Sie aus aller Not heraus sind! Und nun einstweilen: Glück auf die Reise!

* * *

Im Totenhause ist alles, wie es war. Das einzig Neue ist die Anwesenheit des Dichters. Doch der scheint so ergriffen von dem Unglück, das über des Malers Augen gekommen, daß er nur noch mehr in seiner Einsamkeit sich vergräbt. Der alte Schluchzer lebt noch, hat aber die Sprache verloren. Die Spitalweibchen sehen so krumm und leblos aus wie einst, und nur wenn man genauer zusieht, gewahrt man ihr starres Staunen über die Zeit. Sie können es nicht begreifen, daß die Zeit entwertet haben soll das, womit sie sich eingekauft haben fürs Leben. Sie können es nicht verschmerzen, daß man ihnen nur noch Suppe und Brot vorsetzt. Sie fluchen auf die frommen Sprüche der Schwestern. Sie begehren Fleisch und Speck und Milch und Butter und Eier wie zur Zeit, da sie Bauersleut waren.

Da ist eine unheimlich blasse schwarzgekleidete Alte, krumm wie ein Fragezeichen. Die steht stundenlang am Fenster und wartet drauf, daß man ihr Eier bringe. Sie spricht mit den Hühnern und fragt sie, wer die Eier gestohlen habe. Sie ermahnt sie zum Eierlegen unter ihren Augen, ruft dem Hahn Scheltworte zu mit zahnlosem Munde und droht ihm. Sie gibt keinem Menschen

mehr eine Antwort, denn sie weiß, jeder hat sich listig der Eier bemächtigt, die ihr gehören. Nun muß sie sterben, ohne sich vorher kräftigen zu können! Sie spuckt auf die Menschen. Alle wissen es. Niemand mehr kümmert sich um sie.

Aber da steht plötzlich ein weiß-goldenes Engelchen vor der Alten und hält mit Aufbietung aller Kraft eine blumengeschmückte Schüssel ihr hin, drin sieben Eier liegen! — Lieber Gott, sagt die Alte, lieber Gott! und beginnt so zu zittern, daß das Engelchen erstaunt zuguckt und fragt: Was machst du denn? — Schickt ER mir das selber? fragt die Alte. — Von meiner Mammi! sagt das Engelchen. — Ja heilige Jungfrau! Wohnt deine Mammi im Himmel? Wer bist denn du? — Das Engelchen kann die Sprache der Menschen, zumal wenn sie keine Zähne mehr haben, natürlich nicht verstehen und erklärt nur: Es ist Ostern . . .

Dann ist es verschwunden. Die Alte, in der Meinung, Gott selber habe ihr heilige Eier zur Nahrung geschickt, verspeist alle sieben am selben Tage, und am Abend ist sie tot.

Hannah fühlt erschauernd Unrichte und Ohnmacht menschlicher Barmherzigkeit. Ich weiß gar nicht mehr Bescheid auf dieser Welt! sagt sie eines Morgens; Gösta, Kindchen! Komm! Leg mir die Ärmchen um den Hals! Halt mich fest, ganz fest! So! Damit ich bei dir bleiben darf, immer immer bei dir bleiben!

Nein! Komm du mit mir, Mammi-Ammi! schmeichelt Gösta, wir wollen spielen! Draußen ist ein schwarzes Schiff. Da sollst du hineinsteigen! — Ein schwarzes Schiff? Kind, was redest du! Du warst doch nicht etwa am Wasser unten, am Flusse? — Nein. Nicht am Wasser.

Hier am Haus ist es. Zum Einsteigen. Komm! Es ist ein so großes Schiff. Wir können beide darin sitzen. Wir fahren weit weit ... Wir wollen spielen die Reise in Göstas Land...

Erstaunt und lächelnd läßt Hannah sich hinausziehen von dem bekannten, geliebten, ungestümen Händchen. Im Frühsonnenschein steht ein offener Sarg.

* * *

Die würdige Schwester-Oberin schlägt sich vor die Stirn. Jetzt muß ich die Herrschaften Holl nochmals um Entschuldigung bitten wegen meines Alters! sagt sie. Der liebe Herrgott, der mich bald ganz zu sich nehmen wird, hat mir einen Teil meiner Gedanken schon genommen, aber — — Liebe Schwester-Oberin, lächelt Hannah, machen Sie sich gar keine Vorwürfe! Ich bin nicht abergläubisch. — Sie verzeihen mir, sagt die Eingetretene, ich wollte jetzt nicht von dem Sarge sprechen. Das war mir wohl auch fatal! Ich wußte nicht, daß das Kindle so früh schon in der Sonne spielt, die doch noch wenig wärmt zur Osterzeit! Und die Leichenkammer war zu. Da haben die Männer den Sarg hingestellt ins Freie, was ja am Tage nicht sein darf, und sind nach dem Deckel gegangen, weil der noch nicht fertig war, wie ich sagte. Doch davon wollte ich nicht sprechen. Sie haben mir ja verziehen, und der liebe Herrgott wird alles gut machen und richtig zu seiner Zeit! Und glauben Sie nicht, liebe Frau Holl, daß die Zeit der Wunder vorbei ist! Gerade in dieser Nacht ... Doch ich will von Anfang an erzählen: Kurz bevor Sie hier ankamen, ist für Sie beide ein Brief eingetroffen aus fremdem Lande. Nach Tübingen war er geschrieben. Und von dort hierhergesandt. Ihn nach

Zährenstadt weiterzusenden, lohnt nicht! sagte ich mir, denn ich wußte ja von unserem Dichter, daß Sie bereits wieder auf dem Wege sind hierher. So beschloß ich den Brief aufzuheben. Ich verwahrte ihn und verwahrte ihn so gut, daß ich wohl für immer dran vergessen hätte, wenn nicht . . . Liebe Frau Holl, ich gebe Ihnen mein Wort: solange ich lebe, hab ich nie von der Alten geträumt, die wir neulich begraben haben! Nie! Und sie weiß nichts von dem Brief. Woher im Leben sollte sie etwas wissen davon! Sie stand immer nur am Fenster und hat auf ihre Eier gewartet und geschimpft und mir die Leut verärgert. Und nun, heute nacht, steht sie vor mir, ganz wie im Leben, aber nicht mehr verkrümmt und auch ordentlich und sauber, ich glaube sogar hell gekleidet, und sagt in ganz freundlichem herzlichen Ton: Gib ihnen doch den Brief, Schwester! Gib den Brief ab aus fremdem Land! — Ganz in Schweiß gebadet bin ich erwacht und wußte sofort Bescheid und legte mir noch in der Nacht den Brief zurecht, und nun entschuldigen Sie, daß ich so früh komme: hier ist jetzt der Brief! — — — — — — — — — — — — — — — — — — Es ist ein Brief von Daniel Norman. Er schreibt, er sei noch immer Pfarrer in Wärmland und es ginge ihm sehr gut. Sein Vater sei tot. Lena sei noch viel schöner als früher und Mutter von vier Kindern schon. Und nie hätten sie vergessen, wie Holls sich ihrer angenommen in der Not. Jetzt höre man ja viel von einer Not in Deutschland. Drum möge man es dem Freunde nicht verübeln, wenn er frage, ob er irgendwie helfen könne. Die größte Freude wäre es ihm, wenn sie einwilligten, seine Gäste zu sein in Wärmland. Das Pfarrhaus sei sehr geräumig. Der Ort läge gesund und herrlich im Walde und nicht weit vom Fryken, das

wäre der Löffee in Gösta Berlings Saga. Ob es sie nicht reizen würde, Gösta Berlings berühmtes Land zu besuchen? Sie könnten bleiben, solange sie wollten, und wegen der Überfahrt und Reisekosten brauchten sie keine Sorge sich zu machen . . .

* * *

Es ist kein Traum. Hannah und der Blinde und das Kind machen sich wirklich auf und verlassen das Totenhaus und fahren ins ferne ferne Land, drin die Sorge nur eine Sage ist . . .

Der Zug geht ab. Sie lachen und leuchten und beugen sich weit heraus aus dem Fenster und winken und rufen: Auf Wiedersehn! Auf Wiedersehn!

Der Dichter hebt noch einmal die Hand. Dann wendet er sich fort. Jetzt weiß er, es gibt kein Wiedersehen. Jetzt weiß er, daß er die ewig Unerreichbare liebt. Jetzt weiß er, daß er seine schönste Dichtung noch nicht geschrieben hat.

* * *

Die alten Kronleuchter werden angezündet; aufprasselt die Flamme im Kamin, und man sieht, wie der böse Sintram sich windet und verschwindet. Aus seinen Grimassen und glühenden Runzeln wird Rauch; aus dem Rauch eine Wolke; aus der Wolke wandernder Wind. Der Wind verweilt und es wird ein zitternder See daraus; aus dem See aufhellender Himmel; aus dem Himmel ein Auge; aus dem Auge ein Blick und aus dem Blick die wie Tod eindringliche Frage: Ist es dies, das du liebst?

Es ist unmöglich, eine Antwort darauf zu geben. Man weiß, wie alles geschehen ist. Man könnte mit einem

Wort alles wieder auflösen und den Blick zurückzwingen in böse Gestalt. Man fühlt, daß das Leben nur in einer Antwort besteht. Aber man schweigt. Man ist der Sprache nicht mehr mächtig. Man hat alle Namen vergessen. Man sieht nur, man sieht . . .

Man sieht, daß der Saal leer ist. Man sieht, daß ein Lied gesungen wird von keinem Menschen. Man sieht, daß man wartet und nichts mehr geschieht.

Träumst du, Johannes? Schläfst du? Wach auf! Hilf mir! — Es geschieht nichts mehr, antwortet schlaftrunken der Gerüttelte. — Mein Gott, wie übermüdet er ist! Aber es muß sein! Du mußt aufwachen, Johannes! Wir müssen unsere Reise unterbrechen! Unser Kind ist krank . . .

Der Blinde erwacht und sieht nichts mehr. Wo sind wir? fragt er. Wer ruft mich? — Ich bin es. Ich. Hannah. Wir sind im Zuge. Soeben von Trelleborg abgefahren. Du bist gleich eingeschlafen. Wir müssen aber aussteigen schon auf der nächsten Station! Gösta ist krank. — Wie ist das möglich? ruft Johannes. Wo sind wir denn? Ich träumte doch soeben — — Du träumtest? — Ja, ich träumte, daß nichts mehr geschieht.

* * *

Ach! Nun geschieht noch so viel! Nirgends geschieht ja so viel, als wo Krankheit dies erheischt! — In Malmö, wo man die Reise unterbricht, ist es, als drängen hunderte und aberhunderte heran, um den kleinen fiebernden Gösta zu sehen und zu bemitleiden, wie er so ankommt in seinem Lande. Er wird fortgetragen durch den Trubel. Der Blinde weiß gar nicht, von wem. Der Blinde wird selber geführt von einem Unbekannten und geht tastenden Schrittes, ganz von Fremde umbraust. Welch Land, mein

Gott, welch Land! Hier gibt es ja Menschen, die übermütig und lustig lachen und jubeln! Wie lange hat er in Deutschland so etwas nicht gehört! — Irgendwo ist Hannahs sorgende Stimme. Hannah Hannah! Daß wir uns nicht verlieren! Was ist mit dem Kind? Warum sagst du mir nicht, was mit dem Kinde nun eigentlich ist? — Viele Treppen. Stufen. Hände. Heilmittelgeruch. Är barnet dött? fragt jemand. Heißt das nicht: Ist das Kind tot?

Nein. Das Kind lebt. Es ist aber schwer und gefährlich krank. Es ist von einer ansteckenden Krankheit ergriffen worden beim Betreten dieses Landes. Jetzt liegt es im Krankenhaus. Man sagt, es wird durchkommen. Hannah wacht und weicht nicht vom Bettchen. Sie opfert sich auf. Johannes sitzt im Atem der Angst und malt sich hinter den blinden Augen sein Kindchen aus. Malt sich aus, wie es stirbt und begraben wird. Erblickt plötzlich mit Haß das Land, drin er angelangt. — Ist es wahr, daß eine Nacht vergangen ist? Und noch ein Tag? Nächte? Tage? Schläfst du immer noch nicht, Hannah? — Nein. Sie wacht oder weint. Immer, wenn sie im Einschlafen ist, wird sie wieder zurückgestoßen ins Wache, als warte in ihr ein Weinen und wehre ihr den Weg ins Land, drin man die Tränen verträumt. — Barnet skall leva! sagt der Arzt. Men jag fruktar det värsta för fru Holl! — Soviel schwedisch versteht Johannes noch nicht.

Von Daniel Norman, den man sofort benachrichtigt hat, kommt ein teilnehmender Brief und Geld. Aber Malmö ist wegen der Überfüllung zur beginnenden Sommerszeit so teuer, daß man sich schämen muß, auf fremde Kosten hier zu leben. Man schreibt an Doktor Kalmus und fragt an, ob das Bild des Bauern noch nicht

verkauft sei. Er möchte dann so gut sein, das Geld sofort zu überweisen! Es kommt keine Antwort. — Wir müssen weiter! mahnt der Blinde. Sowie das Kind außer Gefahr ist, müssen wir weiter! — Und wenn ich hungern muß, und wenn ich alles veräußern muß und mich selbst dazu, erklärt Hannah, ich reise nicht eher, als bis das Kind wieder so aussieht, wie es aussah! — Der Blinde seufzt. Er vergißt alle Sorge über der einen, daß er sein Kind noch nie gesehn.

Mein Gott, wie die Rechnung wächst! Abermals sendet Pfarrer Norman Geld. Doch er bedenkt wohl nicht, daß man als Fremder im Hotel nicht so billig lebt wie einer im eigenen Pfarrhaus. — Ein Glück, daß des Kindes Genesung Fortschritte macht! — Horch! Jetzt ist Gösta ja munter und lacht wieder, wie nur ein Gesunder lacht! — Du siehst nicht, wie elend er noch aussieht, erwidert Hannah. Du denkst nicht daran, daß es bis Wärmland noch ebenso weit ist wie bis Windheim. Lieber fahr ich zurück auf deutschen Boden! — Nein, das nicht! sagt Johannes.

Eines Tages hat er einen guten Einfall. Er spricht mit dem Arzt ganz offen und bittet, er möchte ihnen doch zu einer billigen Unterkunft auf dem Lande verhelfen. Wenn möglich, in einem nahegelegenen stillen Ort. Malmö ist ja so laut und es geschieht hier so viel! — Der Arzt, dessen Güte ein Blinder selbst sieht, ist sogleich bereit, alles zu tun, um diesen Wunsch zu erfüllen, und schon nach wenigen Tagen können sie übersiedeln aufs Land. Um es ganz bequem zu haben, sollen sie nicht erst mit der Bahn bis Skabersjö, sondern in des Doktors eigenem Kraftwagen fahren. Sie fahren in der Richtung auf Svedala. Der kleine Gösta freut sich, bald über das schnelle Vorwärtskommen, bald über das, was er sieht;

er lacht, klatscht in die Hände, spricht unaufhörlich und vergißt ganz, daß Vater nicht sehen kann. Sieh mal, Papi! ruft er, sieh mal das Licht hier! Und die wunderlichen Wolken! Und wie die Häuser hier zusammenstehn! Bauernhöfe sind das? Warum steht jeder für sich? Oi, wie schnell man vorbei muß . . .! Was ist das Hohe hier? — Das ist ein hölzerner Ziehbrunnen, erklärt Hannah, solche hatten wir auch zu Hause in Rußland! — Wir in Majeiken auch! sagt der Blinde und blickt hin, als könne er sehen. — Wie das Gras hier fett ist! beginnt Gösta wieder, und das Goldene da überall sind Kornfelder? Wie in Deutschland? Wird hier dasselbe geerntet wie in Deutschland? Wie kommt es, daß dasselbe wächst auf verschiednem Land? Sieh mal, dahinten zwischen den Weiden, da blitzt es! Da geht einer und hat eine Trompete auf dem Buckel! Warum bläst er nicht? Oi, aber jetzt kommen wir gleich wohin! Werden wir hier halten? Werden wir hier wohnen? — Ja, sagt Hannah, hier werden wir eine Weile wohnen. — Warum nicht immer? fragt das Kind, es ist so schön hier! Schau, Mammi, schau, da läuft eine große weiße Katze uns über den Weg. — Det betyder olycka! sagt der Lenker, indem er bremst und sich umwendet, wobei er sichtlich erschrickt vor Hannahs Aussehen, und drum hinzufügt: Jag menar för katten! — Leider versteht man ihn nicht. Gösta meint, er habe den Namen der Ortschaft genannt. Werden wir in Olycka wohnen? fragt er. Nein, mein Kind! sagt der Blinde. Olycka heißt Unglück, soviel ich weiß . . .

Man ist am Ziel. In einem bescheidenen, aber sauberen Gasthaus. Rings verstreut liegen Bauerngehöfte. Eine blendend weiße Kirche steht inmitt eines Gewirrs von Grabsteinen und Kreuzen. Und weiter hinten zwischen

den Feldern scheint noch ein zweiter größerer Friedhof zu liegen. — Wie erquickend die Ruhe hier ist! Wie die Speisen alle den natürlichen unverfälschten Duft der Gottesgabe haben!

Nun ist es Abend. Das Kind schläft. Sterne sind da, so hell, wie ich sie nur in meiner Heimat gesehn, ich meine: dort, wo ich geboren wurde! sagt Hannah. Es sind die hellen Nächte hier schon zu spüren! — Und ich höre eine Stimme! sagt der Blinde.

Plötzlich springt er auf. Er ist sehr erregt. Hannah! ruft er, du mußt sogleich gehen und dich erkundigen, was das für ein Lied ist, das man da singt! Hörst du nicht? Es ist dieselbe Weise, die mich einmal auf unserem Spaziergange bei Zährenstadt so ergriff und einst am Hafen ...

Hannah geht und kommt mit einem Fremden zurück. Es ist der einzige in der Gegend, der ein wenig deutsch spricht. — Ein Lied von Bellman, erklärt er, sei das, und beginne mit den Worten: Hvila vid denna källa! Tchälla gesprochen. Das heißt: Weile an dieser Quelle! — Und was jetzt gerade gesungen werde, heiße etwa: Himmel, wie diese Runde geschmückt wird mit Blumen aller Art ...

Johannes Holl legt die Hände still zusammen und lauscht in den Himmel hinein, den er nicht sehen kann, lauscht und lächelt andächtig wie einer, der nach langer Irrfahrt einen Gottesdienst in der Heimat mitanhört. — Auch Hannah ist ergriffen. Der Gesang verklingt. Was bedeuten die Schlußworte? fragt sie. — In diesem Grünen ... zum letzten Male Braut! sagt der Fremde, der mit verschränkten Armen hinter ihr steht.

Die drei, die ihre Reise unterbrochen haben, sind auf einem Spaziergange. Es ist an einem jener Sommertage, drin nichts von Sorge ist. Der Wind geht heiter und behutsam umher, den Duft der Ernte über die ganze Gegend zu verteilen, und auch die Würze heilkräftiger Kräuter, das beruhigende Aroma immer-heimatlicher Blumen mischt er hinein. Wie Schatten abenteuerlicher Schiffe, von sorgenden Geistern geführt, ziehen Wolken durch den Raum, damit die Sonne das Irdische nicht senge, sondern segne . . . Und der Boden, sei es nun Staub oder Moor, antwortet schmeichlerisch und zum Verweilen ladend den leisen Fragen der Schritte. Es ist so still. Man hört rings in weiter Runde das Rupfen grasender Tiere, und führt der Weg an einigen dieser vorbei, hört man den Ruck der Verwunderung, wenn sie die Köpfe heben und hinwenden nach den — woher? wohin? — vorüberwandelnden Menschen. Bisweilen auch hört man das Wetzen einer Sense, das Ächzen eines Wagens, den nach Fremde fragenden Schrei eines Vogels, und immer wieder, mal hier, mal dort, bellen Hunde, als gelte es heute ganz besonders, die Heimat zu verteidigen.

Daß ich dies alles nicht sehe! sagt Johannes. Wie ist es doch töricht gewesen von mir, daß ich als Blinder mich gefreut habe auf Gösta Berlings Land! — Wir sind ja noch nicht da! sagt Hannah. Gösta Berlings eigentliche Heimat liegt ja höher und noch weit von hier; schon morgen aber werden wir ihr näher sein. Es bleibt doch dabei, daß wir morgen weiter fahren? — Ja, antwortet Johannes, ich wünschte, wir hätten es längst getan! Hier ist es viel-

leicht nicht weniger schön als dort; was mich stört, ist nur das Gefühl, daß alle hier uns ansehen, als wären wir Zigeuner! War es wirklich nötig, daß wir des Kindes wegen ... Ich will dir jetzt die Wahrheit sagen! gesteht Hannah. Wir mußten hier bleiben, weil ich selber nicht mehr weiter konnte. Ich war am Ende meiner Kraft. Ich habe manchmal geglaubt, jetzt fällt mein Herz und fällt in die Erde und ich muß mit hinein! — Und davon sprichst du jetzt erst? Du weißt doch, daß ich nichts sehe, daß ich nicht sorgen kann für dich, wenn ich Anzeichen, Anzeichen deiner ... — Nicht erregt werden, mein Hanni-Manni! Jetzt habe ich mich ganz ausgeruht. So gut wie heute hab ich noch nie mich gefühlt. Wir können bestimmt morgen weiter. — Nein! Jetzt will ich hier bleiben! Jetzt will ich erst mit dem Arzt sprechen deinetwegen! Wer weiß, ob es da oben, wo wir hin wollen, einen Arzt gibt! — Wir können bestimmt weiter, sage ich dir! wiederholt Hannah; dann späht sie aus und ruft: Gösta, Gösta! Kindchen, nicht so weit fort laufen! Nie so weit, daß du uns aus dem Gesicht verlierst, hörst du!

Gösta kommt herangesprungen. Er hat in seinem Spiel die Felder alle abgeerntet und das Korn gedroschen, hat am Wege Mühlen gebaut und mahlen lassen, wobei er selber mit seinen Händchen den Wind bewegt hat, hat Brot gebacken auf glühenden Kieselsteinen und jetzt kommt er, leuchtend und lachend, weil alles so leicht gelingt, und hält seinen Eltern eine Handvoll Staub hin, und sie müssen tun, als äßen sie, und müssen sagen, daß es herrlich schmecke. Dann wendet er ihnen wieder den Rücken und ruft fortspringend, jetzt aber werde er Bienen fangen und die Kühe melken und die Schafe scheren und Molkereien errichten am Wege und Spinnereien und

Webereien und gleich werde er Butter bringen und Milch und Honig und feine Kleider und überhaupt alles, was man in Deutschland nicht haben darf.

Daß ich dies Kind nicht sehe! sagt Johannes. Daß ich gar nicht weiß, wie dies Gesichtchen aussieht! Du hast es mir ja oft mit Worten ausgemalt; du bist doch sicher für mich die beste Blindenlehrerin, die es gibt! Du hast mich so vieles gelehrt. Und so vieles sehe ich auch wirklich wie mit Augen dank deiner Vermittlung. Aber das Kindchen sehe ich nicht — —

Hannah gibt keine Antwort, und er sieht nicht, wie sie sich verfärbt im Gefühl ihrer Unzulänglichkeit. Ich bin, glaube ich, der unglücklichste Mensch auf der Welt! sagt er.

Hierauf nun wüßte sie vieles zu antworten. Sie möchte zu ihm sprechen von dem beglückenden Wunder ihres gemeinsamen Weges bis hierher und der Seltenheit einer vom Ewigen bestimmten Ehe in der Zeit. Sie möchte ihn fragen, ob er einen Menschen kenne, der treuer um Trost bemüht sei als sie, einen, der gegen das Leid Wirksameres wüßte, als ihre Liebe es sei. Sie möchte ihm beweisen, daß die Seligkeit hier auf Erden nicht gesehen, sondern nur eratmet werden könne; daß jeder Atemzug, jeder Hauch, jeder Duft so viel des Weltgeheimnisses uns zutrage, daß wir es nicht mehr aushalten in uns selbst und hier, daß wir außer uns geraten und werden möchten wie die ganze Welt, also namenlos, nicht mehr erkennbar an Gestalt und Stimme, unaufhaltsam, unvermittelt, ungemessen, unfaßbar, ganz heilig und eins mit allem Geheimnis. — Allein sie schweigt und geht mit zögerndem Atem weiter, und er weiß nicht, wie übermenschlicher Wille zu helfen ihr ganzes Wesen erschüttert.

Ich weiß wirklich nicht, wo ich eine Heimat habe! klagt er abermals. Und von nun ab ist es, als sei aus anderer Welt ein schweigender, schwer nur hier schreitender, Schwingen schleppender und durch seine Fremde erschreckender Mittler zwischen sie getreten und verbleibe dort, ohne sich fortdrängen zu lassen. Sie spüren deutlich, daß etwas Unbekanntes, Strenges, unerbittlich Entscheidendes zwischen ihnen ist, sie schmiegen sich fester aneinander, um wie mit Leibesgewalt fortzuschieben, was sie trennen will, da bleibt der wie eisige Leere sich anfühlende Unsichtbare zwischen ihnen mit einem Ruck stehen, Hannah reißt ihre und ihres Begleiters Hände zum Herzen und schreit, schreit mit einer Stimme, die so fremd ist, die so sehr alle menschliche Verständigung verschmäht, daß der Schrei gleich apokalyptischem Schreckenstier dem blinden Johannes ans Herz springt und von da hinter die Augen und von da wieder hinaus ins Freie, nun aber Licht mitreißend wie ein Stück vom Herzen: Johannes sieht!

Er sieht: zaudernd und zuckend zur Erde sinkt Hannah (wenn diese kleine schmächtige Frau, die plötzlich so alt und jüdisch aussieht, deren Haar fast weiß ist, deren große einst so schöne Augen nur noch Angst zeigen vor dem hier Sichtbaren, wenn dies Hannah ist!) — sinkt zur Erde und stirbt.

Ihr Schrei, das Zeichen ihres Todes, ist als Schreck eingedrungen in den Blinden und hat ihn sehend gemacht. Und nun kauert er da in dieser mit schönem sorglosem Lichte tröstenden Welt und sieht nichts anderes, als daß tot ist die einzige, die für ihn gelebt hat.

* * *

Er will das tröstliche Licht dieser Welt nicht sehen. Er sieht die Tote nur, und wenn er, das Haupt hebend, den Blick abwendet von ihr, sieht er einen traurig beobachtenden mageren grauen Wolfshund. Er weiß sogleich: das ist Misère. Er ruft: Misère! Allein das Tier, das einst mit tröstender Pfote ungerufen herbeikam, rührt sich kaum. Es wedelt nicht und wagt nicht, den Rufenden so zu begrüßen, daß er es wiedererkenne. Es beginnt zu zittern und zu winseln; die struppigen Haare sträuben sich; die Augen sind voller Angst, als sähen sie, was kein Mensch sieht, und schließlich beginnt es zu heulen.

Da vernimmt Johannes so etwas wie den Zuruf eines Kindes, wendet den Kopf und sieht, es ist wirklich ein Kind, und denkt: was ist das für ein Kind? Gehört dieses Kind wohl zu dem Hunde hier?

Das Kind kommt näher und ruft: Warum schläft Mammi? Warum ist der Hund da? Papi, jag den Hund fort! Ich will euch zu essen bringen!

Johannes erhebt sich langsam vom Boden und sieht das Kind an. Ihm ist, als habe er sich soeben erhoben vom verbotenen Spiel mit einem fortgeworfenen Madonnenbild im Majeiker Garten. Ihm ist, als sei Mutter ganz klein, rührend klein und schön geworden und fürchte sich vor dem Hunde. Ihm ist, als mache Vater eine Bewegung, um einen Bissen ihm zuzuschieben. Ihm ist, als habe die Tote die Augen aufgeschlagen. Ja. So sieht sein Kind aus. Er hebt flehentlich die Hände, fast als fürchte er, die Erscheinung könne sogleich wieder verschwinden, und ruft: Gösta! Kindchen! Komm zu mir! Papi hat niemand mehr als dich ...

Erst jag den Hund fort! fordert Gösta, und Johannes hebt einen Stein, und Misère flüchtet mit eingezogenem

Schwanze den Weg entlang, darauf drei — so sorglos! — daherkamen, darauf zwei — ach, wie wohl? — zurückgehen müssen.

Allein sie können nicht zurückgehen. Sie können sich von der Toten nicht trennen. Und Johannes Holl ist nicht so stark wie jenes Standbild des Geächteten, das Islands Bildhauer Einar Jonsson geschaffen, das im Allthingsgebäude von Reykjavik steht und dessen Abbildung er mal gesehen. Jetzt kommt es ihm in den Sinn. Er erkennt sich selber als ein in die Einöde Gebannter mit Augen, die das Schlimmste gesehen haben. Auf dem Rücken trägt er sein totes Weib. Auf dem linken Arm hält er den ans Lebendige rührend sich anschmiegenden Knaben, in der rechten Hand den Spaten. Und neben ihm her schleicht witternd der wie Misère aussehende Hund. Ja, das erkennt er. Doch was geschieht nun? So stark wie ein Standbild ist er noch nicht.

Er sitzt im Staube und denkt: es ist ein Wunder geschehen. Hannah hat sich hinübergereckt in des Todes Bereich, damit ich meine Blindheit verliere und das Kind sehe. Nun wird das Kind sie zurückreißen oder zurückrufen ins Leben. Wo ein Wunder möglich ist, ist auch ein zweites möglich. Ich werde warten.

Wirklich: das Kind bemüht sich immer wieder um die Tote. Das Kind fürchtet sich nicht vor der gräßlichen Grenze. Milch und Honig reicht es hinüber. Die schmeichelnd zurückrufende Stimme, die Schönstes zu zeigen verspricht, geht weit . . . Und die vom Herz bewegten Händchen wollen stärker sein als die Hand, die wie Stein des Landes geworden ist. Der Vater aber sieht erwartungsvoll zu und findet Trost in diesem kindlichen Bemühen. Hat niemand Mitleid mit den beiden?

Misère hat Mitleid gehabt. Er hat seinen Herrn herbeigeholt. Das ist der Fremde, der ihnen das Lied erklärt hat am ersten Abend ihres Hierseins, der einzige am Orte, der etwas deutsch spricht und versteht. — Daß ein Mensch tot sein kann, das scheint ihm nicht weiter verwunderlich, aber daß man gerade hier stirbt! Am Wege! Ohne Arzt! Ohne Pfarrer! So etwas kommt bei uns selten vor! sagt er. Und er sagt noch mehr. Gösta steht staunend mit offnem Mündchen und hört dem Fremden zu. Johannes vernimmt nichts, als daß nun Sorge getragen wird dafür, daß die Tote an den ihr gebührenden Platz komme. Zwar ins Gasthaus? Aufbahrung im Gasthaus? Das werde nicht gut gehn! Man könne die Leiche aber gleich zu ihm tragen, erklärt der Fremde, er wohne ja nahe am Friedhof. — Nahe am Friedhof? Darf man denn erfahren, wer und was er ist? — Ja. Der Totengräber.

* * *

Hannah hat Heimat gefunden in Schwedens Erde. Johannes und das Kind wohnen beim Totengräber. Sie wohnen dort billiger als im Gasthause und näher dem geliebten Grabe, von dem keines Freundes Einladung, keine Nachricht aus dieser Welt sie weglocken kann. Sie leben nicht mehr von der Hilfe des Pfarrers da oben in Wärmland, sondern vom Eigenen. Man muß wissen, daß drei Tage nach Hannahs Begräbnis ein Brief eingetroffen ist von Doktor Kalmus aus Zährenstadt. Er wünscht Frau Hannah eine gute Erholung und hofft, sie werde nun keine Sorgen mehr haben. Er hat alles aufs Beste gerichtet. Er hat das Bild des Bauern an einen reichen Ausländer verkauft und zwar für eine so große

Summe Geldes, daß Holl nun fast ebenso vermögend ist wie einer der Hofbesitzer ringsum. Wenn er wollte, könnte auch er einen Hof sich kaufen. Allein er kauft zunächst das Fleckchen Erde neben Hannahs Grab. Er würde gerne jetzt schon dort ruhen. Doch um des Kindes willen lebt er.

Er lebt und ist ganz im Sinne Hannahs bemüht um die Pflege und Behütung des kleinen Menschen. Wenn er etwas nicht weiß, braucht er nur an Hannah zu denken, und sie gibt ihm Rat und Antwort. Die Bewohner der Gegend haben große Achtung vor ihm und sprechen mit Ehrfurcht von seiner Frau und davon, wie treu er ihr ist. Niemand hier nimmt Anstoß an seiner Ehe. Er ist ja nicht mehr mit einer Jüdin vermählt, sondern mit einer Toten. Die Ehe ist eine sehr glückliche. Es ist, als sähe die im Ewigen geliebte Frau jeden Wunsch an den Augen ihm ab. Als veranlasse sie alle Nachbarn, ihm zu helfen. Als behüte sie mit unsichtbaren Händen das Kind vor jedem Schaden. Als schmücke sie, unhörbaren Schrittes nahend und gehend, die kleine Wohnung mit Sonne und Frieden. Als besorge sie bei Gott selber die schönsten Gedanken und Träume dem Getreuen.

Die Zeit verwandelt sich langsam in etwas, das nicht mehr feindlich gesinnt ist dem friedlich Lebenden. Die Gestorbene stellt sich an diejenige Stelle des Lebens, von der aus das Glück beherrscht wird. An allen Ereignissen ahnt der im Einverständnis mit der Toten Lebende von nun ab das Geheimnisvolle, Schöpferische, Gottgewollte. Aus aller Tätigkeit schwindet der Ärger. Denn die erste Tat eines jeden Tages beginnt jetzt früh im Lichte der Sonne und wird getan unmittelbar an der Erde. Johannes darf arbeiten im Blumengärtchen des Toten-

gräbers. Er tut es für die Tote, aber er gedenkt dabei des Kindes, das bei ihm spielt. Er tut es nur wie eine Vorübung. Weil er zu lange entwöhnt war der Arbeit an der Erde, muß er beginnen mit Spatenstich und Beobachtung der Blumen. Aber eines Tages wird er den Pflug führen und barhäuptig nach alter Sitte den Samen werfen, draus Nahrung wächst für Kind und Kindeskind ...

Weiß man denn noch nicht, was der Totengräber herausgelesen hat aus den vergilbten Pergamenten, drauf geschrieben steht von Grenzen, Gemarkung und Gewartung dieser Gegend? Da liegt gleich hinter dem neuen Gottesacker nach Norden zu ein Anwesen, das einst, im vorvorigen Jahrhundert noch, einen Besitzer gehabt hat gleichen Namens wie der Deutsche, der jetzt gekommen ist, seine Frau hier zu begraben. Hollsgård hieß das Anwesen damals, das heißt: Hof des Holl.

Johannes Holl weiß nicht, ob jener Besitzer gerade einer seiner Vorväter war. Er ist ja nicht adelig und weiß um kein Buch, drin er seinen Stammbaum aufgezeichnet findet. Aber er weiß wohl, daß seine Väter einmal hier oben im Norden gewohnt und Land besessen haben. Er bespricht die Frage eine Nacht lang mit Hannah, und vom darauffolgenden Morgen an ist er für nichts anderes mehr zu haben, als für den Hof, der einst Hof des Holl hieß. Aber jetzt ist der trunk- und händelsüchtige Per Panssson noch Besitzer dieses Hofes, und nur der Teufel weiß, ob Geld ihm mehr wert ist, als das verfallende Dach über dem Kopf. Geld hätte Holl jetzt genug. Im achtzigsten Jahre ihres Lebens ist seines Vaters Schwester nun doch gestorben und hat ihn zum alleinigen Erben eingesetzt. Da hat er das Haus und alles Gerät in Deutschland verkaufen lassen, und nur die alte Familienstanduhr ist

unterwegs. Er erinnert sich noch gut an den zuckenden Minutenzeiger und wie er darüber gelacht hat in Majeiken auf Vaters Arm. Nun soll Gösta darüber lachen.

* * *

Es ist nun Erntezeit. Johannes Holl hat sich niedergelassen am Friedhofe auf einem der mächtigen uralten Steinblöcke und blickt hinüber nach dem wahrscheinlichen Besitztum seiner Väter. Hinter ihm schläft Hannah. Zu seinen Füßen sitzt Gösta und buchstabiert in der deutschen Bibel. Vor ihm ist Per Panssson dabei, die Ernte hereinzubringen.

Johannes hört deutlich, wie die Tote, gleich als spräche sie im Traum, zu ihm redet von dem Geheimnis des Lebens. Sie glaubt immer noch daran, daß es Gutes und Böses gibt, daß aber das Letztere langsam langsam in das Erstere sich verwandelt. Denn die Liebe ist stärker als der Haß, sagt sie. Nämlich: im Bösen wird zwar selbst das Gute gehaßt, aber im Guten wird sogar das Böse geliebt!

Johannes ist sehr verwundert darüber, doch er verzieht keine Miene und sieht gleichmütig, fast befriedigt zu, wie Per Panssson erntet.

Per Panssson bemerkt das und ärgert sich darüber. Immer wieder muß er einen Schluck aus der Schnapsflasche nehmen, um seinen Ärger hinunterzuspülen. Dieser verdammte Deutsche! sagt er zu den anderen und so laut, daß Johannes es hören kann, was hat er mir zuzusehen! Ich weiß wohl, was er will! Aber so wahr ich lebe, meinen Hof kriegt er nicht!

Johannes neigt das Haupt. Wenn es ihn ärgert, denkt er, will ich nicht mehr hinsehen! Er zieht ein Heft aus der Tasche und beginnt zu lesen. Er hat mit eigener Hand

seine eigenen Gedanken darin aufgezeichnet. Oder sind Gedanken einem Menschen nicht so zu eigen wie die Hand? Kommen Gedanken nicht heran an den Menschen wie gewollt von einem fremden unheimlichen Willen? Sind Gedanken vielleicht Verständigungsversuche der Toten? Enthüllungen eines Geheimnisses? Oder vielleicht Verhüllungen? — Wie dem auch sei, dieses habe ich nicht nach eigenem Willen geschrieben! denkt Johannes, als er jetzt zu lesen beginnt. Vieles ist kühn und wie kaum zu ertragende Kunde. Aber es ist nun einmal da. Mag daraus werden, was will!

Nicht ich habe mich nach meinem Vaterland zu richten, sondern mein Vaterland nach mir! liest Johannes, und weiter: Einen Geist der Nation gibt es nicht. Was man so nennt, ist nur das Überwiegen des Geistes *eines* (Napoleon) oder *mehrerer* Menschen (Kaufleute, Advokaten, Pöbel) in der Nation. — — Den Deutschen, wenn sie wüßten, wie ich unter ihnen gelebt, würde ich wohl verächtlich erscheinen. Aber bin ich darum *absolut* verächtlich? Ich habe doch keinen Vorteil gehabt davon, daß ich so bin, wie ich bin! — — Allen Gewalt- und Umsturzmenschen, einem Luther, Napoleon, Karl Marx, Bismarck, ist gemeinsam, daß sie so denken und handeln, als hätten sie Gottes Geheimnis entdeckt. Ihr Werk ist *nicht* ewig. Sie sind Größen einer Nation, einer Klasse, einer Bildungsschicht, ja bisweilen irdisch Große, aber nie *welthaft* Große! — — Sieht man sich in der Geschichte um und gewahrt, wieviel Schuld am Herrentum haftet, und wie zu Sklaven immer wieder die Unschuldigen werden, muß man sich wünschen: Lieber Sklav, als Herr! — — Es kann nicht Rettung geschehen, indem man Schuld und Fluch einer Gemeinschaft auflädt,

sondern nur, indem man dem Segen der Einzelseele nicht sich entzieht! — — Bin ich Pazifist? Nein! Ich stehe auf dem göttlichen Standpunkt, wo es mir gleichgültig ist, ob die Menschen sich gegenseitig totschlagen. Aber: ob in meiner Seele Frieden sein soll oder nicht, das kann hier kein Staat mir gebieten! — —

Der ganzen Wissenschaft darf der schöpferische Mensch nicht mehr Wert beimessen, als der Schöpfer selber ihr beimißt. Er weiß, daß alle Analyse und Synthese schon gewesen ist. Er fühlt und weiß, was andere in der Zeit erst mühsam sich erdenken müssen! — — Wer nicht vergessen kann, vergewaltigt das Leben! — —

Ich habe mir moderne deutsche Bücher senden lassen. Mir wurde Sternheim angepriesen. Ich las und mir blieb nichts als die Geneigtheit, seine Technik zu bewundern. Aber ich bin nicht nur ein Mensch dieses Zeitalters! — — Musik! Warum habe ich nicht Gewalt, in Musik zu verwandeln meine Sehnsucht nach Hannah? Ich versuchte einmal die Bellman-Weise auf des Totengräbers Harmonika, da lachte mein Kind mich aus. Ich war beschämt, wie jemand, der bei einem Betrugsversuch ertappt wird. — — Welche Ehrfurcht vor dem Geheimnis bekundet doch die jüdische Religion mit der Forderung, sich Gott überhaupt nicht, weder im Bild, Gleichnis oder Wort, vorzustellen, ja den Wunsch dazu und die Gedanken daran nicht aufkommen zu lassen! Man möge sich der Vorliebe Goethes für das Alte Testament erinnern! — — Wie lächerlich sind die Menschen, die zu regieren glauben! — — Es gibt noch kein Volk, das sich zum Christentum bekehrt hat! — — Antisemitismus hat seinen Grund nur in der Furcht, dem Juden unterlegen zu sein. Deshalb allein schon ist er unwürdig eines Deutschen! — — Der deutsche

Patriotismus muß sich wandeln oder wird schwinden! Er war bisher bestimmt allein durch die Liebe zur Dynastie. Er muß in Zukunft bestimmt sein durch die Liebe zum Kinde! — — — — — — — — — — — — — —

Johannes Holl hebt sein Haupt und blickt, ohne zu wissen, was er sieht, auf den erntenden Per Panssson. Auch Gösta hebt sein Köpfchen und blickt lange den Vater an. Oh, siehst du alt aus! sagt er. Johannes erschrickt: Alt sehe ich aus? Komm zu mir, Kind! Warum sitzt du da die ganze Zeit und verdirbst dir die Augen an den Buchstaben der Bibel! Komm, wir wollen zusehen, wie dort geerntet wird! Willst du nicht? Woran denkst du? — Ich möchte nach Deutschland zurück! sagt Gösta. — Der Vater scheint diesen Wunsch zu überhören, aber er vermag nicht zu sprechen vor innerer Erregung. — Was soll ich jetzt tun, Papi? fragt Gösta nach einer Weile. Soll ich Steine sammeln oder fliegen wie ein Schmetterling? — Warum möchtest du nach Deutschland zurück? wird er jetzt gefragt. — Ich weiß nicht. Hier sprechen sie alle so anders, so anders, als Mammi sprach und als du sprichst, und du sprichst ja meist gar nicht in letzter Zeit. — Ich spreche meist gar nicht? — Nein, du sitzt und denkst oder schreibst.

Johannes packt mit festen Fingern das Heft, darin er seine Gedanken aufgezeichnet hat, und zerreißt es langsam in kleine kleine Fetzen, die er vom Wind hintreiben läßt auf Per Panssons Feld. — Gib mir die Bibel! sagt er dann. Ich will dir vorlesen. Es ist deutsche Sprache, aber wie sie jetzt nur selten noch gesprochen wird im Lande, wo du geboren bist! Was hast du aufgeschlagen? Hiob? Kind, Kind, weißt du auch, was das bedeutet ... Aber einerlei! Ich will dir jetzt lesen, damit du das Deutsche nicht vergissest:

»Oh, daß ich wäre wie in den vorigen Monaten, in den Tagen, da mich Gott behütete. Da seine Leuchte über meinem Haupt schien, und ich bei seinem Licht in Finsternis ging; wie ich war zur Zeit meiner Jugend, da Gottes Geheimnis über meiner Hütte war ...«

Weiter zu lesen vermag er nicht. Er neigt sein Haupt ganz tief und verdeckt das Gesicht mit dem heiligen Buch, damit das Kind seine Tränen nicht sehe. Es ist lange still. Hinten im Friedhof rauschen die Bäume auf, und man hört bisweilen den Spaten des Totengräbers, der wegen des steinigen, schwer auszuhebenden Bodens immer etwas vorarbeitet. Dann sagt das Kind: Es kommt ein fremder Mann auf uns zu ...

* * *

Es ist natürlich Per Panſſon. Er hat einen roten Kopf und grün-gläſerne Augen und in der einen Hand lauter Papierſchnitzel. — Warum wirft man dies auf mein Feld? fragt er grob und ohne zu grüßen. Was bedeutet das? Will man mich höhnen? — Das hat der Wind getan! antwortet Johannes Holl ſehr gelaſſen und furchtlos aufblickend. — Ich frage, was es bedeutet! ſagt Per Panſſon. — Johannes zuckt die Achſel. — Will man mir keine Antwort geben, weil man ſich als Herr ſchon fühlt? — Ich verſtehe nicht, ſagt Johannes, ich kann noch nicht ſo viel ſchwediſch! — Ich weiß, daß du ein Deutſcher biſt, ein verfluchter! ruft Per Panſſon. Und ich weiß, daß du gekommen biſt, meinen Hof mir zu nehmen! Aber ich brauche nicht zu verkaufen, verſtehſt du! Es iſt nicht wahr, daß ich Schulden habe! Ich verkaufe nicht! So wahr ich lebe, ich verkaufe nicht! Warum ſiehſt du mich ſo an? Glaubſt du etwa, daß ich beſoffen bin? Warteſt

du etwa darauf, daß ich mich tot saufe? Sitzest du hier etwa und streust Zauberzettel auf mein Feld, damit mich der Schlag treffe bei der Ernte? Wart du! Ich will dir zeigen, daß ich länger lebe als du!

Er bückt sich, ergreift einen Stein und steht drohend da wie ein wilder Mensch der Vorzeit. Johannes läßt die Bibel fallen, stellt sich schützend vor das Kind und ruft den hinten arbeitenden Totengräber zu Hilfe. Im selben Augenblick aber trifft der Stein sein Haupt. Sinkend sagt er mit zerbrochner Stimme: Wieder dunkel vor den Augen ... Hannah hilf!

Gottes Geheimnis über meiner Hütte

Die Nacht der Schmerzen ging vorüber. Andere Nächte waren hell von des Fiebers Sonne und wurden nicht wahrgenommen. Dann war eine Nacht wirklich Nacht und voller Sturm.

Der Traum losch aus. Hannah war entschwunden. Am Atem des Kindes nur ahnte man, wohin sie sich gewandt. Der Genesende stand am Fenster und starrte in den Mondsturm hinaus, weil er meinte, einen Ruf vernommen zu haben im Freien.

Wankte da nicht ein Wanderweib vorbei am Gemäuer? Winkte es nicht? Wollte es nicht weiter des Weges und — brach zusammen?

Obgleich selber noch hilfsbedürftig, hastete Johannes Holl hinaus, um zu helfen, und wurde sogleich hin- und hergeschleudert von einer stumm und taub machenden

wolkigen Gewalt. Es gibt doch nun wirklich kein Schicksal mehr! mußte er denken, und doch ist hier etwas, das mich bestimmt zu wollen, was ich nicht will! Er stieß seinen Blick in den Sturm und sah. Er sah ein uraltes Gesicht. Die Augen waren voller Mond wie die Augen Glams. Der Mund war bewegt von Zuruf und Abschiedszuckungen. Die Stimme jedoch war nur im Sturm. Nicht verständlich. Als er endlich das Gemäuer ertastete, wo das Unbekannte, als sei es am Ende der Kraft, herübergebeugt sich hatte — war niemand da.

Johannes kehrte ins Haus zurück und versuchte zu schlafen. Immer wieder schnellte er empor und starrte ins Dunkel, weil er die verschiedensten Gestalten sah. Dabei wußte er, daß er nicht träumte und auch nicht fieberte. Da war sein Vater im Gespräch mit Hannah und Per Pansson. Da setzte sich seine Mutter zu Füßen eines unbekannten jüdischen Greises. Da tanzte Deutfall mit Angelika. Lenzer und seine Frau saßen lächelnd beim Essen. Eisenhändler Kalmus kam mit ernster Miene und umarmte seinen Sohn, den Doktor. Fabrikant Splitter war dabei, Blumen zu pflücken und einen Strauß zu binden für Tante Linchen. Urgroßvater Zeidel machte eine tiefe Verbeugung vor Vetter Felix. Da war Abrahami; da war der Fremde, der einst im Londoner Nebel half; und jener andere, der Nietzsche verkündet hatte im Café Bauer. Da war ein Mann mit blauer Brille und ein flüchtender Dieb mit einem Bild unter dem Arm. Und zwischen allen ging der Dichter umher und schrieb mit geschlossenen Augen ...

Erzähl mir ein Märchen! sagte Gösta im Traum.

Der Sturm dröhnte und umdrängte das Haus noch immer; aber, je mehr es dem Morgen zuging, um so

mehr verlor er an Kraft. Schon hörte man das Schnarchen des Totengräbers nebenan.

* * *

Am Tage nach der Sturmnacht saß der Genesende in der Sonne. Gösta spielte mit Erde. Der Totengräber kam und sagte: Es ist Merkwürdiges geschehen! Gestern ist Per Pansson aus dem Gefängnisse zurückgekehrt. Er hat seine Strafe verbüßt und vor Freude darüber, daß er wieder frei ist und noch lebt, während es Euch schlecht geht, einen gewaltigen Rausch sich angetrunken. Drüben, hinter dem Fluß, im Svanekrogen. Nachts auf dem Heimweg zu seinem Hof wurde er vom Sturm überrascht, ist von der Brücke getaumelt und ertrunken. Man sagt, sein Weib, das ja fromm ist, wolle nicht mehr wohnen bleiben auf dem Hofe ...

Johannes Holl sagte hierauf nichts. — Ich denke mir, fuhr der Totengräber nach einer Weile fort, ich denke mir, der Hof wird jetzt bald verkäuflich sein ... Johannes Holl sagte noch immer nichts. Er nickte nur sinnend mit dem Kopf wie ein ganz alter Mann und schaute aufmerksam dem Spiel des Kindes zu.

Der Totengräber ging fort. Die Sonne stieg höher. Das Kind, ohne sich umzublicken, sagte: Ich habe heut nacht geträumt, daß ich groß bin und nicht mehr hier wohne. Was ist eigentlich ein Traum?

Inhalt

Vorzeichen 7
Die stumme Gabriele 23
Die Verkündigung 34
Der Streit um die Zukunft 69
Das Ebenbild 116
Soldatenspiel 147
Der Kampf um Majeiken 183
Opfer 246
Die Erholungsreise 363
Der Jünger des Ahasver 409
Die Erblindung 493
Die Sehenden 534
Aufbruch ins Land Gösta Berlings . . 557
Die Blindenlehrerin 585
Gottes Geheimnis über meiner Hütte . 599

Bücher von Axel Lübbe

Ein preußischer Offizier

Novelle. 43 Seiten. Kartoniert Gz. 0,6

(»Der Falke«, Bücherei zeitgenössischer Novellen, Bd. 5)

Eine Novelle, die man atemlos zu Ende liest, weil man von der ersten Zeile an in ihrem Banne steht. Schöpferische Kraft spricht hier ihre eigene Sprache. Nur ein Dichter mit den verfeinertsten Nerven konnte dieses Meisterstück schaffen. Es sind wenig Bücher, die man diesem schmalen Bändchen gleichwertig zur Seite stellen könnte. Neue Badische Landeszeitung, Mannheim.

Phönix

Ein Roman. 197 Seiten. Gebunden Gz. 2

Wie der mythische Vogel Phönix ersteht hier ein Mensch, suchend und irrend durch nebelhafte Nacht, mit einer herzzerreißenden Sehnsucht nach Erfüllung, die brutale, wirre Unzulänglichkeit des äußeren Lebens nicht zu bieten vermag. Deshalb werden die hier geschilderten Phasen in das zauberhafte Gebiet der Metamorphose gesteigert, und so wirkt das Buch, in dem Erlösungsdrang, Schrei nach dem Menschen, nach Geist, nach Glaube und Liebe, das selten eigenartig angefaßte Motiv ist, so phantastisch-überirdisch und hinreißend packend.

Dr. Friedrich Michel in der Kasseler Allgemeinen Zeitung.

Menschen und andere Mächte

Erzählungen. 107 Seiten. Gebunden Gz. 1,75

Zwei Stücke des Bandes: »Der Flüchtling« und »Mitä Suvaitsette« stehe ich nicht an, zum Besten zu zählen, was seit langem die deutsche Novellistik hervorgebracht hat. Einem Geist, der solches ersonnen, dürfen wir vertrauen; jene Dichterschaft, die erhebt und läutert, ist durch ihn verbürgt.

Felix Braun im Berliner Börsen-Courier.

Gleich die erste Novelle »Der Flüchtling« ist ein Meisterstück. Es ist wie bei Heinrich von Kleist, von dessen Erzählungen man auch nicht glaubt, daß sie ein Mensch geformt hat, von denen man viel lieber annehmen möchte, sie seien vom Schicksal unerbittlich diktiert. Manfred Hausmann im Deutschen Pfeiler.

Deutsche Verlags-Anstalt Stuttgart

7.—
3.7.33
M. 33

Printed in Germany

Maria Waser

Maria Wasers Erzählungen gehören zu jener Gattung von Dichtwerken, die, „wie das Gestirn, ohne Hast und ohne Rast" sich um die eigene Last drehen. Solche geduldige und langmütige Bücher finden in unserer aufgeregten Zeit ihre besten Leser. Raabe, Stifter, Louise von Francois haben jene meisterliche Geduld besessen, die Mut ist: die Ausdauer großer und starker Naturen. In Maria Waser, dieser „milden und mütterlichen Frau", verbindet sich die Gründlichkeit einer Gelehrtennatur mit dichterischem Einfühlen und hellsichtiger Gestaltungskraft. Strenge und Zartheit, Mildes und Starkes finden sich selten zu solch glockenhellem Guß ver-

schmolzen wie in dieser lauteren und lebensreifen Frau. Schweizerische Gediegenheit, eine goldene Rechtschaffenheit, Achtung vor dem Menschenbild und Ehrfurcht vor dem Schicksal verleihen ihrem Schaffen oft einen Zug von biblischer Einfalt und Größe. Maria Waser hat sich als ein ganz unliterarischer Mensch bekannt, Dichtung galt ihr immer nur „als eine Angelegenheit des Herzens und der Sinne, der inneren und äußeren Schau, des blutheißen Lebens". Einer inneren Befreiung diente jedes der Bücher, die sie bisher geschrieben hat. Gestalten ihrer Phantasie oder solche, die der Doktorin bei gelehrtem Forschen aus alten schweizer Urkunden und aus Familienpapieren mit Gespenstertritt nachschlichen und um Erlösung flehten, gab sie Blut und Leben, Dasein und neue Lebensmacht. Da ist ihr erster Roman: Anna Waser, „die Geschichte ihres kleinen reichen Lebens", ein Buch voll Adel, voll Seelenkraft, voll segnender Geduld, geschrieben, wie alles von Maria Waser, in jenem alemannischen Deutsch, das sein geschichtliches Werden, den Nährboden der Berner Mundart wie die Vermischung mit welscher Kultur, nirgends verleugnet. Da sind die schicksalbeladenen Schatten ihres Novellenbandes „Von der Liebe und vom Tode". Und ihr neues großes Werk „Wir Narren von gestern": ein Buch der Befreiung und Erhebung! Denn nichts Geringeres unternimmt die weit ausholende Dichtung, als eines ganzen Zeitalters Werden und Wesen zu deuten, Geist und Seele verknüpfend zu jener Einheit, aus der allein neues, gesundes Leben, des Volkes und des einzelnen, entspringen kann.

Deutsche Verlags-Anstalt / Stuttgart und Berlin

MARIA WASER

Wir Narren von gestern. Bekenntnisse eines Einsamen. Roman. Gebunden Gm. 6.50, in Ganzleinen Gm. 7.– 11.–15. Tausend.

„Eine Erzählung, die geeignet ist, unsere wunde Volksseele zu heilen und unsere sittlichen Kräfte zu heben. Das Buch Maria Wasers ist ein wahrer Gesundbrunnen, dessen Kraft wir während des Lesens dauernd spüren. Die Dichterin fügt mit ihrer Erzählung ein Juwel in die stolze Literaturkrone der deutschen Schweiz."

Wilhelm Schaer in den Bremer Nachrichten.

„Ein Roman von einem halben Tausend Seiten, doch jede Seite voller Saft deutscher Prosa, vom ersten bis zum letzten Blatt ein Siegeszug unverbrauchter Worte. Heimat mit allem Zauber schöner Erdwellen, Vielgestalt des Menschlichen, Fernes und Nahes, Leides und Schönes geben diesem Roman Maria Wasers Gehalt und Bestand. Und das Wohlgefallen, das wir an dieser beherrschten, glanzvollen Sprache haben, zeugt für den Roman, der eine Dichtung geworden ist."

Eduard Korrodi in der Neuen Zürcher Zeitung.

Die Geschichte der Anna Waser. Roman aus der Wende des 17. Jahrhunderts. Gebunden Gm. 6.50, in Ganzleinen Gm. 7.–. 20.–22. Tausend.

„Dieser Roman ist ein Kunstwerk, und zwar ein ganz großes. Er gehört zu dem Allerbesten, was seit langer Zeit dem deutschen Leser geboten worden ist. Es ist schier wunderbar, wie eine unvergleichlich schöne Schilderung, getragen von einer vieledlen Sprache, uns hier in ihren Bann zieht." *Hamburger Nachrichten.*

„... Dieses feine und tiefe Buch ist nicht für Leser bestimmt, die durch Bücher hasten oder nach bunten Abenteuern suchen. Es verlangt Sammlung und Stille ... Nicht zuletzt zieht uns die wundervolle, klangreiche, mit Meisterschaft gehandhabte Sprache in ihren Bann. Dieses Buch gibt uns viel, sehr viel." *Hannoverscher Courier.*

Von der Liebe und vom Tod. Novellen aus drei Jahrhunderten. Gebunden Gm. 4.–. 7.–9. Tausend.

„Sie lassen uns nicht los, diese vier Novellen, die uns von der Liebe und dem Tod erzählen. Erzählen? Nein, wir erleben mit all den meisterlich geschilderten Menschen ihr Schicksal, ‚Die Lieb, – Allzyt voll Süß und Bitterkeit'." *Nationalzeitung, Basel.*

„Weibliche literarische Feinarbeit ist dies im besten Sinne. An die Zartheit künstlerisch gestickter Bilder in Schatullendeckeln oder Zierrahmen erinnernd und dabei warm durchlebt von der stark empfindenden Seele einer Frau und weiblich-dichterischem Durchleuchten der Dinge. Ein Eindruck bleibt davon zurück, wie es nur aus dem Schimmer wirklichen Kunstwerkes kommt." *Wiener Abendpost.*